

BRAUNSCHWEIGISCHES
J A H R B U C H
FÜR
LANDESGESCHICHTE

BAND 94
2 0 1 3



BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH
FÜR
LANDESGESCHICHTE

Gedruckt mit Förderung
der Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz



BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH
FÜR
LANDESGESCHICHTE

IM AUFTRAGE DES
BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

HERAUSGEGEBEN VON
BRAGE BEI DER WIEDEN

Der ganzen Reihe
Band 94

2013

SELBSTVERLAG DES BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

Das Braunschweigische Jahrbuch für Landesgeschichte erscheint in der Regel jährlich.

Die Zusendung von Manuskripten erbitten wir an die Schriftleitung in:

38302 Wolfenbüttel, Forstweg 2, Telefon (0 53 31) 93 52 45

heike.kurde@nla.niedersachsen.de

Anmeldungen zur Mitgliedschaft im Verein, die zum freien Bezug der Zeitschrift berechtigt,
werden an die gleiche Anschrift erbeten.

Über das Programm und die Aktivitäten informiert auch

www.braunschweigischer-geschichtsverein.de

Der Mitgliedsbeitrag beträgt 21,00 €, für Jugendliche in der Ausbildung 10,00 €.

Bank: NORD/LB, Kontonr. 144 592, BLZ 250 500 00,

IBAN DE88250500000000144592, BIC NOLADE2HXXX

Schriftleitung:

Dr. Brage Bei der Wieden

Bibliographie:

Ewa Schmid M. A.

Rezensionen und Anzeigen:

Dr. Silke Wagener-Fimpel

Dr. Martin Fimpel

Vertrieb:

Buchhandlung Graff

Sack 15

38100 Braunschweig

E-Mail: infos@graff.de

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung
für sämtlich Beiträge vorbehalten.

© 2013 Braunschweigischer Geschichtsverein e. V.

ISSN 1437-2959

Druck und Verarbeitung: oeding print GmbH, Braunschweig

Vorstandsmitglieder des Braunschweigischen Geschichtsvereins

1. Vorsitzender	Dr. Brage Bei der Wieden
2. Vorsitzender	Ulrich Hagebölling
Schatzmeister	Dipl.-Kfm. Sascha Köckeritz
Geschäftsführer	Dr. Werner Arnold
Ehrenmitglieder	Dr. Horst-Rüdiger Jarck Dr. Manfred Garzmann
Beirat	Dr. Annette Boldt-Stülzebach Dr. Hans-Henning Grote Dr. Walter Hagen Dr. Cecilie Hollberg Dr. Christian Lippelt Prof. Dr. Jochen Luckhardt Dr. Heike Pöppelmann Prof. Dr. Thomas Scharff Dr. Henning Steinführer
Ehrenbeirat	Dr. Dieter Lent Prof. Dr. Gerhard Schildt Dr. Gerd Spies Dr. Mechthild Wiswe

INHALT

Aufsätze

Das Gotteshaus St. Nikolai am Damm in Braunschweig. Ein Beitrag zur Sakral- und Stadtopographie im 12. Jahrhundert von Wolfgang Meibeyer.....	13
Siegel und Seide – Zwei Siegeltaschen des 13. Jahrhunderts aus dem Stift St. Blasius zu Braunschweig von Barbara Klössel-Luckhardt mit einem Beitrag von Eva Jordan-Fahrbach....	35
Zur Geschichte der beiden Gandersheimer Fronhöfe in Plittersdorf und Krucht von Hartmut Heikaus.....	55
Herrschaft Sichelstein: Geschichtsfälschung im Interesse braunschweigischer Landespolitik? von Wolfgang-Dietrich Nück.....	69
Die Hofordnung von Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg (Wolfenbüttel) von 1587 von Arnd Reitemeier, gemeinsam mit Miriam Bartels, Clara Böhme, Arne Fieselmann, Jürgen Gansäuer, Maike Gauger, Sanja Gehrken, Stephanie Hennig, Anika Kurth, Brigitte Lazar, Sören Lindner, Lena Malzahn, Jan Stieglitz, Jennifer Uhl, Nils Urbigkeit.....	101
<i>Es ist in disen Jahre daß Sterben untern Menschen sehr starck gewesen, auch die Kinder haben die Blattern gehabt.</i> Bemerkungen zu den Pocken in Hornburg von Sibylle Heise	135
Erst Großbaustelle und dann eine andere Stadt: Der lange Abschied von der Festung Wolfenbüttel von Martin Fimpel.....	161
Das Ende des Schlosses Antoinettenruhe am Lechlumer Holz bei Wolfenbüttel von Silke Wagener-Fimpel.....	193
Die Braunschweigische Notariatsordnung von 1850 im Kontext. Versuch einer kleinen Notarsgeschichte des Braunschweiger Landes 2. Teil: Von der '48er Revolution bis 1961 von Daniel Reupke.....	225

Tagebücher des Privatiers und Berufsspielers August von Walbeck in Wolfenbüttel (1815-1847) von Gisela Babnik (Einleitung von Dieter Lent).....	251
---	-----

Einer gegen alle, alle gegen einen Theodor Hardeweg und die Helmstedter Kommunalpolitik nach 1927 von Matthias Krüger.....	283
--	-----

Die Zerstörung des Tempels – Das Ende der Synagoge in Seesen von Joachim Frassl.....	305
---	-----

Kleinere Beiträge

Ein berühmter Historiker aus Braunschweig. Helmut Beumann (1912–1995) zum Gedenken von Manfred R. W. Garzmann	337
---	-----

Miszellen.....	345
----------------	-----

Bibliographie

Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2012 – mit Nachträgen bearbeitet von Ewa Schmid	351
---	-----

Rezensionen und Anzeigen

A u g u s t i n B.: Henriette Schrader-Breymann, Biografische Rekonstruktion unter besonderer Berücksichtigung ihres Beitrages zur Professionalisierung der pädagogischen Berufsarbeit für Frauen im Deutschland des 19. Jahrhunderts (S. Donner).....	409
---	-----

B e i n R.: Unruhige Jahre für den Löwen: Reiseführer Land Braunschweig 1912 – 1932 (G. Fiedler)	413
---	-----

B u r c k h a r d t A. siehe H e n k e l T.

D o n n e r S. / G r o t e H. – H.: Wolfenbüttel vor 100 Jahren (M. Fimpel)	412
--	-----

G e r s t C h.: Hexenverfolgung als juristischer Prozess. Das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im 17. Jahrhundert (R. Berwinkel).....	394
--	-----

G r o t e H. – H.: Franz Finck und das Schlossbrückenensemble in Wolfenbüttel. Eine Studie zur barocken Plastik im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts (U. Strauß).....	396
G r o t e H. – H. siehe D o n n e r S.	
H e l m C h. (Hrsg.): „Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden“. Die Geschichte der Mädchen-Erziehungsanstalt der Geschwister Breymann Neu-Watzum in Wolfenbüttel, 1872–1960 (B. Augustin).....	411
H e n k e l T. (Hrsg.) / B u r k h a r d t A. (Konzeption u. Red.): „Nicht Ruh‘ im Grabe ließ man euch ...“ Die letzte Heimat Kaiser Lothars III. im Spiegel naturwissenschaftlicher und historischer Forschungen (Th. Scharff)	386
Der Jacobstempel. Die Synagoge der Jacobson-Schule in Seesen. Reform – Hoffnung – Zerstörung – Rekonstruktion (S. Wagener-Fimpel).....	397
K i e k e n a p B.: Hitlers und Himmlers Henker. Der SS-General aus Braunschweig. Biografische Notizen über Friedrich Jeckeln (1895-1946) (J. Schmid).....	419
K r u e g e r Th.: Wilhelm Raabe im Weserbergland. Eine literarische und fotografische Spurensuche (B. Edelmann)	403
K u e s s n e r D.: Ansichten einer versunkenen Stadt. Die Braunschweiger Stadtkirchen 1933-1950 (R. Hering)	415
K u l h a w y A.: Das Braunschweigische Leihhaus als Instrument der Modernisierung (1830 - 1918) (J. Laufer)	400
L a m p e J. / W i l l i n g M. (Bearb.): Die Inschriften des Landkreises Holzminden (M. Seeliger).....	390
L a u f e r J. siehe S t e i n s i e k P. – M.	
L ü t j e n A.: Die Viewegs: das Beispiel einer bürgerlichen Familie in Braunschweig 1825–1921 (N.-M. Pingel)	404
O h a i n s k i U. (Bearb.): Das Urkundenbuch des Augustinerchorfrauenstifts Dorstadt (U. Schwarz)	388
O h a i n s k i U. / R e i t e m e i e r A. (Hrsg.): Das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahr 1574. Der Atlas des Gottfried Mascop (B. Bei der Wieden)	392

Reitemeier A. siehe Ohainski U.

Steinsiek P. – M. / Laufer J.: Quellen zur Umweltgeschichte in
Niedersachsen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert (Th. Krueger) 383

Wedemeyer B.: QUADRIGA: Das Viergespann des Residenzschlosses
zu Braunschweig (A. Walz) 406

Wenzel M., unter Mitarbeit von B. Matthey:
Die Gemälde der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.
Bestandskatalog (H. Börsch-Supan) 381

Weßelhöft D.: Von fleißigen Mitmachern, Aktivisten und Tätern.
Die Technische Hochschule Braunschweig im Nationalsozialismus
(C. Bei der Wieden) 424

Wettern H.: Heinrich Grönewald 1909 bis 1957. Student und
Doktorand der Technischen Hochschule Braunschweig.
Ein Leben für die Pädagogik in Braunschweig,
Paris und Buenos Aires (B. Rother) 417

Willing M. siehe Lampe J.

Chronik

Chronik des Braunschweigischen
Geschichtsvereins
von Werner Arnold 427

VERZEICHNIS DER AUTOREN

Dr. Werner Arnold, Wolfenbüttel
Dr. Gisela Babnik, Wolfenbüttel
Dr. Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel
Dr. Martin Fimpel, Wolfenbüttel
Dr. Joachim Frassl, Seesen
Dr. Manfred R. W. Garzmann, Braunschweig
Dr. Hartmut Heikaus, Wülfrath
Dr. Sibylle Heise, Hornburg
Eva Jordan-Fahrbach, Braunschweig
Dr. Barbara Klössel-Luckhardt, Wolfenbüttel
Matthias Krüger, Celle
Dr. Dieter Lent, Wolfenbüttel
Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer, Braunschweig
Wolfgang-Dietrich Nück, Kassel
Prof. Dr. Arnd Reitemeier, Göttingen
Daniel Reupke, M. A., Saarbrücken
Ewa Schmid, M. A., Wolfenbüttel
Dr. Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Dr. Brigitte Augustin, Delmenhorst – Dr. Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel – Dr. Claudia Bei der Wieden, Wolfenbüttel – Dr. Roxane Berwinkel, Braunschweig – Prof. Dr. Helmut Börsch-Supan, Berlin – Dr. Sandra Donner, Börßum – Britta Edelmann, M.A., Königslutter – Dr. Gudrun Fiedler, Stade – Dr. Martin Fimpel, Wolfenbüttel – Prof. Dr. Dr. Rainer Hering, Schleswig – Thomas Krueger, M.A., Alfeld – Dr. Johannes Laufer, Hildesheim / Osnabrück – Dr. Norman-Mathias Pingel, Braunschweig – Dr. Bernd Rother, Berlin – Prof. Dr. Thomas Scharff, Wolfenbüttel – Joachim Schmid, Groß Biewende – Dr. Ulrich Schwarz, Wolfenbüttel – Dr. Matthias Seeliger, Holzminden – Dr. Ulrike Strauß, Braunschweig – Dr. Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel – Dr. Alfred Walz, Braunschweig

SIGLEN

BBL 1996: Braunschweigisches Biographisches Lexikon, 19. und 20. Jahrhundert
BBL 2006: Braunschweigisches Biographisches Lexikon, 8. bis 18. Jahrhundert
BLM: Braunschweigisches Landesmuseum
BsJb: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte
BsM: Braunschweigisches Magazin
HAB: Herzog August Bibliothek
LAW: Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel
NLA-StA WF: Niedersächsisches Landesarchiv-Staatsarchiv Wolfenbüttel
StadtA BS: Stadtarchiv Braunschweig
Zitierrichtlinien finden sich im Internet: <http://www.braunschweiger-geschichtsverein.de/wp-content/uploads/2009/09/Zitierrichtlinien2.pdf>
Redaktionsschluss für das kommende Jahrbuch: 15. August 2014

Das Gotteshaus St. Nikolai am Damm in Braunschweig.

Ein Beitrag zur Sakral- und Stadtopographie im 12. Jahrhundert

von

Wolfgang Meibeyer

Überlieferung, Schicksal und Lokalisierung

Auf dem Köppenberg am Südrand des historischen Stadtgebiets von Braunschweig hatte 1115 die Markgräfin Gertrud das Benediktinerkloster St. Marien/St. Ägidien gegründet. Um seine seither erworbenen zahlreichen Besitzrechte zu wahren, ließ sich dieses 1179 von Papst Alexander III. darüber ein Diplom ausstellen. Sorgfältig hatte es dafür der päpstlichen Kanzlei alles ihm Gehörige vorbenannt.¹ Das waren zunächst sechs der Abtei gehörende Pfarrkirchen und darüber hinaus die beträchtliche Anzahl von 50 einzeln aufgezählten Dörfern in der näheren und weiteren Umgebung. Dort verfügte das Kloster über komplette Hofwirtschaften, land- und forstwirtschaftliche Gründe sowie über sonstige Rechte.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man das Bestreben des Klosters nach Erlangung einer von so hochrangiger Stelle wie dem Heiligen Stuhl solide beurkundeten Feststellung seines Güterbesitzes nicht allein auf die Tatsache der 1177 nach längerer Zeit gegenseitiger Feindseligkeiten endlich erfolgten Verständigung zwischen Kaiser Friedrich I. Barbarossa und dem Papst zurückführen möchte. Darüber hinaus haben wohl auch begründete Besorgnisse um eine drohende Gefährdung der klösterlichen Besitzungen eine Rolle mitgespielt. Denn schon 1178 einsetzend mussten Teile des Herrschaftsbereichs Heinrichs des Löwen in der Folge seines Zerwürfnisses mit dem Kaiser 1176 in Chiavenna schwere und grausame Heimsuchungen etwa durch den Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg und seine Heerhaufen erleiden.² Sollte man sich da im Kloster von einem päpstlichen Diplom nicht eine gewisse Schutzvorsorge erwarten können?

Schließlich hatte sich neuerdings auch in Braunschweig selbst vieles zu verändern begonnen. Nicht nur in der Altstadt und in seiner Pfalzburg, sondern auch im nahen Vorfeld

1 Verfasser dankt dem Leiter des Stadtarchivs, Herrn Dr. Henning Steinführer, für seine Durchsicht des Manuskriptes sowie für Anregungen und Ergänzungen.

Bernd SCHNEIDMÜLLER: Beiträge zur Gründungs- und frühen Besitzgeschichte des Braunschweiger Benediktinerklosters St. Marien/St. Aegidien. In: *BsJb* 67 (1986), S. 52; vollständige Wiedergabe des Urkundentextes ebd., S. 55f. – Regest: Ludwig HÄNSELMAHN (Bearb.): *Urkundenbuch der Stadt Braunschweig* 2. 1900, Nr. 21, S. 9.

2 Joachim EHLERS: *Heinrich der Löwe. Eine Biographie*. München 2008, S. 323ff.

des Klosters hatte der energische Herzog eine kraftvolle, für damalige Beobachter vielleicht zunächst noch nicht mit allen ihren Folgen einschätzbare Entwicklung in Gang gebracht. Insbesondere war seine neue moderne Teilstadt, der Hagen, im Entstehen fortgeschritten und zwar in der breiten, zuvor versumpften, manchmal sogar überschwemmten Aueniederung der Oker. Es waren der Kultivierung von Feuchtland kundige Holländer, die Heinrich der Löwe für die Urbarmachung neuen Baulandes in sein Land kommen ließ nach den riesigen Landverlusten, die sie in ihrer Heimat in Folge der verheerenden Sturmflut vom Februar des Jahres 1164 erlitten hatten.

Ähnliche Ansiedlungsaktivitäten entfaltete auch Albrecht der Bär in der Altmark u. a. in der Elbeniederung, der Wische sowie in Stendal. Mit besonderen Privilegien ausgestattet kultivierten sie nun als Neuansiedler nicht nur die bislang nicht nutzbare Niederung durch Kanalbauten und Regulierung des Okerlaufs, sondern ihnen oblag dort in dem neu erschlossenen Gebiet dann auch die planmäßige Anlage der neuen Stadt.³ Sämtliches zuvor öde Sumpfgelände östlich des natürlichen Okerlaufs, unmittelbar vor dem Kloster sowie vor der damals kaum anders als dörflich einzuschätzenden Altewiek gelegen, befand sich im Umschwung. Hier übte die Abtei seit ihrer Gründung die alleinige Grundherrschaft aus,⁴ und diese Rechte galt es ebenfalls vor sich womöglich abzeichnenden Übergriffen zu wahren. Auch für diesen Zweck konnte sich das Diplom gewiss als dienlich erweisen.

In dessen auf das Jahr 1179 datierten Text begegnet dem Leser sogleich am Beginn des Güterverzeichnisses die Nennung zweier Kirchen, St. Magni sowie St. Nikolai. Als Standort wird für beide ausdrücklich dieselbe Ortschaft bei der Abtei angegeben. Das ist die dem Kloster seit seiner Gründung in vollem Umfang mit allen ihren Baulichkeiten etc. gehörige Altewiek, identisch mit dem Ort *Brunesguik*, wo 1031 die Weihe der Magnikirche vollzogen wurde. Jedem der beiden genannten Gotteshäuser wurde ausdrücklich auch ein Kirchspiel, ein eigener Pfarrsprengel also, zugeschrieben. Demnach muss 1179 in der Altewiek außer St. Magni noch eine zweite wirkliche Pfarrkirche mit dem Patrozinium von St. Nikolaus bestanden haben. (*Ecclesiam sancti Magni, ecclesiam sancti Nicolai in eodem vico cum earum parrochiis et dotibus omnibusque aliis pertinentiis*)⁵.

Das ganze Mittelalter hindurch ist in der Altewiek die Kapelle St. Nikolai vielfach urkundlich belegt, niemals aber wieder mit dem Status als (Pfarr-)Kirche. Bei der auf 1179 nächstfolgenden urkundlichen Erwähnung des Nikolaus-Gotteshauses im Jahre 1300 erscheint dieses nun anlässlich der Gewährung eines 40-tägigen Ablasses eben nicht mehr als (Pfarr-) Kirche, sondern lediglich noch als Kapelle und wird als Anhängsel der Magnikirche bezeichnet (*capella sancti Nycolai eidem ecclesie adherens*)⁶. Damit kommt zum Ausdruck, dass es zuvor schon als selbständige Pfarrkirche aufgehoben und unter Angliederung seines angestammten Kirchspiels an die Parochie von St. Magni selbst zur

3 Wolfgang MEIBEYER: Herzog und Holländer gründen eine Stadt. Die Entstehung des Hagen in Braunschweig unter Heinrich dem Löwen. In: *BsJb* 75 (1994), S. 7-28.

4 Hermann KLEINAU: Der Grundzins in der Stadt Braunschweig bis 1350. Leipzig 1929 (*Leipziger rechtswissenschaftliche Studien* 40), S. 19 sowie Urkundentext (wie Anm. 1).

5 Urkundentext und Regest (wie Anm. 1).

6 Ludwig HÄNSELNANN (Bearb.): *Urkundenbuch der Stadt Braunschweig* 2. Braunschweig 1900, Nr. 460, S. 229.

Kapelle herabgestuft worden war. 1278 hatte St. Nikolai bei einem Brand in der Altwiek erheblichen Schaden genommen, war aber wohl nicht gänzlich zerstört, wie es für St. Ägidien und das benachbarte St. Marienhospital den Anschein hat.⁷

Das 14. Jahrhundert hindurch empfing die unter dem Patronat von St. Ägidien stehende Kapelle (mit eigenem Priester) 20 geldliche Stiftungen aus Testamenten von Stadtbürgern, eine im Jahr 1314 aber weitere 19 im Zeitraum 1358 bis 1388.⁸ 1358 und 1360 deutet die darunter wiederholt angemerkte Zweckbestimmung *to deme buwe* bauliche Maßnahmen am und im Gebäude an.⁹

So stiftete 1360 Henning von Timmerlah nicht nur Geld für eine ewige Messe, sondern darüber hinaus für das Mauern eines Altars.¹⁰ Zuletzt 1506 floss St. Nikolai von einem Braunschweiger Bürgerehepaar Binder noch eine recht beträchtliche geldliche Dotation zu. Es gab dort zu jener Zeit neben dem Altar von St. Nikolaus noch einen zweiten von St. Anna.¹¹ Schon bald nach der Reformation muss die Kapelle profaniert worden sein. Als Gotteshaus hatte sie aufgehört zu existieren.

Ihren ehemaligen Standplatz ermittelte Hermann Dürre 1861 durch Auswertung der Lagebeschreibungen bei der Beleihung von Liegenschaften in den Degedingebüchern der Altwiek aus dem 15. Jahrhundert.¹² Die Kapelle bzw. ihr Kirchhof sowie die benachbarten beiden Brücken waren nämlich wiederholt als topographische Bezugspunkte für ihre Lage *uppe dem damm* herangezogen worden. Er beschrieb ihren Platz auf der Südseite der Straße Damm zwischen der heutigen Münzstraße und dem Bohlweg auf den Grundstücken mit den späteren Hausnummern 22 und 23.

Nikolaus-Patrozinium und frühstädtische Entwicklung

Der dort erkannte ehemalige Standplatz der Kirche bzw. Kapelle St. Nikolai hat sich un-
gemein anregend auf die Vorstellungen von den frühstädtischen Anfängen von Braunschweig ausgewirkt, zumal er unter dem Trümmerfeld nach dem Zweiten Weltkrieg auch noch archäologisch verifiziert werden konnte. Aus den topographischen Lagebeziehungen zog der um die Braunschweiger Stadtforschung verdiente Historiker Fritz Timme weitreichende Schlüsse in Hinblick auf die vor- und frühstädtische Entwicklung Braunschweigs. Sie boten ihm wichtige Ansätze für das hypothetische Siedlungsmodell eines frühmittelalterlichen *Oker-„wiks“*, das er besonders in zwei umfangreichen Studien 1950

7 Ludwig WEILAND (Hrsg.): Braunschweiger Reimchronik. MGH Deutsche Chroniken 2. Hannover 1876. Vers 8835ff, S. 568.

8 Silke WEGELAGE: Menschen und Vermächtnisse. Untersuchungen zu den Braunschweiger Bürgerstamenten des 14. Jahrhunderts (1289-1390). Hamburg 2011 (Studien zur Geschichtsforschung des Mittelalters 27), S. 181.

9 Josef DOLLE (Bearb.): Urkundenbuch der Stadt Braunschweig 5. 1994, Nr. 386, S. 450 sowie Nr. 516, S. 574ff.

10 UB Braunschweig 5 (wie Anm. 9), Nr. 516, S. 574ff.

11 Philipp Julius REHTMEYER: Der berühmten Stadt Braunschweig Kirchen-Historie 5 (Supplementa). Braunschweig 1720, S. 27ff.

12 Hermann DÜRRE: Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter. Braunschweig 1861, S. 735.

und 1963 ausgebreitet hat.¹³ Er deutete die Kirche – auf Grund ihres Patroziniums – als Zentrum einer kleinen Hafensiedlung. Diese sah er als einen bis in das 8./9. Jahrhundert zurückreichenden Wik-Handelsort an, direkt am östlichen Okerufer gelegen als Umschlagplatz im Warenverkehr von der Achse auf das Schiff vor allem zwischen dem Binnenland und dem Unterweser-Gebiet. Die lagemäßigen Voraussetzungen für einen derartigen frühzeitigen Handelsplatz als vor- oder frühstädtische Siedlungszelle schienen ihm dafür ideal erfüllt. Der Standort lag ja nicht nur nahe dem Flussufer, sondern auch gerade dort, wo der Hellweg als uralte westöstliche Fernstraße an der Engstelle zwischen der westlichen und der östlichen Niederterrasse von nur etwa 300 m die sonst wesentlich breitere Niederung der Oker zunächst in einer Furt, später ausgebaut auf einem Damm, überquerte. Zusammenfassend bemerkt er: „Eine zweite Pfarrgemeinde [St. Nikolai, Verf.] in der Altenwiek neben dem Dorfe bei der Magnikirche lässt sich nur erklären, wenn es sich dabei am Okerübergang und der Schiffsanlegestelle um ein Gotteshaus für fremde Kaufleute handelt.“¹⁴

Timmes Vorstellungen von diesen frühen Siedlungsverhältnissen stoßen freilich unter ganz verschiedenen Aspekten auf entschiedene Zweifel, von denen zwei sogleich ins Auge fallen. Der heilige Nikolaus, landläufig bekannt vor allem als Schutzpatron der Kaufleute und Schiffer, kann als solcher für die von Timme unterstellte Zeit noch gar nicht in Betracht kommen. Sein Patronat ist hier zu früh angesetzt und muss daher ausfallen. Denn erst nach 1087, dem Jahr der Translation seiner Reliquien vom kleinasiatischen Myra nach dem süditalienischen Bari, beginnt seine einschlägige Popularität in Europa Fuß zu fassen und erreichte den Höhepunkt ihrer Verbreitung nördlich der Alpen anscheinend erst im hohen Mittelalter.¹⁵ Zum Zweiten hat es eine so bedeutende Frachtschifffahrt auf der Oker während des ganzen Mittelalters entgegen der allgemein herrschenden Meinung¹⁶ – und ungeachtet des nur scheinbar unbezweifelbaren Schifffahrtsprivilegs Heinrichs des Löwen für den Hagen! – überhaupt gar nicht gegeben.¹⁷ Der nicht nur von Timme postulierte örtliche, auf den Umschlag zwischen Land und Okerfluss gestützte Handel kann so also gar nicht stattgefunden haben, erscheint als reine Fiktion.

In einer größeren Zahl von Fällen nicht nur im ostdeutschen Raum fand Karlheinz Blaschke 1967 im nahen Vorfeld von mittelalterlichen (Plan-)Städten liegende Nikolaus-

13 Fritz TIMME: Brunswiek vor 1000 Jahren. Nikolaikirche und Vorgeschichte. In: Braunschweiger Zeitung vom 14.12.1948; Ders.: Ein alter Handelsplatz in Braunschweig. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 22 (1950), S. 33-86; Ders.: Brunswiks ältere Anfänge zur Stadtbildung. In: Ebd. 35 (1963), S. 1-48.

14 TIMME, Handelsplatz (wie Anm. 13), S. 81.

15 Karlheinz BLASCHKE: Nikolauspatrozinium und städtische Frühgeschichte. In: Stadtgrundriss und Stadtentwicklung. Köln Weimar Wien 1997, S. 47f. = Neudruck nach: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonist. Abt. 84 (1967), S. 273-337.

16 Eine mittelalterliche Okerschifffahrt vertraten außer Fritz TIMME besonders Paul Jonas MEIER: Braunschweig. In: Niedersächsischer Städteatlas. 2. Aufl. 1926; Hans PLANITZ: Die deutsche Stadt im Mittelalter. Graz-Köln 1954; Theodor MÜLLER: Schifffahrt und Flößerei im Flussgebiet der Oker. Braunschweig 1968 (Braunschweiger Werkstücke 39); Detlev ELLMERS: Wege und Transport: Wasser. In: Stadt im Wandel 3. Landesausstellung Niedersachsen 1985. Stuttgart-Bad Cannstatt 1985, S. 249.

17 Wolfgang MEIBEYER: Gab es wirklich eine „bedeutende“ Fracht-Schifffahrt auf der unteren Oker im hohen Mittelalter? In: BsJb 83 (2002), S.205-210.

kirchen vor, die sich dort als Gotteshäuser von vorausgegangenen, nach darauf folgender Stadtgründung aber als wieder aufgegebene (kurzzeitige?) Kaufleutesiedlungen nachweisen ließen. Häufig an Fernstraßen, mitunter gleichzeitig auch an Flussübergängen gelegen, zeigten sich diese mit dem charakteristischen Nikolaus-Patrozinium versehenen Kirchen als verbliebene Reste durchweg im 12. Jahrhundert genossenschaftlich angelegter initialer Vorgängersiedlungen bei danach dann planmäßig aufgeführten Gründungsstädten.¹⁸ Für Braunschweigs Nikolai-Gotteshaus scheint sich angesichts nicht ganz unähnlicher Lagezusammenhänge allerdings nur auf den ersten Blick ein vergleichbarer Fall anzudeuten. Das könnte so aussehen, dass unsere Nikolaikirche hier wenigstens hypothetisch als Residuum eines älteren Kaufmannsplatzes des 12. Jahrhunderts am Treffpunkt von Hellweg-Fernstraße und Oker anzusehen wäre. Als in Blaschkes Sinne entsprechende jüngere planmäßige Marktanlage müsste dann die Wiksiedlung bei St. Magni als dessen zeitliche Nachfolgerin in Betracht kommen. Tatsächlich kann das aber nicht zutreffen. Denn dem stehen nicht nur die noch aufzuzeigenden naturräumlichen Standortbedingungen der Kapelle und ihres Umfeldes eindeutig entgegen. Wiederum wegen der bereits dargelegten Datierung des Nikolaus-Patroziniums kann eine Übertragung von Blaschkes zahlreichen, andernorts zu Recht anerkannten und voll gültigen Erkenntnissen auf die hiesigen Verhältnisse dennoch nicht in Frage kommen, weil damit die Magni-Weihe und die ungefähr zeitgleiche Entstehung des dortigen Wikmarktes bereits um 1030 gar nicht zusammenzubringen sein dürften.

Archäologische Befunde und die Ortstopographie

Auf Ersuchen von Fritz Timme nahm der Landesarchäologe Alfred Tode die Suche nach Spuren des verschwundenen Gotteshauses auf. Mit einer Grabung im Spätherbst 1948 gelang es ihm schließlich, im noch ungeräumten Trümmergelände in etwa 30 m Abstand von der südlichen Straßenkante des Damm auf den von Hermann Dürre benannten Grundstücken die Fundamentreste des kleinen Kirchenbaues aufzufinden, freizulegen und archäologisch zu untersuchen.¹⁹ Seine Befunde ergaben einen westöstlich ausgerichteten Rechteckbau ohne Apsis von 16 m Länge und 8 m Breite, welcher in seinen Abmessungen Parallelen erkennen ließ sowohl zu dem Erstbau der Magnikirche von 1031 als auch zu der ersten auf dem Kohlmarkt errichteten Steinbau-Kirche.²⁰ Die aus örtlichem Rogenstein (wohl vom Nussberg) bestehenden, 1.10-1.19 m dicken Bruchsteinmauern waren fast bis auf ihre ins Grundwasser hinabreichenden untersten Lagen ausgebrochen, die Gebäudeecken aber so weit erhalten geblieben, dass sich der Gebäudegrundriss zweifelsfrei ausmachen ließ (Abb. 1 und 6). Als Besonderheit konnte auch ein kleines Stück des

18 BLASCHKE (wie Anm. 14), S. 39ff.

19 Alfred TODE: St. Nicolai am Damm ein vergessenes Kirchlein. In: Katholische Kirchenzeitung für das Bistum Hildesheim 13 (1958) Nr. 43.

20 Hartmut RÖTTING: Stadtgrabungen der Jahre 1976 bis 1984 in Kurzberichten mit Fundangaben. In: DERS. (Hrsg.): Stadtarchäologie in Braunschweig. 2. Aufl. Hameln 1997 (Forschungen der Denkmalpflege in Niedersachsen 3), S. 119. Ralf BUSCH: Altstadtgrabungen in Braunschweig 1948 bis 1975. In: Ebd., S. 171.

Kirchenfußbodens in situ, ca. 0,5 m über der Fundamentbasis, festgestellt werden. Er fand sich etwa 1,5 m tiefer liegend als das aktuelle Straßenniveau (Abb. 7). Der alte Kirchenbau wurde beim Abriss wohl vor allem auch zur Gewinnung von Baumaterial so tief hinunter abgetragen.²¹

Die in der Grabung gemachten Funde, von denen sich Aussagen zu einer näheren Datierung der mittelalterlichen Kirche und ihres seinerzeitigen Umfeldes hätten ableiten lassen, wie das vor allem für Siedlungskeramik zutrifft, führten zu anderen Ergebnissen als von Fritz Timme und Alfred Tode vorher erwartet. Neben mancherlei Holzgegenständen, Knochen etc. fanden sich an Keramikmaterial nämlich nur Scherben von Irdenware mit Innenglasur sowie vor allem von der sog. blaugrauen Ware, darunter neben Einzelscherben die kompletten Reste eines dann wieder hergestellten Kugeltopfes. Von Timme erhofftes frühmittelalterliches Fundgut etwa des 8./9. Jahrhunderts als mögliche Bezeugung seines hypothetischen *Oker*“-*wiks*“ war gänzlich ausgeblieben. Die älteste aufgefundene Ware wird erst dem hohen Mittelalter um 1200 zugerechnet (Abb. 8).

Neben diesem Datierungsansatz sind die im Verlauf der Grabung gewonnenen Beobachtungen zur Einordnung der Kirche in ihr naturräumliches Umfeld von großer Bedeutung für die Erforschung von Zeit und Umständen ihrer Entstehung. Das betrifft besonders die Höhenlage des Gebäudes, hier aber vor allem die des Kirchenfußbodens, der bei 69,4 m angetroffen wurde, aber auch der Fundamentreste. Der Estrichboden wird in etwa mit der Geländeoberfläche des Nachbargebietes zur Zeit der Errichtung des Baues im Mittelalter gleichzusetzen sein. Nach den vorliegenden Befunden ist demnach das aktuelle Straßenniveau örtlich um ca. 1,5 m höher gelegen als im Mittelalter. Die solcherart seither stattgefundene „Aufhöhung“ ist durchaus nichts Ungewöhnliches in alten Städten und geht zurück auf den im Laufe der Zeit nach und nach erfolgten Auftrag von sog. Kulturschutt. Die bei der Grabung erfolgten Einmessungen und Profile machen deutlich, dass das – ja ohnehin nur etwa 50 m vom natürlichen Okerlauf (an der Münzstraße) entfernte – Gelände des Nikolaus-Gotteshauses derselben nassen Sumpf- und Morastlandschaft zugehört hat wie das übrige Niederungsgebiet der Oker, aus dem dann das Weichbild Hagen entstanden ist.

Da die Kirche demnach auf einem in seinem urwüchsigen natürlichen Zustand nicht besiedelbaren nassen Terrain erbaut wurde, kann ihre Entstehung zeitlich nicht früher angenommen werden, als bis ihr eigener Grund sowie das umliegende Gebiet durch waserbauliche oder andere Erschließungsmaßnahmen besiedelbar bereitet waren. Es wird sich zeigen, dass es dazu erst in der zweiten Hälfte der 1160er Jahre gekommen sein kann. Immerhin soll ein potenzieller besonderer Umstand nicht unerwogen bleiben, der dahin geht, dass das Gotteshaus womöglich auf einer eigens angeschütteten Anhöhe trocken gelegen haben könnte, zumal ja schon der Straßename Damm auf künstliche Eingriffe im Niederungsbereich hinweist. Dieser Fall lässt sich allerdings sowohl durch die vorlie-

21 Dem Leiter der Abteilung Ur- und Frühgeschichte im Braunschweigischen Landesmuseum (BLM) in Wolfenbüttel, Herrn Oberkustos Wolf-Dieter Steinmetz, sei gedankt für die Einsichtnahme in die Grabungsakte von 1948 sowie für die Genehmigung der Druckwiedergabe von Abbildungen daraus. Da ein textlich ausformulierter Bericht über die Grabungsergebnisse durch den Ausgräber nicht erfolgt zu sein scheint, konnte diesbezüglich nur auf A. TODES Zeitungsbeitrag von 1958 (s. Anm. 19) zurückgegriffen werden.

genden Höhenangaben ausschließen, als auch durch die in der Grabung angefertigten Profile von den Grabungsschnitten, welche dafür gar keinen Ansatz bieten. Dass selbst in neuerer Zeit das Bodenwasser noch stets nahe war, zeigte sich darüber hinaus nicht nur am guten Erhaltungszustand der in der Grabung gefundenen alten Hölzer. Bereits einige Stunden nach dem tieferen Aufgraben hatten es die Archäologen selbst schon mit sich ansammelndem Grundwasser zu tun bekommen.

Alter und Entstehung von St. Nikolai

Die zeitliche Stellung sowie die bei der Trockenlegung des weiträumigen Niederungsgebietes auf der östlichen Seite der Oker vor der Gründung des Hagen-Weichbildes durch die Anlage von Kanalgräben durchgeführten Entwässerungsmaßnahmen sind früher an anderer Stelle ausführlich dargestellt worden.²² Eine kurze Rückschau soll hier nur auf zwei wichtige Kanalbauten hinweisen.²³ Der früher im Zuge der Wilhelmstraße offene Wendengraben übernahm südnördlich mitten in der Niederung verlaufend deren Hauptentwässerung. Er erreichte am Wendentor den Okerlauf. Dort mündete auch der Wendenmühlengraben, dem hier unser größeres Interesse zu gelten hat. Am Rande der Okeraue hatte man diesen hart am Fuß der sandigen Niederterrasse entlang geführt. Man bezweckte mit ihm nicht nur die Randentwässerung der Niederung selbst. Gleichzeitig hatte er aus dem höheren sandigen Terrassenkörper einkommendes (Grund-)Wasser aufzunehmen und von der Niederung abzuhalten. Zudem oblag ihm noch eine dritte wichtige Aufgabe, nämlich die Entlastung des mitten durch die Stadt verlaufenden natürlichen Okerflusses (Münz- und Burgmühlengraben) von durchfließenden größeren Wassermengen.²⁴ Indem man diesen neuen Kanal vom natürlichen Okerlauf abzweigte, bevor er die Stadt erreichte, ließ sich die Gefährdung der tiefer liegenden bebauten Gebiete – etwa im Hagen – durch die sich immer wieder einstellenden größeren Okerhochwässer zumindest dadurch etwas abmildern, dass man diese zu einem Teil außen herumführte und so von der Stadt fernhalten konnte.

Der Wendenmühlengraben ist demnach Teil der nach 1164 eingeleiteten Trockenlegungsarbeiten durch die ins Land geholten Holländer. Man leitete ihn direkt unterhalb des Köppenberges zu Füßen des Ägidienklosters aus dem Flusslauf ab und führte ihn in nord-

22 MEIBEYER (wie Anm. 3).

23 Nach Wolfgang ERNST: Braunschweigs Unterwelt. Kanäle und Gewölbe unter der Stadt 1. Der Burgmühlengraben im Wandel der Zeit. Braunschweig 2011, S. 29 Abb. 18. Dort wird der das Stadtgebiet durchziehende ehemalige natürliche Okerlauf vom Abzweig des Wendenmühlengrabens am Kloster ab bis zum Landgericht an der Münzstraße als Münzgraben bezeichnet. Von dort aus läuft er nach dem Zusammenfluss mit dem Burgmühlengraben unter diesem Namen weiter bis zum Wendentor. Die Gräben waren bis in die 1870er Jahre noch offen, wurden in der Folgezeit dann aber bald „verdolt“ und verschwanden aus dem Stadtbild, S. 27.

24 Vgl. MEIBEYER (wie Anm. 3), Abb. 2, S. 14. Bei dieser Studie war Verf. die Bedeutung des Okerabzweigs des Wendenmühlengrabens noch nicht bewusst, und sie fehlt daher dort. In: Wolfgang MEIBEYER: Siedlungsgeographischer Beitrag zur Entstehung und Grundrissausbildung der Neustadt im mittelalterlichen Braunschweig. In: Karsten KABLITZ: Die Braunschweiger Neustadt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit 2, Rahden/Westf. 2005, Abb. 1c, S.13 ist sie korrekt eingetragen.

östlicher Richtung durch das sumpfig-morastige Gebiet. Von der Stobenbrücke am Damm ab übernahm er dann in seinem weiteren Verlauf entlang des sanft ansteigenden Nordrandes der Altewiek deren Grenzziehung gegen das im Entstehen begriffene neue städtische Weichbild des Hagen. Das südnördlich gesehen zwischen Köppenberg und Damm sowie westöstlich gesehen zwischen dem Okerlauf und dem Westrand der Altewiek-Siedlung gelegene Niederungsgelände erfuhr durch den neuen Graben gleichermaßen Entwässerung und Trockenlegung wie das große nördliche Hagengebiet und wurde nun ebenfalls weitgehend bebaubar (Abb. 2).²⁵

Das solcherart neu gewonnene Gebiet gehörte allerdings nicht zum Bereich des neuen Hagen-Weichbildes, sondern war der Altewiek zuzurechnen, über deren gesamten Grund und Boden das Ägidienkloster als Fundationsgut von seiner Anfangszeit an zu verfügen hatte. Daher ist als naheliegend zu vermuten, dass die Abtei an allen mit diesem Gebietszuwachs verbundenen Entscheidungen maßgeblich beteiligt gewesen ist. Das dem Kloster eigene St. Nikolai-Gotteshaus befindet sich nun aber gerade in diesem erst um 1170 bebaubar gewordenen Gelände, und damit wird auch seine Entstehungszeit ganz deutlich. In der Tat finden mit diesem Zeitansatz auch die von den Archäologen zunächst unerwarteten Datierungsbefunde der am Fundament angetroffenen ältesten, erst für die Zeit um 1200 eingeschätzten Siedlungskeramik ihre Erklärung. Die frühmittelalterlichen Datierungsansätze St. Nikolais seitens der zurückliegenden Stadtforschung dürfen damit als überholt gelten. Übrigens wird der Kirchplatz gerade dort im nördlichen Bereich des neuen Viertels der Altewiek wohl mit Bedacht wegen der verkehrlichen Gunstlage am Damm gewählt worden sein.

Lage, Grenzen und Gründung des Kirchspiels

Über den Pfarrsprengel der Nikolai-Kirche ist zunächst nichts weiter bekannt als seine 1179 berichtete gleichzeitige Existenz neben jenem von St. Magni. Lage und Entstehung des Kirchspiels sind räumlich untrennbar mit dem Kirchstandort verkoppelt und können deswegen genetisch gar nicht anders als nur in komplexem Zusammenhang mit dessen Entstehung im Gefolge der damaligen Landgewinnung gesehen werden. Durch diese werden Lage und Abgrenzungen des Sprengels schon weitgehend vorgezeichnet. Als festliegende Grenzverläufe können gelten im Westen der Okerlauf (Münzgraben) und im Süden der Rand des Klosterbezirks bzw. der am (späteren) Ägidienmarkt einsetzende Anstieg des Geländes zur Höhe des Köppenberges. Im Norden wird der Straßenzug des Damm erreicht. Auf dessen anderer Seite befinden sich neben etlichen altstädtischen Parzellen auch einige, die der Altewiek und damit ebenfalls dem Kirchspiel zugehört haben müssen (Abb. 3).

25 Möglicherweise ist ein Teil des okernahen Geländes (vielleicht ein ehemaliges Alt- oder Totwasser?) im Bereich des Marien-Hospitals noch länger vernässt gewesen und auch später nur teilweise bebaubar geworden. Darauf könnte das noch im 18. Jahrhundert dort vorhandene, mitunter als ehemalige Hafenanlage missdeutete offene Gewässer hindeuten. Heinrich MEIER: Die Strassennamen der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel 1904, S. 36 hat dafür als frühere Benennungen gefunden: 1402 *de vleknisse* und 1505 *de Kulk*.

Nicht so selbstverständlich erweist sich die Festlegung seiner nachvollziehbaren östlichen Begrenzung, nämlich gegen das Nachbarkirchspiel von St. Magni. Zu diesem gehörte seit 1031 ja die gesamte alte Wikortschaft Brunswik. Deren westlichen Außenrand bestimmte zunächst noch die urwüchsige sumpfige Okerniederung, bis an welche die Baugrundstücke auf der Westseite der Kuhstraße (zwischen Ritterstraße und Langedammstraße) mit ihren Rückseiten nur heranreichen konnten. Eben in diesem Randbereich der ursprünglichen Altwiek bzw. des St. Magni-Kirchsprengels eröffnet aber die vertiefte Betrachtung der von Andreas Carl Haacke 1765 hergestellten und 1798 von Friedrich Wilhelm Culemann mit den Hausnummern der Brandversicherung (Nr. ass.) versehene Kartierung des Parzellengefüges entscheidende Hinweise auf die ehemalige Grenzscheide zwischen den beiden Pfarrsprengeln (Abb. 4).²⁶

Auffällig erscheint da nämlich eine ungewöhnliche, in nordsüdlicher Richtung glatt durchgehende Fluchtlinie von Grundstücksgrenzen und zwar in rund 32 m Abstand parallel zur Stobenstraße. Sie durchquert und unterteilt die beiden östlich daran gelegenen Straßenblöcke beiderseits der Karrenführerstraße. An der Langedammstraße mit der Parzellengrenze zwischen den Grundstücken Nr. ass. 2304 und 2305 beginnend, setzt sie sich in nahezu geradlinigem Zuge fort bis zur Besitzgrenze zwischen den Parzellen Nr. ass. 2401 und 2402 am Ägidienmarkt.

Eine mögliche (genetische) Beziehung zwischen dieser sich aus mehreren unterschiedlichen Grundstücksgrenzen zusammensetzenden Fluchtlinie und dem Verlauf der Stobenstraße deutet sich schon dem Augenschein nach an durch ihr auffälliges Parallellaufen, zumal mit dem voneinander nahezu konstant eingehaltenen Abstand von einer Grundstückstiefe. Das gilt für die gesamte Erstreckung der Straße. Dahinter ist ein wohlüberlegtes Vorgehen bei der ursprünglichen Grundrissabsteckung des Geländes zu erblicken. Zufälligkeit als möglicher Einwand scheidet als denkbare Erklärung für alle diese zusammenhängenden Beobachtungen wohl ganz aus, wenn man weiter blickend noch die Gegend auf der anderen Straßenseite einschließlich des Verlaufs des Wendenmühlengrabens in die Betrachtung einbezieht. Es zeigt sich, dass die auf eine Breite von durchschnittlich knapp 10 m bemessene Stobenstraße mittig-symmetrisch ein offensichtlich vorbestimmtes, etwa rechteckig konturiertes Areal von ungefähr 140 m Länge und 70-80 m Breite in zwei ähnlich große Hälften untergliedert. Dieses begrenzte auf seiner Westseite der Wendenmühlengraben. Den gegenüber liegenden Rand auf der anderen östlichen Seite bildete gerade unsere neu beobachtete, augenscheinlich gezielt parallel dazu gezogene Fluchtlinie. Diese ist damit zugleich als die damals festgelegte Grenze zwischen dem „Altbereich“ der Altwiek (der alten Wikortschaft Brunswik bzw. des Pfarrsprengels von St. Magni) und dem nun hinzukommenden St. Nikolai-Kirchspiel zu verstehen. Sie zeichnet dort ziemlich genau den Rand des alten Sumpflandes nach.

26 Für die Untersuchung des Straßen- und Parzellengefüges wurden herangezogen die vom früheren Vermessungsamt der Stadt durch Fritz DÜRKOPF besorgten Nachdrucke von Andreas Carl HAACKE: Plan des Districts C in der Stadt Braunschweig. 1: 1000, 1765 (Nachdruck 1: 1500 von 1964) sowie von Friedrich Wilhelm CULEMANN: Plan der Stadt Braunschweig. 1: 3000, 1798 (Nachdruck 1: 2500 o. J.). – Leider nicht mehr herangezogen werden konnte, weil gerade erst nach Abschluss des Manuskripts erschienen: Deutscher Historischer Städteatlas. 4: Braunschweig. Hrsg. vom Institut für vergleichende Städtegeschichte – Münster) Münster 2013.

Die Stobenstraße erscheint damit als planmäßig angelegte Straßenachse dieses augenscheinlich für bauliche Erschließung vorgesehenen Areals. Seiner Lage nach hat es als ein Teilgebiet des St. Nikolai-Kirchspiels zu gelten. Dessen Zweckbestimmung und damit die Veranlassung zu seiner Gründung – durch wen anders als das die Grundherrschaft sowie die kirchliche Zuständigkeit innehabende St. Ägidien-Kloster? – ergibt sich konsequent aus der Notwendigkeit, für die kirchliche Betreuung der Bewohner Sorge zu tragen, die sich in dem zur Altwiek nun neu hinzukommenden Ortsteil ansiedelten. Als Schutzpatron wird man den Heiligen Nikolaus in erster Linie wegen seiner im 12. Jahrhundert bekanntermaßen großen Beliebtheit erwählt haben. Er tritt hier also ausdrücklich nicht auf als spezieller „Ressortheiliger“ mit der Zuständigkeit für Handel, Verkehr und Schifffahrt.

Das Kirchspiel als neues Siedlungsgebiet der Altwiek

Mit dem Nikolai-Kirchspiel war zur Altwiek ein neuer Ortsteil hinzugekommen. Sein vor dem Redingetor, also außerhalb des Hagen-Weichbildes, liegendes räumlich doch begrenztes Terrain wird den Lagebeziehungen nach zu urteilen nicht auf Grund einer besonderen, dafür primär angedachten Unternehmung trockengelegt worden sein, sondern erscheint eher als gleichsam beiläufig – beiderseits des Wendenmühlengrabens – mit angefallenes Nebenprodukt am Rande der weitläufigen Erschließung des sumpfigen Okerbruches für das „Großprojekt“ Hagen. Die vom Herzog damals ins Land geholten holländischen Neuansiedler bewältigten nicht nur die Entwässerungsarbeiten. Sie waren darüber hinaus auch maßgeblich an der Planung des Straßennetzes sowie des Grundstücksgefüges in der neuen Stadtanlage beteiligt.²⁷ So liegt es nahe, einem womöglichen Mitwirken ihrerseits auch bei der Ausgestaltung des neuen Viertels der Altwiek nachzuspüren und dafür deren Grundrissgefüge eingehender zu betrachten. Dabei stößt man aber sogleich auf eine damals ebenfalls erfolgte, örtlich weit darüber hinausgehende grundlegende Neukonzipierung der Verkehrsverhältnisse im städtischen Gebiet östlich der Oker. Das betrifft in erster Linie neue Anbindungen von Hagen und Altstadt an das überkommene Fernstraßensystem. Die dabei sichtbar werdenden Umstellungen von innerstädtischen Verkehrsführungen reflektieren wahrscheinlich Einflussnahmen Heinrichs des Löwen als Landes- und Stadtherr. Auf dessen Eingreifen hin sind ja verkehrspolitische Veränderungen auch außerhalb Braunschweigs mehrerenorts zu verzeichnen (Abb. 3).²⁸

Der Verlauf mehrerer Alt- oder Heerstraßen im engeren städtischen Gebiet wurde damals in Verbindung mit der Hagen-Gründung erheblich verändert. Sich daraus ergebende Folgen berührten vor allem die Altwiek. Bislang war es die Friesenstraße, über die die Salzstraße aus Lüneburg sowie die Heerstraße aus Richtung Altmark gemeinsam Braunschweig erreichten und auf dem Wik- Straßenmarkt bei St. Magni mit dem westöstlichen Fernverkehr, insbesondere dem Hellweg (Hildesheim-Magdeburg), zusammentra-

²⁷ MEIBEYER 1994 (wie Anm. 3).

²⁸ EHLERS (wie Anm. 2), SS. 126 und 163f.

fen.²⁹ Dort in der Altwiek lag demnach ein wichtiger Brennpunkt von Verkehr und Handel! Als Folge des aber nun eng okerparallel ausgerichteten Straßenzuges Wendenstraße-Bohlweg, der Hauptachse des Hagen mit dem Wendentor im Norden und dem Redingtor am Damm im Süden, sowie durch die zwei ostgerichtet davon abgehenden neuen Torstraßen, die Fallersleber Straße und der Steinweg, geriet dieser traditionelle Handelsplatz in der Altwiek verkehrlich weitgehend in Abseitslage. Dazu trug darüber hinaus noch eine weitere Veränderung bei. Die bisherige Wegführung der Halberstädter Heerstraße in das städtische Gebiet hinein wurde von nun an durch das Trockenlegungsgebiet am Fuße des Köppenbergs umgeleitet. Anstelle ihrer von Süden direkt auf den alten Wikmarkt bei St. Magni zielenden Ausrichtung, bog sie nun schon bald hinter dem Ägidienkloster nach Nordwesten in Richtung Altstadt ab. Sie überbrückte im Zuge Rosenhagen-Hinter Liebfrauen zunächst den Wendenmühlengraben, querte sodann den alten Okerlauf (Münzgraben) mit einem neuen Übergang an der Langen Brücke und traf am Hutfiltern auf die uralte West-Ost-Achse von Damm und Langedammstraße. Die solcherart verkehrlich fast vollends ausmanövrierte Altwiek selbst beließ der Herzog als dorfähnliche unbefestigte, also offenbar gewollt nichtstädtische Siedlung außerhalb seiner mit einer Ummauerung befestigten neuen Stadtagglomeration von Altstadt und Hagen sowie dem Baugebiet der Neustadt. Erst nach der im Jahre 1200 knapp überstandenen Belagerung Braunschweigs durch seinen Gegenkönig Philipp von Schwaben bezog sie sein Sohn Otto IV. als nun eigenes städtisches Weichbild zusammengefasst mit der Ägidienabtei auch in die Befestigung der Gesamtstadt mit ein. Die Anlage des Ägidienmarktes sowie der Baugebiete südlich der Ritterstraße bis zum Ägidientor werden erst dabei erfolgt sein.

Da es über das Aussehen sowie über das Zustandekommen der örtlichen Grundriss-situation für jene frühe Zeit des 12./13. Jahrhunderts gar keine schriftliche oder bildliche Überlieferung gibt, müssen sich unsere Bemühungen darum methodisch hauptsächlich auf die graphische Rückschreibung der frühesten kartographischen Unterlagen über die innerstädtische Topographie von Straßen und Grundstücken stützen. Eine vorzügliche Grundlage dafür bieten hier die von Andreas Carl Haacke 1762-65 mit großer Genauigkeit getätigten Vermessungen.³⁰ So ermöglichen vergleichende Analyse und kritische Interpretation der dokumentierten Grundstückssituationen, vor allem ihrer Grenzverläufe, Größen, Maßeinheiten, Lagebeziehungen etc. das retrospektive Herausschälen früherer Zustände der Parzellierung oft bis zurück in die Zeit ihrer erstmaligen Einteilung. Nachträgliche, sekundär durch Besitzteilung, Absplitterung etc. entstandene Kleinteiligkeiten örtlicher Quartiere sowie auch andersartige Veränderungen lassen sich bei dieser Art von rückschreitender Analyse recht weitgehend erkennen und reduzieren, so dass vorausgegangene Situationen wieder zu Tage gebracht werden können. Hilfsweise wurden zu diesem Zwecke originäre historische Quellen, u. a. Stadtbücher der Altwiek sowie auch

29 Wolfgang MEIBEYER: Siedlungsgeographische Beiträge zur vor- und frühstädtischen Entwicklung von Braunschweig. In: BsJb 67 (1986), S. 7-40.

30 HAACKE (wie Anm. 25), dazu Wolfgang MEIBEYER (Bearb.): Die Stadt Braunschweig im 18. Jahrhundert. Stadtbild und Grundbesitz in Braunschweig nach der Vermessung von Andreas Carl HAACKE 1762 bis 1765. Braunschweig 2007.

andere Hilfsmittel wie Heinrich Meiers (ungedrucktes) Häuserbuch einbezogen.³¹ Es geht darum, das früheste Besiedlungsbild des durch die Trockenlegungsarbeiten neu gewonnenen Terrains des St. Nikolai-Kirchspiels in seinen ältesten grundrissmäßigen Strukturen durch Ermittlung der Altgrundstücke möglichst vollständig zu rekonstruieren.

Der flächenmäßig umfangreichste Teil des Pfarrsprengels entfällt auf die Baugrundstücke beiderseits der Stobenstraße. Geringere Ausdehnung hat das Baugebiet an der Südseite des Damm zwischen der Dammbrücke und der Stobenbrücke mit Kirche und Kirchhof darin. Hinzu kommen auf der gegenüber liegenden Seite vom Damm noch einige wenige Anwesen. Der dritte und der vierte Abschnitt liegen beiderseits des neuen Straßenzuges Hinter Liebfrauen-Rosenhagen. Der südliche Bereich davon reicht unmittelbar an den Köppenberg bzw. an das Kloster heran. Es durchquert ihn der Wendenmühlengraben an der Spitalsbrücke, und die Oker berührt seinen westlichen Rand.

Nördlich von Hinter Liebfrauen gehörte seit 1245 das ganze übrige Gebiet südlich der Bebauung am Damm zwischen Oker (Münzgraben) und Wendenmühlengraben zu dem damals auf Altstädter Initiative hin gegründeten Marien-Hospital. Über den Zustand und die etwaige Nutzung dieses Geländes in der Zeit davor ist quellenmäßig nichts in Erfahrung zu bringen, wahrscheinlich war es sogar noch ungenutzt und konnte deswegen dem Spital ganz überlassen werden. Das dort noch bis ins 18. Jahrhundert verbliebene offene Gewässer, von Heinrich Meier 1904 als „teichartig“ bezeichnet und für 1402 als *de vlek-nisse* und für 1502 als *de Kulk* erwähnt, könnte auch nach den Trockenlegungsbemühungen auf sich hier trotzdem noch länger haltende Bodennässe und deswegen auf zunächst unterbliebene Aufsiedlung hindeuten.³²

Die in den vier Teilabschnitten durchgeführten retrospektiven Untersuchungen des Grundstücksgefüges führen nicht zu den gleichen Ergebnissen wie im Hagenweichbild mit seinem von vornherein systematisch durchplanbaren Grundrissbild. Charakteristisch sind dort regelmäßige Zeilen jeweils gleich breit bemessener Baugrundstücke entlang der Straßenfronten. Breiten- und Tiefenmaße entsprechen jeweils ganzzahligen Vielfachen der Utrechter Rutenlänge von 3,77 m und legen damit Zeugnis ab von der holländischen Urheberschaft ihrer Planung.³³ Vergleichbares findet sich beiderseits der Stobenstraße nicht (Abb. 4). Es liegt dort zwar ein durchaus regelmäßiges, ebenfalls weitgehend rechtwinklig ausgebildetes Grundrissnetz vor, der primäre Grundstückszuschnitt variiert aber individuell erheblich nach Form, Größe und Grenzabmessungen. Die Suche nach einer dabei zur Anwendung gekommenen Maßeinheit lässt von der Utrechter oder rheinländischen Rute absehen, deutet hingegen auf die zwölfßüßige Rute von 3,24 m Länge³⁴ hin. Demzufolge stellt sich der beobachtete Abstand zwischen der Stobenstraße und der dahinter gezogenen Fluchtlinie bzw. Grenzföhrung mit dem runden Maß von gerade zehn altbraunschweigischen Ruten heraus. Holländischer Einfluss bei der Festlegung der primären Parzellierung lässt sich nach Aussage der angewandten Maße hier gar nicht herauslesen.

31 Stadtarchiv Braunschweig: Degedingebuch der Altwiek 2, 1443-70 (B I 19:14) sowie Heinrich MEIER: (ungedrucktes) Häuserbuch der Altwiek und des Sack (H III 1: 17.3).

32 MEIER (wie Anm. 24), S. 36.

33 MEIBEYER (wie Anm. 3), S. 20.

34 Heinz ZIEGLER: Alte Gewichte und Maße im Lande Braunschweig. In: BsJb 50 (1969), S.128-163.

Als Konturen der Baugrundstücke ergeben sich entlang der Stobenstraße wiederholt auffallend großräumige Quadrate mit bis zu zehn Ruten Seitenlänge neben auch kleineren sowie länglichen Anlagen. Mit der Parzelle Nr. ass. 2126 hat sich auf der westlichen Seite eine Ursprungsparzelle durch den von 1304 bis 1685 von Heinrich Meier nachgewiesenen Bestand der für die Straße namensgebende Einrichtung des Bad-Stoben der Altwiek in etwa so erhalten.³⁵ Auf der Gegenseite trifft ähnliches zu für das Großgrundstück Nr. ass. 2114 direkt an der Karrenführerstraße sowie auch für den Nachbarn Nr. 2115. Dessen nun schon an den Ägidienmarkt angrenzendes ehemaliges Großquadrat-Grundstück ist hingegen kleinteilig aufgesplittert aber in seiner Kontur noch gut nachvollziehbar. Fünf z. T. bizarr begrenzte Parzellen teilten es 1765 untereinander auf (Abb. 3).

Nicht in allen Fällen ist mit Gewissheit zu entscheiden, ob auch größere Grundstücke mit dem Augenschein nach originär aussehenden Grenzverläufen nicht ihrerseits womöglich doch auf früh getätigte Teilungen derartiger quadratischer Großparzellen zurückgehen. Dementsprechend ist die Ursprungssituation beiderseits der Spitalstwerte hier nur als Alternative von vier kleineren schmalen bzw. drei (oder gar nur zwei?) größeren Einheiten darzustellen. Diese Twete führte mit einem Steg über den Graben hinweg allein nur zum Marien-Hospital. Daher kann sie in der Anfangszeit der Stobenstraße kaum schon bestanden haben, sondern dürfte erst später frühestens mit der Hospitalsgründung 1245 eingerichtet worden sein. Ihr Flächengehalt muss dafür von einer Altparzelle abgenommen worden sein, ohne dass dieses nach Form und Größe ganz durchsichtig wird. Demgegenüber kann die Karrenführerstraße (ehemals *Vedekenstrate*) als direkter Verbindungsweg zu dem alten Wikmarkt (Ölschlägern) als ursprünglich geplant angenommen werden. Die Stobenstraße selbst ist für die innerstädtischen Verkehrsabläufe als durchaus nicht unbedeutend einzuschätzen. Verband sie doch nicht nur als einzige Direktverbindung den Hagen über den Bohlweg durch das Redingetor mit dem Ägidienkloster. Dort am (späteren) Ägidienmarkt traf sie auch auf den abgeänderten Altstraßenzug nach Halberstadt und schloss solcherart den Bohlweg als Hauptstraßenachse des Hagen an den das Stadtgebiet durch das Ägidientor verlassenden südgerichteten Fernverkehr an.

Topographische Vorgaben scheinen die Aufteilung des Abschnitts südlich von Hinter Liebfrauen-Rosengarten vorbestimmt zu haben, nämlich der ursprüngliche alte Okerlauf nun als Münzgraben, der davon abgezweigte Wendenmühlengraben sowie der Geländeanstieg auf die Klosterhöhe des Köppenberges. Den Teil westlich des Grabens hat man anscheinend entlang des neuen Straßenzuges einfach gedrittelt und so die drei ähnlichen Grundstücke mit durchschnittlich 22,5 m Frontbreite geschaffen. Die Suche nach Rutenmaßen scheint daher unangebracht. Wegen Vorbestimmung durch den Okerlauf an ihrer rückwärtigen Seite weisen die Parzellen zwangsläufig unterschiedliche Tiefe, Umriss und Flächengehalt auf. Auch sie erscheinen 1765 nachträglich sehr kleinteilig zersplittert. Der östliche Geländeteil jenseits des Grabens steigt bereits deutlich an. Dass er, obgleich kaum noch dem ehemaligen Sumpfland zugehörig, aber dennoch ebenfalls dem Nikolai-Sprengel zugehört hat – und dementsprechend seine Aufteilung zur gleichen Zeit erfahren hat – lässt sich aus seiner späteren Pfarrzugehörigkeit zu St. Magni – anstatt zum direkt

35 MEIER, Häuserbuch (wie Anm. 30).

angrenzenden St. Ägidien – entnehmen.³⁶ Als rechteckiger Straßenblock zwischen Rosenhagen und Molentwete will er zunächst nur schlicht zweigeteilt erscheinen. Seine nördliche Hälfte dürfte aber – unter Beachtung ihrer günstigen Lage entlang des vorbeiführenden wichtigen Straßenzuges – wohl ebenfalls schon von Anfang an als dreigeteilt zu unterstellen sein.

Schwieriger zu durchschauen scheint der am Damm gelegene Kirchspielsabschnitt mit dem Standort der Pfarrkirche und ihrem Kirchhof. Auf der nördlichen Damm-Seite sind nur zwei recht große, aber ungleiche, annähernd quadratische Grundstücke zu lokalisieren, die dem Nikolai- Pfarrsprengel zugehörten. Ihre Rückseiten reichten bis unmittelbar an den Mauergraben des Hagen nahe dem Redingetor am Bohlweg heran. Zwischen ihnen und dem Münzgraben befindet sich am Damm noch eine ungewöhnlich umfangreiche Flächeneinheit (Nr. ass. 216-19). Dieser unmittelbar gegenüber der Dammmühle gelegene Grund ist der einzige altstädtische Boden auf der östlichen Okerseite. Seine ehemalige Bedeutung und Nutzung sind unbekannt. Die Gesamtsituation erweckt den Eindruck einer Art von Aufteilung dieses Gebietes zwischen den beiden Weichbilden.

Die gesamte südliche Damm-Seite zwischen der Dammbrücke über den Münzgraben und der Stobenbrücke über den Wendenmühlengraben war der Parochie von St. Nikolai zugehörig (Abb. 4 und 5). Haackes Karte verzeichnet 1765 hier von der spätmittelalterlichen schmalen Sackgasse des Kleinen Damm an der Oker ausgehend zunächst vier ursprünglich etwa gleich breite, lange schmale Grundstücke (Nr. ass. 2138-35). Die folgenden Nr. ass. 2134 bis 2131 können übereinstimmend mit Hermann Dürres Lokalisierung als Bereich des ehemaligen Kirchhofsgeländes zusammengefasst werden.³⁷ Darauf folgt bis zur Stobenbrücke nur noch das schmale Grundstück Nr. ass. 2130. Der Südrand dieses ganzen Baugebietes ist uneinheitlich. Seine Grundstückstiefen zwischen ca. 56 m und 40 m werden teils von dem Teich an der Oker, teils von einem Ausläufer des Hospitalsgebietes begrenzt.

Überraschendes ergibt die Messanalyse entlang der Straßenfront. Das bei den Abmessungen an der Stobenstraße erkannte alte braunschweigische Rutenmaß von 3,24 m lässt sich bei den vier westlichen Baugrundstücken nicht nachweisen. Hingegen scheinen dieser Grundstücksreihe vielmehr Breiten entweder von viermal drei oder von zweimal sechs Utrechter Ruten (3,77 m) zu Grunde zu liegen. Die daraus resultierende Alternative von ursprünglich entweder vier Dreiruten-Parzellen oder zwei Sechsruten-Parzellen holländischen Zuschnitts und darüber hinaus dem Anschein nach auch mit demselben im Hagen verbreiteten Breiten- und Tiefenverhältnis von 1:2 wird angesichts der vorliegenden Grundstückstiefen dahingehend zu entscheiden sein, dass hier anfänglich zwei größere Sechsruten-Grundstücke – ähnlich den holländischen Vorbildern etwa am Steinweg und an der Fallersleber Straße³⁸ – bestanden haben. Ihre nachträgliche Halbierung muss allerdings schon vor 1391 geschehen sein, wie die Nachweisungen im Häuserbuch nahe legen³⁹).

36 MEIER (wie Anm. 24), Karte im Anhang: Braunschweig um 1400 mit Eintragung der Grenzen der Bauerschaften bzw. der Kirchspiele in der Stadt.

37 DÜRRE (wie Anm. 12).

38 MEIBEYER (wie Anm. 3), S. 20.

39 MEIER, Häuserbuch (wie Anm. 30). Dort früheste Nachweisungen der Parzellen durch Angabe von Besitzernamen: Nr. ass. 2135: 1406; Nr. ass. 2136: 1391; Nr. ass. 2137: 1392; Nr. ass. 2138: 1446.

Weniger befriedigend weil indifferent ist das maßanalytische Ergebnis der weiteren Frontbreiten bis zur Stobenbrücke. Die Kirchhofsbreite von fast 34 m lässt sich beschreiben mit ganz knapp neun holländischen oder mit gut zehn braunschweigischen Ruten. Vermutlich wird wohl auch hier das holländische Maß zur Anwendung gekommen sein? Für das restliche kleine Randgrundstück bis zum Graben ergeben sich entsprechend zweieinhalb bzw. drei Ruten. Freilich ist bei alledem in Betracht zu ziehen, dass angesichts der durch den Okerlauf einerseits sowie andererseits durch den Wendenmühlengraben nicht veränderbare feste topographische Vorgaben bestanden, die beim Abstecken der Altgrundstücke eine durchgehende Bemessung mit „glatten“ Rutenmaßen nicht zugelassen haben dürften. Ganz anders zu sehen ist das natürlich in einem von vornherein weitgehend frei beplanbaren Gebiet wie dem Hagen mit entsprechend maßgerecht vorgesehenen Straßenführungen.

Dürres Beschreibung des Kirchhofsereichs nach Lage und Größe bestätigte sich durch die Ausgrabung von 1948 und entspricht voll unserer Parzellenanalyse. Den ursprünglichen Umfang dieses als offen vorzustellenden Geländes scheint man aber schon geraume Zeit vor dem Erlöschen seiner sakralen Funktion durch randliche Bebauung an beiden Rändern nicht unerheblich verkleinert zu haben.⁴⁰ Bereits ab 1453 benennt nämlich Heinrich Meiers Häuserbuch für das auf der östlichen Seite darauf liegende Grundstück (Nr. ass. 2131) bürgerliche Eigentümer. Für das gegenüberliegende am westlichen Rand (Nr. ass. 2134) gibt es eine entsprechende Datierung allerdings erst für 1539. Wenn eines der beiden für die vormalige Wohnstätte der beiden an der Kapelle 1506 tätigen Geistlichen,⁴¹ also das von Rehtmeyer 1707 erwähnte *Pfarr-Hauß der Capellen St. Nicolai auf dem Damm*⁴², in Betracht gezogen wird, dürfte diesen Jahresangaben zu Folge wohl am ehesten letzteres dafür in Frage kommen. Wollte man für die Lage dieses „Pfarrhauses“ jedoch an die kleine Nachbarparzelle Nr. ass. 2130 denken, so steht dem deren Datierung laut Häuserbuch bereits für 1393 entgegen. Die Verkleinerung des Kirchhofareals könnte damit zu erklären sein, dass das Aufgehen des St. Nicolai-Kirchspiels in dem von St. Magni nach und nach auch die Verlegung des Bestattungswesens dorthin nach sich gezogen hat und so neue Bauflächen in der raumbeengten Stadt gewonnen werden konnten.

Endzeit und profane Nachnutzung von St. Nikolai

Mit Einführung der Reformation in der Stadt im Jahre 1528 oder bald danach muss seine kirchliche Funktion beendet worden sein. Gar nicht lange zuvor war 1506 die St. Nikolai-Kapelle durch den Bürger Barthold Binder und seine Hausfrau Margrethe noch mit einer großzügigen geldlichen Dotation versehen worden. Darüber sowie für die Kapelle damit verbundene Auflagen berichtet ausführlich eine bei Rehtmeyer im Wortlaut wiedergege-

40 Die Auffassung der Kapelle als kirchliche Einrichtung wird allgemein bald nach Einführung der Reformation in der Stadt Braunschweig im Jahre 1528 angenommen.

41 REHTMEYER (wie Anm. 11), Teil 5, S. 27ff.

42 REHTMEYER (wie Anm. 11), Teil 1, S. 82f.

bene Urkunde.⁴³ Das Patronat der Kapelle lag nach wie vor bei St. Ägidien, so traten dessen Abt und Prior auch dabei für das Kloster auf. Man erfährt zudem, dass am Hochaltar im Chor der Kapelle außer dem von St. Nikolaus noch ein weiterer Altar von St. Anna bestand. Neben dem „Rektor“ für die Kapelle wirkte an dieser noch ein eigener Kapellan. Die letzten beiden Schriftzeugnisse von St. Nikolai aus der Zeit ihres Bestehens als Gotteshaus entstammen den Jahren danach und stehen beide in Verbindung mit dem gebürtigen Braunschweiger Hermen Bote. In einem Zusatz des ihm als Autor zugeschriebenen „Schichtbuch“ taucht es in einem Verzeichnis der kirchlichen Einrichtungen in der Stadt auf als *kapelle ... in der Oldenwick, de is gebuwet in de ere sunte Clawes. dar is ock eyn egen perner*.⁴⁴ Die andere Erwähnung ist literarischer Art und erscheint in der 61. Historie des ebenfalls mit Bote in Zusammenhang gebrachten Volksbuches über Till Eulenspiegels Streiche.⁴⁵

In der Reformationsgeschichte der Stadt 1528 kommt die Kapelle selbst nicht vor. Als 1543 der auch protestantisch gewordene und inzwischen verheiratete letzte römisch-katholische Abt von St. Ägidien, Dietrich Koch, mit den Stadtbehörden vertragliche Abmachungen traf, wies man ihm das der ehemaligen Kapelle zugehörige Pfarrhaus auf dem Damm auf Lebenszeit als Wohnunterkunft zu.⁴⁶ Demnach kann es dort bereits keinen Geistlichen mehr gegeben haben, und die sakrale Funktion dürfte schon länger beendet gewesen sein. Seit dieser ersten nachreformatorischen Nennung fand das alte Gotteshaus in der Folgezeit vorwiegend nur noch beiläufige topographisch gemeinte Erwähnungen, z. B. 1578: an *St. Claweskirchhoffe*.⁴⁷ Weitere Nachrichten betreffen es allein noch als Immobilie: Nach Friedrich Knoll *überließ 1591 der Rat die Kirche nebst Kirchhof dem Bürger Jürgen Apelnstedt für einen jährlichen Erbenzins von drei Gulden*.⁴⁸ 1643 war das Kapellengebäude laut Knoll noch vorhanden, 1707 kann es nach Rehtmeyer aber schon nicht mehr existiert haben.⁴⁹ Konkrete Berichte über Art und Weise der Nachnutzung des Gebäudes oder des ehemaligen Kirchhofs haben sich bisher nicht auffinden lassen. Jedoch brachte Alfred Todes archäologischer Einsatz von 1948 etwas Licht in das Dunkel.

Als reale Reste profaner Nachnutzung des Platzes wurden bei der Ausgrabung durch die starke Grundwassernässe konservierte und daher wohl erhalten gebliebene, fest eingezimmerte eichenhölzerne Gerberbecken angetroffen, die nach Ansicht der Ausgräber dem 18. Jahrhundert entstammen sollen. Für ihren tiefgründigen Einbau war das Kirchenfundament stellenweise gänzlich beseitigt worden (Abb. 1 und Abb. 6). 1758 ist mit Hilfe

43 REHTMEYER (wie Anm. 11), Teil 5, S. 27ff.

44 Ludwig HÄNSELMANN (Bearb.): *Das Schichtbuch 1514*. In: *Die Chroniken der niedersächsischen Städte*. Braunschweig 2. Leipzig 1880, S. 467.

45 Siegfried H. SICHTERMANN (Hrsg.): Hermann BOTE. *Till Eulenspiegel*. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1981, S. 168ff. u. 309f. Es ist die bekannte Geschichte von den Eulen und Meerkatzen, die Eulenspiegel nach seiner Auseinandersetzung mit dem Bäckermeister diesem abnimmt und auf eigene Rechnung mit Gewinn verkauft, und zwar vor der „Sankt-Nikolaus-Kirche“. Dort versuchte ihn auch der aufgebrachte Bäcker nochmals zur Rede zu stellen.

46 REHTMEYER (wie Anm. 11), Teil 5, S. 27 ff.

47 MEIER (wie Anm. 24), S. 35.

48 Friedrich KNOLL: *Die evangelischen Kirchen der Stadt Braunschweig*. In: *Festschrift f. d. Teilnehmer d. 52. Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung 1899 in Braunschweig*. Braunschweig 1899, S. 97.

49 REHTMEYER (wie Anm. 11), Teil 1, S. 84.

der Vorschuss-Steuerrolle sowie des Brandkatasters von 1754 dort in der Tat ein Lohgerber namens *Meier* nachweisbar.⁵⁰ Sein damals noch produzierender Betrieb lag auf dem Nachbargrundstück Nr. ass. 2135, welches mit einem nur wenige Meter breiten Streifen Bodens südlich um die östlichen Nachbarparzellen herum griff, und so einen direkten Wasserzugang zum Wendenmühlengraben besaß. Unmittelbar daran grenzte das Baufundament der Kirche, unter deren Südmauer die Holzbottiche zu Tage kamen (Abb. 5). Die Gerbereiwirtschaft reicht örtlich aber noch weiter zurück. Mit Hilfe der Kopfsteuerbeschreibungen von 1672 und 1687 bestätigt sich das. Darin finden sich für beide Stichjahre jeweils zwei Gerber, die durch die Aufzählungsfolgen in den Hebelisten sowie über ihre Familiennamen *Meyer* bzw. *Apelinstedt/Appelinstidde* in Verbindung mit dem Häuserbuch in Nr. ass. 2135 sowie das Nachbarhaus Nr. ass. 2134 verortet werden können.⁵¹ Von besonderem Interesse ist die letztgenannte Gerberfamilie *Apelinstedt*. Sie erweist sich nämlich nicht nur von 1568 bis 1688 als Inhaberin des ja einmal zu dem alten Kirchhofsgelände gehörigen Grundstücks Nr. ass. 2134. Im Jahr 1591 war es auch ein Angehöriger dieser Familie, *Jürgen Apelinstedt*, der – wie Friedrich Knoll mitteilt – erbenzinslich das obsolette Kapellengebäude nebst Kirchhof vom Rat als Betriebsgelände erwarb. Folglich scheint bereits wenige Jahrzehnte nach der Profanierung des Gotteshauses das Gerbereihandwerk auf dem Gelände als die erste Nachnutzung Fuß gefasst zu haben. In der Folgezeit kam es dann zum Abriss des Altgebäudes sowie zum Einbau der zwischen seinen Fundamentresten 1948 ausgegrabenen Holzbottiche. Standortlich gesehen bot der Platz wegen seiner Nähe zum Wasserlauf des Wendenmühlengrabens für dieses Gewerbe sicher besonders vorteilhafte Voraussetzungen. 1754 wurde von Nr. ass. 2134 aus keine Gerberei mehr betrieben. Ein Schneider war nun im Besitz des eher kleinräumigen Grundstücks. Vom Kirchhofsgelände gehörte nichts dazu. Um dieses herum hatte sich der noch immer als Lohgerber tätige Nachbar von Nr. ass. 2135 zur Aufrechterhaltung seiner Betriebsfähigkeit den schmalen Wasserzugang zum Graben geschaffen (Abb. 5).

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es an der Stelle des ehemaligen Gotteshauses keinen gewerblichen Betrieb mehr. Zwischenzeitlich hatte sich die Nutzungsweise des Kirchplatzes also wieder verändert. In Haackes Karte von 1765 hinein übertragen lokalisiert man die ergrabenen Fundamentreste des alten Gotteshauses – geradezu wie eingepasst! – unter einem geräumigen Grünareal im rückwärtigen Teil eines neu gebildeten Großgrundstücks mit breiter Straßenfront am Damm. Dieses war zustande gekommen durch die besitzmäßige Vereinigung von Nr. ass. 2131 und 2132 (sowie dann auch Nr. ass. 2133) in den Händen schnell aufeinander folgender wohlhabender Eigentümerfamilien. Deren sozialem Status gemäß wird sich diese 1765 dort angetroffene Grünfläche kaum anders denn als ein wohlgepflegter Ziergarten verstehen lassen, welcher der Zerstreuung und dem Prestige der hochmögenden Bewohner zuliebe angelegt worden sein dürfte. Sollte sich mit dem auffällig erscheinenden geometrischen Zusammenpassen der Fundamentreste bzw. des Kapellengrundrisses mit dem Rechteckumriss der Gartenanlage hier womöglich eine direkte Kontinuitätsbeziehung mit dem ehemaligen Kirchhof abzeichnen?

50 Brandkataster von 1754, Vorschuss-Steuerrolle von 1758 (wie Anm. 30).

51 Heinrich MEDEFIND (Bearb.): Die Kopfsteuerbeschreibungen der Stadt Braunschweig von 1672 und 1687. Hannover 2004 (Veröff. d. Historischen Kommission f. Niedersachsen u. Bremen 221), S. 141: Nr. 161, 162 sowie S. 268: Nr. 109, 111.

Wie aber aus dem gewerblichen Intermezzo der Nutzung als Gerberhof zu folgern ist, wird das als realistisch nicht in Betracht zu ziehen sein. Andererseits ist auch eine nachträgliche pietätvolle Besinnung auf die zurückliegende Bedeutung des Platzes bei seinem Besitzerwerb sowie anlässlich seiner Ausgestaltung und Nutzungsweise nicht ganz von der Hand zu weisen. Wenngleich auch obertägig gar keine baulichen Reste der alten Kirche mehr erkennbar gewesen sein können, so war die Erinnerung daran damals dennoch nicht ganz erloschen. 1707 konnte man noch bei Rehtmeyer nachlesen, dass *die Capell St. Nicolai ... auf dem Damm etwa hinter des sel. Herrn Ernst Goes Haus gestanden habe*.⁵²

In den Jahren 1710 bis 1712 entstand in Braunschweig zum zweiten Mal ein dem Heiligen Nikolaus geweihtes Gotteshaus. Der selbst zum römischen Glauben konvertierte Herzog Anton Ulrich ließ dieses an der Friesenstraße damals als Kirche für die katholische Gemeinde errichten und von Hermann Korb gestalten. Es wurde bei den Bombenangriffen des Zweiten Weltkrieges zerstört. Zusammenhänge zwischen dieser Neugründung und dem verschwundenen mittelalterlichen Gotteshaus werden freilich nirgends sichtbar.⁵³

52 REHTMEYER (wie Anm. 11), Teil 1, S. 84.

53 Christof RÖMER: St. Nikolai. Stichwort in: Luitgard CAMERER u. a. (Hrsg.): Braunschweiger Stadtlexikon 1. Braunschweig 1992, S.168f.

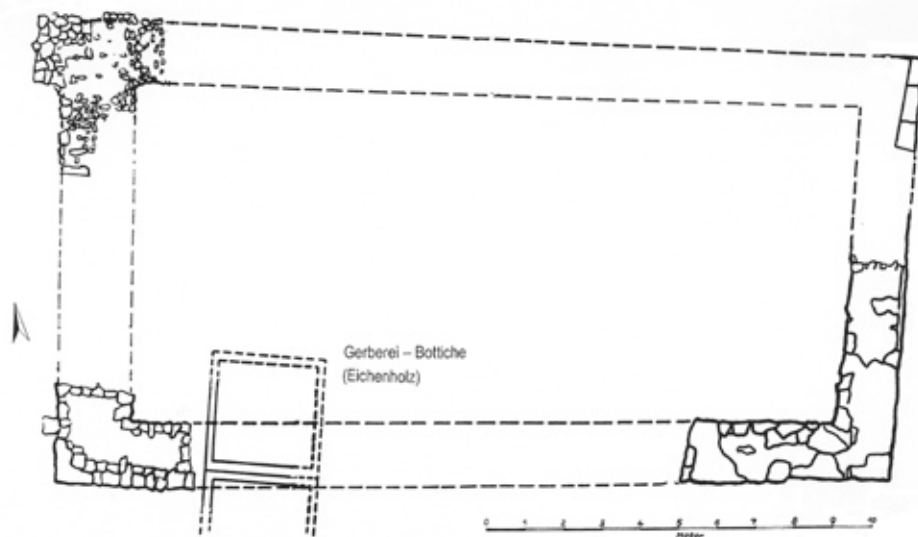


Abb. 1: Bei der Ausgrabung 1948 angetroffene Teile des Rogenstein-Fundaments und der dieses überlagernden Reste von eichenhölzernen Gerbereibottichen. Originalzeichnung der Rekonstruktion des Grundrisses von St. Nikolai durch Alfred Tode (Quelle: Grabungsakte im BLM).

Abb. 2: Oker – Niederung sowie um 1180 aktuelle und zuvor aufgelassene Gewässer im engeren Stadtgebiet. Hinzugefügt sind die Kirchen; gerastert das Kirchspiel von St. Nikolai.

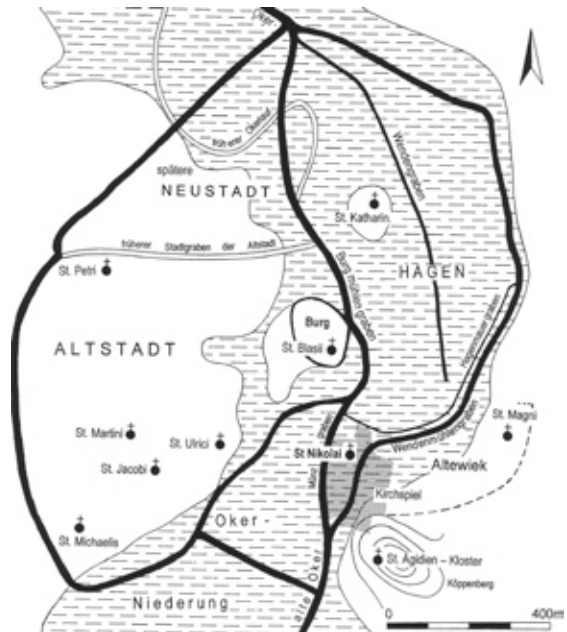
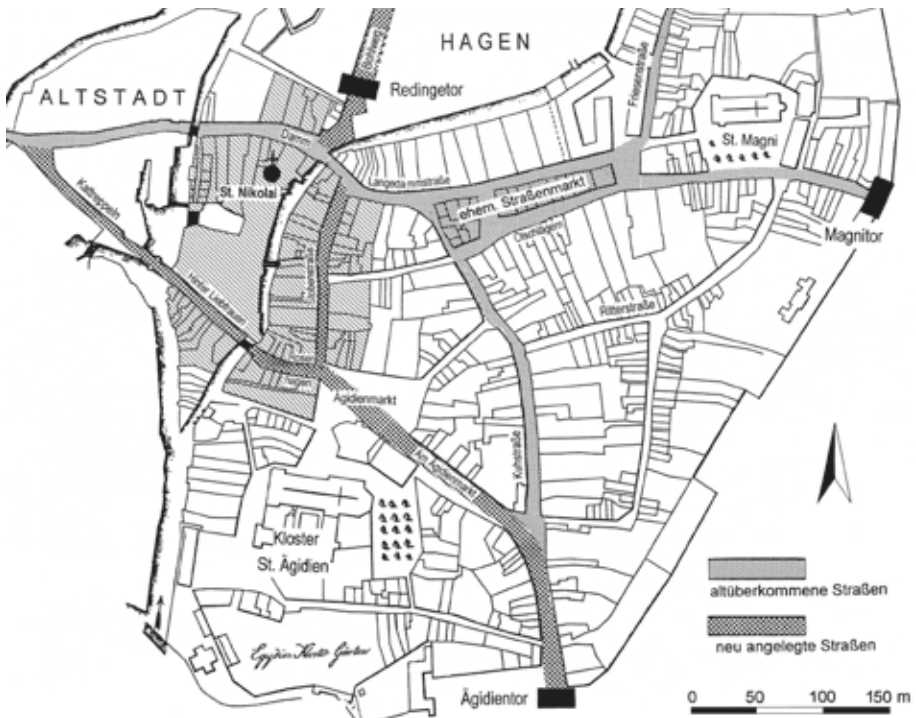


Abb. 3: Weichbild Altewiek (ohne nördliche Friesenstraße) und Klosterbezirk St. Ägidien nach Fr. W. Culemann, 1798 (verändert und ergänzt) mit Eintragung der dort um 1170 geänderten Fernwege-Verläufe und des Kirchspiels St. Nikolai (gerastert).



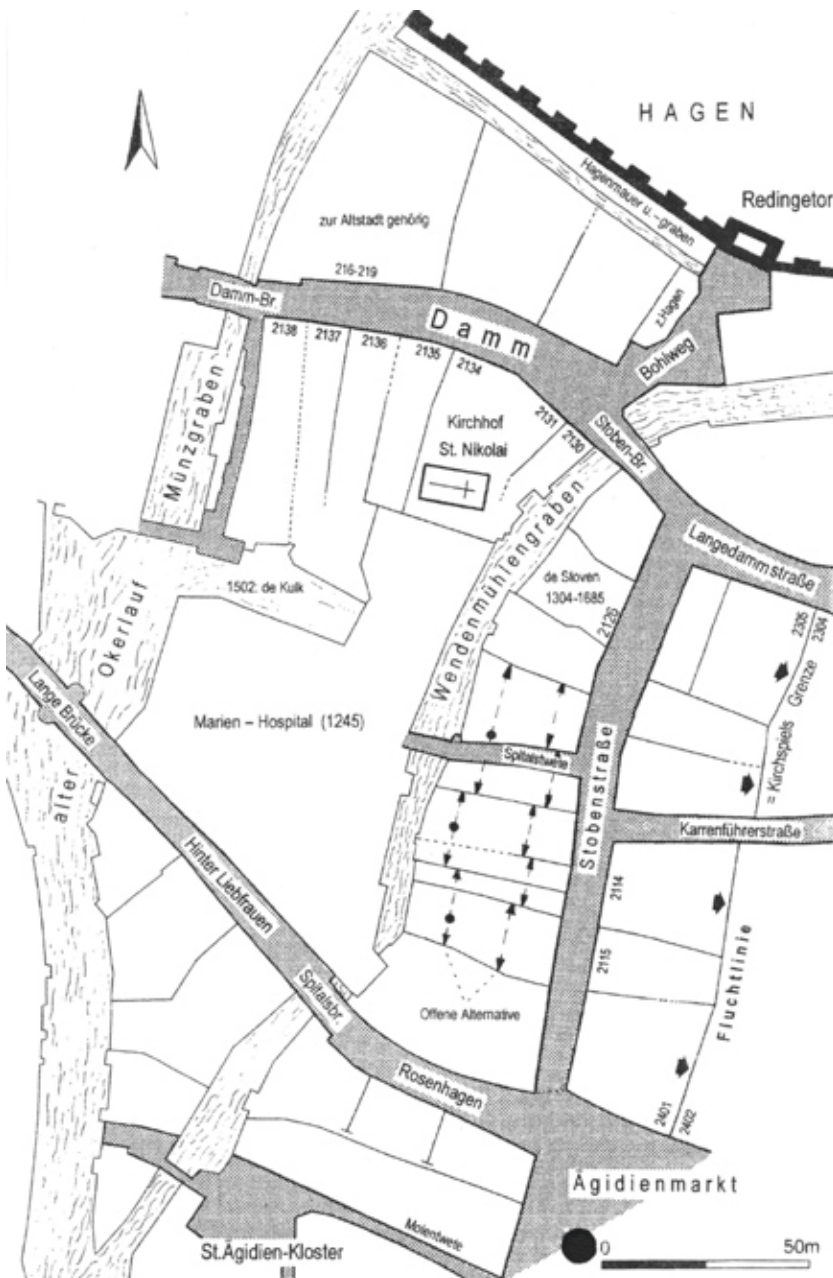


Abb. 4: Areal des Nikolai – Kirchspiels und Versuch einer Rekonstruktion seines gründerzeitlichen Gefüges von Altgrundstücken. (Kartierungsgrundlage: A. C. Haacke, 1765; Grundstücksnummern (Nr. ass.) nach Fr. W. Culemann, 1798).

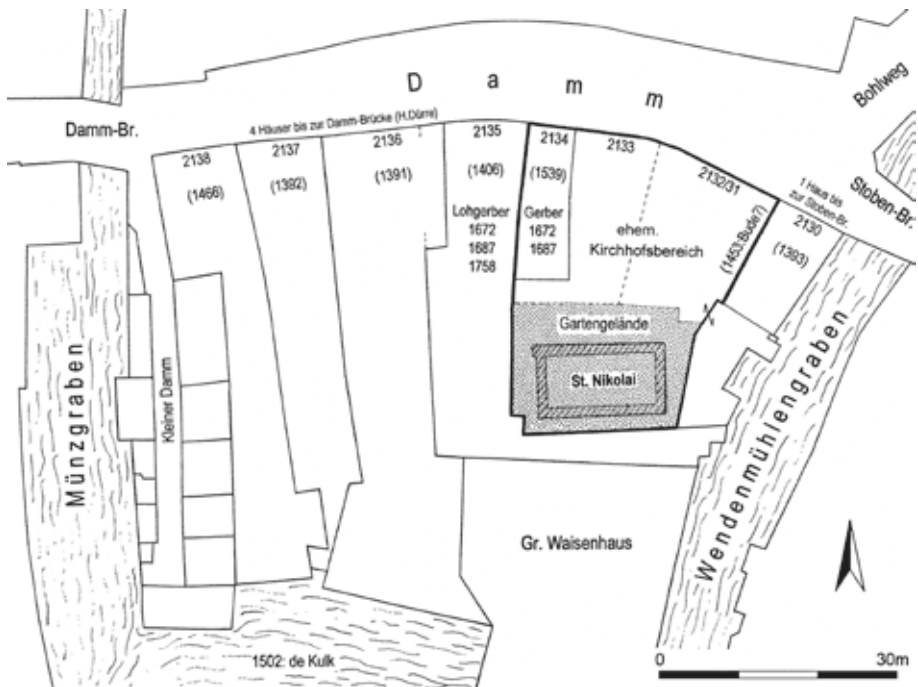


Abb. 5: Der Kirchhofsbereich von St. Nikolai und sein engeres Umfeld (Grundstücksgrenzen nach A. C. Haacke, 1765; Nummerierung der Grundstücke wie Abb. 4, in Klammern gesetzt deren Erstnennungen nach dem Häuserbuch).



Abb. 6: Blick über die Fundamentreste an der Südwestecke von St. Nikolai auf die später eingebauten Gerbereibottiche aus Eichenholz (Foto: BLM).



Abb. 7: Spuren des Kirchenfußbodens (Estrich) an der Nordwand (Pfeil)
(Foto: BLM).



Abb. 8: Wieder hergestellter zerscherbt aufgefundener Kugeltopf (Foto:
BLM).

Siegel und Seide – Zwei Siegeltaschen des 13. Jahrhunderts aus dem Stift St. Blasius zu Braunschweig¹

von

Barbara Klössel-Luckhardt mit einem Beitrag von Eva Jordan-Fahrbach

Die Aufbewahrung und Begutachtung von Urkunden und der an ihnen befestigten Siegel bereitet nicht nur den heutigen Archivaren und Restauratoren Probleme. Auch zu Zeiten der Ausfertigung wurden Schutzsysteme erdacht, um die mechanische Beanspruchung gerade der reliefierten Oberflächen der Siegel mit der einen Siegler erst identifizierenden Umschrift und seiner bildlichen Selbstrepräsentation zu mindern.² Neben jüngeren Einfassungen in Blech-, gedrechselten Holz- oder gar Elfenbeinkapseln finden sich sogar Pergamentfragmente von Urkunden in Zweitverwendung als Umhüllung von Siegelabdrücken.³ Im Hochmittelalter jedoch erfolgte ein solcher Schutz wohl vornehmlich durch textile Siegeltaschen. Bisweilen anzutreffende Leinensäckchen⁴ verursachten aber in der Folgezeit oft gerade eine Zersetzung der Siegel, so dass in vielen, heute gar nicht mehr nachvollziehbaren Fällen, die Hüllen aus konservatorischen Gründen entfernt werden mussten.⁵ Bei hochwertigen, aus Seide eigens gearbeiteten oder aus Seidenstoffen geschnittenen Hüllen, bewirkte deren Materialwert mitunter eine anderweitige Aufbewahrung der abgelösten Stofftaschen.⁶

Umso größeren Seltenheitswert können zwei derartige noch in ihrem originalen Objektgefüge überlieferte Siegeltaschen beanspruchen, die sich an zwei Urkunden von 1238 (Abb. 1) und 1248 des Dekans Winandus aus dem Urkundenfonds des Blasiusstiftes zu Braunschweig im Staatsarchiv Wolfenbüttel befinden.⁷ Im materiellen Kontext und im

1 Die Studie schließt an einen Beitrag der Verfasserin zu den Siegeln des Blasiusstiftes in: Harald WOLTER-VON DEM KNESEBECK und Joachim HEMPEL (Hrsg.): *Wandmalereien im Braunschweiger Dom St. Blasii* (im Druck) an. Die Anlagen stammen von Eva Jordan-Fahrbach.

2 Dazu grundlegend anhand ausgewählter Bestände Wiebke Maria FINDEISEN: *Siegelschutzsysteme des Mittelalters und der Neuzeit in norddeutschen Archiven*. Manuskript der Masterarbeit FH Hildesheim – Holzminden – Göttingen 2009, publ. Hildesheim 2009.

3 Wolfgang SCHÖSSLER: *Urkundenfragmente auf Siegelhüllen*. In: Friedrich Beck und Klaus Neitmann (Hrsg.): *Brandenburgische Landesgeschichte und Archivwissenschaft. Festschrift für Lieselott Enders zum 70. Geburtstag*. Weimar 1997, S. 457-469.

4 Die Resultate für textile Schutzsysteme bei FINDEISEN (wie Anm. 2), S. 21-26 beziehen sich nur auf schlichte Umhüllungen aus Leinen, von denen sie 22 Objekte untersuchen konnte.

5 FINDEISEN (wie Anm. 2), S. 11, 74, 83f.; SCHÖSSLER (wie Anm. 3), S. 457; Bruno BECCHETTI: *Die Restaurierung*. In: Armida Zaccaria (Hrsg.): *Siegel und Macht. Mittelalterliche Siegel aus dem Staatsarchiv Bozen, Katalog der Ausstellung Bozen 2002*. Bozen 2002, S. 143-152, hier 144.

6 Das Paradebeispiel bietet der Kathedralschatz von Canterbury, dazu u. mit Anm. 24.

7 NLA-StA WF, 7 Urk 27 und 7 Urk 33a, unedierte; eine teils wörtliche Übersetzung von 7 Urk 33a bei Ludwig HÄNSELMANN: *Eine merkwürdige Fälschung*. In: *Braunschweigische Anzeigen* 1881, No. 42-44, S. 363f., 371f., 385f., hier 363f.

repräsentativen Anspruch lassen sie sich solch hochrangigen Objekten wie dem Siegel der Kaiserinwitwe und englischen Königin Mathilde,⁸ dem Siegel des berühmten und heilig gesprochenen Erzbischofs Thomas Becket von Canterbury⁹ aus dem 12. Jahrhundert und sowie zwei späteren königlich englischen Beispielen aus dem späten 13. und frühen 15. Jahrhundert¹⁰ zur Seite stellen.

Der Siegelabdruck von 1238 wird doppelseitig von zwei separaten, jeweils mit feingewebtem Leinen abgefütterten Stücken eines Seidenstoffes umhüllt. (Abb. 2) Diese sind nur in den oberen Partien zusammengenäht, so dass eine Verschiebung an der Pergamentpressel zur Begutachtung des Siegels möglich und damit wohl auch eine konservatorisch zufrieden stellende Aufbewahrungssituation gewährleistet blieb. Die Textilanalyse des zunächst unscheinbar anmutenden Gewebes von Eva Jordan-Fahrback¹¹ ergab, dass diese 5,1 x 4,1 cm messende Siegeltasche aus einer ursprünglich lachsrot-gelbgrün gemusterten Seide besteht. Die quer zum Musterverlauf verarbeiteten Stoffpartien zeigen kleine Ausschnitte aus einem vegetabil geprägten Rapport, bei dem spitzoval ausgebogene Palmettblätter schlanke, kandelaberartig aufgebaute Blütenstände umfassen und sich mit spitzovalen Pinienzapfenmotiven abwechseln. Jordan-Fahrback konnte aufgrund der Textilstruktur die Seide einer ganzen, weit über Europa belegbaren Gruppe von Stoffen spanischer Herkunft zuordnen, die Donald King als die in historischen Quellen mehrfach genannten ‚Draps d’Areste’ (Draps de l’Arrest; Paños de arista) identifiziert hatte.¹²

Die textlichen Erwähnungen dieser Seiden in Abgleich mit der Objektüberlieferung erlaubten es King, den Höhepunkt der Herstellungs- und Verbreitungszeit der ‚Draps d’Areste’ recht konkret auf das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts einzugrenzen und damit genau auf die Zeit, aus der die vorliegende Siegelabformung stammt. Diese Gruppe wurde durch Sophie Desrosiers in verschiedenen Untersuchungen weiter spezifiziert und

- 8 Für eine in England um 1140 gearbeitete, geometrisch gemusterte Siegeltasche der vormaligen römischen Kaiserin, die ihr imperiales Siegel auch als Königin in England (Großmutter der welfischen Herzogin Mathilde) weiter benutzte s. Jochen LUCKHARDT und Franz NIEHOFF (Hrsg.): Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995. 3 Bde. München 1995, hier I, D 97 (Claus-Peter Hasse) mit der Wertung als „seltene Ausnahme“.
- 9 Die Siegeltasche des Thomas Becket aus chinesischer Seide ist bei Paul D. A. HARVEY und Andrew MCGUINNESS: A guide to British Medieval Seals. The British Library and Public Record Office London 1996, S. 22 Pl. 20 besprochen, für die aufgeklappte Situation mit Ansicht des Siegels s. LUCKHARDT/NIEHOFF (wie Anm. 8), I, D 117 (Claus-Peter Hasse).
- 10 Zu zwei Siegeltaschen an Urkunden der Könige Edward I. und Heinrich IV. s. Frances PRITCHARD: Two Royal Seal bags from Westminster. In: Lisa Monnas und Hero Granger-Taylor (Hrsg.): Ancient and medieval textiles. Studies in honour of Donald King. London 1989 (= Textile History 20/2, 1989), S. 225-234.
- 11 S. dazu den anschließenden Beitrag. An dieser Stelle ein herzlicher Dank für die interdisziplinäre Kooperation zwischen dem Staatsarchiv Wolfenbüttel, vertreten durch Restaurator Arno Lehmler, und dem Herzog Anton Ulrich-Museums Braunschweig, vertreten durch seine Textilrestauratorin Eva Jordan-Fahrback.
- 12 Donald KING: Two Medieval Textile Terms ‚Draps d’Aché’ and ‚Draps de l’Arrest’. In: CIETA Bulletin (Centre International d’Études de Textiles Anciens) 27 (1968), S. 26-30; Neudruck in: Donald King, Collected textile studies (hrsg. von Anna Muthesius und Monique King). London 2004, S. 77-83.

klassifiziert.¹³ Sie erweiterte die Materialkenntnis erheblich, sei es durch Beurteilung archäologischer Funde oder durch Recherche zu überlieferten Objekten in Kirchenschätzen und Archiven. Charakteristisch für die ‚Draps d’Areste‘ ist ihre fischgratähnliche Rautenstruktur (‚Herringbone effect‘, ‚Arête de poisson‘),¹⁴ sowie die Beschränkung auf zwei Webfarben (‚opposition des couleurs‘),¹⁵ gerade auch auf die Kombination von Rot und Gelb. Dabei zeigt das Rot oft eine ins Lachsrosa gehende Färbung in dem außergewöhnlichen Kontrast zu einem leuchtenden, ins Grünliche tendierenden Zitronengelb.¹⁶ Hinsichtlich der flächenfüllenden Musterung scheint die Seide der Siegeltasche einer Untergruppe zuzugehören, die sich durch historisch fixierbare Grabfunde, aber auch

- 13 Sophie DESROSIERS, Gabriel VIAL und Daniël DE JONGHE: Cloth of Aresta. A Preliminary Study of its Definition, Classification, and Method of Weaving. In: *Ancient and medieval Textiles. Studies in honour of Donald King*: Lisa Monnas und Hero Granger-Taylor (Hrsg.): London 1989. S. 199-223; Sophie DESROSIERS und Isabelle BEDAT: Une soierie médiévale a grands losanges bicolores apparentée aux Draps d’Aresta. In: *CIETA Bulletin* 70 (1992), S. 91-110; Sophie DESROSIERS: Les Draps d’Aresta: de nouvelles soieries à la mode en occident aux XIIe-XIIIe siècles. In: Patrice Beck (Hrsg.): *L’innovation technique au Moyen Age (Actes du VIe Congrès International d’Archéologie Médiévale, Dijon u.a. Oktober 1996)*. Paris 1998, S. 43f.; DIES.: Draps d’Aresta (II): Extension de la classification, comparaisons et lieux de fabrication. In: *Techniques et culture* 34 (1999), S. 89-119, S. 113 mit Verbreitungskarte der Funde und DIES.: Draps d’Aresta (III): Singularité du tissage et origine des tisserands. In: *Riggisberger Berichte* 5 (1997), S. 181-193; s. auch Karel OTAVSKY und Muhammad Abbas Muhammad SALIM: *Mittelalterliche Textilien I*. Riggisberg 1995 (Die Textilsammlung der Abegg-Stiftung 1), S. Nr. 94-98, bes. S. 172f.
- 14 KING (wie Anm. 12), S. 80; DESROSIERS 1997 (wie Anm. 13) und DIES. 1998 (ebd.), S. 181f. und 43; OTAVSKY/SALIM (wie Anm. 13), S. 172.
- 15 DESROSIERS 1999 (wie Anm. 13), S. 104 f., die in dem ausgeprägten Nebeneinander einer leuchtenden und einer tiefen Farbe sogar eine Parallele zu dem sich etablierenden System heraldischer Farbgebung zog.
- 16 DESROSIERS 1999 (wie Anm. 13), S. 94 „prépondérance du rouge et du jaune (citron)“, 101f., Abb. 3. – Eine derartige Farbkombination ist am Mantel aus dem Grab König Alfons VIII. von Kastilien († 1214) nachvollziehbar, s. VESTIDURAS RICAS el Monasterio de las Huelgas y su época 1170-1340. Katalog der Ausstellung Madrid 2005. Patrimonio Nacional 2005, Nr. 8. Entsprechende Nachricht gibt es über ein Gewand des William Raleigh, Bischof von Winchester (1244-1250), s. KING (wie Anm. 12), S. 79. Beispiele aus dem Deutschen Reich: Beutel aus St. Servatius zu Maastricht, s. Annemarie STAUFFER: *Die mittelalterlichen Textilien von St. Servatius in Maastricht*. Riggisberg 1991 (Schriften der Abegg-Stiftung 8), S. Nr. 8, Taf. XI; Fragment (einer Siegelhülle ?) aus dem Schatz der Goldenen Tafel der Michaeliskirche zu Lüneburg, s. Ruth GRÖNWOLDT: *Textilien I: Webereien und Stickereien des Mittelalters*. Hannover 1964 (Bildkataloge des Kestner-Museums 7), Nr. 35 und KING (wie Anm. 12), S. 80, Abb. S. 82; Fragmente vornehmlich aus der Kölner Sammlung Schnütgen, s. Leonie VON WILCKENS: *Mittelalterliche Seidenstoffe*. Berlin 1992 (Bestandskatalog des Kunstgewerbemuseums Berlin 18), Nr. 119, 121-124, 132. – Aufgrund der charakteristischen Farbkombination wurden auch Seidensamite aus dem Schrein der hl. Elisabeth zu Marburg von Leonie VON WILCKENS: *Seidengewebe in Zusammenhang mit der heiligen Elisabeth*. In: Sankt Elisabeth. Fürstin – Dienerin – Heilige. Katalog der Ausstellung Marburg 1981. Sigmaringen 1981, S. 285-302, hier 287, 298 nach Spanien lokalisiert; dazu zuletzt Dieter BLUME und Matthias WERNER (Hrsg.): *Elisabeth von Thüringen – Eine europäische Heilige, Katalog der Ausstellung Eisenach 2007*. Petersberg 2007, Nr. 132-134 (Annette Kindler). – Letztlich wäre noch die Umhüllung von Elisabeth-Reliquien in einem Halberstädter Reliquiar unter die ‚Draps d’Aresta‘ mit entsprechender Farbgebung einzureihen, vgl. Ebd., Nr. 128 (Barbara Pregla).

durch Siegeltaschen an datierten Urkunden, deutlich auf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts konzentriert.¹⁷

Die Siegeltasche an der jüngeren Urkunde von 1248 mit den Maßen 5,3 x 4,6 cm besteht in entsprechender Machart aus Ausschnitten¹⁸ eines Seidensamits. (Abb. 3) Bei dem Oberstoff handelt es sich laut der Analyse um einen rosa – weiß – dunkelbraun gemusterten Samit mit Häutchengold, von dem vor allem fleischige Palmettblätter an kräftigen Ranken zu erkennen sind. Die eingerollten oder weit gefächerten Blättchen auf hellem Grund füllen gebogene Bordüren, deren winzige Segmente auf aneinander stoßende Medaillons von grob geschätzt gut 12 cm mit einem Binnenfeld von ca. 9 cm Durchmesser hindeuten. Auf der ebenfalls quer zum Rapport verarbeiteten Rückseite fällt zudem im Zwickel der Medaillons ein Motiv in Form eines Wappenschildes auf.

Der Typus dieses Samitstoffes, wohl gleichermaßen spanischer Herkunft, lässt sich zu drei repräsentativen Textilobjekten aus dem heimischen Umkreis in Beziehung setzen, einer Kasel aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts in Braunschweig,¹⁹ sowie einem Kelchtuch²⁰ und einer Stola²¹ im Halberstädter Domschatz. Kennzeichnend für diese Samite sind die schweren von ihren Konturen her bestimmten Formen. Die Kasel in Braunschweig mit einem ganzen Kompendium der auf Seidenstoffen üblicherweise anzutreffenden Tiere bietet eine ungefähre Vorstellung davon, aus welchem Musterkontext die Seidenausschnitte stammen könnten. Die angeschnittenen Medaillons mögen vielleicht eine Füllung mit stilisierten Tiermotiven oder Tierpaaren enthalten haben. Einen deutlicheren Hinweis bildet das dekorative Schildchen, das sich bestens in die charakteristische Auswahl von heraldischen Motiven bei spanischen Stoffen fügt,²² die der muslimisch geprägten Seidenweberei sozusagen ein eigenes, aristokratisch-christliches Programm hinzufügte.²³

- 17 DESROSIERS 1998 (wie Anm. 13), S. 44 und DIES. 1999 (ebd.), S. 100f., 110f. mit Fundtabelle, wobei die für 1227 und 1280 erwähnten Siegeltaschen in London, Public Record Office und Westminster Abbey Muniment Room leider ohne weitere Angaben aufgeführt sind. Das Exemplar von 1280 ist jedoch mit einer Urkunde Edwards I. (WAM 1505) zu verbinden, vgl. PRITCHARD (wie Anm. 10), Anm. 22.
- 18 Die Vorderseite ist dabei aus zwei kleineren Teilen in der Mitte zusammengenäht, aber einheitlich abgefüttert. Die eine Hälfte ist quer zum Rapport, die andere mit dem Rapport zugeschnitten.
- 19 Leonie VON WILCKENS: Die mittelalterlichen Textilien. Braunschweig 1994 (Katalog der Sammlungen des Herzog Anton Ulrich-Museums), Nr. 2.
- 20 Leonie VON WILCKENS: Some remarks on Spanish Samites from the 12th and the 13th centuries. In: CIE-TA Bulletin 70 (1992), S. 87-90, hier 88, Abb. 3 auch mit Erwähnung eines verwandten Löwen-Adler-Stoffes aus der Johanniskirche zu Lüneburg, dazu VON WILCKENS 1992a (wie Anm. 16), Nr. 162, Farbtaf. vor S. 81; zur Gruppe der spanischen Samite auch OTAVSKY/SALIM (wie Anm. 13), Nr. 100-103, 109-114.
- 21 Der nach Spanien lokalisierte Halbseidensamit aus roter und weißer Seide sowie Silberfäden kann aufgrund seiner dreifarbigten Wirkung hier mit einbezogen werden, vgl. Harald MELLER, Ingo MUNDT, Boje E. Hans SCHMUHL (Hrsg.): Der heilige Schatz im Dom zu Halberstadt. Regensburg 2008, Nr. 63 (Regula Schorta); zu weiteren Hinweisen auf Halberstädter Provenienz ähnlicher Stoffe s. OTAVSKY/SALIM (wie Anm. 13), S. 202.
- 22 KING (wie Anm. 12), S. 79f.; PRITCHARD (wie Anm. 10), S. 230f., Abb. 4f.; OTAVSKY/SALIM (wie Anm. 13), S. 181; DESROSIERS 1989 (wie Anm. 13), S. 219, DIES. 1998 (ebd.), S. 44 und DIES. 1999 (ebd.), S. 102, 108f., Abb. 7; VESTIDURAS RICAS (wie Anm. 16), Nr. 8, 10-12. – Zu Mustern mit aneinander gereihten Medaillons s. EBD., Nr. 38 der etwas jüngere Samit von der Sargdecke des kastilischen Infanten Fernando de la Cerdá († 1275), auch mit Palmettblättchen auf der Medaillonrahmung; ähnlich VON WILCKENS 1992a (wie Anm. 16), Nr. 153f.
- 23 Maria Judith FELICIANO: Muslim Shrouds for Christian Kings? A Reassessment of Andalusí Textiles in Thirteenth-Century Castilian Life and Ritual. In: Cynthia Robinson und Leyla Rouhi (Hrsg.): Under the Influence. Questioning the Comparative in Medieval Castile. Leiden – Boston 2005, S. 101-131, hier 118f.

Der Nachweis von Siegeltaschen aus derart kostbaren und sicherlich hoch geschätzten Seidenstoffen schien sich bislang auf den englischen Raum zu beschränken. Das größte Konvolut erhaltener, wenn auch abgelöster Siegeltaschen befindet sich mit 39 Stücken im Schatz der Kathedrale von Canterbury,²⁴ weitere quantitativ nicht ermittelte im Public Record Office sowie in Westminster Abbey zu London.²⁵ Gertrude Robinson und H. Urquhart resümierten 1934 in ihrer eingehenden Bearbeitung der Objekte von Canterbury, dass für den europäischen Kontinent entsprechende Studien gänzlich fehlten.²⁶ Das deutsche Reichsgebiet zogen sie dabei nicht einmal als Untersuchungsgebiet in Betracht. Die Forschung ist, wie auch im vorliegenden Fall, über Einzelbetrachtungen nicht hinausgekommen.²⁷ Jedoch eröffnen die Funde im Wolfenbütteler Staatsarchiv eine neue Perspektive auf die Frage, ob auch im deutschen Raum solche seidenen und damit hoch repräsentativen ‚Siegelschutzsysteme‘ in weiterem Umfang nachzuweisen wären. Dafür käme es natürlich in erster Linie auf weitere Entdeckungen in Archivbeständen an. Außerdem wären aber auch Kirchenschätze und museale Sammlungen daraufhin zu betrachten, ob sich in den Beständen mittelalterlicher Textilfragmente Zuschnitte von passender Siegelgröße, d.h. vornehmlich kreisrunde Ausschnitte in einem Spektrum von ca. 10-15 cm Durchmesser finden lassen.²⁸ Solche könnten vormalig auch als Hüllen für fürstliche oder bischöfliche Siegel gedient haben, die am Beginn der Blütezeit des mittelalterlichen Siegels zu Anfang des 13. Jahrhunderts beachtlich oft eine durchschnittliche Größe von 8 cm Durchmesser aufwiesen.

Ein herausragendes Beispiel, das mit der älteren Siegeltasche von 1238 verschiedene Gemeinsamkeiten aufweist, stammt ausgerechnet aus dem welfischen Herrschaftsbereich, nämlich aus dem Reliquienschatz der Goldenen Tafel im Michaeliskloster zu Lüneburg (heute: Hannover, Museum August Kestner, Inv. WM XXI a, 19 a).²⁹ (Abb. 4) Es gehört gleichermaßen zu der besprochenen Gruppe der spanischen Seiden im Typus ‚Drap d’Areste‘³⁰ und zeigt mit seinem roten Grund und der gelben Musterung auch eine vergleichbare Farbkombination.

24 Dazu umfassend Gertrude ROBINSON und H. URQUHART: Seal Bags in the Treasury of the Cathedral Church of Canterbury. In: *Archeologia* (Miscellaneous tracts relating to antiquity) 34. London 1934, S. 163-211; Nos. 3-6, 11, 13 zu abgelösten Siegelhüllen aus dem Kontext königlich englischer Urkunden von Richard I. bis Edward II. (1188, 1189, 1191, 1265, 1290, 1317), Hinweise auf weitere Siegeltaschen an Urkunden der Könige Heinrich I. und Heinrich III. und des Erzbischofs von Canterbury Stephen Langton († 1228) S. 164 mit Anm. 2, 184, 188 Anm.1. Neuerdings zu den Objekten in Canterbury unter teilweiser Neubewertung der Textilprovenienzen Anna MUTHESIUS: *The Exotic Near-Eastern Silks at Canterbury Cathedral*. In: Dies., *Studies in Byzantine, Islamic and Near Eastern Silk Weaving*. London 2008, S. 98-115, bes. 101-103, 110, 114, Pl. 72f., 77-98.

25 Vgl. o. die Beispiele unter Anm. 9f., 17. Systematische Untersuchungen ließen eine Vielzahl von Neu-entdeckungen erwarten.

26 ROBINSON/URQUHART (wie Anm. 24), S. 164.

27 S. PRITCARD (wie Anm. 10), außerdem Anna MUTHESIUS: A previously unrecognised Lion Silk at Canterbury Cathedral. In: Penelope Walton Rogers, Lise Bender Jørgensen und Antoinette Rast-Eicher (Hrsg.): *The Roman textile industry and its influence*. Festschrift für John Peter Wild. Oxford 2001, S. 148-178.

28 Diese Frage warfen auch schon ROBINSON/URQUHART (wie Anm. 24), S. 164f. auf.

29 GRÖNWOLDT (wie Anm. 16), Nr. 35. – Zum Reliquienschatz jüngst Thorsten HENKE: *Die Reliquien der Lüneburger Goldenen Tafel*. In: Hedwig Röckelein (Hrsg.): *Der Gandersheimer Schatz im Vergleich*. Regensburg 2013 (Studien zum Frauenstift Gandersheim und seinen Eigenklöstern 4), S. 47-64.

30 KING (wie Anm. 12), S. 80, Abb. S. 82.

Von der lockeren Motivanordnung her mit zwei unterschiedlichen Paaren von Adlern, das eine frei auf dem Fond mit einem heraldischen Lilienmotiv zu Füßen, das andere tropfenförmig eingefasst von einem stark stilisierten Palmettblatt, scheint es jedoch einem etwas späteren Stadium der Musterentwicklung³¹ anzugehören als die Seide der Siegelhülle. Der nahezu kreisrunde Ausschnitt mit einem Durchmesser von 12 cm passt – Stoffumschlag und Raum für ein umschlossenes Objekt berücksichtigt – genau auf ein herzogliches Siegel aus dem welfischen Herrschaftszentrum Lüneburg. In Frage kämen dabei Siegelprägungen des Wilhelm von Lüneburg, jüngster Sohn Heinrichs des Löwen, der in der Erbteilung von 1202 die Herrschaft Lüneburg zugesprochen bekam, seiner Witwe Helena oder seines Sohnes Otto (das Kind), der 1223 zum Gesamterben des welfischen Hauses eingesetzt wurde. Die nur durch wenige Abdrücke belegten Siegel Wilhelms und Helenas sowie das erste Siegel ihres Sohnes mit einer kleineren Größe von 7 cm Durchmesser³² lassen sich dafür weniger in Betracht ziehen, als das zweite Siegeltypar Ottos als Herr von Lüneburg oder seine drei folgenden herzoglichen Typare mit Durchmesser von 8 cm und dann einheitlich um 9 cm.³³

Das Lüneburger Seidenfragment könnte aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer Untergruppe der spanischen ‚Draps d’Areste‘, die aktuellere heraldische Elemente aufweisen, gut in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, vielleicht sogar im zweiten Jahrhundertviertel entstanden sein. Mit Blick auf die intakten Braunschweiger Siegeltaschen entsprechender Provenienz und Zeitstellung sowie auf die überraschend stimmigen Maßverhältnisse steht eine vormalige Funktion als Hülle eines wohl herzoglichen Siegels zu vermuten. Damit ergeben sich Anzeichen dafür, dass in dieser Zeit für Siegelabdrücke hochrangiger Persönlichkeiten durchaus von vornherein solche kostbaren textilen Umhüllungen vorgesehen waren. Diese sollten zunächst natürlich den Abdruck mit seiner autoritativen Legende und Personen- bzw. Wappendarstellung schützen. Darüber hinaus drückten sie auf ganz ostentative Weise auch die hohe soziale Stellung des Siegelführers aus. Ein seltener schriftlicher Beleg für die Bestellung einer seidenen Siegeltasche „Pur une bourse de soye à mettre le dit seel“ zugleich mit dem Auftrag für den Schnitt eines goldenen Siegels und den jeweiligen Ausgaben findet sich für den burgundischen Herzog Johann Ohnfurcht aus der Zeit nach 1396.³⁴

31 DESROSIERS 1989 (wie Anm. 13), S. 219, DIES. 1998 (ebd.), S. 44 und DIES. 1999 (ebd.), S. 101, 104.

32 LUCKHARDT/NIEHOFF (wie Anm. 8) I, E 25, B 35 (Claus-Peter Hasse); vgl. DATENBANK DER WELFENSIEGEL. Ein Projekt der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen e.V., www.historische-datenbanken.niedersachsen.de/siegel/index.php, Nr. 19-21 (18.3.2013).

33 LUCKHARDT/NIEHOFF (wie Anm. 8) I, E 26f. zu Typ II und V (Claus-Peter Hasse) und Beatrice MARNETTÉ-KÜHL: Mittelalterliche Siegel der Urkundenfonds Marienberg und Mariental. Braunschweig 2006 (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 42 – Corpus sigillorum von Beständen des Staatsarchivs Wolfenbüttel I), A 9f. zu Typ IV und V; vgl. DATENBANK DER WELFENSIEGEL (wie Anm. 32), Nr. 22f. (Typ II, V), 1513f. (Typ III, IV).

34 Dazu Isabelle GUERREAU: Klerikersiegel der Diözesen Halberstadt, Hildesheim, Paderborn und Verden im Mittelalter (um 1000-1500). Hannover 2013 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 259), S. 38, Anm. 46. In diesem Falle dürfte es sich um eine Schutzhülle für das Typar handeln. Ganz herzlich danke ich Frau Guerreau, die mir schon das Manuskript Ihrer Arbeit zur Verfügung stellte. Der angegebene Preis von „XXI francs“ für das goldene (!) Typar stellt gegenüber den „XV sous tournois“ für den Beutel etwa einen 28fachen Wert dar, was immer noch für eine anspruchsvolle Umhüllung spricht. Die währungshistorische Auskunft verdanke ich Prof. Dr. Wolfgang Leschhorn, Braunschweig.

In vielen Fällen wurden für solche Siegeltaschen Teile aus weitaus älteren und exotischeren Geweben entnommen.³⁵ Dies zeugt aber nicht unbedingt von einer ökonomischen Herangehensweise im Sinne eines wiederholt genannten ‚Recycling‘,³⁶ wie es auch Ludwig Hänselmann in einer kurzen Notiz zu den vorliegenden Siegelhüllen vermutete.³⁷ Vielmehr erfreuten sich die überlieferten Gewebe einer solchen Wertschätzung, dass sie für den aktuellen Anlass, die luxuriöse Ummantelung eines königlichen, fürstlichen oder episkopalen Siegels ungemindert adäquat erschienen. So könnte auch das Fragment eines alt tradierten byzantinischen Seidenstoffes aus dem Gandersheimer Stiftsschatz mit dem Motiv eines reitenden Kaisers (Bad Gandersheim, Portal zur Geschichte, Inv. Nr. 134)³⁸ dem Zuschnitt nach zeitweilig als Siegelhülle fungiert haben.³⁹ (Abb. 5) Die Bestimmung der beiden Braunschweiger Gewebe und auch des Lüneburger Fragments als ‚spanisch 13. Jahrhundert‘ legt aber nahe, dass für diesen Zeitraum auch ein Bedarf an neuen Stofflieferungen, nicht nur für herrscherlichen oder liturgischen Ornat bestand, sondern ebenso für die sich rasant entwickelnde Siegelpraxis. Für Umhüllungen der Reliquienschatze in Schreinen oder in Reliquiaren, deren Herstellung durch die Bestimmungen des Laterankonzils von 1215 entscheidend gefördert worden war⁴⁰, bestand ebenfalls steigender Bedarf. Hierbei ist sicherlich an einen merkantilen Umlauf zu denken, wie Leonie von Wilckens es für die Fragmente im Marburger Schrein der Elisabeth von Thüringen (Kanonisation 1236) annahm.⁴¹ Daneben spielte gewiss aber auch der diplomatische Aus-

35 In einer ersten Besprechung des Konvoluts von Siegelhüllen in Canterbury sah Frank KENDRICK: *Seal-Bags at Canterbury*. In: *The Burlington Magazine* 53 (1928), S. 87-91, wegen der Verwendung von älteren persischen oder syrischen Stoffen an datierten Urkunden zwischen 1264 und 1366 kaum Anzeichen für einen ‚zeitgenössischen‘ Zusammenhang. Die gewachsene Objektkennntnis und die Untersuchungen von ROBINSON/URQUHART und MUTHESIUS 2008 (wie Anm. 24) konnten aber die aufgezeigte zeitliche Lücke des 12. bis früheren 13. Jahrhunderts erheblich füllen. So stammen Nos. 3-5 von datierten Urkunden des späten 12. Jahrhunderts, No. 10 von 1234, vgl. auch o. Anm. 8f., 17. Hierbei können gerade die von ROBINSON/URQUHART, S. 164 Anm. 2 beiläufig erwähnten sieben (!) Hüllen an einer Urkunde des Erzbischofs Stephen Langton (vor 1228) und natürlich die Braunschweiger Objekte selbst eine hervorragende Ergänzung bieten, auch für den Usus innerhalb der hohen Geistlichkeit.

36 So ROBINSON/URQUHART (wie Anm. 24), S. 163 die von einer Erfüllung der ‚letzten Pflicht‘ (‚remnants were taken to fulfil their last duty‘) solcher älteren Seiden spricht; s. auch Robin FLEMING: *Acquiring, flaunting and destroying silk in late Anglo-Saxon England*. In: *Early Medieval Europe* 15 (2007), S. 127-158, hier 147. MUTHESIUS 2008 (wie Anm. 24), S. 114 sieht in den kleinformatigen Umhüllungen für Siegel und Reliquien Verwertung von Schnittresten der hoch geachteten Stoffe.

37 HÄNSELMANN (wie Anm. 7), S. 385.

38 Michael BRANDT und Arne EGGBRECHT (Hrsg.): *Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen*. Katalog der Ausstellung Hildesheim 1993. 2 Bde. Mainz 1993, II, Nr. II-22 (Regula Schorta). Das Fragment liegt mit 16,7 x 15,6 cm zwar über dem vorgeschlagenen Größenspektrum und zeigt auch kein regelmäßiges Rund, doch deuten Spuren eines Kreisbogens oberhalb der Kaiserkrone auf eine Nutzung in gerundeter Form. Die von Schorta festgestellten Anzeichen einer Verfaltung des Stoffes, die auf eine (nachmalige) Nutzung als Reliquienumhüllung hinweisen, stehen diesem Vorschlag durchaus nicht entgegen. S. u. mit Anm. 58f.

39 Weitere zufällig aufgefundene Beispiele: VON WILCKENS 1992a (wie Anm. 16), Nr. 156 mit Durchmesser von ca. 16 cm; VESTIDURAS RICAS (wie Anm. 16), Abb. S. 249 mit Durchmesser von ca. 11 cm.

40 Josef WOHLMUTH (Hrsg.): *Konzilien des Mittelalters*. Paderborn – München – Wien – Zürich 2000 (Dekrete der ökumenischen Konzilien 2), S. 262f. Nr. 62: „... ut antiquae reliquiae amodo extra capsam non ostendantur ...“

41 VON WILCKENS 1981 (wie Anm. 16), S. 299. – Zum Handel mit spanischen Seiden allgemein s. Olivia Renie CONSTABLE: *Trade and traders in Muslim Spain*. Cambridge 1994, S. 223-226 und FELICIANO (wie Anm. 23), bes. Anm. 23.

tausch eine gewichtige Rolle in der Vermittlung solcher zeitgenössischen Luxusgewebe aus Spanien, beispielsweise nach Norddeutschland.

Zwei derartige Verhandlungen mögen exemplarisch eine Vorstellung von solchen Wegen geben. Um den Jahreswechsel 1203/1204 entsandte König Alfons VIII. von Kastilien zwecks Brautwerbung für seinen zweitgeborenen Sohn Ferdinand († 1211) eine Delegation ins weit ‚abgelegene‘ Ausland.⁴² Die Führung der Gesandtschaft übernahm Diego de Acebes, Bischof von Osma. Ihn begleitete sein Subprior Dominikus, der später als Gründer des Dominikanerordens berühmt und heilig gesprochen werden sollte. Nur aus dem um 1234 abgefassten Bericht des zweiten Ordensgenerals Jordan von Sachsen zu den Anfängen des Ordens, dem *Libellus de principiis ordinis praedicatorum*, wissen wir von dieser Mission.⁴³ Die topographischen Angaben des Ziels „ad marchias [Dacie]“⁴⁴ bleiben vage, doch deuten die Erwähnungen einer mühevollen und beschwerlichen Reise auf eine deutlich von Spanien entfernte Region hin, die in der Forschung in Dänemark oder Norddeutschland lokalisiert wird.⁴⁵

Eine zweite, letztlich erfolglose Expedition schloss sich an, mit „prachtvoller Ausstattung, um das Mädchen mit allen Ehrerbietungen zur Hochzeit ... zu holen.“⁴⁶ Es ist kaum vorstellbar, dass bei einem derartigen diplomatischen Aufwand nicht auch der moderne Exportartikel der iberischen Halbinsel, die spanischen Seiden, zumindest in Form von luxuriösen Gewändern den norddeutschen bzw. dänischen Hof erreicht hat.⁴⁷

Auch eine weitere knappe Überlieferung lässt aufmerken.⁴⁸ 1223 entsandte König Ferdinand III. von Kastilien, mütterlicherseits ein Neffe des vorgenannten Ferdinand, zum Reliquienerwerb einen Zisterzienserabt namens Petrus nach Deutschland. Nach den *Annales Cistercienses* des Ordenshistorikers Angelus Manrique († 1649) erhielt Abt Petrus mit Genehmigung des Kölner Erzbischofs Engelbert aus den Klöstern Kamp und Altenberg Reliquien von den Kölner 11 000 Jungfrauen sowie aus dem nahe Lübeck gelegenen Kloster Reinfeld Öl vom Grab der hl. Katharina.⁴⁹ Auch hier zeichnet sich eine ausgedehnte Reise in königlicher Mission ab, bei der die erwünschten Reliquienübertragungen gut vorstellbar von Gastgeschenken begleitet gewesen sein könnten. Zumindest empfahl

42 Dazu M. H. VICAIRE: Une ambassade dans le Marches. In: Pierre Mandonnet: Saint Dominique: l' idée, l' homme et l' oeuvre. Paris 1938, S. 89-98; für eine englische Übersetzung von 2012 s. <http://domcentral.org/blog/an-embassy-into-the-marches/> (5.5.13); die zeitliche Einordnung bei Wolfram HOYER: Jordan von Sachsen. Von den Anfängen des Predigerordens. Leipzig 2002 (Dominikanische Quellen und Zeugnisse 3), S. 37 Anm. 33.

43 In deutscher Übersetzung bei HOYER (wie Anm. 42), Kap. 14f.

44 VICAIRE (wie Anm. 42), S. 90f.

45 VICAIRE (wie Anm. 42), S. 97, HOYER (wie Anm. 42), S. 37 Anm. 32.

46 HOYER (wie Anm. 42), S. 38.

47 Für den Fund eines ‚Drap d'areste‘ aus dem Grab des Erzbischofs Absalon von Lund s. DESROSIERS 1999 (wie Anm. 13), S. 110f.

48 Dazu Franz WINTER: Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands bis zum Auftreten der Bettelorden I. Gotha 1868, S. 191; Hans MOSLER: Das Camper Reliquienverzeichnis von 1472. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 168/169 (1967), S. 60-101, hier 78; Carola FEY: Reliquien in Zisterzienserklöstern – Wahrnehmungsmöglichkeiten sakraler Schätze in schriftlichen Zeugnissen. In: Franz J. FELTEN und Werner RÖSENER (Hrsg.): Norm und Realität. Kontinuität und Wandel der Zisterzienser im Mittelalter. Münster 2009 (Vita regularis 42), S. 551-574, hier 564.

49 Zu Reinfeld nur WINTER (wie Anm. 48).

sich für würdige Bergung und Transport der Reliquien der Gebrauch mitgeführter und europaweit begehrter Seidenstoffe, wie sie noch heute für Reliquienschatze u.a. in Maastricht, Köln, Marburg, Lüneburg und Halberstadt belegbar sind.⁵⁰

Bei dem ungenannten spanischen Kloster dürfte es sich um eine Abtei unter königlich kastilischem Patronat gehandelt haben, dem Aufwand der Reliquieneinwerbung nach zu urteilen, vermutlich um ein im Ausbau begriffenes Zisterzienserkloster. Leider kommt dabei aufgrund der unterschiedlichen Abtsnamen das Kloster Santa Maria de Matallana (Provinz Valladolid)⁵¹ nicht in Betracht, das sich der besonderen Förderung der Königin Beatrix erfreute, der jüngsten überlebenden Tochter des Philipp von Schwaben, die 1219 König Ferdinand III. geheiratet hatte.⁵² Die Vermählung mit der Staufertochter schuf nicht nur eine bedeutende dynastische Verbindung zwischen Kastilien und dem Deutschen Reich,⁵³ sondern bedingte sicherlich auch eine Vielzahl diplomatischer Kontakte. So hatte Bischof Mauricio von Burgos die Braut von Deutschland nach Spanien begleitet, das Paar anschließend getraut und vom König für seine Dienste ganze Ortschaften übertragen bekommen.⁵⁴ Die welfische Residenz Braunschweig kannte die früh verwaiste Beatrix von Kastilien aus Kindheitsjahren, da sie 1209 mit ihrer gleichnamigen älteren Schwester, der Verlobten König Ottos IV., in die Stadt eingezogen war „eam una cum sorore usque Brunewich“ und dort einige Jahre gelebt hatte.⁵⁵ In Bezug auf die Seidenherstellung bleibt anzumerken, dass direkt mit der Königin Beatrix ein Fragment in der mehrfach genannten ‚Drap d’Areste‘-Technik mit markantem heraldischen Adlermuster in Schwarz auf Gelb in Verbindung gebracht wird, ein Samit mit Adlermuster zumindest mit ihrer Nachkommenschaft.⁵⁶

Die beiden seidenen Siegeltaschen aus dem Blasiusstift scheinen in ihrem funktionalen Kontext zwar isoliert zu stehen, doch sind sie bei erweiterter Betrachtung eingebettet in eine

50 S. o. Anm. 16, 20f. Zu Köln weiterhin Anton LEGNER (Hrsg.): *Ornamenta Ecclesiae*. Kunst und Künstler der Romanik in Köln, Katalog der Ausstellung Köln 1985. 3 Bde. Köln 1985, hier II, D 61 (Leonie von Wilckens und Jörg-Holger Baumgarten) zu einem ‚Drap d’Areste‘ aus St. Kunibert.

51 Dort amtierten um das fragliche Jahr die Äbte Jordan bzw. Egidius, s. María Damián YÁÑEZ NEIRA: *El monasterio de Santa María de Matallana y sus abades (1174-1974)*. In: *Archivos Leoneses: revista de estudios y documentación de los Reinos Hispano-Occidentales*, 57/58 (1975), S. 311-406, hier 326f.

52 Miriam SHADIS: *Berenguela of Castile (1180-1246) and Political Women in the High Middle Ages*. New York 2009, S. 57, 106f., 162.

53 Die politischen Dimensionen demonstrierte Regine ABEGG: *Königs- und Bischofsmonumente. Die Skulpturen des 13. Jahrhunderts im Kreuzgang der Kathedrale von Burgos*. Zürich 1999, S. 101f., 121-123 anhand monumentaler Stifterbilder des Paares ebd. Die Trauung steht auch in Zusammenhang mit dem anschließend begonnenen Neubau der Kathedrale.

54 Zu Mauricio und seiner Mission s. ABEGG (wie Anm. 53), S. 101f., 122 mit Anm. 451: „... remunerare labores multiplices venerabilis patris predicti M. [Mauricio], nunc Burgensis episcopi, quos sustinuit in eundo in Alemaniam et redeundo de mandato meo ... pro karissimā uxore mea regina domna Beatrice ...“

55 Arnold von Lübeck, *Chronik*, s. MGH SS 21 (hrsg. Georg Heinrich Pertz). Hannover 1869, S. 248, Z. 17; vgl. Bernd Ulrich HUCKER: *Kaiser Otto IV*. Hannover 1990 (MGH Schriften 34), S. 60 mit Anm. 132; zu Beatrix d. J. am ausführlichsten Maria Magdalena RÜCKERT: *Irene-Maria, Gemahlin Philipps von Schwaben, und ihre Kinder*. In: *Frauen der Staufer* (hrsg. von der Gesellschaft für staufische Geschichte). Göppingen 2006, S. 74-89, hier 84f.

56 OTAVSKY/SALIM (wie Anm. 13), Nr. 96, 109.

Fülle von Belegen für eine ausgiebige Verwendung kostbarster Stoffe am welfischen Hof, speziell am Hausstift St. Blasius. Ein von Irmgard Haas untersuchtes ‚Sakristeibuch‘ aus der Zeit um 1480-1530 erschließt ein ganzes Compendium von Paramenten und liturgischen Gewändern in verschiedenen Mustern, Farbkonstellationen und auch Qualitätsabstufungen.⁵⁷ Erwartungsgemäß ergeben sich aus den liturgischen Anweisungen keine Anhaltspunkte für Alter und Herkunft der entsprechenden Gewebe, doch deuten teils ausführlichere Musterbeschreibungen auf lang tradierte Stoffe orientalischer oder mediterraner Provenienz hin. Es finden sich darunter ‚Löwe und Adler‘-Kombinationen, Medaillons mit adossierten Löwen, Hasen- sowie Reitermotive. Der textilen Überlieferung im Berliner Teil des Welfenschatzes hat sich Regula Schorta ausführlich gewidmet. Besonderes Augenmerk legte sie dabei auf einen 140 cm langen und beidseitig mit Seidenstoff bespannten Lederriemen, den sie als Tragriemen für eines der drei erhaltenen, ehemals als Reliquien verehrten Blasiushörner identifizieren konnte.⁵⁸ Die in Originalmontage überlieferten Stoffpartien von außergewöhnlicher Länge zeigen ein lockeres Sternenmuster in der Technik der ‚Draps d’Areste‘ und werden in das frühe 13. Jahrhundert datiert. Sie bilden mit der vorliegenden Siegeltasche von 1238 und der vermutlichen Siegelhülle aus Lüneburg also eine ganze ‚Gruppe‘ dieses Gewebetypus in welfischem Umkreis.⁵⁹

Dass solche Stoffteile im Laufe der Zeit wechselnde Funktionsstadien durchlaufen haben, lässt sich allein schon an den Reliquiendepositorien im Tragalter der Gräfin Gertrud (um 1100) und im jüngeren Wappenkästchen des Welfenschatzes (um 1340) ermesen.⁶⁰ Spanische, europaweit verbreitete Gewebe des 13. Jahrhunderts wurden sowohl in deutlich ältere Objekte nachträglich eingebracht oder aber erst spät für jüngere Reliquienbehältnisse eingesetzt. Insofern kommt generell auch eine Umwidmung bzw. Stiftung von kostbaren seidenen Siegelhüllen aus herrschaftlichem Gebrauch für die Bettung und Einfassung von Reliquien in Betracht, und das über längere, heute kaum recherchierbare Zeitspannen hinweg. Die Fragmente aus dem Schatz der Goldenen Tafel und dem Gandersheimer Stiftsschatz⁶¹ könnten dafür Beispiele sein, denen die Braunschweiger Siegelhüllen noch in intaktem Objektgefüge gegenüber stehen. Waren die spanischen und ande-

57 NLA-StA WF, 11 Alt Bla 712. Dazu Irmgard HAAS: *Leben im Kollegiatstift St. Blasii in Braunschweig. Die liturgischen Stiftungen und ihre Bedeutung für Gottesdienst und Wirtschaft*. Braunschweig 2011 (Braunschweiger Werkstücke 113), S. 53, 260-266, 284, 512-514, 517, auch Abb. 19. Das Sakristeibuch bietet damit eine wichtige Ergänzung zu Untersuchungen französischer und englischer Inventare, vgl. ROBINSON/URQUHART (wie Anm. 24), Anm. 1.

58 Regula SCHORTA: *Reliquienhüllen und textile Reliquien im Welfenschatz*. In: Joachim Ehlers und Dietrich Köttsche (Hrsg.): *Der Welfenschatz und sein Umkreis*. Mainz 1998, S. 139-176, hier 154-157 und Nr. 46, 46a, unter Nr. 14f. auch zwei spanische Seidensamite; anlässlich eines Symposiums 2008 im Berliner Kunstgewerbemuseum beschäftigte sich SCHORTA unter dem Titel „Stoffreste aus dem Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg“ auch mit weiterer entsprechender textiler Überlieferung.

59 Zum Fragment Lüneburger Provenienz s. o. Anm. 29f. – Anzuschließen wäre noch ein Reliquienbündel aus dem Kasten mit Wappenmalerei, vgl. SCHORTA 1998 (wie Anm. 58), Nr. 43 sowie eine Reliquienhülle aus dem Tragaltar der Gräfin Gertrud im Teil des in Cleveland aufbewahrten Welfenschatzes, vgl. Patrick M. DE WINTER: *The Sacral Treasure of the Guelphs*. Cleveland 1985, S. 37, Abb. S. 38 (J).

60 S. o. Anm. 59.

61 S. o. Anm. 29f., 38. Das runde, hier mit einem welfischen Fürsten, wohl Herzog Otto dem Kind, in Verbindung gebrachte Seidenfragment aus Lüneburg befand sich in einer Elfenbeinpyxis, wahrscheinlich als Auslage auf deren Boden. Auf eine ähnliche (zeitweilige) Funktion als Auskleidung einer Pyxis deutet auch der unregelmäßige Ausschnitt des oben erwähnten Seidenstoff aus dem Umfeld der Königin Beatrix von Kastilien hin, vgl. Anm. 56.

re exotische Seiden sicher ursprünglich für die Verhüllung königlicher, fürstlicher und geistlicher Körper sowie für die Ausgestaltung des liturgischen Raumes vorgesehen, so vermochten sie ebenso auch die Überreste heiliger Körper angemessen zu bergen,⁶² aber auch die Siegel des skizzierten Personenkreises zu schützen⁶³ und damit Bedeutung und Rechtskraft der besiegelten Urkunden wirkungsvoll zu verstärken. Siegeltaschen wie die des Braunschweiger Dekans Winandus dürfen sicherlich in die Reihe all dieser Zeugnisse von Autorität und Aura auf politischer wie auf geistlicher Ebene⁶⁴ eingereiht werden.

Es bleibt noch, den Blick auf das aufwändig geschützte Siegel und auf die augenscheinlich herausgehobene soziale Position des Siegelführers zu richten. Sowohl der Siegelabdruck von 1238 in grünem Wachs wie auch der von 1248 in rotem Wachs (Abb. 6) jeweils mit dem Maßen 48 x 30 mm stammen von demselben Typar. Es erweist sich durch kombinierte Lesung der Umschriften + S WINANDI DECANI SCI / BLASII IN BRVNESWIK als persönliches Siegel des Winandus als Dekan an St. Blasius, das ihm neben dem institutionellen Siegel des Kapitels zu Gebrauch stand.⁶⁵ Damit liegt hier so weit erkennbar mit Abstand das älteste persönliche Siegel eines Dignitärs am Blasiusstift vor,⁶⁶ dem als persönliche Siegel Braunschweiger Provenienz nur die Siegel der beiden Äbte Albert und Dietrich I. vom Benediktinerkloster St. Aegidien aus dem frühen 13. Jahrhundert bzw. von 1226 vorangingen.⁶⁷

Winandus ist erstmals urkundlich 1236 als Priesterkanoniker *Winandus sacerdos* am Blasiusstift belegt.⁶⁸ Im folgenden Jahr stiftete er eine Vikarie für die Maria-Magdalena-Kapelle in der Nachbarschaft von Burg und Stiftskirche, die Herzog Otto das Kind im

62 FELICIANO (wie Anm. 23), S. 110 und 115 drückte es so aus: „... during the thirteenth century Andalusí products regularly touched royal, noble, and ecclesiastical bodies, in public and in private, in life, death and even in sainthood.“ und „Evidently, just as Andalusí textiles were coming in contact with Castilian royal bodies, so were the bodies anointing them with value, legitimacy and exclusive regal qualities.“

63 ROBINSON/URQUHART (wie Anm. 24), S. 163 f. betonten, dass allein die in Canterbury überlieferten Siegelhüllen eine Vorstellung von der vergangenen Pracht englischer Paramente und Ornate böten.

64 Vgl. FELICIANO (wie Anm. 23), S. 116: „... highly visible and easily interpreted signifiers of power, civility, and righteousness in the midst of elaborate public ceremonies.“ Ähnlich MUTHESIUS 2001 (wie Anm. 27), S. 148, 155.

65 Nach dem Tod oder Weggang des Propstes Rudolf (1249) ist Winandus 1250 und 1251 auch als Aussteller zweier Stiftsurkunden belegt, die er mit institutionellen Kapitelsiegeln versah, das ihm zumindest damals zu Gebrauch stand. Vgl. dazu u. Anm. 71.

66 Von den beiden während der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts am Blasiusstift amtierenden Präpsten Burchard von Wohldenberg und Rudolf sind keine entsprechenden Siegel bekannt. Für Burchard ist ein Siegel als Elekterzbischof von Magdeburg (um 1235) lediglich schriftlich bezeugt, s. Wolfgang PETKE: Die Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg. Hildesheim 1971 (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 4), S. 75 Anm. 107. Der fast zeitgleich zu Winandus von 1236-1249 als Stiftspropst belegte Rudolf benutzte ein älteres persönliches Siegel als Scholaster am Hochstift Schwerin mit einem symbolischen Siegelbild auch in Braunschweig weiter, wie an einer Beurkundung von 1241 für das dortige Kreuzkloster zu sehen; dazu Rudolf MEIER: Die Präpste der Braunschweiger Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriacus im Mittelalter. In: BsJb 52 (1971), S. 19-61, hier 30 und Mecklenburgisches Urkundenbuch (hrsg. vom Verein für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde). IV. Schwerin 1866, Nr. 2665 mit Umzeichnung; das Original NLA-StA WF, 26 Urk 3. – Der Vorgänger Winands, der langjährig von 1203-1236 amtierende Dekan Herwicus, ist von der Verfasserin als Initiator zumindest des ersten und des dritten Kapitelsiegels, sicherlich aber als Bewahrer aller drei Kapitelsiegel benannt worden.

67 Klaus NASS: Der Reliquienfund aus St. Aegidien und die Braunschweiger Äbtesiegel. In: BsJb 70 (1989), S. 7-38, hier 16f., 29f., Abb. 1f. sowie GUERREAU (wie Anm. 34), F-007 nach NLA-StA WF, 24 Urk 53.

68 Urkundenbuch des Klosters Wulfingshausen (bearb. von Uwe Hager). I. Hannover 1990, Nr. 2.

Mai 1237 mit rühmenden Worten *Winandus venerabilis presbyter et canonicus* bestätigte.⁶⁹ Mit dieser Kapelle und auch mit der Stiftung Winands wurde das in der Burg Dankwarderode präsentierte Evangelistar (MA 56, irrtümlich: Evangelistar aus St. Aegidien) in Zusammenhang gebracht.⁷⁰ Wiederum nach Jahresfrist lässt er sich auch an weiterer Stelle im Amt des Stiftsdekans nachweisen, das er zumindest bis 1251 bekleidet hat.⁷¹

Das spitzovale Siegelbild zeigt den durch seine urkundlichen Nennungen ja als Priesterkanoniker ausgewiesenen Dekan bei der Zelebration der Eucharistie. In voller Gestalt steht Winandus auf einem schmalen Bodenstreifen, nach rechts (vom Siegler aus gesehen) zu einem gänzlich verhüllten Kastenaltar gerichtet. Die weichen Schwünge des Altartuchs korrespondieren mit der Drapierung von Winands Kasel. Mit der Linken umfasst er einen Messkelch mit einer ausladenden gerundeten Kuppel und abgeflachtem Nodus, einer Form wie sie noch bei der Mehrzahl erhaltener Kelche des 13. Jahrhunderts aus Norddeutschland nachzuvollziehen ist.⁷² Entscheidend aber wird das Siegelbild von der übergroßen, unmittelbar den Kelchrand berührenden Rechten des Zelebranten bestimmt, die den Moment der Konsekration des Weines verbildlicht. Die von oben aus einem Himmelssegment stoßende, im Maßstab noch einmal leicht vergrößerte *Dextera Domini* bekräftigt die eucharistische Wandlung.

Sowohl in der gestalterischen Ausführung der Szene und besonders in dem zum Ausdruck kommenden Selbstverständnis als geistlicher Protagonist hebt sich dieses Zelebrationssiegel von allen ähnlichen Beispielen aus nachfolgenden Jahren ab. Tatsächlich scheint dieser Bildtypus gerade um die Mitte des 13. Jahrhunderts bei Kanonikern weiträumig beliebt geworden zu sein. Andere Siegel aus den vierziger und fünfziger Jahren zeigen den Zelebranten ohne ein Zeichen der göttlichen Gegenwart⁷³ oder zumindest bild-

69 Asseburger Urkundenbuch (hrsg. von Johannes Graf von Bocholtz-Asseburg). I. Hannover 1876, Nr. 193 nach dem Kopialbuch NLA-StA WF, VIII B Hs. 129, fol. 36r.

70 Barbara KLÖSSEL-LUCKHARDT: Das Evangelistar MA 56 des Herzog Anton Ulrich-Museums. Braunschweig 1992, S. 24.

71 1238 erscheint Winandus außerdem in einer Urkunde aus dem Fonds Wöltingerode (Nr. 14) als Dekan, weiterhin 1240, 1242, 1245, 1250 und 1251: vgl. Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim (bearb. von Hermann Hoogeweg). II. Hannover-Leipzig 1901, Nr. 521 (Hannover HStA); Urkundenbuch des in der Grafschaft Wernigerode belegenen Klosters Ilsenburg (bearb. von Eduard Jacobs). I. Halle 1875, Nr. 80 (NLA-StA WF, 26 Urk 3); Urkundenbuch der Stadt Braunschweig (hrsg. von Ludwig Hänselmann). II. Braunschweig 1900, Nr. 106 (NLA-StA WF, 8 Urk 11); ebd., Nr. 113 (Braunschweig StA); ebd., Nr. 133 (NLA-StA WF, 7 Urk 36); Urkundenbuch der Stadt Goslar (bearb. von Georg Bode). II. Halle 1896, Nr. 1. – Die abweichenden Daten bei Ernst DÖLL, Die Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriakus zu Braunschweig. Braunschweig 1967 (Braunschweiger Werkstücke 36), S. 188, jüngst auch referiert in Josef DOLLE (Hrsg.): Niedersächsisches Klosterbuch. 4 Bde. Bielefeld 2012, I, S. 122 (Ulrich Schwarz) beziehen sich auf lückenhafte Dekanslisten um 1700.

72 S. dazu nur Matthias PUHLE (Hrsg.): Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit. Katalog der Ausstellung Magdeburg 2009. 2 Bde. Mainz 2009, II, bes. V.21f., 24, 31 (Martina Junghans).

73 So Heinrich, Pleban von St. Mauritius in Köln (1245) und Berner, Dekan von St. Kunibert in Köln (1254), dazu Wildhelm EWALD: Rheinische Siegel IV: Siegel der Stifte, Klöster und Geistlichen Dignitäre. Tafelbd. Köln-Bonn 1976 (Nachdruck von 1942), Textbd. T.2 bearb. von Edith MEYER-WURMBACH. Köln-Bonn 1975, zu Taf. 113,10 und 74,6; Brüning, Propst des Klosters Beuren/Eichsfeld (1257, mit Swastika), s. Adalbert DÖLLE: Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Beuren im Eichsfeld. Duderstadt 1998, S. 294; ein jüngerer Beispiel aus Höxter bei GUERREAU (wie Anm. 34), C-298.

räumlich von ihr getrennt⁷⁴ bzw. in statuarischer Form mit dem Kelch als Attribut, ohne den szenischen Kontext einer Messfeier.⁷⁵ In einem Fall hat das Siegel des Winandus offenbar als direktes Vorbild für einen Siegelschnitt gedient, bei dem Dekan Gerhard des Hildesheimer Moritzstiftes, das in einem Abdruck von 1256 vorlag.⁷⁶ Haltung, Gestik und Gewandung der Dekane sowie Platzierung von Altar und Kelch stimmen überein, doch fehlt dem Siegel Gerhards das Zeichen himmlischer Legitimation. Die reduzierte Komposition des Hildesheimer Siegels verrät in der unlogischen schwebenden Position des Altares und der Ungenauigkeit in der Haltung des Kelches einige Unsicherheit, in der Drapierung der Textilien sowie im Gesichtsschnitt deutliche Härten. Diese Nachahmung verdeutlicht aber, dass von dem Siegelbild Winands zu seiner Zeit eine fassbare Strahlkraft ausgegangen ist. Heute darf es als das älteste Bild eines zelebrierenden Priesters im nord-deutschen Raum gelten, nachdem lange die zwischen 1241-1245 entstandene Miniatur im Missale des hoch gerühmten Halberstädter Dompropstes Johannes Zemeke diese Stellung beanspruchen konnte.⁷⁷

Die inhaltlich wie formal anspruchsvolle und auch innovative Gestaltung des Siegels geht mit seinen luxuriösen textilen Umhüllungen einher, die sich sonst nur bei Herrschern, Fürsten und Bischöfen belegen lassen. Siegelbild und seidene Siegeltaschen werfen Licht auf die herausgehobene Stellung des Winandus als Repräsentant des Blasiusstifts im Umkreis Herzog Otto des Kindes und sicherlich auch auf eine eindrucksvolle Vermögenslage, die sich gleichermaßen in der Stiftung für die Magdalenenkapelle äußert. Die beiden zugehörigen Urkunden betreffen jeweils die Inkorporation der Kirche und Güter von Wemdem († bei Gebhardshagen) in das Blasiusstift. 1238 setzte Winandus seinen Blutsverwandten, wohl Onkel, den Priester Bertram *Bertramo clerico nostro consanguineus* dort als Pfarrer ein. (Abb. 1) Die Urkunde von 1248 bietet in narrativer Breite die Vorgeschichte dieser Inkorporation.⁷⁸ Der Text enthält außer den rechtlich bedeutsamen Angaben auch eine Fülle weiterer Nachrichten, zu der Pilgerfahrt eines Pfarrmeiers nach Santiago de Compostela, zu einem ‚Disput‘ eines Pfarrers mit einer Heiligenstatue, zu Ausübung und Androhung von Gewalttätigkeiten von weltlicher wie von geistlicher Seite und schließlich zum ‚Gottesurteil‘ über beide beteiligten Vögte.

Über die Herkunft Winands lässt sich bislang nichts Weiteres ermitteln. Der seltene Name könnte auf die Ministerialenfamilie von Allersehl deuten, die den gleichnamigen

74 So Heinrich von Flößberg, Domdekan in Naumburg (1252), s. Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg. II (hrsg. von Hans K. Schulze, bearb. von Hans Patze und Josef Dolle). Köln – Weimar – Wien 2000, S. 1138f. Nr. 32, Abb. 32; GUERREAU (wie Anm. 34), B-184, C-346 mit späteren Beispielen. Im oberen abgetrennten Teil des Siegelfeldes zweimal Madonna mit Kind, einmal Marienkrönung.

75 So Ulrich, Pleban von Klein St. Martin in Köln (1238), s. EWALD/MEYER-WURMBACH (wie Anm. 73), zu Taf. 113, 3; Heinrich von Tossem, Thesaurar in Hildesheim (1239, zusätzlich mit Räucherfass), s. UB HHild. II (wie Anm. 71), Nr. 545, 590, Taf. III, 14 und GUERREAU (wie Anm. 34), B-193; Waldaver, Domkanoniker in Köln (1246), s. EWALD/MEYER-WURMBACH, zu Taf. 80,9.

76 UB HHild II (wie Anm. 71), Nr. 1005, 1142 (Fragment), Taf. VII, 33 und GUERREAU (wie Anm. 34), C-272. Das Siegel ist kriegsbedingt verloren gegangen.

77 Vgl. Renate KROOS: Drei niedersächsische Bildhandschriften des 13. Jahrhunderts in Wien. Göttingen 1964 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-Hist. Kl. 3.F. Nr. 56), S. 145 f. und noch Barbara KLÖSSSEL-LUCKHARDT: Die Siegel des Stipendiaten, Kanonisten und Dignitärs Johannes Zemeke († 1245). In: BsJb 91 (2010), S. 43-84, hier 81f., Abb. 9.

78 HÄNSELMANN (wie Anm. 7), S. 363f.

Vogt in Celle (1237-1245) und den wohl mit ihm identischen Vogt in Braunschweig (1253-1258) stellte.⁷⁹ Auch in der Familie der Herren von Osterode-Windhausen, die um 1225 in der Organisation des Hüttenwesens im Südwestharz eine gewichtige Rolle spielten und dabei sicherlich auch vermögend geworden waren, ist dieser Vorname anzutreffen.⁸⁰ Schließlich gibt es für 1234 noch den Nachweis eines Brüderpaars Winandus und Bertramus von Kroppenstedt.⁸¹

Allein paläographische Gründe veranlassten Ludwig Hänselmann 1881 an mehr feuilletonistischer Stelle dazu, die beiden Urkunden als Fälschungen des frühen 14. Jahrhunderts zu bezeichnen.⁸² Den Sachverhalt der Urkunden sowie die Siegel Winands hielt er gleichwohl für authentisch und die für ihn vermutlich ganz ungewöhnlichen Siegeltafeln für eine spätere Zutat „welche aus alten Messgewändern mögen geschnitten sein“, wobei ihn diese vermutete Konstellation selbst mit Ratlosigkeit erfüllte. Aus heutiger Sicht stellt nach eingehender Begutachtung der Urkunde durch den Direktor des Braunschweiger Stadtarchivs, Henning Steinführer, das Schriftbild in der Urkunde von 1238 und auch die niederdeutsche Fassung des zweiten Dokuments kein Hindernis dar, Urkunde, Siegelabdruck und Schutzhülle als originäre Objektgefüge der Zeit zu bewerten.⁸³ Die Schriften sind dabei freilich fortschrittlicheren Händen zuzuweisen.

Eine für das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts als modern einzustufende Schreiberhand steht somit im Einklang mit einer innovativen Siegelikonographie, mit der sich Priesterdignitäre erst in den nachfolgenden Jahren und Jahrzehnten selbstbewusst repräsentierten, sowie mit den anspruchsvollen Seidenhüllen der Siegelabdrücke. Das textile Material dafür war zeitgleich hoch begehrt und entstammte wohl auch einer zeitgenössischen Produktion, die sicherlich über Handelsverbindungen, aber auch über dynastische Wege in Europa Verbreitung fand, vielfach auch im welfischen Umkreis. Nicht zuletzt die Bewertung der vordergründig unscheinbaren Textilstücke vermittelt einen Eindruck von der Position des Siegelführers Winandus, der im Blasiusstift amtierte, als das ambitionierte Projekt der Ausmalung der Stiftskirche seiner Vollendung entgegen ging.

79 Claus-Peter HASSE: Die welfischen Hofämter und die welfische Ministerialität in Sachsen. Studien zur Sozialgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Husum 1995 (Historische Studien 443), S. 117f., 124, vgl. NLA-STA WF, 24 Urk 110; ein *advocatus Winandus* erscheint auch 1251 in einer Urkunde des Hildesheimer Kreuzstifts, s. UB HHildesheim II (wie Anm. 71), Nr. 883.

80 Unter einer stattlichen u. a. für 1241 und 1243 belegten Reihe von Brüdern findet sich der Vogt von Osterode, ein Ritter namens Winandus in Diensten Herzog Ottos sowie der Kanoniker Lippold vom Goslarer Pfalzstift, s. Urkundenbuch des Klosters Osterode – Göttingen-Grubenhagener UB 6. Abt. (bearb. von Manfred von BOETTICHER u.a.). Hannover 2012, Nr. 15f.

81 UB HHild II (wie Anm. 71), Nr. 404.

82 Hänselmann (wie Anm. 7), S. 385f.

83 Dafür ein herzlicher Dank an Dr. Henning Steinführer, Braunschweig.

NLA-StA WF, 7 Urk 27 von 1238

Gewebeanalyse der Siegelhülle: Sog. Drap d'Areste, Spanien 13. Jahrhundert

Oberstoff:	Doppelseitiger Schuss-Rautenkörper mit zusätzlichem Trennschuss, sog. Drap d'Areste, vgl. Annemarie Stauffer, Die mittelalterlichen Textilien von St. Servatius in Maastricht, Riggisberg 1991, Kat. 80	
Kette:	Verhältnis:	1 Kettssystem
	Material:	Seide, rosa, starke s-Drehung
	Stufung:	1 Kettfaden
	Dichte:	39 – 41 Fd./cm
Schuss:	Verhältnis:	3 Schüsse im Wechsel
	Material:	1. Schuss: Seide, rosa, ohne erkennbare Drehung 2. Schuss: Seide, rosa, ohne erkennbare Drehung 3. Schuss: Seide, blass grün, ohne erkennbare Drehung
	Stufung:	1 Passée (= 3 Schüsse)
	Dichte	22-24 Passées (= 66-72 Schüsse)/cm
Gewebeaufbau:	Grund:	Schuss 1 bildet mit der Hauptkette gewissermaßen eine lockere Leinwandbindung in L 1/1 und trennt so die Paare aus Schuss 2 und 3. Schuss 2 (rosa) bindet mit der Kette auf der Vorderseite in Rautenkörper 2/5 während Schuss 2 (grün) auf der Rückseite im Rautenkörper 6/1 gebunden wird, wobei dessen Bindepunkt in der Mitte der Flottierung von Schuss 1 liegt.
	Muster:	Schuss 3 (grün) bildet kurze Flottierungen auf der Gewebeerseite, Schuss 1 (rosa) flottiert entsprechend auf der Gewebeerseite und umgekehrt.
Futter:	Leinwand L1/1, beide Fadensysteme Leinen, weiß, z-gedreht, 16 bzw. 11 Fd./cm	
Nähgarn:	Seidenzwirn, weiß, z/S-zweifach	
Zuschnitt:	Vorder- und Rückseite bestehen aus je einem Schnittteil mit waagrechttem Kettverlauf.	

NLA-StA WF, 7 Urk 33 a, von 1248

Gewebeanalyse der Siegelhülle: Samit

Oberstoff:	Samit auf der Basis K1/2 s
Kette:	Verhältnis: 2 Kettsysteme: 2 Hauptkettfäden: 1 Bindekettfaden Material: Haupt- und Bindekette: Seide, naturfarben, z-gedreht Stufung: 2 Hauptkettfäden Dichte: 24 Haupt und 12 Bindekettfäden/cm
Schuss:	Verhältnis: 4 Schüsse im Wechsel Material: <ol style="list-style-type: none"> 1. Schuss: Seide, rosa ohne erkennbare Drehung 2. Schuss: Seide, weiß, ohne erkennbare Drehung 3. Schuss: Seide, dunkelbraun, ohne erkennbare Drehung 4. Schuss: Häutchengold in s-Drehung um weißen Leinenzwirn, z/S-zweifach Stufung: 1 Passée (= 4 Schüsse) Dichte: 26 Passées (= 96 Schüsse)/cm
Gewebeaufbau:	Grund: Die Hauptkette trennt die für das Muster gewünschte Schussfarbe von den übrigen Schüssen. Diese liegen auf der Rückseite gemeinsam in einem Fach. Die Bindekette arbeitet in K1/2 s per Passée
Futter:	Leinwand L1/1, beide Fadensysteme Leinen, weiß, z-gedreht, 26 bzw. 21 Fd./cm
Nähgarn:	Seidengarn, grün, z-gedreht
Zuschnitt:	Die Vorderseite besteht aus zwei Schnittteilen, wobei die Kette des rechten Schnittteils senkrecht und die des linken waagrecht verläuft, die Rückseite aus einem Schnittteil mit waagerechten Kettverlauf.

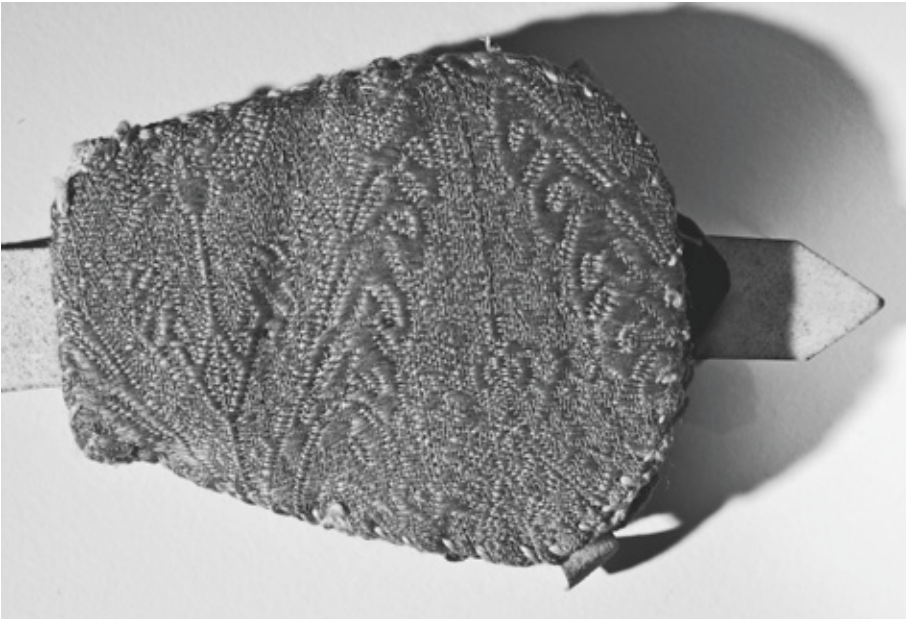


Abb. 2: Siegeltasche von 1238, Vorderseite, NLA-StA WF, 7 Urk 27 (Foto: Eva Jordan-Fahrbach).

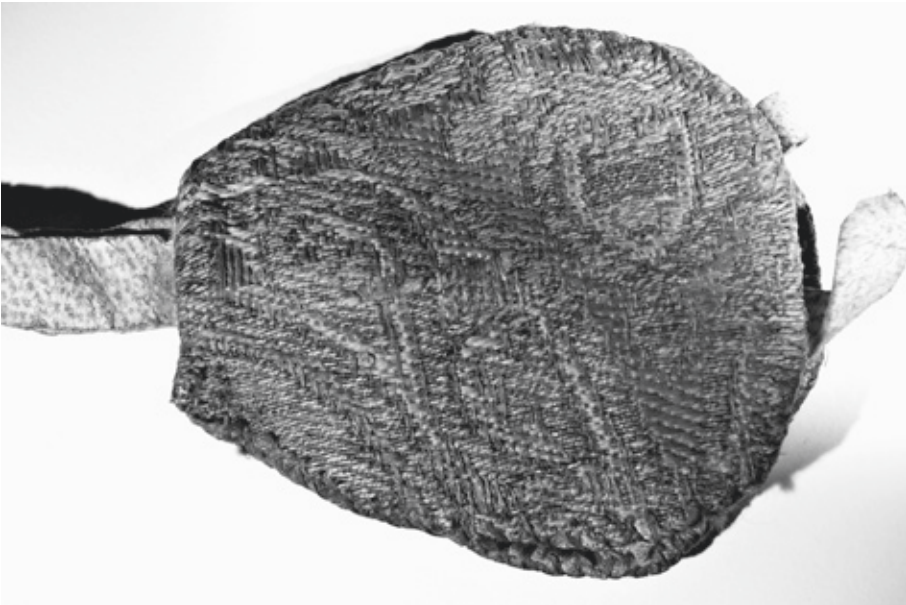


Abb. 3: Siegeltasche von 1248, Rückseite, NLA-StA WF, 7 Urk 33a (Foto: Eva Jordan-Fahrbach).

Abb. 4: Fragment eines Adlerstoffes, Hannover, Museum August Kestner, Inv. WM XXI a, 19 a.

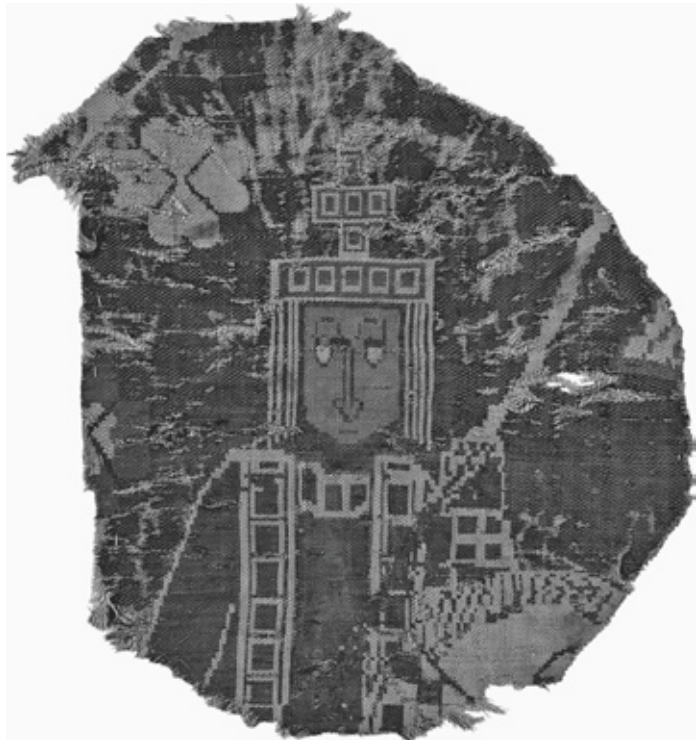


Abb. 5: Fragment eines Reiterstoffes, Bad Gandersheim, Portal zur Geschichte, Inv. Nr. 134 (Foto: Portal zur Geschichte).



Abb. 6: Siegelabdruck des Dekans Winandus von 1248, NLA-StA WF, 7 Urk 33a (Foto: Christine Treptow-Göse).

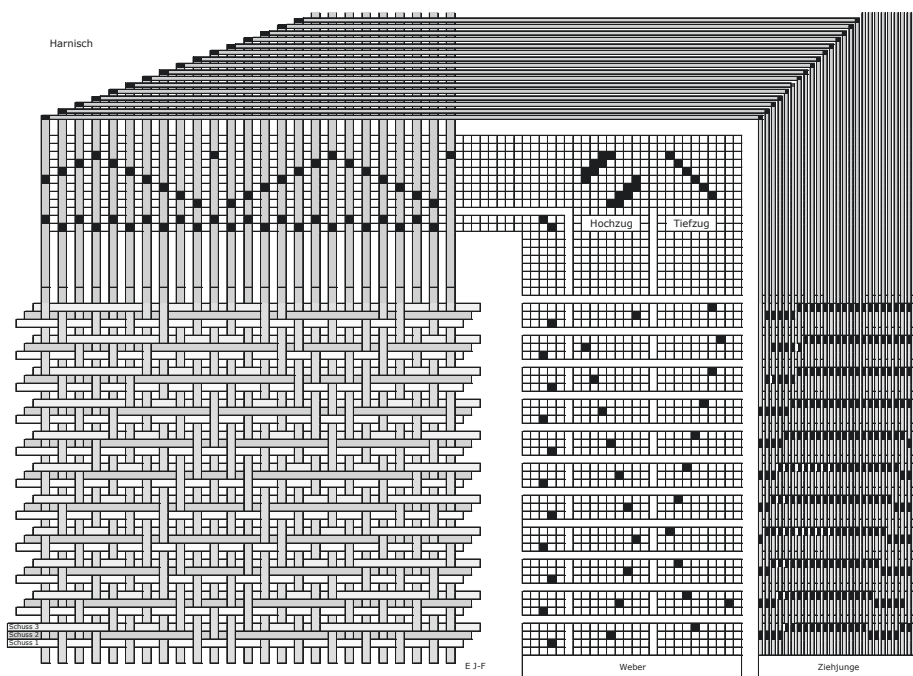


Abb. 7: Zeichnung zur Gewebeanalyse der Siegelhülle NLA-StA WF 7 Urk 27 (Eva Jordan-Fahrbach, Textilrestauratorin am Herzog Anton Ulrich-Museum).

Zur Geschichte der beiden Gandersheimer Fronhöfe in Plittersdorf und Krucht

von

Hartmut Heikaus

Archivalien bergen zuweilen Schätze, die man in ihnen nicht erwartet, weil bei der Ordnung und Erschließung des Schriftguts Registraturvermerke angelegt wurden, die den Inhalt der archivierten Stücke für den Nutzer nur unvollständig wiedergeben. Ein solches Aktenstück befindet sich in den Beständen des ehemaligen reichsunmittelbaren Kanonissenstifts Gandersheim, die heute im Staatsarchiv Wolfenbüttel aufbewahrt werden. Die hier in Rede stehenden Archivalien betreffen „Die gegen Erbenzins ausgetanen Stiftsgüter zu Kalkum, aus dem Holzgrafenamte oder der Vogtei nebst dem Fronhof bestehend, 1363-1718“¹. Kaum jemand würde unter diesem Sachweiser vermuten, dass sich in dem unscheinbaren Konvolut eine Abschrift eines Urbars des ehemaligen Gandersheimer Fronhofs in Plittersdorf befindet, das den Besitzstand des Stifts im Jahre 1315 wiedergibt. Weitere Aufzeichnungen in diesem Faszikel belegen zudem, dass der ehemalige Gandersheimer Fronhof in Krucht, den das Stift seit 1207 an die Zisterziensermönche in Heisterbach erblich verpachtet hatte,² keinesfalls, wie bisher angenommen wurde, mit dem Verkauf des Fronhofs in Plittersdorf im Jahre 1318 den Heisterbacher Mönchen zu Eigentum überlassen worden ist.³ Die Vorgänge spielten sich auch erweislich anders ab, als bei Goetting nachzulesen ist.⁴

Zu Zeiten der Äbtissin Mechthild von Wohldenberg (1305-16) kam im Stift Gandersheim der Gedanke auf, die von den Welfenherzögen gegen Ende des 13. Jahrhunderts erbaute Wasserburg an der Gande zu erwerben. Die unmittelbar nördlich des engeren Stiftsbezirks gelegene herzogliche Burg wurde im Stift als Bedrohung empfunden.⁵ Ein wesentliches Erwerbsproblem dürfte aus der Sicht des Stifts die Finanzierung des Kaufpreises gewesen sein. Ein Lösungsansatz bestand offenbar darin, sich von dem entfernten, am Rhein gelegenen Besitz in Kalkum oder Plittersdorf zu trennen. Diese Überlegungen werden im Stift den Anlass dazu gegeben haben, den Wert seines rheinischen Besitzes zu ermitteln und zu diesem Zweck sowohl die jährlichen Einnahmen als auch die mit der Verwaltung der beiden Fronhöfe verbundenen laufenden Ausgaben aufzeichnen zu lassen.

1 NLA-StA WF 11 Alt Gand. Fb. 1, VII, 19.

2 Ferdinand SCHMITZ (Bearb.): Urkundenbuch der Abtei Heisterbach. Bonn 1908, Nr. 21 (1207 Februar 3). In der von Schmitz abgedruckten Fassung der Urkunde ist statt *precium* (Seite 124, siebte Zeile) *precum* zu lesen.

3 Wie Anmerkung 2, S. 36, 48 und 60. Alfred WIEDEMANN: Geschichte Godesbergs und seiner Umgebung. 2. Auflage Bad Godesberg 1930, S. 249 f., Swen Holger BRUNSCH: Das Zisterzienserkloster Heisterbach von seiner Gründung bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Siegburg 1998, S. 185, 420 und 451.

4 Hans GOETTING: Das reichsunmittelbare Kanonissenstift Gandersheim. Berlin 1973 (Germania Sacra, Neue Folge 7), S. 277: „Die zur Villikation Plittersdorf gehörigen Güter befanden sich dort sowie in Crucht, so daß im Jahre 1318 der gesamte Besitzkomplex verkauft zu sein scheint. Wir hören in neuerer Zeit nichts mehr von ihm.“

5 Ebd., S. 103 ff.

Darüber hinaus wurden die Zehnteinnahmen der Kirche in Kalkum, deren Patronat das Stift besaß, die Namen der Lehnslleute, ihre Lehen und die zum Fronhof Kalkum gehörenden Waldnutzungsrechte und deren Berechtigte aufgeführt. Die ursprüngliche Fassung dieser Aufzeichnungen scheint verloren gegangen zu sein, jedoch wurden von ihr mit Datum vom 10. Oktober 1363 eine mit dem Siegel der Äbtissin Lutgard von Hammerstein versehene, heute nicht mehr vorhandene Abschrift und – wohl zeitgleich – eine weitere unbeglaubigte Abschrift angefertigt, die erhalten geblieben ist und den seinerzeitigen Besitzstand der beiden Stiftsfronhöfe Kalkum und Plittersdorf wiedergibt. Das mit einer Schnur gebundene, aus zwei Blatt bestehende urbariale Verzeichnis ist in Latein geschrieben. Es trägt von der Hand des Kopisten die Aufschrift *In Kalchem* und von einer anderen jüngeren Schreiberhand den Vermerk *Reg[istrum] in Calchim*. Dass die Villikation Plittersdorf noch 1363 bei der Verzeichnung der Einkünfte aus den rheinischen Besitzungen des Stifts mit aufgeführt wurde, dürfte allerdings nicht nur, wie Goetting vermerkte, auf die Übernahme älterer Register zurückzuführen sein,⁶ sondern hat seinen Grund darin, dass an dem besagten 10. Oktober 1363 im Stift Gandersheim eine beglaubigte Abschrift des Originals aus dem Jahre 1315 gefertigt wurde, was auch ausdrücklich vermerkt ist (*datum per copiam*). Die erhalten gebliebene unbeglaubigte Abschrift des Verzeichnisses trägt rückseitig in der linken oberen Ecke mit leicht verwischter Schrift die – bislang unbemerkte – Jahresangabe *Anno etc. 15*, womit auf das Jahr 1315 hingewiesen wird, in dem die für die besiegelte Abschrift herangezogene Vorlage erstellt worden war. Den Beweis für die mit 1315 zutreffende Datierung liefern mehr als ein Dutzend Namen von Hofleuten des Fronhofs Kalkum, von Zehntpflichtigen und von Lehnslleuten des Stifts Gandersheim, die in dem urbarialen Verzeichnis aufgeführt sind und die, nachweislich anhand von Urkunden, vorwiegend solchen des Stifts Kaiserswerth, in der Zeit um 1315 lebten. Kein einziger der genannten Namen taucht hingegen erst um 1363 auf.

Die zeitlich zutreffende Einordnung des Verzeichnisses in das Jahr 1315 lässt sich beispielhaft und überzeugend anhand von Urkunden belegen, die den Ritter Hermann von Kalkum erwähnen. Er entstammte dem ministerialischen Geschlecht der Herren von Kalkum, deren Hof, am Schwarzbach in der Nähe des Fronhofs gelegen, mit einer Niederungsburg (*munitio*) befestigt war. Dieser Hof war seinerzeit ein Lehen des Stifts Gandersheim. Hermann von Kalkum gehörte deshalb zu den Lehnslleuten der Äbtissin. 1312 war er Amtmann des bergischen Amtes Angermund und zählte zu den Getreuen des Grafen Adolf von Berg.⁷ 1315 Juni 27 tritt er zum ersten Mal als *miles* urkundlich in Erscheinung.⁸ Seine Aufnahme in die bergische Ritterschaft muss demzufolge nicht lange vor dem letztgenannten Zeitpunkt gelegen haben. Allein viermal wird sein Name in dem urbarialen Verzeichnis als Ritter genannt (*dominus Hermannus miles de Kalchem*). Die Aufnahme in die bergische Ritterschaft hatte allerdings zur Folge, dass Hermanns Lehnslverhältnis zum Stift Gandersheim aufgesagt wurde und das Stift an seiner Stelle die Söhne mit dem befestigten Hof belehnte. Auch diese Rechtsänderung gibt das Verzeichnis wieder.

6 Ebd., S. 277 f.

7 Theodor Joseph LACOMBLET (Hrsg.): Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins. Bd. III. Düsseldorf 1853, Nr. 113, FN 2; Urkundenbuch der Stadt Duisburg. Band 1. Bearb. von Werner BERGMANN. Düsseldorf 1989, Nr. 177 (1312 Dezember 24-30).

8 LACOMBLET (wie Anm. 7), Nr. 147; Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter. Bd. IV. Bearb. von Wilhelm KISKY. Bonn 1915, Nr. 929.

Die Überprüfung des urkundlich fassbaren Namenmaterials von anderen zum Fronhof Kalkum gehörenden Leuten hat gleichfalls zu dem Ergebnis geführt, dass es sich im Jahre 1363 eben nicht um eine zeitnahe Neuverzeichnung dieser Leute gehandelt hat, wie es nach den Ausführungen Goettings den Anschein hat,⁹ sondern um die Wiedergabe und Nennung von Namen, deren Träger etwa zwei Generationen früher gelebt haben. Die Frage, für welchen Zweck im Jahre 1363 eine von der Äbtissin besiegelte und eine weitere unbeglaubigte Abschrift des stiftischen Besitzes mit den Namen der im Jahre 1315 behandelten Hofleute, der Zehntpflichtigen und stiftischen Lehnsleute angefertigt wurde, wird sich im Nachhinein wohl kaum noch klären lassen. Vermutlich sollten die Abschriften dazu dienen, den Besitzstand im Hinblick auf die im Jahr darauf anstehende erstmalige Verpachtung des Fronhofs zu erfassen und zu dokumentieren, der bis dahin von einem Stiftsschultheiß bewirtschaftet wurde.¹⁰

Das im Jahre 1315 erstellte Verzeichnis lässt erstmals auch den Umfang des dem Stift Gandersheim von König Arnulf übertragenen Reichsguts in Plittersdorf erkennen.¹¹ Zu dem am Rhein gelegenen Fronhof, auch die Au genannt, gehörten Weinberge, die einen jährlichen Pachtertrag von 22,5 Ohm Wein, das sind rund 3.400 Liter, erbrachten und 30 Denare an Geldeinnahmen. Ein Wingert (*ortus*), den die Mönche von Heisterbach nutzten,¹² befand sich in Krucht und lag bei einem Weinberg, der zu dem dortigen den Mönchen seit dem Jahre 1207 verpachteten Fronhof des Stifts Gandersheim, dem heutigen Kluffer Hof in Friesdorf, gehörte. Der Wein musste auf dem Fronhof in Plittersdorf abgeliefert werden. Von dort aus wurde er nach Gandersheim geschafft. Pächter der Weinberge waren Leute aus Plittersdorf, aus dem benachbarten Krucht, in Bonn, Honnef und Siegburg ansässige Bewohner, die Herren von Godesberg und die Herren von Rüingsdorf, das Zisterzienserinnenkloster in Herchen an der Sieg sowie das Augustinerinnenkloster Marienforst (*ecclesia in cottemvorst*).¹³ Die beiden Klostersgemeinschaften leisteten die von ihnen geschuldeten Abgaben nicht in Form von Wein, sondern in Geldzins, was wohl damit zu erklären ist, dass sie ihre Weinberge durch Pachtleute bewirtschaften ließen.

9 GOETTING (wie Anm. 4): „Daß die Villikation Plittersdorf noch 1363 bei der Aufzeichnung von Einkünften der rheinischen Besitzungen genannt wurde etc.“

10 Eine Untersuchung zur Geschichte des Gandersheimer Fronhofs in Kalkum mit den entsprechenden urkundlichen Nachweisen befindet sich in der Erarbeitung. Johann Christoph HARENBERG hat in seiner 1734 erschienenen *Historia Ecclesiae Gandershemensis Cathedralis Ac Collegiatae Diplomatica* einen Teil der in dem Verzeichnis aufgeführten Gandersheimer Besitztitel in Kalkum veröffentlicht (Seite 537 f). In der von ihm herangezogenen Vorlage fehlen jedoch Aufzeichnungen zu dem Besitz in Plittersdorf.

11 Lateinische Textfassung mit deutscher Übersetzung im Anhang. Dass die den Fronhof Plittersdorf betreffenden urbarialen Aufzeichnungen die dortigen grundherrlichen Verhältnisse um 1315 belegen und die Namen der um diese Zeit dem Stift Gandersheim zu Abgaben verpflichteten Personen enthalten, folgt auch aus der Überlegung, dass das Stift nach dem Verkauf des Fronhofes solche Aufzeichnungen nicht mehr benötigte. – Hans GOETTING hat in seinem Beitrag: Die unvollzogene Empfängerzufertigung DArn. 107 [Sept. 889]. In: *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel und Wappenkunde* 23 (1977), S. 112 ff [122, 133] deutlich gemacht, dass die Arnulfschenkung des Reichsgutes in Kalkum, Krucht und Plittersdorf an das Stift Gandersheim im Juli 889 erwirkt wurde, bevor der König von Frankfurt aus nach Sachsen und von dort zum Feldzug gegen die Abodriten aufbrach.

12 Dass es sich nicht um einen Gemüsegarten oder um einen Obstgarten gehandelt haben kann, sondern um Rebflächen, folgt aus den für die Nutzung geschuldeten Abgaben, nämlich Wein.

13 Zu Marienforst vgl. Elke STRANG: *Das Kloster Marienforst bei Bad Godesberg von seiner Gründung im 13. Jahrhundert bis zur Auflösung 1802*. Bonn 1995, S. 41 ff. Ein Weingarten des Klosters ist in Plittersdorf urkundlich erst 1354 nachzuweisen (ebenda S. 262).

In jedem Jahr ließ sich die Äbtissin berichten, wann ihre Boten (*nuncii*) zur Weinlese in Plittersdorf sein mussten und wie viele Karren, je nach Ertrag, und wann diese erforderlich waren, um den gekelterten Wein nach Gandersheim zu schaffen. Zu diesem Zweck schickte man von Kalkum aus – dorthin wurden offenbar die im Stift benötigten Angaben aus Plittersdorf übermittelt – einen Boten nach Gandersheim. Falls eine Mitteilung unterblieben war, machte sich ein Bote auf den Weg nach Plittersdorf. Die bei den Botengängen anfallenden Ausgaben, auch an Hafer zur Versorgung der Pferde, belasteten aus nicht erkennbaren Gründen das Wirtschaftsergebnis des Fronhofs Kalkum, denn sie sind in dessen Rechnung spezifiziert ausgewiesen. Dazu zählen auch Geldzahlungen an einen Fassbinder namens Winrich, der sich in Plittersdorf um die zum Weintransport nach Gandersheim benötigten Fässer kümmerte und zu den Hofleuten des Fronhofs Kalkum gehörte; als Lohn für seine Arbeit (*pro labore suo*) erhielt er ferner zwei Urnen Wein.¹⁴

Das Verzeichnis führt auch die mit der Bewirtschaftung des Fronhofs in Plittersdorf jährlich anfallenden Ausgaben auf. An erster Stelle erscheint der Leutpriester (*plebanus*) der Plittersdorfer Kirche, einer dem heiligen Georg geweihten Kapelle. Für das Zelebrieren der heiligen Messe und der Matutin an den Tagen, an denen sich die Boten der Äbtissin in Plittersdorf aufhielten, stand ihm ein Ohm Wein zu. Zu den Boten werden auch die Fuhrleute für den Weintransport nach Gandersheim gerechnet werden müssen. Die Fuhrleute in Plittersdorf erhielten eine Urne Wein als Lohn dafür, dass sie die Boten aus Gandersheim bei Bedarf über den Rhein setzten. Der Glöckner der Plittersdorfer Kirche bekam für seine Tätigkeit ein Viertel Wein, der Weinbergschütz ebenfalls ein Viertel; diese beiden Viertel Wein musste ein Mann namens Arnold als Gegenleistung für ein ihm zur Nutzung überlassenes Grundstück des Fronhofs beisteuern. Dem Schultheiß, der den Fronhof im Auftrage des Stifts verwaltete, standen sieben Ohm Wein als Entgelt für die Wingertspflege zu. Den Hofleuten gebührte eine Urne Wein. Den Wein erhielten sie, wenn das Hofgeding nach Ablieferung des Weinzinses und nach Erledigung der anstehenden Regularien beendet war, in der Kirche. Das Stift Gandersheim besaß deren Patronatsrechte, was darauf hindeuten könnte, dass es sich ursprünglich um eine grundherrliche Eigenkirche gehandelt hat.¹⁵ Nach Ausweisung des Verzeichnisses sollten des Weiteren die Heisterbacher Mönche sieben Ohm und eine Urne Wein erhalten. Ein Grund für die

14 Nach Goetting (wie Anm. 4), S. 277 war der Bote (nuntius) „bei der Weinlese anwesend und wurde für die Einstellung der Erntearbeiter und die Einbringung der Weinernte bezahlt“. Diese Interpretation vermag nicht recht zu überzeugen: Die für jeden Botengang angegebenen Zahlungen sind stets gleich hoch, so dass es sich bei diesen Beträgen um die anfallenden Reisekosten handeln dürfte. Außerdem wird die Einstellung von Arbeitskräften für die Weinlese und die Entlohnung der Leute eher die Aufgabe des Schultheißen gewesen sein; schließlich erhielt dieser für die Bewirtschaftung und die Verwaltung des Fronhofs im Auftrage der Äbtissin von der insgesamt vereinnahmten Weinmenge ein Drittel als Entgelt. – Der Fassbinder Winrich dürfte mit dem in dem Urbar unter den Hofleuten des Fronhofs Kalkum aufgeführten *Winricus iuxta eandem silvam* identisch sein, der von seinem am Forst gelegenen Hof jährlich 22 Pfennige und von einem Stück Rodeland weitere 4 Pfennige schuldete.

15 Ebd., S. 284. Zum Patrozinium vgl. WIEDEMANN (wie Anm. 3), S. 244, zur Lage des Fronhofs und der Kapelle in Plittersdorf den in den Godesberger Heimatblättern 38 (2000), S. 99 abgebildeten Ausschnitt einer Karte von 1838. Zu dem Fronhof in Krucht siehe auch den Beitrag von Adolf BERCHEM: Der Klufter Hof in Friesdorf – ein Klosterhof der Zisterzienserabtei Heisterbach. In: Godesberger Heimatblätter 24 (1986), S. 79–116.

im Verhältnis zum gesamten Weinaufkommen bedeutende Ausgabe wird nicht genannt; dieser könnte in der Verschreibung einer Naturalrente für einen Geldbetrag gelegen haben, den das Stift Gandersheim bei den Zisterziensern in Heisterbach aufgenommen haben wird. Weitere Ausgaben an Wein fielen an, wenn die Boten des Stifts bei den Heisterbacher Mönchen mit Essen versorgt wurden: Das Entgelt für die gewährte Beköstigung betrug an den jeweiligen Tagen anderthalb Viertel Wein mit Rücksicht darauf, dass sie als Angehörige des geistlichen Standes (*quia religiosi sunt*) bei ihnen keinen Wein trinken durften.¹⁶ Für den Transport der Weinfässer nach Gandersheim standen den Boten und Fuhrleuten sieben Pferde zur Verfügung, ferner zwei Jagdhunde und ein Habicht, mit dem sie unterwegs auf Beizjagd gehen konnten, um den Bedarf an frischem Fleisch zu decken. Auch für die Versorgung der Tiere gab es genaue Anweisungen: Der Habicht musste – wohl nur bei dem Aufenthalt in Plittersdorf – täglich mit einem Huhn gefüttert werden, die Hunde sollten genügend Brot erhalten.¹⁷ Den Boten wurden für je zwei Pferde ein Scheffel Hafer und ihnen selbst ein gestrichener Scheffel (*integrum modium*) für die Zubereitung von Hafergrütze oder Fladenbrot bereitgestellt. Nach dem morgendlichen Trank erhielten sie Traubensaft. Auch waren ihnen zwei Pferde zur Verfügung zu stellen.

Als Nachtrag zu den Einnahmen des Fronhofs wird ein Zins von 15 Schillingen abzüglich 5 Pfennigen erwähnt, den die Heisterbacher Mönche entrichteten. Den Anspruch auf diese jährlich fälligen Leistungen hatte das Stift Gandersheim einer adeligen Frau namens Hildegund von Mülleken – wohl auch aufgrund einer Schuldverschreibung – zu Lehen gegeben.¹⁸ Vor den Boten des Stifts Gandersheim, dem Schultheißen und den Hofleuten des Fronhofs hatte sie zu einem nicht genannten Zeitpunkt gegenüber dem Stift auf ihre Rechtsansprüche verzichtet. Weitere 5 Schillinge schuldeten die Mönche für die Ausstattung des St.-Nikolai-Altars in der Krypta der Stiftskirche in Gandersheim.¹⁹

Anfang des Jahres 1318, rund drei Jahre nach Aufzeichnung der vorgenannten Einnahmen und Ausgaben der Villikation Plittersdorf, verkauften die Äbtissin Sophia von Büren und das Kapitulum den Fronhof an die Zisterziensermönche der Abtei Heisterbach, um mit dem Erlös den Erwerb der welfischen Burg in Gandersheim zu finanzieren. Bei dem Rechtsgeschäft mit den Heisterbacher Mönchen wirkten nicht nur drei Kleriker des Stifts Gandersheim als dessen Bevollmächtigte mit, sondern auch der Schultheiß (*advocatus*) des Fronhofs. In den Urkunden über den Verkauf des Hofes und den Erhalt des

16 GOETTING (wie Anm. 4) weist S. 190 darauf hin, dass das Stift Gandersheim Kanoniker mit der Erhebung der Zinseinkünfte von seinen auswärtigen Besitzungen beauftragte, was regelmäßige Bereisungen erforderte. Diese Praxis erklärt die differenziert festgelegte Erstattung des Verpflegungsaufwands für die Boten.

17 Konrad Heresbach: Handbüchlein der Thereutik, das heißt über Jagd, Vogelfang und Fischerei. Kritische Textausgabe und deutsche Übersetzung mit einer Einleitung und kommentierenden Anmerkungen von Jürgen Blusch. Boppard 1977. Zur Verabreichung von Brot für Hunde s. S. 54 (*panis cibis optimus*) bzw. S. 119; zur Atzung von Beizvögeln mit Hühnerfleisch s. S. 80 bzw. S. 172 und zur Rebhuhnjagd mit Habichten s. S. 81 bzw. S. 174.

18 Mülleken in der Gemeinde Sieglar, vgl. Friedrich Wilhelm OEDIGER: Das Hauptstaatsarchiv Düsseldorf und seine Bestände. Bd. 4: Stifts- und Klosterarchive. Düsseldorf 1964. S. 43 und 504 (Register), ferner Hans BRÜCK: Die ehemalige Burg Mülleken an der Sieg und zwei andere adlige Güter daselbst. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiözese Köln 80 (1906), S. 79–89.

19 Zur Lage des Altars in der Stiftskirche vgl. GOETTING (wie Anm. 4), S. 197.

Kaufpreises wird sein Name mit Gottfried (Gudelinus bzw. Guncelinus) angegeben.²⁰ Er dürfte mit dem 1323 erwähnten Gottfried von Au (Goysswinus bzw. Gozwinus de Owe) identisch sein, der mit den Mönchen wegen der ihm vom Stift Gandersheim übertragenen Vogtei des Fronhofs in Plittersdorf (*super villicacioni seu scultecia de Blitersdorp, que quondam erat monasterii de Gandersheim*) in Streit geriet. Gottfried von Au behauptete, die Vogteirechte an dem vormals dem Stift Gandersheim gehörenden Fronhof als erbliches Eigen zu besitzen (*dictam villicacionem ad se iure hereditario pertinere et suam esse*). Die Mönche hielten ihm entgegen, selbst wenn es so sei, habe er seine Rechte durch schuldhafte Übergriffe verwirkt. Der Vorwurf der Mönche dürfte in der möglicherweise nicht berechtigten Forderung von Kurmede beim Tode eines der zum Fronhof Plittersdorf gehörenden Leute bestanden haben. Der Kölner Erzbischof Heinrich von Virneburg schlichtete schließlich den Streit auf Vorschlag eines Schiedsgerichts mit Entscheidung vom 29. März 1323 dahingehend, dass Gottfried von Au, seine ihn etwa überlebende Ehefrau und seine Mutter das Schultheißenamt des Fronhofs nicht erblich besitzen sollten, sondern nur auf Lebenszeit. Sie seien nicht berechtigt, beim Tode eines der zum Fronhof gehörenden Leute von deren Erben oder von der Abtei Heisterbach die Kurmede zu fordern; dieses Recht stehe ihnen allein bei den zum Fronhof gehörenden Lehen zu (*de bonis vero feodalibus ipsius curie quamdiu infeodata fuerint*). Nach dem Tode Gottfrieds von Au, dem seiner Frau und seiner Mutter werde das Schultheißenamt für alle Zeiten wie freies und unbelastetes Eigen auf die Abtei übergehen (*libere et absolute tamquam verum eorum allodium perpetuo revertetur*).²¹

Ferdinand Schmitz hat aus der Urkunde über die Veräußerung des Gandersheimer Fronhofs in Plittersdorf an die Zisterziensermönche der Abtei Heisterbach den Schluss gezogen, dass mit diesem Vertrag auch das Eigentum des Stifts an dem Kruchter Hof übertragen worden sei.²² Seine Auffassung ist durch erhalten gebliebenen Schriftwechsel zwischen der Äbtissin Anna Erica von Waldeck und dem Abt von Heisterbach aus den Jahren 1595/96 und nach Auffinden einer bisher nicht beachteten Notiz vom 30. Januar 1612 in dem oben erwähnten, den Fronhof Kalkum betreffenden Faszikel nicht mehr aufrecht zu erhalten, wie noch zu zeigen sein wird.

Mit Urkunde vom 3. Februar 1207 hatten die Äbtissin Mechthild (*Machtildis*) von Wohldenbergh und das Kapitel des Stifts Gandersheim ihren von König Arnulf geschenkten Fronhof in Krucht mit den dazu gehörenden Hintersassen dem Abt und dem Konvent von Heisterbach auf deren Bitte hin auf unbestimmte Zeit zur pachtweisen Nutzung nach Meierrecht überlassen (*villicacionem nostram in Crocht iure villicali ... procurandam*). Dafür sollten die Mönche nach dem Tode der Äbtissin zu ihrem Jahrgedächtnis jeweils ein Ohm Wein für das Stiftskapitel nach Gandersheim schaffen lassen (*conventui nostro apud locum nostrum faciant exhiberi*) und bei der Erhebung einer neuen Äbtissin als An-

20 UB Heisterbach (wie Anm. 2), Nrn. 239-241. Zu den Verformungen des Namens Gottfried und der wechselnden Latinisierung, die bei volkssprachlichen Namen keineswegs ungewöhnlich ist, vgl. Karl E. Demandt: *Laterculus Notarum*. 3. Auflage Marburg 1979, S. 309 und 325. In Abt. H. Cop.saec. XV S. 119 (Regest: UB Heisterbach Nr. 241) wird sein Name mit Guncelinus wiedergegeben (*nomine Guncelini advocati eiusdem domine*). Das Kopialbuch befindet sich im Nordrhein-Westfälischen Landesarchiv – Abteilung Rheinland, Kloster Heisterbach, Akten 1.

21 UB Heisterbach Nr. 265.

22 Ebd. S. 36, 48 und 60.

erkenntnis für die Erneuerung des Pachtvertrages ein Fuder Wein auf dem Fronhof in Krucht übergeben (*apud predictam villicacionem persolvant*).²³

Die Äbtissin Mechthild von Wohldenberg starb im Jahre 1223. Das ältere Gandersheimer Nekrologfragment nennt als ihren Todestag den 4. Oktober, der jüngere Nekrolog den 5. Oktober.²⁴ Demnach war die jährliche Weinlieferung aus Krucht jeweils im Oktober fällig. Der Wein dürfte auf dem Landweg über Heisterbach durch das Siebengebirge in Richtung auf die von Altenkirchen kommende Frankfurter Straße nach Siegburg und von dort auf dem Mauspfad zunächst bis Kalkum transportiert worden sein. Von hier aus führte der kürzeste Weg bei Mintard über die Ruhr nach Essen auf den Hellweg; über Dortmund, Soest und Paderborn erreichten die Fuhrleute schließlich Gandersheim.²⁵

Ihre Nachfolgerin, die Äbtissin Bertha, bestätigte den mit den Heisterbacher Mönchen geschlossenen Vertrag am 3. Oktober 1225.²⁶ Die Heisterbacher Gegenurkunde vom 8. November 1225 ist im Urkundenbestand des Stifts Gandersheim erhalten geblieben.²⁷

Im Jahre 1245 gelang es den Heisterbacher Mönchen, aus der Hand des Lothar von Wickrath dessen an den Ritter Wigand von Friesdorf verlehnte Vogteirechte über die Grundherrschaft des Kruchter Hofes in Erbpacht zu übernehmen.²⁸ Damit besaßen sie bis auf das dem Stift Gandersheim verbliebene *dominium directum* alle zum Kruchter Hof gehörenden grundherrlichen Rechte. Auch wenn in dem oben erwähnten Vertrag über die Veräußerung des Gandersheimer Hofes in Plittersdorf von Besitzungen in Krucht die Rede ist, sind damit nicht etwa die zur dortigen Villikation gehörenden grundherrlichen Rechte des Stifts Gandersheim angesprochen, sondern es ist der in dem vorerwähnten Urbar aus dem Jahre 1315 genannte und von den Mönchen genutzte Wingert *in crucht apud vineam abbatisse* gemeint. Auch ohne diese Klarstellung erscheint es kaum plausibel, dass das Stift Gandersheim auf die Weinlieferungen (*debitas pensiones*) aus Krucht, die es mit den Heisterbacher Mönchen im Jahre 1207 vereinbart hatte und die es sich im Jahre 1225 hatte bestätigen lassen, in dem 1318 ausgehandelten Vertrag ohne ausdrückliche Erwähnung

23 Ebd., Nr. 21. Nach den Ausführungen von WIEDEMANN (wie Anm. 3), S. 249 f. und seinem Beitrag: Die Gandersheimer Höfe Krucht und Plittersdorf. In: Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 2 (1895), S. 122 ff. [124] war das bei der Erhebung einer neuen Äbtissin geschuldete Fuder Wein ebenfalls nach Gandersheim zu liefern. Diese Darstellung kann angesichts des Wortlauts der Urkunde nicht überzeugen. Zutreffend dagegen GOETTING (wie Anm. 4), S. 276: „... ein Fuder Wein nach Crucht.“

24 Ebd., S. 308.

25 Zu den hier angesprochenen mittelalterlichen Verkehrswegen siehe Heinrich DITTMAYER: Siedlungsnamen u. Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes. In: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 74 (1956), § 127, S. 220 f.

26 UB Heisterbach (wie Anm. 2), Nr. 62 (1225 Oktober 3). Die Äbtissin Bertha leitete das Stift bereits seit 1223. Es erstaunt, dass in der Urkunde keine Regelung über die Fälligkeit der von den Heisterbacher Mönchen geschuldeten *pensionen* für das Jahrgedächtnis der Äbtissin Mechthild von Wohldenberg enthalten ist.

27 NLA-StA WF 6 Urk. 48. Druck: Harenberg (wie Anm. 10) S. 737 f. Als Zeugen nennt die Urkunde *Henricus prior, Gerlacus supprior, Ysenbardus camerarius, Henricus custos, Gerardus precentor* [sic!], *Gerardus portarius, Henricus hospitalarius totusque ecclesie nostre conventus*. Die von Brunsch (wie Anm. 3), Anhang I abgedruckten Personallisten sind um die in der Zeugenreihe der Urkunde aufgeführten Namen des Kämmerers, des Küsters, des Vorsängers, des Pförtners und des Spitalmeisters zu ergänzen.

28 UB Heisterbach (wie Anm. 2), Nr. 95.

und ohne jegliche Gegenleistung verzichtet haben sollte.²⁹ Von diesem Zeitpunkt an lässt sich aufgrund lückenhafter Überlieferung erst mehr als zweihundert Jahre später der Faden wieder aufnehmen. Heinrich Bodo, von etwa 1500-1541 Mönch bei den Benediktinern in Clus, erwähnt in einer Aufzeichnung wichtiger Ereignisse während der Regentschaft der Äbtissin Gertrud von Regenstein (1504-31), ihre Vorgängerin, die Äbtissin Agnes von Anhalt (1485-1504), habe einen jährlich fälligen Anspruch gegen die Heisterbacher Mönche auf Lieferung von zwei Fässern Wein unter Gestellung der Zugpferde und des Karrens im Wege des Erbrentenverkaufs gegen Zahlung von 300 Goldgulden veräußert.³⁰ Den Zeitpunkt, zu dem dies geschah, gibt Heinrich Bodo nicht an und offenbar war ihm auch der Name des Erbrentenkäufers nicht geläufig, jedenfalls nennt er ihn nicht. Nach Meinung des Verfassers kann es sich nur um den 1510 verstorbenen Junker Ludger von Winkelhausen zu Winkelhausen und Kalkum gehandelt haben.³¹ Seinen gleichnamigen Sohn hatte die Äbtissin Gertrud von Regenstein im Jahre 1517 mit dem Fronhof Kalkum belehnt.³² Der Sohn dürfte auch derjenige gewesen sein, der – möglicherweise bemüht um den Fortbestand des seinem verstorbenen Vater eingeräumten Rentenrechts – die bereits betagte Äbtissin schriftlich um Verlängerung des Erbrentengeschäfts ersucht hatte. Daraufhin trafen sich beide Parteien in Soest, etwa auf der Hälfte der Wegestrecke zwischen Kalkum und Gandersheim, wo Ludger von Winkelhausen jährlich in *Albert Wulners Haus*³³ den Pachtzins für die Überlassung des Fronhofs vereinbarungsgemäß abzuliefern hatte. Bei dieser Unterredung gelang der Äbtissin die Ablösung der Erbrente gegen Erstattung des Kapitals, das Ludgers Vater ihrer Vorgängerin gewährt hatte.

Für den Weintransport von Krucht nach Kalkum war der von Heinrich Bodo detailliert beschriebene einachsige Karren mit eisenbeschlagenen Rädern und einer speziellen Ladevorrichtung ausgerüstet: Zwischen zwei Längsholmen oder Langhölzern waren nach innen (konkav) gewölbte Sprossen eingezapft, damit die aufliegenden Fässer zum Schutz der beiden Zugpferde beim Transport nicht seitlich wegrollen konnten.

29 Die auf Ferdinand Schmitz zurückzuführende Fehlinterpretation der beiden Urkunden von 1318 Januar 8 und Mai 1 (UB Heisterbach Nrn. 239, 240) ist angesichts der eindeutigen Textfassung nicht zu verstehen: *quod nos...curtem nostram de Bliterstorp cum vineis nostris ceterisque bonis nostris et iuribus omnibus in Krugt et aliis quibuscunque sint sita...ad dictam curtem* [sic !] *pertinentibus vendidimus et vendimus*, d. h. es wurden mit dem Fronhof in Plittersdorf unter anderem auch die zu diesem Hof (*ad dictam curtem*) gehörenden Rechte in Krucht veräußert. Von dem Fronhof in Krucht ist dagegen keine Rede. Die von dem Stift Gandersheim übernommene Währschaft bezieht sich allein auf diesen verkauften Besitz: *promittentesque eisdem bona fide veram facere warandiam, ad quam de iure tenemur bonorum de Crügt et Blitersdorp predictorum* [sic !], sie wurde also nur hinsichtlich der vorerwähnten veräußerten Rechtstitel zu Krucht und Plittersdorf zugesagt.

30 Gottfried Wilhelm LEIBNIZ: *Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes*. Tomus II. Hannover 1710, S. 335 ff [337].

31 Zu dem Todesdatum (9.11.1510) siehe Kurt NIEDERAU: Die Herren vom Haus. In: *Beiträge zur Geschichte Ratingens* 6 (1973). S. 139 ff [160].

32 Jost Kloft: *Inventar des Urkundenarchivs der Fürsten von Hatzfeldt-Wildenburg zu Schönstein/Sieg*. Bd. 2. Koblenz 1979, Regest Nr. 883 (1517 April 30). Die Textfassung ist durch ein fehlerhaft gesetztes Komma sinnentstellt. Seite 269 unten bzw. Seite 270 oben muss es folgendermaßen heißen: Katharina (Gräfin von Hohnstein), Äbtissin zu Wunstorf, Pröpstin (zu Gandersheim), Freuchen (= Kanonissen) statt: die Pröpstin (*provestyne*) Freuchen!

33 Es lässt sich heute nicht mehr feststellen, wo dieses Haus in Soest gestanden hat.

Nach Ablösung der Erbrente wurde der Weitertransport des Weins nach Gandersheim wieder aufgenommen, denn die jährliche Lieferung aus Krucht kam dort an, wie die Äbtissinnen Magdalena und Margaretha von Chlum (1547-77 bzw. 1577-89) zu berichten wussten.³⁴ Die beiden Schwestern waren im letzten Lebensjahr der Äbtissin Gertrud von Regenstein in das Stiftskapitel aufgenommen worden.³⁵ Der Weintransport dürfte erst in den Wirren des Schmalkaldischen Krieges durch die Besetzung des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel (1542-47) wegen zu großer Leibesgefahren für die Fuhrleute aus Krucht zum Erliegen gekommen sein.³⁶

Im Herbst des Jahres 1574 griff die Äbtissin Magdalena von Chlum die Angelegenheit auf, kam in der Sache jedoch nicht voran. Nach ihrem Tode und dem ihrer Nachfolgerin wandte sich die Äbtissin Anna Erica Gräfin von Waldeck (1589-1611) mit Schreiben vom 7. August 1595 (alter Stil) an den Abt von Heisterbach, Johann von St. Vith. Das Stift Gandersheim war inzwischen vollständig evangelisch geworden.³⁷ Die Äbtissin wies unter Beifügung einer beglaubigten Abschrift des dem Stift Gandersheim von den Heisterbacher Mönchen erteilten Reverses darauf hin, dass der Kruchter Hof der Abtei Heisterbach seinerzeit nach Villikations- und Meierrecht überlassen, mit anderen Worten verpachtet worden sei, die versprochene Gegenleistung von den Mönchen aber nicht mehr erbracht werde. Sie begehrte deshalb die Aufkündigung der Verträge, mit denen ihre Vorgängerinnen den Mönchen die Fronhöfe Krucht und Plittersdorf überlassen hatten und verlangte deren Rückgabe. Ferner sollte die Abtei die rückständige Pacht begleichen, soweit sie nicht durch Vorlage von Quittungen die Erfüllung ihrer Verpflichtungen nachweisen könne.

In seinem Antwortschreiben vom 20. Dezember 1595 (neuer Stil) äußerte der Abt von Heisterbach sein Befremden darüber, dass das Stift nach hunderten von Jahren *mitt solchen sachen ohne fundament unnd gründt* an ihn herantrete. Offenbar würden sich die Äbtissin, ihre Räte *unnd anstifftere zu dieser sachen* – womit vor allem der damalige Stiftssyndikus Dr. Albert Busch angesprochen sein dürfte – *ein eitele hoffnungh machen...*, daß bei diesen

34 NLA-StA WF 11 Alt Gand. Fb 1, VII, 19 (Vermerk des Stiftsseniors Georg Jacobi vom 30. Januar 1612).

35 Geboren ca.1450/58, verstorben 1531 Mai 1; Goetting (wie Anm. 4), S. 331 ff. Die Ablösung der Erbrente dürfte in das letzte Lebensjahr der Äbtissin gefallen sein (*huius dominae novissimis pene diebus*), das Treffen in Soest demnach im Laufe des Jahres 1530 oder zu Anfang des folgenden Jahres stattgefunden haben.

36 Zur Besetzung des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel durch die Schmalkaldischen Verbündeten vgl. Goetting (wie Anm. 4), S. 121 f. Das Stift wurde in den Jahren 1552/53 durch erneute Kriegshandlungen erheblich in Mitleidenschaft gezogen und das Stiftskapitel zeitweise aus Gandersheim vertrieben (Goetting, S. 123). Die aus Böhmen stammenden Schwestern Margareta und Magdalena von Chlum waren 1531, im letzten Lebensjahr der Äbtissin Gertrud von Regenstein, ins Stift aufgenommen worden (Goetting a. a. O. S. 336). Der nach eigenen Angaben vor dem Jahre 1565 in das Kloster Heisterbach eingetretene Abt Johann von St. Vith und die Konventualen konnten sich nicht daran erinnern, zu den geltend gemachten Weinlieferungen nach Gandersheim verpflichtet gewesen zu sein: *auch so woll Ich, der Abt, so als ein frembder lenger als vür dreissigh Jairenn zu dem Closter Heisterbach postuliert, wie auch wihr Conventualen alle, aldt unnd jungk, unuß dieser unnd gleichmesiger ahnforderungh bey unseren Lebzeiten nit zu entsinnen wissen, auch von den Vorelteren, von älteren zu älteren, nichtz davonn gehortt* (wie Anmerkung 38 – Schreiben von 1595 Dezember 20). – Zu Johann von St. Vith, Abt von Heisterbach, vgl. den Beitrag von Gottfried Kraus. In: Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit. Hrsg. von Kaspar Elm. Köln 1980, S. 619 f.

37 GOETTING (wie Anm. 4), S. 132.

nun etliche Jairen hero gewerthen Colnischen Kriegs Emporungen [gemeint ist der Truchsessische Krieg] in diessem unnd anderen unsers Conventz- unnd Gotteshauß angelegenen sachen alle unser bericht, schein unnd beweiß verließlich worden sein mochte unnd das also Ewer Erwürdige unnd Gnaden auß mangel berichtz zu demjenigen, darzu sie zu recht unbefügt, widerumb nach soviell hundert Jairen einigen unrechtmäßigen zügancck haben mochten unnd were fürwair ein güether Vogell, so ließ der Abt mit einer gewissen Ironie anklingen, der denselben also mit einem bloeßem Schreiben unnd vermeindter ankündigungh einer gründtloeser, unformblicher, nichtzwürdiger, unrechtmäßiger loessen, welche widder anfang noch ende, gründt noch einige bestendigkeit auß angereichtem Reverß hatt, fangen mochte. Obwohl nicht dazu verpflichtet, wolle er gleichwohl in den der Kriegsgefahr halber nach Köln geschafften Urkunden, Büchern und Registern nachforschen lassen und sich dann, soweit rechtlich geboten, zu dem Anliegen der Gegenseite äußern. In Heisterbach vertraue man darauf – so fügte der Abt mit unverhohlener Häme hinzu –, Ewer Erwürdige unnd Gnaden werden ahn dem ortt, dae sie den überschickten Reverß nach soviell hundert Jairen befonden unnd im finstern antroffen, noch ferner /: dahe man des lichtz unnd kertzen nit sparen wolle:/ soviell berichts finden, das man hernegst den Bottenlohn verschonen unnd unnß ferner mit sollichen unnd dergleichen unbefügten, verjarten unnd unzeitigen anforderungen unmolestiret unnd unbetrüebt lassen werde; sunderlich wahr, E. Erw. unnd G. unnd derselben stiftt sich auß ungezweivelt van den vorelteren habendem unnd verlaßffenem bericht erinnern werden, das sie das Schloß Ganderßheim, nahe bei dem Stifft Ganderßheim gelegen, vür zweyhündertsiebenunndsiebentzigh Jairen, nemblig unnd ungefher im Jair tausent dreihundert unnd achtzehen, erkaufft unnd wo mit sie dasselb dhomaß bezahlt haben. Unnd wissen demnach durchaß in keine loeße, so unnß auß unrechtmesigem, nichtz würdigem, bawfelligem [hinfälligem], jae gar keinem gründt vermeintlich angekündigtt, zu verstehen noch von einigen füeßbreidt Erbs dero benenter glüttere zu Crucht unnd Blittersdorff abzütretten. Die Rückforderung dieses Besitzes sei unberechtigt, man werde sich ihr mit allen rechtlichen Mitteln widersetzen und sehe einer Klage gelassen entgegen.

Das Konzept der Antwort auf diesen Brief ist nicht mehr erhalten. Dem Erwiderschreiben des Abtes ist zu entnehmen, dass die Abtei Heisterbach nach Auffassung des bereits erwähnten Stiftssyndicus, der den Schriftwechsel für die Äbtissin bearbeitete, den Nachweis führen solle, wie sie in den Besitz der Güter zu Krucht und Plittersdorf gelangt sei. Die Beibringung dieses Nachweises lehnte die Abtei unter Hinweis auf ihren seit Jahrhunderten ungestörten Besitz der beiden Fronhöfe entschieden ab. Sie sei nicht verpflichtet und gehalten, nach soviell Jairen jemandt redde unnd andtwordt zu geben, mit was Titüll unsere Vohrelteren ahn die angereigte güeter kommen, wie wihr dan auch niemandt bericht zu thun von noetten haben, wa(e) und ahn welchem ortt in diesen kriegs leuffen unsere brieff unnd Siegell verwardt, stellen auch also ahn sein ortt, wie viell stunden zwischen Cöllen unnd Heisterbagh zu waßer unnd Lande zu reisen sein. Thuen unnß sünst gegen E. Erw. unnd G. demütig bedancken, das dieselbe ihn ihrem schreiben sich erclaren, daß sie wieder rechtt nichtz begeren unnd sein daebey deß ungezweivelten Vertrawens, eß werden auch E. Erw. unnd G. ahn unseren eigenthumblichen güetteren mit recht nichtz zu fordern haben, vill weniger daran ichtwas erhalten.

Auf das am 20. Mai 1596 (alter Stil) in Gandersheim eingegangene Schreiben ließ der damals in Hildesheim wohnende Stiftssyndicus die Äbtissin wissen, es enthalte lediglich

Rechtsausführungen, so dass in der Sache vorerst nichts zu veranlassen sei. Er werde demnächst nach Gandersheim kommen und sich für die vorgesehene Antwort gemeinsam mit den Herren Kapitularen um gründliche Nachforschungen in der Sache bemühen. Mit dieser Unterrichtung der Äbtissin bricht der überlieferte Schriftwechsel und damit die aktenmäßig nachvollziehbare Bearbeitung des Vorgangs durch den Stiftssyndicus unvermittelt ab.³⁸ Erst etliche Jahre später, unter der Regentschaft der Äbtissin Dorothea Augusta Prinzessin zu Braunschweig-Wolfenbüttel (1611-26), kam die Sache noch einmal zur Sprache und wurde aktenkundig. Am Morgen des 30. Januar 1612 fand im Hause des Stiftssyndicus' Dr. Albrecht Busch in Gandersheim eine Erörterung von regelungsbedürftigen Angelegenheiten mit dem Stiftssenior Georg Jacobi statt. Hierbei ging es um eine Erhöhung der Erbpacht (*Canon*) für die Nutzung des Stiftsbesitzes in Kalkum, eine bei dem Fürstlich Braunschweigischen Hofgericht anhängige Appellationssache und um die hier interessierende Frage, ob wegen der nach wie vor ausstehenden Weinlieferungen aus Krucht weitere Schritte gegen die Abtei Heisterbach unternommen werden sollten. Den wesentlichen Inhalt des letztgenannten Gesprächsthemas fasste Georg Jacobi³⁹ mit den folgenden Worten zusammen:

Ungefähr in die 10. meile von Calheim denn Rein hinauf ligt ein Münch Closter, Heisterbach genant, ordini S. Benedict., dem Hertzogen von Gülig zuständig, dasselbe Closter hat die güter oben am Rein /: dan die zu Calheim heissen die güter nieden am Rein:/ im gebrauch und ligt etwa am Rein ein dorff N. im Ampte Gudensberg, ist gleichergestalt Colnisch, und ist das dorff am Rein ein sonderliche Gandersheimbsche Voigtey gewesen, davon ein anzahl wein jürlich auff die Abtey durch einen furman oder karman geliefert, und hette Ihnen die alte Ebtissinnen Magdalena undt Margaretha [von Chlum] berichtet, das pferde, wage oder karre der Ebtissen heimbegefallen seÿ, wan der wein geliefert worden und hat dieselbige vogteÿ einen statlichen weinwachs, es ist auch noch ein Hoff alda, ligt aber unbebawet, der Gandersheimische Hoff genant. Darauf domals Ao [15]72 wein und beum gestanden.

Weil nun die Gn. Fraw Abtissin mit dem Abt zu Heisterbach altzeit wechselschifte gehadt, Der Abt aber der Ebtissin und Stifft Gandersheimb nichts gestehen wöllen, so hat D. Busche Sr. Gn. Frawen, weiland Annen Erichen [Äbtissin Anna Erica Gräfin zu Waldeck] piaie memoriae geraten, das Ir. Gn. die sachen wegen von dem Abte allegirten praescription [eingewandten Verjährung] an die Universitat Marburg verschicken vnd sich darüber des rechten belangen lassen möchte, ob die güter praescribiret und dadurch dem Closter Heisterbach bleiblich sein könnten, Darauf hat die Universität unter Irem Sigel rescribiret und dediciret, das die güter vielmal praescribiret und das dahero die Ebtissin nützlich keinen unkost anzuwenden hette, welche Rechtsbelehrung seines erachtens auff der Abteÿ zu Gandersheim zu finden, wofern er aber dieselbe wieder wissend

38 NLA-StA WF 11 Alt Gand Fb 2. Nr. 62. Das Schreiben der Äbtissin an den Abt von Heisterbach, die beiden Schreiben des Dr. Albrecht Busch an die Äbtissin sowie die auf der Abtei in Gandersheim gefertigten Eingangs- und Kanzleivermerke sind nach dem Julianischen Kalender (alter Stil) datiert, die beiden Schreiben des Abtes von Heisterbach nach dem Gregorianischen Kalender (neuer Stil). Letzterer wurde im Erzbistum Köln im November 1583 eingeführt. Im Bistum Hildesheim kam der neue Kalender erst Jahrzehnte später zur Anwendung. Bei den Daten alten Stils sind in den ersten Wochen aller Monate stets zehn Tage zum Tagesdatum hinzuzuzählen, um die Daten des neuen Stils zu erhalten; im letzten Drittel der Monate wechselt die Umrechnung je nach der Tageszahl der Monate. Vgl. dazu Hermann Grotefend. Taschenbuch der Zeitrechnung. 14. Aufl. Hannover 2007, S. 24 ff.

39 Zu der Person des Syndikus und Kanzlers der Äbtissin, Dr. Albert Busch, sowie zu der des Stifts seniors Georg Jacobi siehe GOETTING (wie Anm. 4), S. 448.

und zuversicht noch bey sich hette, will er Sie auffsuch(e)n und der Gn. F(ürstin) und Frawen [der Äbtissin Dorothea Augusta] gerne zu kommen lassen. Auff solche Belehrung Fraw Anna Erica bis dahero acquiesciet [sich zufrieden geben].⁴⁰

Ob sich die Äbtissin Dorothea so wie ihre verstorbene Vorgängerin mit der Rechtsauskunft der juristischen Fakultät der Universität Marburg zufrieden gegeben hat, ließ sich nicht in Erfahrung bringen. Zu dem Gutachten und seinem Verbleib finden sich im Stiftsarchiv keine Hinweise. Bemühungen, etwa noch vorhandene Unterlagen des Gutachters im Archiv der Universität Marburg aufzuspüren, blieben gleichfalls ohne Erfolg.⁴¹

Als Ergebnis der Untersuchung bleibt festzuhalten: Die Äbtissin und das Kapitel des Stifts Gandersheim hatten sich bei Abschluss des Pachtvertrages mit dem Abt von Heisterbach im Jahre 1207 den Widerruf der Überlassung ihres Besitzes in Krucht vorbehalten, falls die Mönche die geschuldeten Leistungen nicht erbringen würden.⁴² Die Mönche hatten dieses Widerrufsrecht anerkannt. Die jahrzehntelange Nichtverfolgung der rund vierhundert Jahre zurückreichenden Rechtsansprüche führte indes gegen Ende des 16. Jahrhunderts zur Uneinbringlichkeit der Forderungen und zu dem endgültigen Verlust des dem Stift Gandersheim formal noch verbliebenen Obereigentums an seinem Fronhof in Krucht.⁴³

40 Die in der Notiz des Georg Jacobi angegebene Jahreszahl 1572 deutet darauf hin, dass die Äbtissin Magdalena von Chlum (1547-77) eine örtliche Inaugenscheinnahme in Krucht veranlasst haben muss, um eine Wiederaufnahme der Weinlieferungen, schon des benötigten Messweins wegen, zu erreichen. Die Äbtissin Anna Erica von Waldeck (1589-1611) stand mit Abt Johann von St. Vith (1566-97) wegen dieser Angelegenheit in Korrespondenz. Zu dem hier genannten Abt vgl. SCHMITZ (wie Anm. 2), S. 28. GOETTINGS Vermutung (wie Anm. 4, S. 277), dass nach dem Verkauf des Gandersheimer Hofes in Plittersdorf ein Transport des Weins aus Krucht nach Gandersheim offenbar nicht mehr stattfand, wird durch die Aktennotiz des Georg Jacobi vom 30. Januar 1612, die sich in der oben erwähnten Akte (vgl. Anmerkung 1) befindet, widerlegt. Goetting hat diese Akte beigezogen (vgl. seine Angaben auf S. 276 und S. 279), aber die Bedeutung des für die Interpretation der Urkunde von 1318 Mai 1 wichtigen Vermerks des Georg Jacobi wohl nicht erkannt. – Möglicherweise hing die weigerliche Haltung des Abtes auch mit den Schäden zusammen, die die Abtei während des Truchsessischen Krieges erlitten hat. Die Abteigebäude gingen 1586 in Flammen auf; auch die Heisterbacher Höfe in Königswinter, Krucht und Plittersdorf wurden niedergebrannt; vgl. SCHMITZ (wie Anm. 2), S. 78 und die Urkunde Nr. 638 mit weiterführenden Nachweisen. Infolge dieser Ereignisse dürften die zugesagten Weinlieferungen zumindest zeitweilig unmöglich gewesen sein.

41 Im Liber Decani Facultatis Iuridicae der Universität Marburg finden sich keine Eintragungen zur Anfertigung von Gutachten. Auch in der noch vorhandenen Rechnungsüberlieferung der Universität (*Oekonomat-Register*) waren in der Zeit von 1589-1611 keine Einnahmen aus Gutachtertätigkeit verzeichnet; bei den Ausgaben für Botenlöhne und bei den allgemeinen Ausgaben fanden sich keine Hinweise auf die Überbringung oder die Versendung des Gutachtens nach Gandersheim.

42 UB Heisterbach (wie Anm. 2), Nr. 21: *Si vero, quod de tam religiosis personis sperandum non est, in solvendis pensionibus formam supra scriptam non servaverint et ecclesiam nostram debitis modis non honoraverint, liberum erit nobis et abbatissis nobis succedentibus commissionem huiusmodi, quando oportunitum visum fuerit, revocare*; d.h. sofern sie allerdings, was von solchen Personen geistlichen Standes nicht zu erwarten ist, bei der Leistung der Abgaben die oben beschriebenen Bestimmungen nicht einhalten und unser Stift nicht in gebührender Weise achten werden, wird es uns und den uns nachfolgenden Äbtissinnen freistehen, die vorgenannte Vereinbarung zu widerrufen, falls es für sachdienlich gehalten werden sollte.

43 Zur Lehre vom geteilten Eigentum (*dominium directum, dominium utile*) vgl. Klaus Schreiner: Grundherrschaft. Entstehung und Bedeutungswandel eines geschichtswissenschaftlichen Ordnungs- und Erklärungsbegriffs. In: Die Grundherrschaft im späten Mittelalter. Bd. I. Sigmaringen 1983, S. 32 ff. Die Heisterbacher Urkunde von 1318 Mai 1 (UB Heisterbach Nr. 240) enthält einen frühen Beleg für die Rezeption der von den Glossatoren entwickelten Lehre (*transferimus et transfundimus ... omne ius et dominium tam directum quam utile et proprietatem, possessionem ac iurisdictiones, servitutes reales et personales*).

Anhang:

Belewigis relicta thederici rep procurabit nuncium gandersem tribus vicibus: prima vice, ut dicatur domine abbatisse quando nuncios habere debeat in blieterdorpe pro vino colligendo. Secunda vice quot currus habere debeant et quando deducenda vina de uva. Tertia vice deferre debet denarios censuales usque ad gandersem. Pro qualibet vice itineris dabuntur ei XIII den. Hec sunt III sol. et VI den./ quat[tuor] maldra et dimidium avene dantur ei ad pabulandum equum suum / cum debet ire ad partes superiores dabuntur ei quinque den./ winrico ligatori vasorum quando ascendit ad partes superiores dabuntur III den. et II urne vini pro labore suo / preconij in kalchem VIII den.

Isti dabunt vinum annuatim ecclesie gandersemensi quod super curiam domine abbatisse in blidersdorp que vocatur vronehoff presentabunt: abel de blidersdorp V amas / reynardus ibidem II amas / Io[hannes] (darübergesetzt: joes) II amas et dimidium / Ifferdus de bunne II amas / dominus godefridus de gutenberg III amas / petrus de crucht III amas / dominus carsilius de rugendorp et filius suus carsilius amam et dimidium / walterus de hunnepe et sorores sue amam et dimidium / gobeles de sybergh amam et dimidium / ecclesia de cottenvorst XVIII d. dabit annuatim / ecclesia de herkennen XII d./ monachi de heysterbach dimidium amam de orto in crucht apud vineam abbatisse.

Summa XXII ame et dimidia ama quam dant monachi.

Plebano in blidersdorp (gestrichen: V amas) annuatim dabitur ama vini pro eo singulis diebus celebrabit ibi missam et matutinas, dicet quam diu sunt ibi nuncii abbatisse in blidersdorp. nautis dabitur urna vini pro eo nuncios traducere debent, quando volunt transire. Campanario in blidersdorp quartale vini. Custodi vinearum quartale vini. illa duo quartalia dabit arnoldus de quadam particula iuxta ortum / Schulteto in blidersdorp dabuntur VII ame ad colendum vineam. hominibus curie urna vini dabitur quod vinum in blidersdorp in navem facient presentare. Monachis de heysterbach dabuntur VII ame et urna et quando nuncii comedunt cum eis singulis diebus dabitur eis quartale et dimidium vini pro eo, quod non bibunt cum eis quia religiosi sunt. Nuncii septem habebunt equos, duos veltres et unum accipitrem / Accipitri dabitur gallina cottidie, veltribus panis sufficiens / Duobus equis modium avene / epulefacto integrum modium. nuncios honeste procurabunt duobus equis et mane uva dabitur quando biberunt.

Insuper monachi de heysterbach solvent annuatim nomine census XV sol. V den. minus. Hanc summam habuit domina dicta hille de molenhoven et ab ecclesia et abbatisa gandersemense in feudo et resignavit liberaliter coram nuncijs nostris et schulteto et familia curie in blidersdorp et V sol. dabunt, qui spectant ad altare sancti Nicolai in monasterio gandersemense.

Datum per copiam anno dominice incarnationis M^o CCC^{mo} sexagesimo tercio in crastino beati dionisii sub sigillo domine abbatisse affixo in testimonium veritatis.

Übertragung:

Belewigis, die Witwe des Dietrich Rep, soll dreimal einen Boten nach Gandersheim schicken: das erste Mal, um der Äbtissin zu berichten, wann sie ihre Boten nach Plittersdorf zur Weinlese senden müsse, das zweite Mal, (um zu berichten,) wie viele Karren erforder-

lich seien und wann der Traubenwein weggefahren werden soll, das dritte Mal, wenn er die Zinspfennige nach Gandersheim bringt. Für jeden Botengang sollen ihm 14 Pfennige gegeben werden. Das sind 3 Schillinge und 6 Pfennige. Viereinhalb Malter Hafer erhält er zur Fütterung seines Pferdes. Wenn er rheinaufwärts (nach Plittersdorf) gehen soll, werden ihm 5 Pfennige gegeben. Dem Fassbinder Winrich sollen 3 Pfennige gegeben werden, wenn er rheinaufwärts geht, und 2 Urnen Wein für seine Arbeit. Dem Fron zu Kalkum gebühren 8 Pfennige.

Diese schulden dem Stift Gandersheim jährlich Wein, den sie auf dem Hof der Äbtissin in Plittersdorf, der Fronhof genannt, abliefern sollen: Abel aus Plittersdorf 5 Ohm, Reinhard ebendort 2 Ohm, Johannes zweieinhalb Ohm, Iffert (Hildifrid) aus Bonn 2 Ohm, Herr Gottfried v. Godesberg 3 Ohm, Peter aus Krucht 3 Ohm, Herr Carsilius v. Rüngsdorf und sein gleichnamiger Sohn eineinhalb Ohm, Walter aus Honnef und seine Schwestern eineinhalb Ohm, Gottfried aus Siegburg eineinhalb Ohm. Das Kloster Marienforst gibt jährlich 18 Pfennige, die Kirche in Herchen an der Sieg 12 Pfennige. Die Mönche von Heisterbach (geben) ein halbes Ohm von einem Garten in Krucht, bei dem Weinberg der Äbtissin gelegen.

Die Summe beträgt 22 Ohm und ein halbes Ohm, das die Mönche geben.

Dem Leutpriester in Plittersdorf soll man jährlich 1 Ohm Wein dafür geben, dass er dort an den jeweiligen Tagen die Messe und die Matutin feiert, das heißt, solange wie sich die Boten der Äbtissin dort in Plittersdorf aufhalten. Den Fährleuten gibt man 1 Urne Wein dafür, dass sie die Boten über den Rhein setzen, wenn sie übersetzen wollen. Dem Glöckner in Plittersdorf ein Viertel Wein, dem Weinbergschütz 1 Viertel Wein. Diese beiden Viertel schuldet Arnold (ein Pächter) von einem gewissen Stück Land neben dem Garten. Dem Schultheiß in Plittersdorf stehen 7 Ohm für die Pflege des Weinbergs zu. Den Hofleuten wird 1 Urne Wein gereicht. Diesen Wein soll man in Plittersdorf in der Kirche reichen. Den Mönchen von Heisterbach sollen 7 Ohm und 1 Urne Wein gegeben werden und, wenn die Boten bei ihnen essen, für die jeweiligen Tage anderthalb Viertel Wein mit Rücksicht darauf, dass sie bei ihnen keinen Wein trinken, weil sie geistlichen Standes sind. Die Boten werden sieben Pferde bei sich haben, zwei Jagdhunde und einen Habicht (als Beizvogel). Dem Habicht gibt man täglich ein Huhn, den Jagdhunden genügend Brot, für je zwei Pferde einen Scheffel Hafer. Einen gestrichenen Scheffel Hafer (erhält der Telder) für die Zubereitung der Mahlzeiten (Hafergrütze oder Fladenbrot für die Boten). Sie (die Mönche) sollen die Boten mit zwei Pferden gut versorgen und ihnen morgens, wenn sie getrunken haben, Traubensaft reichen.

Darüber hinaus zahlen die Mönche von Heisterbach jährlich einen Zins von 15 Schillingen abzüglich 5 Pfennige. Diesen Betrag hatte die adelige Frau genannt Hildegund v. Müllekoven (Gemeinde Sieglar) von dem Stift und der Äbtissin von Gandersheim zu Lehen und sie leistete hierauf ungehindert Verzicht in Gegenwart unserer Boten und des Schultheißen und der Hofleute in Plittersdorf und sie (die Mönche) geben 5 Schillinge für den Altar des heiligen Nikolai in der Gandersheimer Stiftskirche.

Gegeben als Abschrift im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1363 am Tag nach dem Fest des heiligen Dionysius unter dem zum Zeugnis der Wahrheit angebrachten Siegel der Frau Äbtissin.

Herrschaft Sichelstein: Geschichtsfälschung im Interesse braunschweigischer Landespolitik?

von

Wolfgang-Dietrich Nück

Im 14. und 15. Jahrhundert kam es wiederholt zu Änderungen des Stammwappens der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg. Erstmals tauchte 1361 ein schreitendes Pferd ohne Wappenschild auf. Schon ein Jahr später erschien dieses „Sachsenross“, auf dem Helm stehend, zusammen mit einem federbesteckten Stab auf der Stelle der bisherigen Büffelhörner als braunschweigische Helmzier. Im 15. Jahrhundert wurden die Hörner zu federbesteckten Sicheln umgedeutet, die nun das Ross und den in der Mitte aufgerichteten Stab einrahmten. Schließlich wurde aus dem einfachen Stab eine gekrönte rote Säule mit einem naturfarbenen Busch aus Pfauenfedern.¹

Diese heraldischen Entwicklungen bildeten offenbar den Anknüpfungspunkt für einen Kranz von chronikalischen Berichten, die sich seit dem späten 16. Jahrhundert um die Burg Sichelstein im Kaufunger Wald rankten. Die Ruine dieser mittelalterlichen Burg liegt am Nordwesthang des Waldgebirges hart am südlichen Ortsrand der gleichnamigen Dorfsiedlung. Markanteste Überreste sind die zwischen acht und zehn Meter hohen Außenmauern der auf einem Geländevorsprung errichteten Hauptburg. Ihr schildförmiger Grundriss umschließt eine Fläche von etwa 30 mal 30 Metern.² Unmittelbar vor der geradlinigen Nordwand befand sich früher ein Halsgraben, der den Eingang zum Innenhof von der mehr als doppelt so großen Vorburg trennte. Letztere war durch einen weiter nördlich verlaufenden zweiten Halsgraben und vermutlich durch einen vorgelagerten Wall geschützt.

Die Hauptburg wurde nach nahezu einhelliger Ansicht der Literatur um 1372 von Herzog Otto dem Quaden von Braunschweig (1367–1394) errichtet.³ Sie diente ihm offenbar als grenznaher Stützpunkt bei seinen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Landgraf

1 Zur Wappenentwicklung der welfischen Herzöge vgl. Peter VEDDELER: Landessymbole. In: Horst-Rüdiger JARCK; Gerhard SCHILDT (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Braunschweig 2000, S. 79-98, hier insbes. S. 83 ff. nebst Abbildungen.

2 Vgl. die ausführliche Lagebeschreibung bei Klaus GROTE: Größere Grabungen und Geländearbeiten der Kreisdenkmalpflege im Landkreis Göttingen im Jahr 1998. In: Göttinger Jahrbuch 47 (1999), S. 200-202 (11. Sichelstein FSt Nr. 1/Burganlage).

3 GROTE, ebd., S. 201; Hector W. H. MITHOFF: Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen. Bd. 2: Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen nebst dem hannoverschen Theile des Harzes und der Grafschaft Hohnstein. Hannover 1873, S. 190; Paul EHRENFORDT: Otto der Quade, Herzog von Braunschweig zu Göttingen (1367–1394). Hannover 1913, S. 33; abweichend Franciscus LUBECUS: Göttinger Annalen. Von den Anfängen bis zum Jahr 1588. Bearb. von Reinhard VOGELSANG. Göttingen 1994, S. 116, der annimmt, dass die Burg 1362 von Herzog Ernst (1345–1367), dem Vater des Quaden, erbaut wurde.

Hermann II., dem Gelehrten, von Hessen (1367–1413). Ungeachtet dessen hat sich bis in die Gegenwart eine ältere Überlieferung erhalten, wonach bereits seit dem 9. oder 10. Jahrhundert ein Vorläuferbau der Burg Sichelstein als Sitz eines gleichnamigen Adelsgeschlechtes existiert habe. Auf den Trümmern dieser Anlage sei dann gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein Neubau entstanden.⁴ Die ältesten dieser Nachrichten gehen auf den aus Hardegens bei Göttingen gebürtigen Pastor und Geschichtsschreiber Johannes Letzner (1531–1613) zurück, der sie zum Teil in seiner 1596 erschienenen „Dasselischen und Einbeckischen Chronica“ veröffentlicht hat.⁵ Ausführlich behandelt Letzner das Thema in seiner großen (ungedruckten) „Braunschweigischen, Lüneburgischen und Göttingischen Chronica“,⁶ mit deren Niederschrift er um 1587 begonnen hatte.⁷ Weitere Angaben zu jenem Geschlecht von Sichelstein finden sich unter anderem in den „Corveyischen Annalen“ des umstrittenen Christian Franz Paullini aus dem späten 17. Jahrhundert.⁸

Im Folgenden sollen zunächst alle diese Berichte, bei denen es sich zumeist nur um kurze biographische Notizen handelt, in chronologischer Reihenfolge vorgestellt und anschließend auf ihre Glaubwürdigkeit untersucht werden. Dabei werden jeweils die ältesten bekannten Geschichtswerke zugrunde gelegt, sodass zugleich die Herkunft der betreffenden Nachrichten beleuchtet wird. Es geht also nicht in erster Linie um die von späteren Autoren wie Johann Heinrich Hoffmann (1628–1680)⁹ oder Philipp Julius Rehtmeyer (1678–1742)¹⁰ vorgenommenen Ausschmückungen beziehungsweise Abwandlungen.

- 4 MITHOFF und EHRENPFOEDT (wie Anm. 3), jeweils a.a.O.; Wilhelm LOTZE: Geschichte der Stadt Münden nebst Umgegend mit besonderer Hervorhebung der Begebenheiten des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges. Hann. Münden 1979 (Nachdruck der 2. Aufl. 1909), S. 312 ff.; Martin CZICHELSKI: Gemünde im frühen und hohen Mittelalter. Göttingen (2006), S. 198 ff.; Irntraud HARTUNG: Sichelstein 1075 Jahre. Hrsg. vom Heimat- u. Verkehrsverein Sichelstein e.V. Kassel 2008, S. 36; Peter AUFGEBAUER: Zeit der Fehden im 14. und 15. Jahrhundert. In: Hans-Dieter VON HANSTEIN (Hrsg.): Burg Hanstein. Zur 700-jährigen Geschichte einer eichsfeldischen Grenzfeste. Duderstadt 2008, S. 91–93, hier S. 92; Peter AUFGEBAUER: Funktionen und Funktionswandel der mittelalterlichen Burg – das Beispiel Friedland. In: Südniedersachsen 40 (2012, 1), S. 2–15, hier S. 7.
- 5 Johannes LETZNER: Dasselische und Einbeckische Chronica. Hannover-Döhren 1976 (Nachdruck der Ausg. Erfurt 1596), S. 148 r.
- 6 Johannes LETZNER: Braunschwei(gi)sche, Lünenburgische und Götting(gi)sche Chronica. Das Vierte Buch. Das 97. Cap: [von] der Herschafft Siechelenstein, S. 319–327. – Benutzt wurde die fotomechanische Wiedergabe einer Abschrift in der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek Hannover. Signatur: Han. Bibl. XXIII, 227 b (Film 151 [1] Ms XXIII, 227 a; Ms XXIII 227 b).
- 7 Zur Entstehungszeit des Manuskripts vgl. Hans KLINGE: Johannes Letzner. Ein niedersächsischer Chronist des 16. Jahrhunderts. Göttingen, Universität, Philosophische Fakultät, Diss. 1950/51, S. 87 ff., insbes. S. 89 mit Anm. 2.
- 8 Christian F. PAULLINI: Annales antiqui Corbeiae Saxonicae. In: Gottfried W. LEIBNIZ (Hrsg.): Scriptorum Brunsvicensia Illustrantium. Tomus II. Hannover 1710, S. 296–318, hier S. 306, 308.
- 9 Der hannoversche Kammermeister und Archivar Johann H. HOFFMANN verfasste u. a. ein „Ehrenkleinod des durchlauchtigen Hauses Braunschweig-Lüneburg“ (Handschrift in 2 Bänden), worin auch Letzners Berichte über Sichelstein behandelt werden.
- 10 Der braunschweigische Pastor Philipp J. REHTMEYER veröffentlichte 1722 eine dreibändige „Braunschweigisch-Lüneburgische Chronica“, die sich in wesentlichen Teilen auf Letzner sowie auf die 1584 gedruckte „Braunschweigische und Lüneburgische Chronica“ des hannoverschen Geistlichen Heinrich Bünting (1545–1606) stützt. Auch REHTMEYER, a.a.O., Tomus I. Braunschweig 1722, S. 189 f., geht ausführlich auf das Sichelstein-Thema ein. – Benutzt wurde das Exemplar in der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Signatur: 4^o Hist. Hann I, 2020:1.

gen dieser Geschichten, wie sie heute vorwiegend in der heimatkundlichen Literatur erscheinen,¹¹ sondern nach Möglichkeit um die Erfassung der ursprünglichen Textversion.

I. Die Herren von Sichelstein in schriftlicher Überlieferung und Historiographie

I. 1. Nach der Eroberung der Brunsburg (bei Höxter) berät Karl der Große im Jahr 802 mit den Grafen von Dassel, Everstein, Homburg, Schöne(n)berg, Schwalenberg und Sichelstein über die Gründung eines Benediktinerklosters.

(Nach Letzner, *Corbeische Chronica*,¹² 1590)

I. 2. *Keiser Henricus Auceps* (König Heinrich I., der „Vogelfänger“) erhebt nach der *Merseburgischen Schlacht* (Ungarnschlacht bei Riade, 933) den von Schwanringen, den von *Rostorff* sowie den Witelo von Stürtzingen, einen Adligen aus Franken, in den Ritterstand. Zugleich verleiht er Witelo ein neues Wappen mit einer weißen aufgerichteten Marmorsäule in goldenem Feld sowie als Helmzeichen einen goldenen und einen silbernen Flügel. Außerdem empfängt Witelo einen unbebauten Landstrich im Kaufunger Wald.

Nach *Keiser* Heinrichs Tod setzt sein Sohn, Kaiser Otto, *seinen getreuen Diener Hermann Billiges von Stubbeckshorn* als Herzog von Sachsen und Herrn zu Lüneburg ein, und verschönert sein Wappen mit roten Rosenblättern sowie zwei aufgerichteten silbernen Sicheln auf dem Helm. Als zur gleichen Zeit Witelo von Stürtzingen zwecks Bestätigung seines Lehens am kaiserlichen Hof erscheint, wird sein Wappen auf Herzog Hermanns Bitten nochmals verändert: Künftig steht die weiße Marmorsäule zwischen zwei aufgerichteten silbernen Sicheln und auf dem Helm erscheint zwischen dem goldenen und dem silbernen Flügel eine aufgerichtete silberne Sichel. Zugleich wird Witelos Lehen im Kaufunger Wald an den Herzog vergeben, sodass der von Stürtzingen zum Lehnsmann Hermann Billigs und seiner Nachkommen wird.

(Stark verkürzte Wiedergabe der Entstehungsgeschichte der Herrschaft Sichelstein nach Letzner, *Braunschweigische, Lüneburgische und Göttingische Chronica*,¹³ nach 1587)

I. 3. *Keyser Otho I.* erhebt seinen *Diener Hermann Billiges von Stubbeckshorn* zum Herzog von Sachsen und Herrn zu Lüneburg und verleiht ihm ein Wappen mit einem blauen Löwen im goldenen Feld, das mit roten Rosenblättern bestreut ist. Zur gleichen Zeit erscheint am kaiserlichen Hof ein (namentlich nicht genannter) *edler Ritter von Sichelstein* und bittet um Bestätigung des Lehens seines verstorbenen Vaters Witilo, den *Henricus Auceps* [...] *nach gehaltener Merseburgischen Schlacht* in Göttingen neben einem von Schwanringen, einem

11 CZICHELSKI und HARTUNG (wie Anm. 4), jeweils a.a.O.

12 Johannes LETZNER: *Corbeische Chronica*. Hamburg 1590, 4. Cap., Bl. B II a; vgl. dazu KLINGE (wie Anm. 7), S. 190.

13 LETZNER (wie Anm. 6), S. 320 ff. – Der Chronist knüpft hier offensichtlich an die eingangs beschriebene Entwicklung des welfischen Stammwappens an. Obwohl Säule und Sichel im Wappen an zentraler Stelle stehen, hatte Letzner keine Bedenken, diese Symbole auf die „Herrschaft Sichelstein“ zu beziehen, die auch aus seiner Sicht innerhalb der welfischen Territorien kaum von herausragender Bedeutung sein konnte.

von Rostorff und anderen zum Ritter geschlagen und ihm seinen weißen Schild in Gelb verändert, die beiden silbernen Sichel mit der Marmorsäule verbessert sowie das Helmzeichen mit zwei Flügeln und dazwischen einer Sichel (*da er zuvor nur zwey blosse Sichel gehabt*) aufgewertet hat. Daraufhin verleiht der Kaiser die Herrschaft Sichelstein an Herzog Hermann und überträgt ihm die zwei silbernen Sichel (*so zuvor der von Sichelstein auff seinem Helm geführt*) mit Pfauenschwänzen geschmückt als Helmzeichen. Daraus ist zu ersehen, *das nun hinfurder der von Sichelstein mit seinen Nachkommen, Hochgedachten Hertzogen Herman für seinen ober unnd Lehnherren halten und erkennen solt.* (Nach Letzner, Dasselische und Einbeckische Chronica,¹⁴ 1596)

I. 4. Nach Vollendung der Burg Sichelstein durch Witelo lebt dort Anno 1006 *Herr Bodowinus von Sichenstein*, der noch im selben Jahr in der Fulda ertrinkt und in der Kirche von *Landtwherrnhagen* begraben wird. (Nach Letzner, Braunschweigische, Lüneburgische und Göttingische Chronica,¹⁵ nach 1587)

I. 5. Im Jahr 1010 kommt *Herr Mauricius von Sichenstein* bei der Jagd im Kaufunger Walde ums Leben; er soll zu Hedemünden (an der unteren Werra) bestattet worden sein. (Nach Letzner, Braunschweigische, Lüneburgische und Göttingische Chronica,¹⁶ nach 1587)

I. 6. Als Kaiserin Kunigunde, die Gemahlin Kaiser Heinrichs II., im Jahr 1019 das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen einweiht, tritt Herr Barto von Sichelstein mit der Bitte an sie heran, *daß an seiner Grenze, aber doch auf seinem Grund und Boden eine andächtige Cappelle, der heiligen Sang (St.) Annen gewidmet, erbauet würde.* Dies habe der *Kayserin wohlgefallen, wie dann auch dieselbe in dem Jahr erbauet, auch ein Wirthshaus dabey zur Bequemlichkeit denen, die die Cappelle besuchen wollen, und ist hernach zum Claus (zur Klaus) worden, und ein Jäger Haus da erbauet.* In jedem Jahr habe es zwei Wallfahrten dorthin gegeben. Zur gleichen Zeit lässt Kunigunde durch das Kloster noch eine weitere Kapelle *zu Sang Helendrates* auf halbem Wege über den Wald nach Melsungen mit einem Wirtshaus, *noch ein Hof und ein Jäger Häuslein daneben, wohin Andächtige Wahlfahrten angestellt waren,* erbauen. Dies alles sei durch die unruhigen Kriegsjahre unter Heinrich IV. und Zeiten der Pest zur Wüstung geworden. („Auszug aus der corbeyischen dasselschen Chronik“, Abschrift eines unbekannten Schreibers,¹⁷ 1805)

14 LETZNER (wie Anm. 5). Das 3. Buch, Das 93. Capittel. Von dem Brunschweigischen unnd Lünenburgischen Wapen, S. 147 r f. Der Chronist variiert hier also selbst die Geschichte des Witelo von Stürtzingen, indem er nun erst dessen Sohn zum billungischen Lehnsman werden lässt; auch die Wappenbeschreibung weicht von der vermutlich älteren Version in der Braunschweigischen, Lüneburgischen und Göttingischen Chronik ab.

15 LETZNER (wie Anm. 6), S. 323 r f.

16 Ebd., S. 324.

17 Handschrift im Hessischen Staatsarchiv Marburg. Bestand 49 d Kassel, Bd. 195: Nieste, Steuerrektifikation; nach einem in der Akte befindlichen Protokoll vom 31.10.1842 (Nr. XXII) wurde das Manuskript in der Niester Kirchenrepositor gefunden.

I. 7. Im Jahr 1094 schickt *Herm[ann] de Sichelsten* dem Konvent des Klosters Corvey drei Mastochsen, weil die Gebete der Mönche die Genesung seines Sohnes bewirkt haben. (Nach Paullini, *Annales antiqui Corbeiae Saxonicae*,¹⁸ 1710)

I. 8. *Im walsheusischen Missal Buche* (Kloster Wahlshausen an der unteren Fulda, heute Fuldata-Wilhelmshausen; Anm. d. Verf.) *wirdt unter anderen gedacht Herrn Friedeboldy von Sechelenstein, welcher ein furnemer undt wolgeachter Edler Ritter gewesen ist, derselbe hat Anno 1120 den Sichelenstein, mit dem zugehorenden Kaufunger walde, von Hertzog Hinrichen dem schwartzen welphen in die Lehene genommen, darnach hat der selbige sich in die walsheusischen Bruderschaft gekauft, undt eine Memorien, alle Jahre auf den Tag S. Niclai zu halten gestiftet ...* (Letzner, *Braunschweigische, Lüneburgische und Göttingische Chronica*,¹⁹ nach 1587)

I. 9. Der gelehrte Abt im Kloster Amelungsborn unterhält enge freundschaftliche Beziehungen zum Kloster Corvey und zählt im Jahr 1163 zu dessen herausragenden Wohltätern *Cuno de Sichelsten, Volradus de Hallermunt* und *Popo de Henneberg*. (Nach Paullini, *Annales antiqui Corbeiae Saxonicae*,²⁰ 1710)

I. 10. Herr Bardo von Sichelstein ermordet seine schwangere Ehefrau, eine geborene von Ziegenberg. Der Erzbischof von Mainz verhängt deshalb den Bann über ihn, und Heimbart von Ziegenberg, der Bruder der Ermordeten, reitet nach Fulda, wo er im Jahr 1189 – als Herzog Heinrich der Löwe wieder zu Gnaden angenommen wird – vor Kaiser Friedrich Anklage gegen Bardo erhebt. Der Kaiser befiehlt, den von Sichelstein an den Füßen am Galgen aufzuhängen; wer aber eine Fürbitte für ihn ausspreche, der solle auch sterben. Später ändert der Kaiser sein Urteil dahin, dass Bardo 10 Pfund Silber zahlen und lebenslanglich im Kloster Corvey inhaftiert werden solle. Kaiser Friedrich nimmt ihm die weiße Marmorsäule sowie die beiden silbernen Sichel seines Wappens, verleiht sie Herzog Heinrich dem Löwen und überträgt diesem die Lehnshoheit über die Herrschaft Sichelstein. Bardo muss wegen seiner Bluttat anstatt seines goldenen künftig einen blutroten Schild tragen. Im Jahr 1192 erbitten die westfälischen Herren beim Kaiser Bardos Begnadigung. Dieser kehrt daraufhin auf den Sichelstein zurück, wo er noch 47 Jahre abgeschieden von der menschlichen Gemeinschaft lebt. Als er ohne Erben stirbt, wird er im Kloster Wahlshausen begraben. Dort wird ihm jedes Jahr am Sonntag Exaudi eine Seelenmesse gehalten. Die Herrschaft Sichelstein aber gelangt im Jahr 1239 an Herzog Otto das Kind von Braunschweig. (Nach Letzner, *Braunschweigische, Lüneburgische und Göttingische Chronica*,²¹ nach 1587)

I. 11. Abt Widukind von Corvey schreibt seinem Amtsbruder Gerardus im französischen Kloster Alten-Corbie am 28. April 1196 einen ausführlichen Brief über politische und kriegerische Ereignisse der letzten Zeit. In diesem Schriftstück findet sich unter anderem folgende Bemerkung: „Bardo von Segelsthen, der sich bei uns in Gefangenschaft befindet,

18 PAULLINI (wie Anm. 8), S. 306.

19 LETZNER (wie Anm. 6), S. 324.

20 PAULLINI (wie Anm. 8), S. 308.

21 LETZNER (wie Anm. 6), S. 324 r, 325.

hat seine Verbrechen auf das bitterste bereut“ (*Bardo de Segelsthen apud nos imprisonatus crimina sua defleuit amarissime*).

(Abschrift „Ex vetusto Chartulario Mscr.“, Scheidt, *Origines Guelficae* III, Nr. 90,²² 1752)

II. Die Frage nach der Belastbarkeit der Nachrichten

II. 1. Christian Ludwig Scheidt: *Origines Guelficae* (1752):

Bei näherer Betrachtung der elf vorgestellten Textbelege fällt sogleich auf, dass nur ein einziger von ihnen zeitgenössisch ist, während alle übrigen zwischen 350 und 780 Jahren nach den jeweils geschilderten Ereignissen entstanden sind. Schon dies allein berechtigt zu Zweifeln an der Glaubwürdigkeit der Überlieferung. Es kommt hinzu, dass ausgerechnet der einzige zeitgenössische Beleg, nämlich der Brief des Abtes Widukind von Corvey aus dem Jahr 1196 (oben I. 11.), wahrscheinlich überhaupt nichts mit Sichelstein zu tun hat.

Auch wenn der Abtsbrief nur abschriftlich überliefert ist, wird man seinen Inhalt doch als authentisch ansehen können. Absender und Empfänger sind historische Persönlichkeiten. Abt Widukind amtierte von 1189 bis 1205 in Corvey,²³ während sein Amtsbruder Gerardus (Gérard) das französische Kloster Corbie von 1193 bis 1196 leitete.²⁴ Widukinds Hinweise auf Kriegszerstörungen im Corveyer Gebiet durch Heinrich den Löwen sowie auf das Bündnis mit dem Erzbischof von Köln beruhen auf historisch gesicherten Ereignissen und werden in der Literatur gern zitiert.²⁵ Der eingestreute Satz über *Bardo de Segelsthen* ist dagegen schwerlich mit Sichelstein im Kaufunger Walde in Verbindung zu bringen. Mag man vielleicht noch darüber hinwegsehen, dass Bardo von Sichelstein nach den Angaben in Letznerns Chronik (oben I.10.) bereits im Jahr 1192 wieder aus der corveyischen Gefangenschaft entlassen worden sein soll, und dass *Bardo de Segelsthen* nach dem Abtsbrief von 1196 seine Verbrechen (*crimina sua*: Plural!) bereut hat und demnach nicht nur eine einzige Untat (Ermordung der Ehefrau) begangen haben kann, so erheben sich die eigentlichen Bedenken gegen die Gleichsetzung der beiden Personen an ganz anderer Stelle.

Der Name Bardo war in der Zeit nach 1100 bei adeligen Geschlechtern in Norddeutschland nicht mehr in Gebrauch!²⁶ Es ist daher äußerst unwahrscheinlich, dass um

22 Christian L. SCHEIDT (Hrsg.): *Origines Guelficae*. Tomus III. Hannover 1752, Nr. 90, S. 555.

23 Gerhard STREICH: Zur Burgenverfassung Nordwestdeutschlands im 12. und frühen 13. Jahrhundert. In: Peter AUFGEBAUER (Hrsg.): *Burgenforschung in Südniedersachsen*. Göttingen 2001, S. 7-64, hier S. 18, Anm. 39.

24 Abt Gérard war ein Vertrauter (*familiaris*) des französischen Königs Philipp II. August (1180–1223), dessen Intervention er sein Amt in Corbie verdankte, nachdem er früher bereits das königliche Kloster Compiègne geleitet hatte; vgl. John W. BALDWIN: *The Government of Philipp Augustus. Foundations of French Royal Power in the Middle Ages*. Berkeley [u.a.] 1986, S. 177.

25 Vgl. z. B. Gustav ENGEL: Corvey und der Weserraum in der Politik der Erzbischöfe von Köln. In: Heinz STOOB (Hrsg.): *Ostwestfälisch-Weserländische Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde*. Münster 1970, S. 149-158, hier S. 151. – Auch der Briefstil, insbesondere der abrupte Themenwechsel, ist typisch für die damalige Zeit. An der Echtheit des Corveyer Briefs von 1196 besteht daher kein Zweifel. Diese Hinweise verdankt der Verfasser einem Gespräch mit Herrn Prof. Dr. (em.) Wolfgang Petke in Göttingen am 22.04.2013.

26 Vgl. Martin LAST: Wietzen als Zentrum adliger Herrschaft des hohen Mittelalters. Burg / Hof – Eigenkirche / Grablege. In: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 55 (1983), S. 138-189, hier S. 152.

1189/1192 beziehungsweise 1196 ein Adliger namens Bardo von Sichelstein gelebt hat. Die Herkunftsbezeichnung *de Segelsthen* im Schreiben des Abtes Widukind erfordert somit eine andere Erklärung. Der Forschung ist bekannt, dass Namen, die beim Adel ungebräuchlich wurden, oftmals in niedrigeren gesellschaftlichen Schichten fortlebten.²⁷ Daher könnte es sich bei jenem *Bardo de Segelsthen* um einen corveyischen Ministerialen von einfacher Herkunft handeln, der wegen irgendwelcher Delikte im klösterlichen Gewahrsam gehalten wurde. Die Reichsabtei verfügte unter anderem in der Gegend von Seeste bei Westerkappeln (Raum Osnabrück) sowie in Segeste bei Bad Salzdetfurth (Raum Hildesheim) über Besitzungen.²⁸ Für Seeste ist 1249 die Schreibweise *Segesten* bezeugt, und im Jahr 1338 tritt ein *Henricus de Seghesten* auf.²⁹ Der fast identische Name des *Bardo de Segelsthen* unterscheidet sich von *Seghesten* praktisch nur durch den eingeschobenen Buchstaben „l“. Vielleicht liegt hier lediglich ein Abschreibfehler vor, so dass im Abtsbrief eigentlich *Segesten* gemeint wäre, oder aber *Segeste* bei Salzdetfurth. Auch wenn sich diese Frage wohl nicht abschließend klären lässt, bleibt festzuhalten, dass der 1196 erwähnte Gefangene *Bardo de Segelsthen* im Kloster Corvey aus den oben angeführten Gründen nicht mit einer Adelsherrschaft Sichelstein im Kaufunger Walde in Verbindung zu bringen ist.³⁰

Weder Letzner noch die seine Erzählungen über Sichelstein rezipierenden Autoren Hoffmann³¹ und Rehtmeyer³² kennen den Brief des Abtes Widukind von 1196. Dies dürf-

27 Vgl. Ernst SCHUBERT (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens. Bd. II, 1: Politik, Verfassung, Wirtschaft vom 9. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert. Hannover 1997, S. 89: Nach dem 10. Jahrhundert setzte beim Adel eine auffällige Verringerung der Namensvielfalt ein. So konnten Königsnamen wie Heinrich und Konrad schließlich zu „Hinz und Kunz“ absinken. Ausgelöst wurde diese Entwicklung möglicherweise dadurch, dass Angehörige des hohen Adels ihren Vasallen gestatteten, ihre Kinder nach dem Lehnsherrn zu benennen. So verloren diese Namen ihre bisherige Exklusivität und wurden von den adeligen Führungsschichten aufgegeben; vgl. dazu Gerd ALTHOFF: Namengebung und adliges Selbstverständnis. In: Dieter GEUENICH; Wolfgang HAUBRICH; Jörg JARNUT (Hrsg.): Nomen et gens. Zur historischen Aussagekraft frühmittelalterlicher Personennamen. Berlin [u.a.] 1997, S. 127-156, hier S. 130.

28 Osnabrücker Urkundenbuch. Bd. I: Die Urkunden der Jahre 772 bis 1200. Bearb. und hrsg. von Friedrich PHILIPPI. Osnabrück 1969 (Nachdruck der Ausg. 1892), Nr. 379 (zu 1185–1205, nach den Amtsjahren Abt Widukinds von Corvey), S. 299 f.; Nr. 418 (zu 1195–1198), S. 334; Leopold SCHÜTTE: Die alten Mönchslisten und die Traditionen von Corvey. Teil 2: Indices und andere Hilfsmittel. Paderborn 1992, S. 197.

29 Osnabrücker UB (wie Anm. 28). Bd. II: Die Urkunden der Jahre 1201–1250. Bearb. von Friedrich PHILIPPI. Osnabrück 1969 (Nachdruck der Ausg. 1896), Nr. 557 (zu 1249 Juni 17), S. 434 f.; Urkundenbuch der Stadt Osnabrück 1301–1400. Bearb. von Horst-Rüdiger JARCK. Osnabrück 1989, Nr. 361 (zu 1338 Jan. 15), S. 38.

30 Der Name *Segelsthen* passt auch sprachlich nicht zu Sichelstein und dessen frühesten Formen *Sichelnsteyne* (1377) bzw. *Seklinsteyne* (1397); vgl. Jürgen UDOLPH (Hrsg.): Niedersächsisches Ortsnamenbuch (NOB). Teil IV: Kirstin CASEMIR; Uwe OHAINSKI; Jürgen UDOLPH: Die Ortsnamen des Landkreises Göttingen. Bielefeld 2003, S. 371 ff. (Sichelstein), wo der Beleg von 1196 (wegen Unauffindbarkeit) leider nicht erörtert wird. Das Bestimmungswort des Ortsnamens ist von mittelniederdeutsch *sekele* (=Sichel) abgeleitet. Der bei allen Variationen von Sichelstein in der Mitte stehende Buchstabe „n“ fehlt dagegen bei *Segelsthen*.

31 Zu HOFFMANN vgl. oben Anm. 9.

32 Vgl. REHTMEYER (wie Anm. 10), S. 400.

te darauf zurückzuführen sein, dass die „Origines Guelficae“ erst Mitte des 18. Jahrhunderts im Druck erschienen sind.³³ Es zeigt aber zugleich, dass an Letznerns Kenntnisse zeitgenössischer Quellen aus dem 12. Jahrhundert keine allzu hohen Erwartungen geknüpft werden dürfen. Erst in neuerer Zeit wird der Abtsbrief von 1196 regelmäßig mit Letznerns Bericht über den Gattenmörder Bardo von Sichelstein aus den Jahren um 1189/92 (oben I. 10.) in Verbindung gebracht.³⁴

II. 2. Johannes Letzner (1531–1613):

Der oben erörterte Einwand der anachronistischen Namensgebung bei einem südniedersächsischen Adelsgeschlecht des späten 12. Jahrhunderts gilt natürlich auch für Letznerns Bericht über Bardo von Sichelstein. Damit ist die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung im Kern erschüttert. Auch der Name des Heimbart von Ziegenberg, den Letzner als Bruder der ermordeten Gattin des Sichelsteiners vorstellt, erweckt erhebliche Zweifel, denn er kommt im überlieferten Namengut der Herren von Ziegenberg (Burg am Nordosthang des Kaufunger Walds) nicht vor.³⁵ Die Anregung zu dieser Namenswahl hat der Chronist möglicherweise aus zeitgenössischen Verhältnissen des 16. Jahrhunderts erhalten: Im Jahr 1591 ist im Amt Ziegenberg der Ritter Heimbart von Buttlar als Lehnsmann der hessischen Landgrafen bezeugt.³⁶ Vielleicht ist der vielgereiste Pastor Letzner diesem Herrn von Buttlar auch einmal persönlich begegnet, beispielsweise während seiner Zeit als Kaplan der Mündener St. Blasius-Kirche von 1557 bis 1561.

Aber auch sonst finden sich in der Geschichte des Bardo von Sichelstein einige Ungereimtheiten, die Letznerns Kenntnisse der älteren deutschen Geschichte in wenig vorteilhaftem Lichte erscheinen lassen. Die angebliche Verurteilung Bardos im Jahr 1189 durch Kaiser Friedrich I. in Fulda kann dort nicht stattgefunden haben, weil der Kaiser diesen Ort 1189 überhaupt nicht aufgesucht hat.³⁷ Bereits Anfang Mai jenes Jahres brach Friedrich I. von Regensburg aus zum Kreuzzug nach Palästina auf. Letznerns Bericht beruht offensichtlich auf einer Verwechslung mit geschichtlichen Ereignissen des Jahres 1190. Damals fand in Fulda ein Versöhnungstreffen zwischen König Heinrich VI. und Heinrich dem Löwen statt, nachdem dieser seit Sommer 1189 versucht hatte, mit militärischer Ge-

33 Der dritte Band der „Origines Guelficae“ mit dem Abtsbrief von 1196 erschien 1752; vgl. oben Anm. 22.

34 Vgl. z. B. LOTZE (wie Anm. 4), S. 312; Heinrich LÜCKE: Burgen, Schlösser und Herrensitze im Gebiete der unteren Werra. Heft 2, Parensen 1924, S. 22; Landkreis Münden (Hrsg.): Geliebtes Land an Fulda, Werra, Weser. Hann. Münden 1972, S. 127 (Sichelstein; unter Mitwirkung von Herbert HARTUNG); Irmtraud HARTUNG (wie Anm. 4), S. 28.

35 Vgl. Georg LANDAU: Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer. Bd. 4. Kassel 1839, S. 299–323 (Ziegenberg), hier Stammtafel (zu S. 323); Detlev SCHWENNICK: Europäische Stammtafeln. Neue Folge: Bd. XVII. Frankfurt/Main 1998, Tafel 80.

36 Grenzvertrag zwischen Hessen und Braunschweig vom 28.7.1591. Abgedruckt bei Margarete EISENTRÄGER; Eberhard KRUG: Territorialgeschichte der Kasseler Landschaft. Nebst Beiträgen von Edmund E. Stengel. Marburg 1935, S. 253–256, hier S. 254, Urkunde 4: [...] *unserm lieben besondern und getrewen Jobsten Ostwaldt und Heimbarten von Butlar gebrudern wegen ihrer Ziegenbergischen und zur Laupach* (Laubach a. d. unteren Werra, Anm. d. Verf.) *gehorigen geholz* [...].

37 Vgl. Ferdinand OPLL: Das Itinerar Kaiser Friedrich Barbarossas (1152–1190). Wien [u.a.] 1978, S. 230.

walt seine frühere Machtstellung in Sachsen wieder aufzurichten.³⁸ Es ist deshalb kaum anzunehmen, dass der König die Machtgrundlagen seines Gegners zusätzlich gestärkt hat, indem er ihm die Lehnshoheit über eine Herrschaft im Kaufunger Walde übertrug. Abgesehen davon gehörte dieses Waldgebiet seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, spätestens aber seit 1180/81, bis Anfang 1247 zum Machtbereich der ludowingischen Landgrafen von Thüringen.³⁹ Daher ist auch nicht damit zu rechnen, dass Herzog Otto das Kind (1223/27–1252) schon 1239 dort Herrschaftsrechte übernehmen konnte, wie es Letzner behauptet. Noch im gleichen Jahr bezeichnete Landgraf Hermann II. in einem Stadtrechtsprivileg für Kassel den Kaufunger Wald als *silva nostra*.⁴⁰

Letzner gibt an, die Bardo-Geschichte im Jahr 1557 bei dem Buchhändler Coloman Engel in Kassel aus einem Missal (Messbuch) abgeschrieben zu haben.⁴¹ Nach dem Kontext der Erzählung müsste es sich dabei um ein Messbuch des 1527 aufgehobenen Klosters Wahlshausen an der unteren Fulda gehandelt haben. Dazu macht der Chronist jedoch keine Angaben. In einer später veröffentlichten Version seiner Geschichte behauptet Letzner, er selbst habe im Jahr 1558 an der Wand der Wahlshäuser Kirche noch den *ledigen roten Schildt* des Bardo von Sichelstein gesehen.⁴² Was auch immer er dort wirklich vorgefunden haben mag, ein Ritter-Schild aus Sichelstein wird es gewiss nicht gewesen sein.

Insgesamt vermittelt der Bericht über Bardo von Sichelstein den Eindruck einer hochdramatisch zugespitzten Kriminalgeschichte, die schon deshalb wenig glaubhaft erscheint, weil dieser Adlige nicht nur seine schwangere Ehefrau, sondern zugleich seinen ungeborenen leiblichen Erben umgebracht haben soll. Wenn man bedenkt, welch hohen Wert die mittelalterliche Adelsgesellschaft auf das Fortbestehen des eigenen Geschlechts legte, so lässt sich die Bluttat jenes Bardo eigentlich nur als Affekthandlung eines betrunkenen oder geistig verwirrten Mannes begreifen. Allenfalls wäre noch daran zu denken, dass der Mord vielleicht wegen vermeintlicher oder tatsächlicher ehelicher Untreue des Opfers geschah. Von alledem ist jedoch in Letznern Darstellung keine Rede. In der „Dasselischen und Einbeckischen Chronica“ von 1596 heißt es lediglich, dass Bardo *eine Unmenschliche und Tyrannische taht begangen* habe.⁴³ Es ist bekannt, dass Letzner eine gewisse Vorliebe für besonders dramatische oder sensationelle Berichte hatte. Sofern er die Wahl hatte zwischen der Überlieferung einer eher alltäglichen Begebenheit und einer künstlich aufgebauchten Sensationsgeschichte, bevorzugte er gern die zweite Variante. Es ging ihm also durchaus auch um Effekthascherei bei seinen Lesern.⁴⁴ Dazu war die Geschichte vom Gattenmord

38 Vgl. dazu Joachim EHLERS: Heinrich der Löwe. Eine Biographie. 1. Aufl. München 2008, S. 379 ff. – REHTMEYER (wie Anm. 10), S. 400, hat Letznern Fehler erkannt und das Geschehen konsequent auf König Heinrich VI. bezogen; allerdings hat er es seinerseits irrtümlich ins Jahr 1191 verlegt.

39 Vgl. dazu Karl HEINEMEYER: Die Gründung der Stadt Münden. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 23 (1973), S. 141–230, hier S. 217 f., 225; Karl E. DEMANDT: Geschichte des Landes Hessen. Kassel 1980 (revidierter Nachdruck der 2., neubearb. und erweiterten Aufl. 1972), S. 172, 184.

40 Karl HEINEMEYER: Königshöfe und Königsgut im Raum Kassel. Göttingen 1971, S. 136, Anm. 483.

41 LETZNER (wie Anm. 6), S. 319 r, 324 r.

42 LETZNER (wie Anm. 5), S. 148 r.

43 Ebd., S. 148.

44 Vgl. dazu Ralf KIRSTAN: Die Welt des Johannes Letzner: ein lutherischer Landpfarrer und Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts. Göttingen, Universität, Philosophische Fakultät, Diss., 2005, S. 235 ff.

sicherlich besonders geeignet. Mit der Erwähnung des blutroten Schildes an der Kirchenwand in Wahlshausen malt der Chronist ein Bild von düsterer Symbolkraft.

Das Thema der Heraldik spielt in Letzners Schriften ebenfalls eine herausragende Rolle. Interpretationen oder Kombinationen von und mit Adels- und Fürstenwappen könnte man geradezu als „Steckenpferd“ des Chronisten bezeichnen, wenn sich nicht andere Autoren der frühen Neuzeit, wie etwa Johann Heinrich Hoffmann oder Philipp Julius Rehtmeyer, ebenfalls ausgiebig mit diesen Herrschaftssymbolen beschäftigt hätten. Ruhm und Ehre adliger und fürstlicher Geschlechter spielten – vor allem in der öffentlichen Selbstdarstellung regierender Fürstenhäuser – eine nicht zu unterschätzende Rolle. Hoffmanns „Ehrenkleinod des durchlauchtigen Hauses Braunschweig-Lüneburg“ steht als fast schon programmatisch zu nennendes Beispiel für derartige Bestrebungen.

So bereichert Letzner dann auch seine Bardo-Geschichte mit heraldischen Elementen, indem er die Wappenzier des Sichelsteiners (Marmorsäule und Sichel) an Heinrich den Löwen übergehen lässt und dem Gattenmörder stattdessen einen *ledigen roten Schildt* zuweist.⁴⁵ Der Chronist besaß offensichtlich keinerlei Kenntnis von der tatsächlichen Wappenführung Herzog Heinrichs. Ob dieser überhaupt schon ein Wappen benutzte, ist bis heute eine offene Frage.⁴⁶ Nach seiner Absetzung als Herzog von Sachsen und Bayern im Jahr 1180 war Heinrich der Löwe kein Reichsfürst mehr und führte daher nur noch schlichte Bildsiegel mit einem schreitenden, naturalistisch dargestellten Löwen ohne Wappenschild.⁴⁷ Erst seine Söhne, Kaiser Otto IV. und Pfalzgraf Heinrich, verwendeten nachweislich Wappen: Otto IV., indem er den halben deutschen Reichsadler mit drei englischen Leoparden (schreitenden Löwen) in seinem Schild vereinigte, und der Pfalzgraf durch ein Wappen mit nur zwei Leoparden, einer „geminderten“ Version des englischen Wappens, wie sie von Angehörigen König Heinrichs II. von England (1154-1189) benutzt wurde. Diese englische „Anleihe“ erklärt sich daraus, dass Kaiser Otto IV. und Pfalzgraf Heinrich während der Kinderlosigkeit des englischen Königs Richard Löwenherz und zunächst auch seines Bruders Johann („ohne Land“) als mögliche Thronfolger in England galten,⁴⁸ da ihre Mutter Mathilde, Heinrichs des Löwen zweite Gemahlin, eine Schwester Richards und Johanns war. Auch von Heinrichs einzigem Enkel, Herzog Otto dem Kind von Braunschweig (der nach Letzner 1239 die Herrschaft Sichelstein übernahm), sind nur Löwen-Siegel überliefert.⁴⁹ Somit erweisen sich Letzners Vorstellungen von einer Übertragung der Sichelsteiner Wappenbestandteile an Heinrich den Löwen durch Kaiser Friedrich I. als pure Phantasie.

Dieses Ergebnis ermöglicht zugleich einen Brückenschlag zu Letzners Ursprungszählung der Herrschaft Sichelstein. Jener Witelo von Stürzingen, der im Jahr 933 an der

45 LETZNER (wie Anm. 5), S. 148 r; DERS. (wie Anm. 6), S. 325.

46 Vgl. dazu Arnold RABOW: Zum Wappen Heinrichs des Löwen. In: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte 93 (2012), S. 167-180, insbesondere S. 178 ff.

47 Ebd., S. 176; vgl. dazu auch S. 174, Abb. 9.

48 Ebd., S. 174.

49 VEDDELER (wie Anm. 1), S. 81. – Hier wird nochmals deutlich, dass die Herleitung von Säule und Sichel in im welfischen Stammwappen aus den entsprechenden Symbolen von Sichelstein eine willkürliche Konstruktion Letzners ist, dem die Fortentwicklung der älteren welfischen Wappenelemente Stab und Büffelhörner zur Kombination von Säule und Sichel im 14. und 15. Jahrhundert offensichtlich unbekannt war. Gäbe es hier tatsächlich einen Zusammenhang mit Sichelstein, wäre die heraldische „Vorstufe“ mit Stab und Büffelhörnern im welfischen Wappen schlechterdings unerklärlich.

Ungarnschlacht bei Riade teilgenommen haben soll, führte angeblich im Laufe seines Lebens sogar drei verschiedene Wappen, deren letztes als Zeichen der Oberlehnsherrschaft Herzog Hermann Billungs über Sichelstein gedient habe. Darin zeigt sich Letzners gänzliche Unkenntnis der Entwicklung heraldischer Formen. Wappen entstanden in Deutschland erstmals im frühen 12. Jahrhundert als frei gewählte persönliche „militärische Erkennungszeichen“ der Ritter und wurden erst danach zu erblichen Familienwappen des Adels.⁵⁰ Jene fiktiven heraldischen Figurationen bilden in Letzners Bericht über Witelo von Stürtzingen gleichwohl ein zentrales erzählerisches Motiv. Das allein unterstreicht bereits die fehlende Glaubwürdigkeit dieser Geschichte.

Es kommt hinzu, dass die zum Jahr 933 erwähnten drei Geschlechter-Namen von Stürtzingen, Schwanringen und Rosdorf zweifellos ahistorisch beziehungsweise anachronistisch sind. Die Herren von Rosdorf (bei Göttingen) erscheinen mit einem *Gumprecht de Rostorp* zum ersten Mal 1155 in der schriftlichen Überlieferung.⁵¹ Die Namen Stürtzingen und Schwanringen sind offensichtlich erfunden, da sie in den einschlägigen Ortslexika nicht verzeichnet sind. Die Edlen von Schwanringen sind nach Letzner die Vorfahren der Herren von Plesse, deren Burg bereits im 10. Jahrhundert bestanden haben soll.⁵² Ihr Name erscheint jedoch erstmals zum Jahr 1015 in den Schriftquellen (*loco, qui Plesse dicitur*).⁵³ Zur Zeit des Corveyer Abtes Erkenbert (1107–1128) tritt ein *Repertus de Blessen* auf,⁵⁴ der 1138 als Präfekt der Burg Plesse amtiert.⁵⁵ Letzner will 1563 bei einem Besuch im Kloster Höckelheim (bei Northeim) in einem Fenster sowie auf einem alten ledernen Schild das Wappen der *Junker von Schwanringen* gesehen haben.⁵⁶ Die Erzählung von der Abstammung der Plesser von den Schwanringern hat er dem Kalender eines Mönchs Johannes Gasco im Kloster Marienstein (bei Nörten-Hardenberg) entnommen.⁵⁷ Dieses Dokument ist aber wahrscheinlich erst im 15. Jahrhundert entstanden⁵⁸ und kann demnach für die vermeintlichen Vorfahren der Plesser nicht als Beleg in Anspruch genommen werden.

Das angebliche Auftreten der oben erwähnten Adligen bei König Heinrich I. nach der Ungarnschlacht von 933 geht offenbar auf ähnliche Darstellungen im sogenannten Turnierbuch des Georg Rixner aus dem Jahr 1530 zurück. Jedenfalls steht fest, dass Letzner das

50 Ebd., S. 79; Christoph F. WEBER: Artikel „Wappen“. In: Gert MELVILLE; Martial STAUB (Hrsg.): Enzyklopädie des Mittelalters. Bd. I. Darmstadt 2008, S. 261–263.

51 Mainzer Urkundenbuch, Bd. 2: Die Urkunden seit dem Tode Erzbischof Adalberts I. (1137) bis zum Tode Erzbischof Konrads (1200). Bearb. von Peter ACHT. Teil 1: 1137 bis 1175. Darmstadt 1968, Nr. 208, S. 376 ff.

52 Zu dieser ahistorischen Fabeli Martin LAST: Die Burg Plesse. Hrsg. vom Flecken Bovenden. 2. Aufl. Göttingen 1979, S. 13 f.

53 Guido M. BERNDT (Hrsg.): Vita Meinwerici episcopi Patherbrunnensis. München 2009, S. 108; Urkundenbuch zur Geschichte der Herrschaft Plesse (bis 1300). Bearb. von Josef DOLLE. Hannover 1998, Nr. 1, S. 41.

54 Vgl. Hans H. KAMINSKY: Studien zur Reichsabtei Corvey in der Salierzeit. Köln [u.a.] 1972, S. 240; UB Plesse (wie Anm. 53), Nr. 5, S. 45.

55 UB Plesse (wie Anm. 53), Nr. 7, S. 46 f.; vgl. dazu LAST (wie Anm. 52), S. 34. Zu den Vorfahren der späteren Herren von Plesse vgl. Detlev SCHWENNICK: Zur Genealogie der Herren von Plesse. In: Peter AUFGEBAUER (Hrsg.): Burgenforschung in Südniedersachsen. Göttingen 2001, S. 113–125.

56 Vgl. KLINGE (wie Anm. 7), S. 24.

57 Ebd., Anhang, S. 9 f.

58 Ebd., S. 200.

Turnierbuch benutzt hat. Allerdings hat er die dort angeführten Namen teilweise willkürlich verändert.⁵⁹ Ruxners Angaben zu frühen Turnieren des 10. bis 12. Jahrhunderts in Magdeburg, Göttingen und anderen Städten sind gänzlich unglaubwürdig. Vielmehr gilt das Wormser Turnier von 1184 als das erste bei einer Stadt lokalisierte Turnier in Deutschland.⁶⁰ Auch der Chronist Rehtmeyer hat die phantasievollen Schilderungen Ruxners aufgegriffen und zu einem Freudenfest in Göttingen nach der siegreichen Schlacht von 933 verarbeitet,⁶¹ – ungeachtet dessen, dass diese Stadt erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstand. Schließlich ist noch auf die ahistorische Zubenennung von *Stubbeckshorn* des Hermann Billung (*Billinges*) hinzuweisen.⁶² Diese Bezeichnung ist von dem Einzelhof Stübbeckshorn bei Soltau abgeleitet, den die Sage als Stammsitz des Billungers ansieht.⁶³

Entscheidend ist letzten Endes aber, dass die Sitte der Benennung von Adeligen nach Burgen im niedersächsischen Raum nicht vor dem frühen 12. Jahrhundert aufkam.⁶⁴ Mit dieser Feststellung lassen sich alle Erzählungen über die Ritter von Sichelstein bis einschließlich 1094, als angeblich ein Hermann von Sichelstein dem Kloster Corvey drei Mastochsen schenkte (oben I. 7.), mit hinreichender Sicherheit als fiktiv qualifizieren. Im Übrigen werden Burgnamen mit dem Grundwort *-stein* erst seit dem 11. Jahrhundert gebräuchlich. Der älteste Beleg für das südliche Niedersachsen entstammt einer Grenzbeschreibung des Bistums Hildesheim aus der Zeit vor 1007 (*Wikinafeldisten*⁶⁵). Besonders „produktiv“ zeigte sich dieses Grundwort bei Burgennamen im späten Mittelalter.⁶⁶ Die Errichtung der Burg Sensenstein um das Jahr 1373 als landgräfllich-hessische Gegenanlage zu der um 1372 erbauten Burg Sichelstein ist charakteristisch hierfür.⁶⁷ Das Gegeneinander der beiden Burgen kommt in dem typisch mittelalterlichen herausfordernden Wortspiel zum

59 Ebd., S. 231.

60 Vgl. dazu Thomas ZOTZ: Adel, Bürgertum und Turnier in deutschen Städten vom 13. bis 15. Jahrhundert. In: Josef FLECKENSTEIN (Hrsg.): Das ritterliche Turnier im Mittelalter. Beiträge zu einer vergleichenden Formen- und Verhaltensgeschichte des Rittertums. Göttingen 1985, S. 450–499, hier S. 452.

61 REHTMEYER (wie Anm. 10), Tomus I, S. 189 f.

62 LETZNER (wie Anm. 6), S. 321 r.

63 Vgl. SCHUBERT (wie Anm. 27), S. 155, Anm. 555.

64 Vgl. dazu Gerhard STREICH: Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfalzen, Burgen und Herrensitzen. Teil II. Sigmaringen 1984, S. 464.

65 Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe. Bd. I. Hrsg. von Karl JANICKE. Leipzig 1896, Nr. 40, S. 30 f.: *castellum, quod dicitur Wikinafeldisten*. Diese Angabe bezieht sich möglicherweise auf einen Vorgängerbau der Homburg bei Stadtoldendorf; vgl. dazu Kirstin CASEMIR; Jürgen UDOLPH (Hrsg.): Niedersächsisches Ortsnamenbuch (NOB). Teil VI: Kirstin CASEMIR; Uwe OHAINSKI: Die Ortsnamen des Landkreises Holzminden nebst einem Anhang der archäologisch lokalisierten Wüstungen und Burgen sowie weiterer Siedlungsstellen von Detlef CREYDT und Christian LEIBER. Bielefeld 2007, S. 122 (†Homburg) und S. 220 (†Wikinafeldisten); anderer Ansicht: Friedrich SCHREIBER: Die Edelherrschaft Homburg im 12.–14. Jahrhundert. Holzminden 1987, S. 11 f., der †Wikinafeldisten im Tal sucht; ebenso Hans Günther PARTISCH: Urkundenbuch der Stadt Stadtoldendorf. Stadtoldendorf 2005, S. 38.

66 Vgl. Werner FLECHSIG: Beiträge zur Ortsnamenforschung in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen. In: Northheimer Heimatblätter 20 (1953, 3), S. 3–62, hier S. 51.

67 Vgl. Wilhelm A. ECKHARDT: Artikel „Sensenstein“. In: Georg Wilhelm SANTE (Hrsg.): Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. IV: Hessen. 3. Aufl. Stuttgart 1976, S. 414 f.; Rudolf KNAPPE: Mittelalterliche Burgen in Hessen. 2. Aufl. Gudensberg-Gleichen 1995, S. 43 f.; jeweils mit weiteren Nachweisen.

Ausdruck: Sense contra Sichel! Die Entstehung des Sichelsteins zur selben Zeit verstärkt die Zweifel an einem um mehrere Jahrhunderte älteren Vorgängerbau am gleichen Platz.

Angesichts der bisherigen Überlegungen von eher allgemeiner beziehungsweise grundsätzlicher Art lässt sich die Kritik der übrigen Sichelstein-Berichte Letzners auf wenige ergänzende Aspekte beschränken. Die angebliche Beratung Karls des Großen mit den Grafen von Dassel, Everstein, Homburg, Schöne(n)berg, Schwalenberg und Sichelstein im Jahr 802 (oben I. 1.) ist schon auf den ersten Blick als Fiktion zu erkennen. Das Auftreten dieser Adelsgeschlechter in so früher Zeit ist gänzlich ausgeschlossen. Auch führten die Edelherren von Homburg ebenso wie die Schöneberger niemals den Grafentitel. Abgesehen davon steht diese Episode im klaren Widerspruch zu Letzners Ursprungsgeschichte der Herrschaft Sichelstein (oben I. 2.). Wenn erst Witelo von Stürtzingen um 933 die Burg Sichelstein erbaut haben soll, kann es 130 Jahre zuvor noch keine „Grafen von Sichelstein“ gegeben haben.

In dem Bericht über den Sohn des Witelo von Stürtzingen (oben I. 3.) fällt auf, dass sein Name nicht genannt wird, obwohl er nun anstelle seines Vaters als erster Lehnsmann Hermann Billungs auf der Burg Sichelstein präsentiert wird. Letzner weicht damit in seiner „Dasselischen und Einbeckischen Chronica“ von 1596 in einem keineswegs unwichtigen Punkt von seiner ursprünglichen Schilderung in der „Braunschweigischen, Lüneburgischen und Göttingischen Chronica“ (nach 1587) ab. Er vermittelt dadurch den Eindruck einer willkürlichen Veränderung der ersten Fassung dieser Geschichte, da eine Begründung für die neue Version fehlt. Dieses Vorgehen wirkt alles andere als vertrauenerweckend, dürfte aber darauf zurückzuführen sein, dass Letzner – wie auch in zahlreichen anderen Fällen – den Überblick über die enorme Menge des von ihm gesammelten historischen Materials verloren hat.

Der Name des Bodowinus von Sichelstein, der 1006 in der Fulda ertrunken sein soll (oben I. 4.)⁶⁸, erinnert in auffälliger Weise an jenen sagenhaften Ritter Bolduinus Phal-munder, der Letzner zufolge im Jahr 775 von Karl dem Großen das Gebiet um die spätere Stadt Münden erhielt und in Bonaforth einen *Burgfried*, in †Ratten sowie †Altmünden je eine Kirche und schließlich auf dem späteren Mündener Stadtareal einen weiteren *Burgfried* nebst Kemenate (*das Haus zum Phaele*) erbaut haben soll.⁶⁹ Als Gewährsmann dieser Erzählung wird der angebliche Helmarshäuser Mönch Conradus Fontanus genannt.⁷⁰ Abgesehen von dieser Namensparallelität enthält der Bericht über Bodowinus von Si-

68 LETZNER (wie Anm. 6), S. 323 r, wählt die wenig respektvolle Formulierung *in der Fulda ersoffen*.

69 Das *Haus zum Phaele* ist offensichtlich eine „Anleihe“ aus dem Bericht des LUBECUS (wie Anm. 3), S. 94, über die Erbteilung nach dem Tode Herzog Albrechts d. Langen von Braunschweig (wonach Albrecht d. Feiste *dei herschop an der Wesser und dat alte huß thom Palande, alse Munden* erhalten habe), denn Letzner benutzte Lubecus' Schriften; KIRSTAN (wie Anm. 44), S. 236, Anm. 972. Ausführlich zum *Haus zum Phaele* bzw. *huß thom Palande* zuletzt Wolfgang-D. NÜCK: Eine Mündener Burg im 11. Jahrhundert? In: *Süd-niedersachsen*, 39(2011, 2), S. 50–60, hier: S. 52; Thomas KÜNTZEL: Die St. Blasius-Kirche, das ehemalige Dorf Altmünden und die Anfänge der Stadt Münden. In: *Göttinger Jahrbuch* 60 (2012), S. 11–41, hier S. 18 f.

70 Johannes LETZNER: *Braunschweigische, Lüneburgische und Göttingische Chronica*. III. Buch: *Von denen Klöstern, Stiftern und Kirchen dieses Landes (in 227 Cap.)*. Dass 144. Cap.: *von den Kirchen zu Münden an der Weser*, S. 878. – Benutzt wurde die Abschrift aus dem 17. Jahrhundert in der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Signatur: 2⁰ Cod. Ms. Hist. 248.

chelnstein die offenkundig falsche Angabe, dieser sei in *Landtwherrnhagen* beigesetzt worden. Der noch heute bestehende Ort Landwehrhagen im Kaufunger Wald (etwa drei Kilometer westlich Sichelstein) entstand frühestens in der Zeit zwischen 1150 und 1180 unter dem Namen *Landgrevenhagen* auf Initiative der Landgrafen von Thüringen und Hessen.⁷¹ Infolge dessen kann Bodowinus von Sichelstein nicht bereits im Jahr 1006 in der dortigen Kirche bestattet worden sein.

Zu Mauricius, Herrn von Sichelstein (oben I. 5.), der im Jahr 1010 bei der Jagd im Kaufunger Wald tödlich verunglückt sein soll, ist lediglich anzumerken, dass auch für ihn der oben erörterte Einwand der anachronistischen Benennung nach einer Burg gilt. Hinsichtlich seines angeblichen Begräbnisortes Hedemünden scheint sich Letzner im Übrigen seiner Sache selbst nicht ganz sicher zu sein, indem er angibt, die Beisetzung des Mauricius solle dort stattgefunden haben.

In seinem Bericht über Friedeboldus von Sichelstein (oben I. 8.) stellt Letzner wieder einmal eine Verbindung zur Reichsgeschichte her, indem er behauptet, dass sein Protagonist die Herrschaft Sichelstein 1120 von dem welfischen Herzog Heinrich dem Schwarzen zu Lehen genommen habe. Dies lässt immerhin aufhorchen, denn Heinrich der Schwarze, der von 1120 bis 1126 als Herzog von Bayern amtierte, war mit Wulfhild, einer der beiden Erbtöchter des letzten Billunger-Herzogs Magnus (†1106) verheiratet. Der Welfe hatte also, obwohl er selbst niemals Herzog von Sachsen war, durchaus persönlich-familiäre und damit zugleich auch besitzrechtliche Beziehungen zum norddeutschen Raum. Durch seine Heirat erlangte Heinrich der Schwarze größere Ländereien um Lüneburg, dem Zentral- und Begräbnisort der billungischen Familie,⁷² sowie an der mittleren Weser. Bei Letzner liest sich das freilich ganz anders. Indem er schon Witelo von Stürzingen, den „Begründer“ der Herrschaft Sichelstein, durch das Eingreifen König Ottos I. zum Lehnsmann Hermann Billungs werden lässt, ergibt sich – zumindest theoretisch – eine billungische Erbfolge bis hin zu Herzog Magnus' Tochter Wulfhild. Falls Sichelstein Allodialbesitz der Billunger gewesen wäre, könnte dies immerhin plausibel erscheinen. Wenn man Letznern Angaben richtig interpretiert, war dieser offenbar der Meinung, der König habe Hermann Billung mit Sichelstein belehnt, und Witelo sei dort Inhaber eines Afterlehens geworden.

Wie dem auch sei, die ganze Geschichte ist jedenfalls frei erfunden. Die Herrschaftsbereiche der Billunger sind eingehend erforscht.⁷³ Irgendwelche Rechte oder Güter im Kaufunger Wald sind nicht festzustellen. Dies ist auch kaum anders zu erwarten, denn zumindest der westliche Teil des Waldgebirges war bis 1247 eindeutig nach Hessen orientiert. Die Grafen Werner, Inhaber der niederhessischen Grafschaft Maden, waren bis 1121 Vögte des Klosters Kaufungen und wurden in dieser Funktion dann zunächst von den

71 Ausführlich zur Entstehung von Landwehrhagen zuletzt Wolfgang-D. Nück: Graf Siebodo II. von Scharzfeld/Lauterberg. Zur Geschichte der Grafen von Scharzfeld und Lauterberg (1131/1132–1399/1400) sowie zu den Anfängen der Stadt Münden. Bielefeld 2008, S. 139 ff.

72 Vgl. dazu Bernd SCHNEIDMÜLLER: Die Welfen. Herrschaft und Erinnerung (819–1252). Stuttgart 2000, S. 158 f.

73 Vgl. Gudrun PISCHKE: Die Herrschaftsbereiche der Billunger, der Grafen von Stade, der Grafen von Northheim und Lothars von Süplingenburg. Quellenverzeichnis. Hildesheim 1984.

Edlen von Schauenburg bei Kassel abgelöst.⁷⁴ Um 1150 gelangte die Vogtei in die Hände eines von den thüringischen Landgrafen abhängigen Geschlechts.⁷⁵ Etwa seit dieser Zeit besaßen die Landgrafen den Kaufunger Wald wahrscheinlich bereits als Reichslehen.⁷⁶ Angesichts dieser Gegebenheiten ist die Vorstellung von einer seit 1120 bestehenden welfischen Lehnsherrschaft in Sichelstein abwegig, denn sie hätte ja eigentlich von Heinrich dem Schwarzen auf seinen Sohn Heinrich den Stolzen, den ersten welfischen Herzog von Sachsen, und dessen Sohn Heinrich den Löwen übergehen müssen. Das aber behauptet nicht einmal der Chronist Letzner selbst, indem er von einer (erstmaligen) Belehnung des Löwen im Jahr 1189 spricht.⁷⁷

Letzner will die Friedeboldus-Geschichte einem Missal-Buch des Zisterzienser-Klosters Wahlshausen an der unteren Fulda entnommen haben. Dieses wurde nach derzeitigem Erkenntnisstand in der Mitte des 12. Jahrhunderts unter angeblicher Beteiligung der Grafen von Dassel beziehungsweise der Grafen von Northheim gegründet.⁷⁸ Der Bericht

74 EISENTRÄGER/KRUG (wie Anm. 36), S. 182.

75 DEMANDT (wie Anm. 39), S. 172.

76 HEINEMEYER (wie Anm. 40), S. 243.

77 LETZNER (wie Anm. 6), S. 325. Auch CZICHELSKI (wie Anm. 4), S. 199 ff., lässt sich die Gelegenheit entgehen, mit Verweis auf Letzner eine Herrschaft Heinrichs des Löwen im Kaufunger Wald zu postulieren, obwohl er sonst stets bemüht ist, welfische Machtpositionen rings um Münden zu finden, die als Stütze für die überholte These von einer Gründung dieser Stadt durch Heinrich den Löwen dienen sollen. Stattdessen hält C. die Burg Sichelstein schon im 8. Jahrhundert für existent und erkennt den dort ansässigen „Bardonen“ sogar den Grafentitel zu (S. 199), ohne sich allerdings auf Letznrs Bericht über die angebliche Beratung Karls des Großen mit diversen Grafen, darunter dem Sichelsteiner, im Jahr 802 zu berufen. Offensichtlich hat C. die Chroniken Letznrs niemals zur Hand genommen (vgl. S. 451, wo er die 1596 erschienene „Dasselische und Einbeckische Chronica“ ins Jahr 1558 „vorverlegt“!). Die Existenz der Sichelsteiner versucht er mittels nicht nachvollziehbarer genealogischer Kombinationen aus ihrer vermeintlich „engen Bindung“ zu den Familien Amalung/Bennit in Benterode sowie Hiddi/Asig in Escherode (südwestl. bzw. südöstl. Sichelstein) zu erweisen (S. 204). Dabei geht er mit Otto VON HEINEMANN: *Geschichte von Braunschweig und Hannover*. Bd. 1. Gotha 1882, S. 93, von der irri-gen Annahme aus, dass „Amelung, ein im Bardengau begüterter sächsischer Edeling“, der zuletzt nach Benterode gezogen sei, „der Stammvater des billingischen Geschlechtes [war], von dem ein späterer Nachkomme [...] durch Otto den Großen mit dem Herzogtum Sachsen belehnt ward.“ Die Billunger, die im Bardengau (Raum Lüneburg) die dort agierenden Bardonen ablösten, waren zwar mit den u.a. im Göttinger Gebiet begüterten Billingen verwandt, stammten aber in männlicher Linie nicht von diesen ab; vgl. dazu Reinhard WENSKUS: *Sächsischer Stammesadel und fränkischer Reichsadel*. Göttingen 1976, S. 245. Der Schwerpunkt des billingischen Besitzes lag auch keineswegs im Bardengau, sondern vielmehr im östlichen Thüringen an der Saale; vgl. DERS.: *Die frühen Besitz- und Herrschaftsverhältnisse im Göttinger Raum*. In: Dietrich DENECKE; Helga-Maria KÜHN (Hrsg.): *Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt*. Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Ende des 30-jährigen Krieges*. Göttingen 1987, S. 12-30, hier S. 13, 16 ff. – Der Irrtum Czichelskis beruht offensichtlich auf einer Gleichsetzung der Billinge mit den Billungern.

78 Vgl. dazu Oskar HÜTTEROTH: *Die Reinhardswalddörfer Holzhausen, Knickhagen, Wilhelmshausen in der Vergangenheit und Gegenwart*. Cassel 1911, S. 203 ff.; Kurt GÜNTHER: *Territorialgeschichte der Landschaft zwischen Diemel und Oberweser vom 12. bis zum 16. Jahrhundert*. Immenhausen 1989 (Erstdruck der Diss. Marburg, Universität, 1959), S. 171 f. – Kritisch zur angeblichen Mitwirkung der Grafen von Dassel Annette VON BOETTICHER: *Wahlshausen/Wilhelmshausen*. In: Friedhelm JÜRGENSEMEIER; Regina E. SCHWERTFEGGER (Bearb.): *Die Mönchs- und Nonnenklöster der Zisterzienser in Hessen und Thüringen*. München 2011, S. 1577-1587, hier S. 1577 f.

über Friedeboldus von Sichelstein kann also frühestens etliche Jahrzehnte nach dem Tode Heinrichs des Schwarzen (1126) entstanden sein. Da dessen Beiname („der Schwarze“) erst im ausgehenden 13. Jahrhundert zur Unterscheidung vom gleichnamigen Sohn, Enkel und Urenkel aufkam,⁷⁹ dürfte die betreffende Aufzeichnung im Kloster Wahlshausen noch wesentlich später erfolgt sein, sofern sie den Beinamen des Herzogs überhaupt enthielt.

Als Quelle für die Geschichte des Gattenmörders Bardo von Sichelstein von 1189 hatte Letzner bekanntlich ebenfalls ein Messbuch genannt, das er aber nicht ausdrücklich dem Kloster Wahlshausen zuordnet.⁸⁰ Allerdings bezieht sich der Chronist zur Geschichte von Sichelstein auf ein weiteres Missal, das tatsächlich aus Wahlshausen stammen soll. Dieses will er bei dem Geistlichen Conradus Suderlandus in Obernjesa (bei Göttingen) oder(!) in Münden vorgefunden haben.⁸¹ Ob er hier vielleicht die Friedeboldus-Geschichte entdeckt hat, verrät Letzner jedoch nicht. Seinen Angaben zufolge müssten Teile der schriftlichen Hinterlassenschaft des Klosters Wahlshausen frühzeitig in dritte Hände gelangt sein, also noch vor dem landgräflichen Zugriff bei Einführung der Reformation in Hessen. Während des Bauernkrieges wurde das Kloster Wahlshausen 1525 geplündert. Zuvor war jedoch sein Archiv bei Einwohnern von Münden in Sicherheit gebracht worden.⁸² Bei der Aufhebung des Klosters im Zuge der Reformation (1525/27) waren die Unterlagen vermutlich noch nicht wieder zurückgekehrt, denn 1558 bemühte sich die landesherrliche Regierung, deren Verbleib durch eine Zeugenvernehmung zu klären. Bis auf geringe Reste, die sich heute überwiegend in den Staatsarchiven Marburg, Münster, Wolfenbüttel und Würzburg befinden, blieb das Klosterarchiv offenbar verloren.⁸³ Letznern Aussagen über die Herkunft seiner Quellen zur Geschichte von Sichelstein lassen sich mit diesem Erkenntnisstand durchaus vereinbaren.

Die weite Verbreitung des Materials zur Geschichte von Sichelstein zeigen auch noch andere von Letzner erwähnte Informationsquellen: Von dem Mündener Notar Johannes Sigelius will er 1558 Unterlagen aus den alten Sichelsteinischen Registern empfangen haben, von dem Corveyer Abt Reinhard von Buchholtz im Jahr 1581 Angaben aus einem alten Verzeichnis, ferner Informationen aus dem Kloster Kaufungen sowie von dem ortskundigen Schreiber und fürstlichen Diener Antonius Morickel und schließlich von dem göttingischen Schreiber Johannes Severinus ein sogenanntes *Büchlein*.⁸⁴ Als seine wichtigste Quelle zur Herrschaft Sichelstein betrachtet Letzner aber offenbar die Verzeichnisse und Fragmente des angeblichen Helmarshäuser Mönchs Conradus Fontanus.⁸⁵ Dieser soll eine begonnene, aber nicht abgeschlossene „historische Beschreibung des Weserstroms“ beziehungsweise „helmarshäusische Chronica“ seines 1196 in Paderborn verstorbenen Freundes Albertus Tonerius überarbeitet haben, aber ebenfalls vor Vol-

79 SCHNEIDMÜLLER (wie Anm. 72), S. 150.

80 LETZNER (wie Anm. 6), S. 319 r., 324 r.

81 Ebd., S. 319, 319 r; vgl. dazu KLINGE (wie Anm. 7), S. 21.

82 VON BOETTICHER (wie Anm. 78), S. 1581, 1586.

83 Ebd., S. 1586.

84 LETZNER (wie Anm. 6), S. 319, 319 r.

85 Ebd., S. 319.

lendung des Werks (in Helmarshausen) verstorben sein.⁸⁶ Fontanus müsste demnach um 1200 gelebt haben. Besonders für seine genealogischen Forschungen scheint Letzner dieses Manuskript eifrig benutzt zu haben.⁸⁷ Weitere Angaben Letznrs zur Person des Conradus Fontanus an anderer Stelle lassen dessen „Chronik“ allerdings in einem recht fragwürdigen Lichte erscheinen. So heißt es einmal, Fontanus habe um 1362 gelebt. Dann wiederum beruft sich Letzner bei einer Nachricht über Sittig III. von Berlepsch, der um 1480 geboren worden sei, ebenfalls auf Fontanus. Folglich müsste dieser gegen Ende des 15. oder zu Beginn des 16. Jahrhunderts gelebt haben.⁸⁸

Deshalb hat Hans Klinge die berechnigte Frage aufgeworfen, ob der vermeintliche Gewährsmann Conradus Fontanus samt seiner Chronik nicht etwa nur eine Erfindung Letznrs sei. Auch die angebliche Abfassung des Werkes in niederdeutscher Sprache mache es recht unwahrscheinlich, dass jenes schon um 1200 entstanden sein könnte, als in den Klöstern noch der Gebrauch des Lateinischen üblich war. Nach Abwägung aller Umstände gelangt Klinge zu der Einschätzung, dass es sich um eine verhältnismäßig wertlose Handschrift vom Ende des 15. beziehungsweise Anfang des 16. Jahrhunderts gehandelt haben dürfte.⁸⁹ Demgegenüber hatte Gerhard Bartels schon 1906 mit eingehender Begründung die Ansicht vertreten, die Person des Conradus Fontanus sei eine Erfindung Letznrs.⁹⁰ In neuerer Zeit wies auch Martin Last darauf hin, dass der Chronist einige seiner Gewährsmänner erfunden habe.⁹¹ Immerhin beruft sich Letzner in seinen historischen Schriften auf insgesamt zehn sonst völlig unbekannte Autoren, darunter Conradus Fontanus. Nach Auffassung Klings scheinen sie jedoch – falls sie tatsächlich gelebt haben sollten – fast alle in die Zeit des 15. oder 16. Jahrhunderts zu gehören. Dies erleichtert insofern die Auseinandersetzung mit ihren Angaben, als ihr realer Bezug zu geschichtlichen Ereignissen aus weit zurückliegenden Jahrhunderten recht gering sein dürfte. Wenn von Fall zu Fall die Darstellungen Letznrs als fiktiv zu erweisen sind, erledigt sich damit zugleich die Frage nach der Glaubwürdigkeit jener angeblichen oder wirklichen Informanten, deren Existenz bis heute nicht nachgewiesen werden konnte.

Wie sich oben bei näherer Betrachtung der einzelnen Episoden, die der Chronist Letzner zur Geschichte von Sichelstein beige-steuert hat, zeigen ließ, kann keine einzige von ihnen den Anspruch auf historische Authentizität erheben. Vielmehr handelt es sich offensichtlich um geschichtliche Fabeleien aus dem 15. oder 16. Jahrhundert, die sich zu Letznrs Zeit immerhin einer gewissen Verbreitung erfreut haben müssen. Da dem Chronisten das Mittel der wissenschaftlichen Quellenkritik (zeitbedingt) fremd war, hat er das von ihm gesammelte Material einfach übernommen und wohl hier oder da noch durch eigene Ausschmückungen bereichert. Eine frühe Geschichte von Sichelstein, die schon

86 Ausführlich dazu KLINGE (wie Anm. 7), S. 184 ff.

87 Hans KLINGE: Johannes Letzner. Ein niedersächsischer Chronist des 16. Jahrhunderts. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 24 (1952), S. 36-96, hier S. 83.

88 KLINGE (wie Anm. 7), S. 185.

89 KLINGE (wie Anm. 87), S. 84; vgl. dazu auch NÜCK (wie Anm. 69), S. 54 f.

90 Gerhard BARTELS: Die Beschäftigung mit Corveyischer Geschichte außerhalb des Klosters. In: Friedrich PHILIPPI (Hrsg.): Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung. Münster in Westfalen 1906, S. 144-170, hier S. 152 f.

91 LAST (wie Anm. 52), S. 14, mit weiteren Nachweisen.

im 9. oder 10. Jahrhundert begonnen haben soll, lässt sich aus Letzners Chroniken jedenfalls nicht belegen. Im Übrigen hat es auch nach der Entstehung der Burg im 14. Jahrhundert niemals ein Adelsgeschlecht von Sichelstein gegeben.

II. 3. Christian Franz Paullini (1643–1711):

Paullini kam 1677 nach Corvey und arbeitete dort bis 1681 an verschiedenen Chroniken des Klosters, die auch gedruckt wurden. Anschließend gelangte er vorübergehend an den herzoglichen Hof in Wolfenbüttel. Wegen Streitigkeiten über die Höhe seiner Honorarforderungen hielt er es dort nicht lange aus und fand schließlich in seiner Heimatstadt Eisenach eine bleibende Stellung als Arzt. Hier veröffentlichte er 1689 einen Sammelband mit seinen (gefälschten!) Chroniken. Seine erfundenen Quellen verarbeitete Paullini zu einer neuen Geschichte des Klosters Corvey, die er 1691 vollendete.⁹² Der Wert seiner Geschichten wird als recht gering eingestuft. Über die Einteilung nach den Regierungszeiten der einzelnen Äbte ist er nicht hinausgekommen. Zwar tat er sich als Kritiker Letzners hervor, benutzte aber umso mehr dessen Veröffentlichungen. Für grobe Geschichtsfälschungen war sich Paullini nicht zu schade. Dieser Ruf ist ihm bis in die Gegenwart geblieben.⁹³

Vor diesem Hintergrund sind die beiden Beiträge zu beurteilen, die Paullini zur Geschichte von Sichelstein geliefert hat (oben I. 7. und I. 9.).⁹⁴ Sie finden sich in seinen „*Annales antiqui Corbeiae Saxonicae*“, die Gottfried Wilhelm Leibniz immerhin für wert befand, sie 1710 in den zweiten Band seiner „*Scriptores rerum Brunswicensium*“ aufzunehmen. Nach Paullinis Angaben wurden sie von einem sonst völlig unbekannten Mönch *Antonius de Snakenburg* verfasst, der von 1463 bis 1471 in Corvey gelebt und 1476 in Hersfeld verstorben sein soll.⁹⁵ Der Hinweis auf Schnackenburg erinnert auffällig an Letzners Angaben über unbekannte Gewährsmänner. Wirklicher Verfasser der „*Annales*“ ist Paullini selbst.⁹⁶ Diese bieten eine bunte Aneinanderreihung von scheinbar Richtigem und offensichtlich Falschem. So erscheint dort außer Hermann (1094) und Cuno (1163) von Sichelstein beispielsweise im Jahr 1180 ein *Fretheric de Scartfeld Scholae Magister*, den es mit Sicherheit nicht gegeben hat, schon gar nicht als Schulmeister im Kloster Corvey.⁹⁷ Der Aufenthalt Paullinis in Corvey war keineswegs frei von Spannungen gewesen. Insbesondere wurden ihm die Urkundenbestände des Klosters vorenthalten.⁹⁸ Dies allein

92 BARTELS (wie Anm. 90), S. 153 ff.

93 Vgl. CASEMIR/OHAINSKI/UDOLPH (wie Anm. 30), S. 372 (Sichelstein). – Zum 5.12.1129 hat Paullini sogar ein Papstprivileg Honorius' II. (1124–1130) für das Kloster Amelungsborn gefälscht! Vgl. dazu Nicolaus HEUTGER: *Das Kloster Amelungsborn: Werden – Wachsen – Wirken*. Hannover 2000, S. 46.

94 PAULLINI (wie Anm. 8), S. 306, 308.

95 Vgl. Johannes BACKHAUS: *Die Corveyer Geschichtsfälschungen des 17. und 18. Jahrhunderts*. In: PHILIPPI (wie Anm. 90), S. 1–48, hier S. 18.

96 Ebd., S. 20. – Paullinis fiktive Gestalt des Mönchs Schnackenburg geht vermutlich auf eine entsprechende Anregung bei Letzner (wie Anm. 5), S. 165 r–166 r (*Von den Schnackenburgern*), zurück, der die bereits 1218 erwähnte *Snakenburch* an der Elbe (im heutigen Kreis Lüchow-Dannenberg) kurzerhand an den Nordrand des Sollings „verlegt“ hatte!

97 Vgl. NÜCK (wie Anm. 71), Stammtafel der Grafen von Scharzfeld und Lauterberg, im hinteren Einbanddeckel.

98 BACKHAUS (wie Anm. 95), S. 25. Schon Letzner hat das Corveyer Archiv nur von außen gekannt! Ebd., S. 23.

lässt schon deutlich erkennen, dass die „Annales antiqui Corbeiae Saxonicae“ als historische Quelle nicht ernst zu nehmen sind.

Zu den beiden biographischen Notizen über Sichelstein ist anzumerken, dass Paullini das Vorbild für jenen Hermann von 1094 möglicherweise in Letznern „Stammbuch oder Chronik des Geschlechts von Berlebsch“ aus dem Jahr 1593 gefunden hat.⁹⁹ Dort wird zum gleichen Jahr der Tod eines Hermann von Ziegenberg erwähnt, der dann auch im 139. Kapitel des 4. Buches der „Braunschweigischen, Lüneburgischen und Göttingischen Chronica“ wieder auftaucht.¹⁰⁰ Bei der Notiz über den angeblichen Corveyer Wohltäter Cuno von Sichelstein zum Jahr 1163 fällt auf, dass zwar vorab die enge Freundschaft mit dem gelehrten Abt des Klosters Amelungsborn betont, aber dessen Name nicht genannt wird.¹⁰¹ Im Übrigen war Paullini als Kenner der Chroniken Letznern offenbar sorgfältig darauf bedacht, dass seine eigenen Sichelsteiner Episoden sich niemals mit Letznern Berichten zeitlich überschneiden. Er füllte gewissermaßen an zwei Stellen die großräumigen Lücken aus, die ihm Letznern „Braunschweigische, Lüneburgische und Göttingische Chronica“ darbot. Nach alledem dürfte feststehen, dass auch Paullinis Beiträge zur Geschichte von Sichelstein als ahistorisch verworfen werden müssen.¹⁰²

II. 4. Handschrift eines unbekannten Verfassers (18./19. Jahrhundert):

Das als „Auszug aus der corbeyischen dasselschen Chronik“ bezeichnete Dokument umfasst elf Seiten und endet mit der Bemerkung: *Den 13ten Jan. 1805 fertig abgeschrieben*. Es befindet sich heute in einer sogenannten Steuerrektifikations-Akte für die Gemeinde Nieste am Kaufunger Wald (etwa 5 Kilometer südöstlich Sichelstein) aus dem Jahr 1842 im Marburger Staatsarchiv.¹⁰³ Nach einem in der gleichen Akte aufbewahrten Protokoll Nro. XXII vom 31. Oktober 1842 wurde das Schriftstück in der Kirchenrepositur der Gemeinde Nieste aufgefunden. Mehrere Einwohner sollen Abschriften besessen haben. Hiervon finden sich allerdings heute keinerlei Spuren mehr.

Soweit es die Geschichte des Ritters Barto von Sichelstein betrifft, der 1019 mit Zustimmung der Kaiserin Kunigunde in Nieste eine Kapelle erbaut haben soll, wurde der Inhalt der Handschrift von 1805 auch in die „Special-Vorbeschreibung zum Kataster der Gemeinde Nieste, Landgerichts Cassel“ aus den Jahren 1842 bis 1844 aufgenommen. Dieses Schriftstück befindet sich gleichfalls in der erwähnten Steuerrektifikations-Akte.¹⁰⁴ Im Allgemeinen wurden zwar die Katastervorbeschreibungen der kurhessischen Gemeinden innerhalb der sogenannten Lager-, Stück- und Steuerbücher schon im 18. Jahrhundert

99 Johannes LETZNER: *Stammbuch oder Chronick: Des Uralten Adelichen un Gedenckwürdigen Geschlechts Der von Berlebsch* Erfurt 1593, *Das Eilffte Capittel*, Bl. 1 (*Von dem Schloß und Hause zum Ziegenberge*).

100 LETZNER (wie Anm. 6), Das 139. cap.: *von der Herschafft Ziegenberg*, S. 417 r.

101 Um 1163 dürfte Abt Everhelm amtiert haben, der von etwa 1155 bis 1184 in den Quellen bezeugt ist; vgl. Josef DOLLE (Hrsg.) unter Mitarbeit von Dennis KNOCHENHAUER: *Niedersächsisches Klosterbuch. Verzeichnis der Klöster, Stifte, Kommenden und Beginenhäuser in Niedersachsen und Bremen von den Anfängen bis 1810*. Bd. 1. Bielefeld 2012, S. 20.

102 BACKHAUS (wie Anm. 95), S. 26, sieht Paullinis Corveyer Annalen als komplette Fälschung an.

103 Hessisches Staatsarchiv Marburg. Bestand 49 d Kassel. Bd. 195: Nieste, Steuerrektifikation (1842).

104 Ebd., Special-Vorbeschreibung zum Kataster der Gemeinde Nieste, Landgerichts Cassel. § 1: Ursprung und geschichtliche Tatsachen (Confer. Protokoll No. XXII).

abgefasst, jedoch konnte dies im Fall der Ortschaft Nieste damals noch nicht geschehen, weil sie bis 1831 unter gemeinschaftlicher Hoheit des Königreichs Hannover und des Kurfürstentums Hessen stand. Erst durch den Staatsvertrag von 1831/32 gelangte Nieste vollständig an Hessen.¹⁰⁵

Die Episode vom Ritter Barto von Sichelstein fand bereits 1835 zum ersten Mal Beachtung in der Literatur.¹⁰⁶ In einer weiteren Veröffentlichung aus dem Jahr 1872 findet sich eine noch ausführlichere Version dieser Geschichte, die – als wörtliches Zitat gekennzeichnet – mit der Vorbemerkung: „In einer Urkunde heißt es:“ präsentiert wird.¹⁰⁷ Mit dieser Urkunde ist offensichtlich die Handschrift von 1805 gemeint. Wilhelm Lotze hat die Formulierungen von 1872 in seiner zuerst 1878 erschienenen Geschichte der Stadt Münden fast wörtlich übernommen und ihr ebenfalls die Worte „In einer Urkunde heißt es:“ vorangestellt.¹⁰⁸ Auf diese Weise geriet die Herkunft der Erzählung allmählich in Vergessenheit. Erst dem Heimatforscher Lothar Rommel in Nieste gelang es im Jahr 1989 mit Unterstützung durch Hans-Peter Lachmann (Marburg/Lahn) die alte Handschrift im Staatsarchiv Marburg wieder ausfindig zu machen. Er erwähnte sie in seiner 1990 erschienenen Chronik von Nieste.¹⁰⁹ Schon die Überschrift „Auszug aus der corbeyischen dasselschen Chronik“ (ohne Angabe eines Autors!) weckt erste Zweifel an der inhaltlichen Vertrauenswürdigkeit des Manuskripts, denn ein derartiges Werk ist nirgendwo überliefert. Allerdings ist die Anspielung auf Letznerns „Corbeische Chronica“ von 1590 und seine „Dasselische und Einbeckische Chronica“ von 1596 unübersehbar. Der Schreiber (und Verfasser?) der Abschrift von 1805 kennt Letznerns Chroniken anscheinend nur vom Hörensagen und weiß offensichtlich nichts Genaueres über deren Inhalt.

Die Handschrift vom 13. Januar 1805 enthält ein unzusammenhängendes Sammelsurium historischer Nachrichten, die teilweise geradezu groteske Vorstellungen von der frühen deutschen Geschichte offenbaren. So wird zum Beispiel Kaiser Heinrich II. (1002–1024) als *Herzog von Sachsen, aus dem Hause Braunschweig* vorgestellt, der *das Beyerland* [besass], *weil sein Grossvater damit belehnt war, und das Beyerland, ein*

105 Hessisches Staatsarchiv Marburg. Verträge mit Braunschweig-Hannover: 1832 März 9; Sammlung von Gesetzen und Verordnungen VI 227; zitiert nach STENGEL in: EISENTRÄGER/KRUG (wie Anm. 36), S. 232. Bei dieser Gelegenheit kam auch Wahnhausen an der unteren Fulda gänzlich an Hessen, während die bisherige Exklave Laubach an der Werra (bei Hedemünden) an Hannover abgetreten wurde.

106 Vgl. Wilhelm BACH (Bearb.): Kirchenstatistik der evangelischen Kirche im Kurfürstenthum Hessen. Cassel 1835, S. 209: „Nach d. Dasselschen Chronik.“ Einen Hinweis auf die Niester Kirchenrepositur gibt Bach allerdings nicht.

107 C. W. H. HOCHMUTH: Statistik der evangelischen Kirche im Regierungsbezirk Cassel, Provinz Hessen-Nassau, Königreich Preußen. Cassel 1872, S. 202.

108 LOTZE (wie Anm. 4), S. 309 f.

109 Lothar ROMMEL (unter Mitarbeit von Ernst NOLL; Justus VETTER; Helmut WENZEL [†]): Nieste. Ein Grenzdorf zwischen Hessen und Niedersachsen. Hrsg. vom Gemeindevorstand der Gemeinde Nieste. Niestetal 1990, S. 10 f. Allerdings brachte der Autor das Dokument ausschließlich mit der Katastervorbeschreibung in Verbindung, die er auf Grund mündlicher Hinweise des 2012 verstorbenen Heimatforschers Winfried Wroz (Kaufungen) irrtümlich dem Jahr 1866 zuordnete. Erst mit Hilfe persönlicher Aufzeichnungen Rommels sowie des Inhalts seiner Benutzerakte im Marburger Staatsarchiv gelang es Archivoberrat Dr. Wolfhard Vahl im Herbst 2012, das Manuskript von 1805 in der Steuerrekifikations-Akte von 1842 erneut aufzufinden. Der Verfasser dankt beiden Herren für ihre große Mühe und Geduld bei der Wiederentdeckung dieser Archivalie.

Lehn von Sachsen war. Dieser Großvater sei Kaiser Otto I. (936–973) gewesen, und Heinrichs (namentlich nicht genannter) Vater ein Sohn Kaiser Ottos II. (973–983)! Hier gerät die ottonische Genealogie vollends durcheinander, denn Otto II. hatte bekanntlich nur einen einzigen Sohn, nämlich Kaiser Otto III. (983–1002). Wenn auch der Vater Heinrichs II. ein Sohn Ottos II. gewesen wäre, müsste Otto I. der Urgroßvater Heinrichs II. sein. Richtig ist, dass Otto I. im Winter 947/48 seinen jüngeren Bruder Heinrich mit dem Herzogtum Bayern belehnt hatte. Dessen Sohn und Nachfolger Heinrich der Zänker war der Vater des späteren Kaisers Heinrich II., der seit 1195 ebenfalls das bayerische Herzogtum innehatte. Seine Gemahlin, Kaiserin Kunigunde, soll nach dem fraglichen Manuskript *eine Pfalz Gräfin am reins Tochter* gewesen sein. In diesem Kontext erscheint dann die Erzählung von Barto von Sichelstein und seiner Kapelle in Nieste.

Auch in späterer Zeit wird es nicht viel besser. Zunächst scheint der Verfasser den Namen von Herzog Ernst, dem Vater Ottos des Quaden, nicht zu kennen. Dieser wiederum wird als *Herzog Otto der Böse* vorgestellt,¹¹⁰ der das *alte Schloss Sichelstein* befestigt habe, *welches lange vorher der Edle Ritter Barto von Sichelstein zu ihrem (!) Rittersitze erbaut hatten*. Daraufhin habe Landgraf Hermann der Gelehrte *Herzog Otten zum Trutz* im Jahr 1368 das *Schloss Sensenstein* erbaut. Dazu ist lediglich anzumerken, dass es um diese Zeit noch keine Feindseligkeiten zwischen den beiden Fürsten gab.¹¹¹ Es folgen einige statistische Angaben zur Bevölkerungsentwicklung in Nieste von 1366 bis 1618, als der Kaufunger Wald zwischen Braunschweig und Hessen endgültig aufgeteilt werden sollte. Dazu werden Einzelheiten früherer Grenzverhandlungen sowie deren Auswirkungen auf das auch künftig unter gemeinschaftlicher Hoheit verbleibende Dorf Nieste mitgeteilt. Von hessischer Seite sei betont worden, dass die dort befindliche alte Kapelle sowie das Wirtshaus ursprünglich durch das Kloster Kaufungen erbaut worden seien. Dem hätten die Räte Herzog Erichs I. (1495–1540) entgegengehalten, dass die beiden Gebäude zwar auf Kosten des Klosters Kaufungen errichtet worden seien, dass dies aber mit Einwilligung der Kaiserin Kunigunde auf Sichelsteiner Grund und Boden geschehen sei. Ferner heißt es, dass das Kloster Wahlhausen *der Herrschaft Sichelstein zuständig gewesen* sei. Der Text endet mit der Reise Herzog Erichs nach Hagnau, wo er 1540 starb, sowie mit der Schilderung der ersten Schritte zur Einführung der Reformation in Hessen unter Landgraf Philipp dem Großmütigen (1518–1567), die fälschlich ins Jahr 1537 (statt 1525/27) gesetzt werden.

Die gesamte Handschrift ist zweifellos eine neuzeitliche Fälschung. Ihre Entstehungszeit lässt sich sogar annähernd genau datieren, denn im Zusammenhang mit Herzog Otto dem Quaden wird dessen Burg *Balrutz* in Göttingen erwähnt: [...] *die Stelle ist jetzt mit Universitäts Häuser besetzt*. Da die Göttinger Universität ihren Lehrbetrieb in den Jahren 1734/37 aufnahm, muss die Aufzeichnung danach entstanden sein, spätestens aber am 13. Januar 1805, dem Tag, an dem sie angeblich *fertig abgeschrieben* wurde. Diese Feststellung deckt sich mit dem Erscheinungsbild der Handschrift: Die Schrift gehört dem

110 Hier fällt besonders auf, dass die Handschrift den von Letzner eingeführten Beinamen „der Quade“ des Herzogs Otto offensichtlich nicht kennt! Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, dass der Urheber seine Anregungen kaum aus Letznern Schriften bezogen haben kann.

111 Noch am 17.8.1367 hatten sich Hessen und Braunschweig zu gegenseitiger Neutralität verpflichtet; vgl. STENGEL in: EISENTRÄGER/KRUG (wie Anm. 36), S. 222.

18. Jahrhundert an, das heißt, der Schreiber muss eine Person gewesen sein, die zu jener Zeit das Schreiben erlernt hat.¹¹² Die vermeintliche Abschrift von 1805 könnte daher auch die Urschrift sein! In diesem Falle hätte der vorgebliche Abschreiber umso mehr Veranlassung gehabt, der Nachwelt seinen Namen zu verschweigen.

Dem unbekannten Verfasser ging es offenbar in erster Linie um die später zur Klause gewordene alte Kapelle in Nieste sowie um die Auswirkungen der hessisch-braunschweigischen Gemeinschaft innerhalb dieses Dorfes. Dabei kam es ihm wohl hauptsächlich auf den Nachweis an, dass die Kapelle auf braunschweigischem (Sichelnsteiner) Territorium entstanden war. Lothar Rommel hat die Lage dieser Kapelle beziehungsweise Klause auf einer „Rottenkarte“ vom 27. Juli 1741 nördlich des Bachlaufs der Nieste bestimmt.¹¹³ Zugleich weist er darauf hin, dass im Jahr 1533 ein Streit zwischen Hessen und Braunschweig um den Besitz der Klause begonnen habe; am Ende habe sich 1539 der hessische Standpunkt durchgesetzt.

Das Gelände der ehemaligen Klause gehörte seitdem zum sogenannten Hessenhof in Nieste.¹¹⁴ Vor dem Hintergrund jener Auseinandersetzungen – so erscheint es aus heutiger Sicht – mag von interessierter braunschweigischer Seite die Legende vom Kapellenbau des Barto von Sichelnstein erdacht worden sein.

III. Summa summarum: Systematische Geschichtsfälschung oder südnie-dersächsische Sagenwelt?

Die vorstehende Einzeluntersuchung hat gezeigt, dass keiner der elf Textbelege für die Ritter von Sichelnstein Anspruch auf Historizität erheben kann. Ungeachtet der unterschiedlichen Herkunft dieser Nachrichten ist eindeutig festzustellen, dass es niemals eine Herrschaft Sichelnstein im Kaufunger Wald gegeben hat. Dieses Ergebnis ist keineswegs überraschend, denn es erscheint völlig ausgeschlossen, dass selbst ein solch „kleinräumiges“ Herrschaftsgebilde, das aber immerhin mehr als 430 Jahre (von 802 bis 1239) existiert haben soll, keinerlei Spuren in den zeitgenössischen Quellen hinterlassen hat. Stellt man diesem Sachverhalt die Situation der benachbarten Herrschaft Ziegenberg gegenüber,

¹¹² Diese klare Einschätzung verdankt der Verfasser einem ausführlichen Gespräch mit Herrn Archivoberrat Dr. Wolfhard Vahl beim Hessischen Staatsarchiv Marburg am 17.10.2012.

¹¹³ Lothar ROMMEL: Hundert Jahre Nieste in Bildern. Hrsg. vom Gemeindevorstand der Gemeinde Nieste. Niestetal-Heiligenrode 1994, S. IV f.; vgl. auch Günther KAERGER (unter Mitarbeit von Gottfried KILIAN und Lothar ROMMEL): Die Flurnamen der Gemarkung Nieste, des Genossenschaftsforstes Nieste sowie der Abteilungen 29, 32, 71–112 u. 141–145 des Hessischen Staatsforstes. Nieste 1987, S. 19 („Herbergshaus“), sowie Flurnamenkarte Nieste, Flurname Nr. 77 („Hessenhof“) und Nr. 77a („Kirche“/„Herbergshaus“). – Auch die zweite in der Handschrift von 1805 genannte Kapelle (zu *Sang Helendrates*) hat tatsächlich existiert. Sie wird in den Quellen als *capella sancte Juliane* bzw. *capellen und clus gelegin uff sanct Othilienberg* mehrfach erwähnt und lag westlich der heutigen Ortschaft Sankt Ottilien in der Söhre; vgl. dazu Wilhelm A. ECKHARDT (Bearb.): Das Salbuch des Stifts Kaufungen von 1519. Marburg 1993, S. 117 f.

¹¹⁴ ROMMEL (wie Anm. 113), S. IV.

die nur etwa 200 Jahre bestand, so wird dies ganz deutlich: Die Herren von Ziegenberg sind in einer Vielzahl von Schriftquellen aus der Zeit um 1100 bis 1316 bezeugt.¹¹⁵

Im Übrigen hätte den Autoren, die von der Existenz einer Herrschaft Sichelstein ausgingen oder noch immer ausgehen, eigentlich auffallen müssen, dass – von einer einzigen Ausnahme (Barto 1019/Bardo 1189) abgesehen – in der Reihe der überlieferten Personennamen keinerlei Ansätze zu einer Leitnamenbildung zu erkennen sind.¹¹⁶ Dies wäre bei einem mittelalterlichen Adelsgeschlecht – auch wenn keine Stammtafel im eigentlichen Sinne dargeboten wird – derart ungewöhnlich, dass schon dieser Umstand allein Zweifel an der Echtheit jener Berichte hätte wecken müssen. Zum Vergleich mag auch hier das Beispiel der Ziegenberger dienen: In deren Stammreihe erscheint insgesamt sieben Mal der Name Hermann, ferner sind je zweimal die Namen Sigebodo, Gebhard, Giso, Burghard und Johann vertreten.¹¹⁷

Ist die vermeintliche Herrschaft Sichelstein somit das Produkt einer von mehreren Seiten ausgehenden systematischen Geschichtsfälschung? Soweit es die beiden Beiträge des als notorischer Fälscher bekannten Christian Franz Paullini betrifft (oben I., 7. u 9.: Hermann [1094] und Cuno [1163] von Sichelstein), wird man diese Frage wohl bejahen können. Dabei ist es unerheblich, ob Paullini die ihm bekannten älteren Berichte Letzners ebenfalls für unecht gehalten hat oder nicht. Die neuzeitliche Fälschung aus dem 18./19. Jahrhundert (Barto von Sichelstein [1019]; oben I., 6.) beruht offensichtlich auf vagen Vorstellungen vom Vorhandensein der übrigen Erzählungen und verfolgt primär gewisse „lokalpatriotische“ Ziele hinsichtlich der alten Kapelle in Nieste, die nicht dazu dienen, die Existenz der Herrschaft Sichelstein als solcher glaubhaft zu machen.

Damit fokussiert sich die Problematik auf die Frage, ob der Pastor und Geschichtsschreiber Johannes Letzner seinen Zeitgenossen und der Nachwelt eine Reihe mehr oder weniger plumper Erfindungen aufgetischt hat. Immerhin hat Letzner insgesamt sieben der elf Geschichten über Sichelstein beigezeichnet, und er war auch der erste, der sie schriftlich überliefert hat. War er sich des fiktiven Charakters seiner Erzählungen bewusst, und was könnte ihn gegebenenfalls dazu veranlasst haben, sie als reales historisches Geschehen auszugeben? Generell beteuerte Letzner für seine Geschichtsdarstellungen, dass er nur die Wahrheit schreiben würde.¹¹⁸ Allerdings nahm er es mit diesem Prinzip nicht immer ganz genau, wie im Zusammenhang mit seiner Neigung zur „Sensationsberichterstattung“ bereits erwähnt wurde. Auch scheute er sich nicht – und dies wiegt schon schwerer –, häufig vorhandene Quellen um Jahrhunderte zurückzudatieren oder Namen

115 Zur Herrschaft Ziegenberg vgl. LANDAU (wie Anm. 35), S. 299 ff.; HEINEMEYER (wie Anm. 40), S. 225 ff.

116 CZICHELSKI (wie Anm. 4), S. 199 ff., verweist auf zahlreiche Träger des Namens Barto bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, vermag damit aber keinen wirklich plausiblen Bezug zu Sichelstein und den beiden (fiktiven) Barto-Gestalten von 1019 bzw. 1189 herzustellen. Zwar fällt ihm auf, dass die übrigen Sichelsteiner Namen nicht zum „Geschlecht der Bardonen“ passen, jedoch hält er diese Personen gleichwohl für „Mitglieder der weit verzweigten Bardonenfamilie“ (S. 209 f.). Dabei übersieht er, dass zwischen Barto (1019) und Barto (1189) ein Abstand von 170 Jahren liegt. Somit fehlt es an dem für eine Leitnamenbildung charakteristischen Auftreten der Namen innerhalb direkt aufeinanderfolgender Generationen.

117 Vgl. SCHWENNICK (wie Anm. 35), Tafel 80.

118 KIRSTAN (wie Anm. 44), S. 236.

in den von ihm benutzten Quellen entsprechend seinen Interessen zu ändern. Schließlich hat er – wie gleichfalls schon dargelegt wurde – wohl auch einige seiner Gewährsmänner erfunden.¹¹⁹

Will man dem Chronisten unterstellen, dass er alle seine Beiträge zur Herrschaft Sichelstein ebenfalls erfunden habe, so erhebt sich die Frage nach den möglichen Beweggründen. Diese könnten im Bereich der damaligen politischen Verhältnisse im Raum Niedersachsen gelegen und damit zu tun gehabt haben, wie Letzner sich dort einordnete. Er betrachtete das Gebiet der welfischen Herzogtümer in Niedersachsen, das „Land Braunschweig“ als sein Vaterland, dem er sich durch Herkunft und als Lebensraum verbunden fühlte.¹²⁰ Grundsätzlich wird man ihn zwar nicht als politischen Tendenzschriftsteller einstufen können – damit würde man den religiös-weltanschaulichen und ethischen Vorstellungen des Pastors Letzner kaum gerecht werden –, aber seine Rolle als Geschichtsschreiber war zweifellos von der Sache her auch eine eminent politische. Mit Hilfe seiner Schriften und des von ihm zusammengetragenen Materials ließen sich unter Umständen Herrschafts- beziehungsweise Gebietsansprüche rechtlich begründen, aufrechterhalten oder auch abwehren. Der Chronist lieferte notfalls die erforderlichen Beweismittel.¹²¹

Es kommt hinzu, dass Letzner zeitweilig vom herzoglich-welfischen Hof in Wolfenbüttel für seine Arbeit als Geschichtsschreiber bezahlt wurde! Er „war also gewissermaßen ein durch die Wolfenbütteler Regierung mit Bestallung versehener Sachwalter ihrer Interessen, dem sogar geheimes Material (*arcana*) zugänglich gemacht worden war.“¹²² Wo aber könnten die Gründe für ein Interesse der Landesregierung an der Ausarbeitung einer fiktiven Geschichte der Herrschaft Sichelstein gelegen haben? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, ist es erforderlich, die spätmittelalterlichen Verhältnisse des braunschweigischen Gerichts Sichelstein, das so genannte Mündener Obergericht, im Kaufunger Wald näher in Augenschein zu nehmen.

Zusammen mit der Stadt Münden hatte Herzog Otto das Kind 1247 auch den nordwestlichen Teil des Kaufunger Waldes mit den dort befindlichen Siedlungen unter seine Herrschaft gebracht. Schon unter Herzog Otto dem Milde (1318–1344) erscheinen einige dieser Ortschaften als braunschweigische Lehen in der Hand südniedersächsischer Adelsgeschlechter.¹²³ Nach der Erbauung der Burg Sichelstein um 1372 wurde dort das gleichnamige Gericht etabliert und der bisherige Amtssitz von Münden nach Sichelstein verlegt.¹²⁴ In der Folgezeit wurde das Gericht Sichelstein zusammen mit der Stadt Münden mehrfach als Leibzucht beziehungsweise Witwengut an die Gemahlinnen der im Fürstentum Göttingen regierenden welfischen Herzöge von Braunschweig ausgetan. Erstmals

119 LAST (wie Anm. 52), S. 14.

120 KIRSTAN (wie Anm. 44), S. 328 ff.

121 Ausführlich dazu KIRSTAN, ebd., S. 92 ff.

122 Ebd. S. 95.

123 Vgl. Bernd FLENTJE; Frank HENRICHVARK (Bearb.): Die Lehnbücher der Herzöge von Braunschweig von 1318–1344/65. Hildesheim 1982, Lehnbuch des Herzogs Otto von Braunschweig (nach Sept. 22) 1318, S. 28–50, hier S. 43 f., Nrr. 147 u. 156.

124 Vgl. dazu STENGEL in: EISENTRÄGER/KRUG (wie Anm. 36), S. 223.

kam im Jahr 1379 die zweite Ehefrau Herzog Ottos des Quaden, Margaretha von Berg, in den Genuss dieser Zuwendung.¹²⁵

Politisch bedenklich wurde der Umgang mit dem Gericht Sichelstein jedoch, als Herzog Wilhelm der Jüngere von Braunschweig-Lüneburg (1482–1498) die Burg mitsamt dem braunschweigischen Anteil am Kaufunger Walde am 5. Februar 1493 als Pfand für den teilweise noch ausstehenden Brautschatz seiner Tochter Anna anlässlich ihrer 1488 geschlossenen Ehe mit Landgraf Wilhelm I. (1483–1493) an Hessen übergab.¹²⁶ Am 18. Mai 1500 übereignete Annas Bruder, Herzog Erich I., seiner Schwester Burg und Gericht Sichelstein mit dem Flecken Hedemünden sowie dem braunschweigischen Teil des Kaufunger Waldes zu gänzlich freier Verfügung, allerdings unter dem Vorbehalt der Wiedereinlösung für 13.100 Gulden.¹²⁷ Im Jahr 1506 befanden sich die Pfandgüter im Besitz Landgraf Wilhelms II. (1493–1509), der inzwischen an die Stelle seines an einer Geisteskrankheit leidenden Bruders Wilhelm I. getreten war.¹²⁸

Bereits am 6. April 1507 unternahm der Landgraf einen aus braunschweigischer Sicht alarmierenden Schritt: Er verkaufte die Burg Sichelstein mit den zugehörigen Ortschaften sowie dem halben Kaufunger Wald an eine Gruppe hessischer Adeliger, behielt sich allerdings das Recht zum Wiederkauf vor.¹²⁹ Damit entstand für das Gericht Sichelstein und die Braunschweiger Hälfte des Kaufunger Waldes die akute Gefahr der Entfremdung! Hätte nicht Herzog Erich I. schließlich 1536 doch noch von seinem Wiedereinlösungsrecht Gebrauch gemacht,¹³⁰ wären die Burg Sichelstein und das Mündener „Obergericht“ möglicherweise für immer an Hessen verlorengegangen.¹³¹ Als Sichelstein wieder unter braunschweigische Hoheit gelangte, war der spätere Chronist Johannes Letzner gerade fünf Jahre alt. Sobald er als Erwachsener mit seinen historischen Studien begann, dürfte er von den damaligen Geschehnissen Kenntnis erhalten haben. Für den vaterlandsbewussten braunschweigischen Pastor vielleicht Anlass und Beweggrund, die Geschichte der Herrschaft Sichelstein zu erfinden, um auf diese Weise eine seit jeher bestehende Zugehörigkeit des nördlichen Kaufunger Waldes zu Sachsen beziehungsweise Braunschweig zu dokumentieren?

125 Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins oder des Erzstifts Cöln, der Fürstenthümer Jülich und Berg, Geldern, Meurs, Cleve und Mark, und der Reichsstifte Elten, Essen und Werden. Hrsg. von Theodor J. LACOMBLET. Bd. 3. Aalen 1960 (Nachdruck der Ausgabe Düsseldorf 1853), Nr. 838 (zu 1379 Juni 24), S. 735. Deshalb kann auch die Angabe von Edmund Freiherr von USLAR-GLEICHEN (Bearb.): Beiträge zu einer Familiengeschichte der Freiherren von UsLAR-Gleichen. Hannover 1888, S. 57, Herzog Otto der Quade habe Sichelstein 1375 an Hessen abgetreten, nicht zutreffen.

126 Karl. E. DEMANDT (Bearb.): Regesten der Landgrafen von Hessen. Bd. II, 1. Marburg 1990, Nr. 1247, S. 490 f.

127 Ebd., Regest Nr. 1280, S. 509 f.

128 Ebd., Regest Nr. 1601, S. 613.

129 Ebd., Regest Nr. 1646, S. 628 f.

130 Vgl. dazu STENGEL in: EISENTRÄGER/KRUG (wie Anm. 36), S. 224 mit Anm. 60.

131 Dass entsprechende hessische „Erwerbswünsche“ keineswegs aus der Luft gegriffen sind, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, dass der hessische Oberst Johann G. Schleenstein noch um 1705/10 auf landgräflichen Befehl eine „Landkarte von dem Ober Ampt Münden“ erstellte! Vgl. dazu STENGEL in: EISENTRÄGER/KRUG (wie Anm. 36), S. 224. – Zum kartographischen Gesamtwerk Schleensteins (1650–1725) DERS.: Johann Georg Schleensteins Landesaufnahme der Landgrafschaft Hessen-Kassel. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 70 (1959), S. 202–208.

Im gleichen historisch-politischen Kontext sind möglicherweise jene beiden Urkundenfälschungen zu sehen, die der hannoversche Kammermeister und Archivar Johann Heinrich Hoffmann in seinem „Ehrenkleinod des durchlauchtigen Hauses Braunschweig-Lüneburg“ fabriziert hat. Sie finden sich als Nummern 2 und 3 im ersten Band des Urkundenbuchs des Klosters Kaufungen.¹³² Den Fälschungsnachweis veröffentlichte Karl August Eckhardt bereits 1928 und erläuterte zugleich das mutmaßliche Motiv des Fälschers.¹³³ Dieses bestand offenbar darin, eine Abstammung der Billunger von dem sächsischen Adeligen Amelung zu „belegen“, dessen Sohn Bennit sich im Jahr 811 von Karl dem Großen den Besitz eines „Bifanges“ in *Waldisbecchi* (Benterode) im Kaufunger Wald bestätigen ließ.¹³⁴ Damit bewegt sich der Urkundenfälscher Hoffmann in den gleichen Bahnen wie schon der Chronist Letzner, der seinen Protagonisten Witelo von Stürzingen bald nach dem Regierungsantritt Ottos des Großen zum Lehnsmann Hermann Billungs werden lässt. In beiden Fällen werden frühe billungische Rechte im Kaufunger Wald konstruiert und damit unterschwellig zugleich dessen scheinbar uralte Zugehörigkeit zum sächsischen beziehungsweise später braunschweigischen Herrschaftsbereich. Ein wohlüberlegtes Vorgehen beider Autoren ganz ohne aktuelle politische Hintergedanken?

Die Frage richtet sich hier in erster Linie an den Chronisten Letzner, denn er – und nicht etwa Hoffmann – war es, der die ersten Nachrichten über die angebliche Herrschaft Sichelstein verbreitet hat. Ist dem ehrenwerten lutherischen Dorfpfarrer wirklich zuzutrauen, dass er eine historisch-politische Falschdarstellung von nicht geringem Umfange ins Werk setzte, um damit der ihn finanziell unterstützenden Regierung in Wolfenbüttel einen Gefallen zu erweisen oder sich auch ihres künftigen Wohlwollens zu versichern? Durch die Forschungen von Hans Klinge ist bekannt, dass Letzner hin und wieder „Auftragsarbeiten“ für einzelne Adelsgeschlechter ausgeführt hat.¹³⁵ Dabei ging es in der Regel um sogenannte Stammbücher, für die ihm von den betreffenden Familien mitunter auch selbstgefertigte Genealogien vorgelegt wurden. Diese musste er, um sich die Gunst seiner Auftraggeber nicht zu verscherzen, dann wohl oder übel übernehmen. Die Wünsche der Adligen trafen sich hier mit der Neigung Letznerns und anderer Geschichtsschreiber seiner Zeit, die Stammbäume in möglichst früher Vergangenheit beginnen zu lassen.¹³⁶ Beispiele für derartige Arbeiten Letznerns sind die Stammbücher der Herren von Plesse (1587) sowie der Herren von Berlepsch (1593/94). Dem Chronisten wurden für seine Mühe auch materielle Zuwendungen zuteil, die aber wohl nicht besonders üppig ausfielen. Dennoch ist eine gewisse Abhängigkeit Letznerns von seinen adligen Auftraggebern und deren Vorstellungen nicht zu verkennen.

132 Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. Bearb. u. hrsg. von Hermann von Roques. Bd. I. Cassel, Nr. 2, S. 3 f.; Nr. 3, S. 7 f.

133 Karl A. Eckhardt: Politische Geschichte der Landschaft an der Werra und der Stadt Wittenhausen. 2. Aufl. Marburg 1928, S. 12 ff.; nochmals ausführlich Ders. (Bearb.): Quellen zur Rechtsgeschichte der Stadt Wittenhausen. Marburg 1954, Geschichtlicher Überblick, S. IX–CIV, hier S. IX ff. – Czichelski (wie Anm. 4), S. 260, erklärt zu der ersten der beiden Fälschungen: „Die Echtheit ist unstrittig.“ Dies ist umso erstaunlicher, als beide Werke Eckhardts bei C. im Literaturverzeichnis erscheinen!

134 UB Kaufungen I (wie Anm. 132), Nr. 1 (zu 811 Dez. 1), S. 1 f.

135 Klinge (wie Anm. 7), S. 226 ff.

136 Ebd., S. 227.

Demgegenüber standen Letznern Beziehungen zum welfischen Fürstenhaus ursprünglich ganz im Zeichen seiner Suche nach einer Anstellung als Lehrer oder Pfarrer. Zunächst verhalf ihm Herzogin Elisabeth, die nach dem Tode ihres Gatten Erich I. (†1540) in Münden ihre Leibzucht verwaltete, im Jahr 1550 zu einem kurzfristigen „Studienaufenthalt“ im Kloster Bursfelde.¹³⁷ Aufgrund seiner damals entstandenen guten Kontakte zum herzoglichen Hof in Münden wurde Letzner 1557 als Kaplan an die dortige St. Blasius-Kirche berufen. In dieser Funktion hatte er gelegentlich auch auf dem Mündener Schloss zu predigen, wo seit etwa 1555 die Herzogin Sidonia, die erste Gemahlin Erichs II. (1540–1584), residierte.¹³⁸ Während seiner Mündener Zeit, die bis 1561 (ein Jahr nach dem verheerenden Brand des Schlosses) andauerte, entdeckte Letzner einen großen Teil jener Aufzeichnungen, die er später in seiner Darstellung der Geschichte der Herrschaft Sichelstein verarbeitete, darunter auch das Missalbuch mit dem Bericht über den Gattenmörder Bardo von Sichelstein von 1189 bei Coloman Engel in Kassel.¹³⁹ Sein Besuch im Kloster Wahlhausen fiel ebenfalls in diese Zeit. Lediglich das für ihn besonders wichtige Material des Conradus Fontanus lernte er erst 1586 bei einem Besuch des Erfurter Peters-Klosters kennen.¹⁴⁰

Als in den Jahren 1586 und 1587 die ersten Schriften Letznern im Druck erschienen, wurde der Chronist schnell weithin bekannt. Auch am herzoglichen Hof in Wolfenbüttel begann man sich nun für seine Geschichtsschreibung zu interessieren. Schon 1588 und 1589 kam er selbst für einige Zeit nach Wolfenbüttel, wo ihm weitgehende Unterstützung für seine Reisen und Forschungen gewährt wurde.¹⁴¹ Auch in seiner letzten Pfarrstelle in Iber (bei Einbeck), die er 1589 antrat, besaß er genügend Freiraum für die Fortsetzung seiner Arbeiten als Geschichtsschreiber. Für das Jahr 1596 ist belegt, dass Letzner von seinem Landesherrn, Herzog Heinrich Julius (1589–1613), finanziell unterstützt wurde. Zumindest einen Teil seiner Werke hat er gegen Bezahlung im fürstlichen Auftrag geschrieben.¹⁴² Dennoch ist es sehr unwahrscheinlich, dass Letzner damit beauftragt war, eine gefälschte Geschichte von Sichelstein zu schreiben, oder dass er von sich aus – entsprechend der mutmaßlichen Interessenlage seines Landesherrn – eine derartige Geschichtsfälschung bewerkstelligte. Es lassen sich fünf Gründe anführen, die gegen eine solche Annahme sprechen:

- a) Das Gericht Sichelstein lag in der äußersten südlichen Peripherie des welfischen Machtbereiches und war erst nach dem Aussterben der Linie Calenberg-Göttingen im Jahr 1584 (Tod Herzog Erichs II.) unter die Herrschaft der Linie Braunschweig-Wolfenbüttel gelangt. Sichelstein und seine Geschichte lagen demnach am Wolfenbütteler Hof nicht im Brennpunkt des politischen Interesses.
- b) Gegen Ende des 16. Jahrhunderts zeichnete sich für Sichelstein – im Gegensatz zur Situation des Jahres 1507 – keine neuerliche Gefahr eines möglichen territorialen Verlustes ab. Schon 1575 hatten Hessen und Braunschweig ein Abkommen zur Aufteilung

¹³⁷ KIRSTAN (wie Anm. 44), S. 36 ff.

¹³⁸ Ebd., S. 51 f.

¹³⁹ LETZNER (wie Anm. 6), S. 319 r, 324 r, 325.

¹⁴⁰ KLINGE (wie Anm. 7), S. 35

¹⁴¹ Ebd., S. 39 f.

¹⁴² KIRSTAN (wie Anm. 44), S. 112 f.

ihrer beiderseitigen Rechte und Interessen am Kaufunger Wald getroffen.¹⁴³ Am 28. Juli 1591 schlossen Herzog Heinrich Julius und Landgraf Wilhelm IV. (1567–1592) einen förmlichen Grenzvertrag.¹⁴⁴

- c) Der Chronist Letzner hatte bereits mehrere Jahrzehnte vor seinem ersten Auftreten in Wolfenbüttel um 1557/58 mit der Sammlung seines Materials zur Geschichte von Sichelstein begonnen. Es ist daher kein sachlicher und zeitlicher Zusammenhang mit seiner „Bestallung“ durch Herzog Heinrich Julius zu erkennen.
- d) Angesichts der immensen Fülle des von Letzner insgesamt verwerteten historischen Materials ist nicht damit zu rechnen, dass seine Notizen über die angebliche Herrschaft Sichelstein am Wolfenbütteler Hof überhaupt bekannt waren.
- e) Letznrs Materialsammlung zu Sichelstein bestand nur zum Teil aus Originalunterlagen (zum Beispiel die Sichelsteiner Register des Johannes Sigelius in Münden¹⁴⁵), während sich die wichtigsten Dokumente, wie etwa die Aufzeichnungen des Conradus Fontanus oder das Missalbuch (des Klosters Wahlshausen?) bei Coloman Engel aus Wolfenbütteler Sicht im „Ausland“ (das mainzische Peterskloster in Erfurt und die hessische Residenzstadt Kassel) befanden. Im Konfliktfall hätte also ausgerechnet der potentielle politische Gegner (Mainz oder Hessen) die entscheidenden Beweismittel in der Hand gehabt und nach Belieben über sie verfügen können. Mit anderen Worten: Bei Bedarf konnte die braunschweigische Seite sie gar nicht vorlegen!

Wenn somit eine bewusste Falschdarstellung der Geschichte von Sichelstein durch den Chronisten Johannes Letzner mit hoher Wahrscheinlichkeit auszuschließen ist, was war es dann? Betrachtet man die Herkunft seines Quellenmaterials, so fällt auf, dass sämtliche Unterlagen aus der näheren Umgebung von Münden oder Kassel stammen. Auch die chronikalischen Notizen des Conradus Fontanus, die Letzner im Erfurter Peterskloster entdeckte, stammten nach seinen Angaben aus dem nur etwa 30 Kilometer von Münden entfernten Kloster Helmarshausen. Einen Schwerpunkt der Überlieferung zur Geschichte der Herrschaft Sichelstein bildete möglicherweise das Archiv des nur sieben Kilometer nordwestlich gelegenen Klosters Wahlshausen mit seinen von Letzner zitierten Missal-Büchern, die er allerdings nicht dort zu sehen bekommen hat.

Danach bietet sich die Schlussfolgerung an, dass es sich bei den nur regional verbreiteten Aufzeichnungen und Berichten über die angeblichen Herren von Sichelstein um einen Sagenkreis handeln könnte, der vielleicht vom Kloster Wahlshausen ausgegangen ist. Die dortige lokale Überlieferung enthält durchaus gewisse sagenhafte Elemente. Das im Verhältnis zwischen Burgen und Klöstern häufig anzutreffende erzählerische Motiv vom geheimen unterirdischen Verbindungsgang findet sich auch in Wahlshausen.¹⁴⁶ Dass dazu immerhin die Unterquerung des Flussbetts der Fulda kurz vor Münden erforderlich gewesen wäre, hat der Imaginationskraft der Einheimischen offensichtlich keinen Abbruch getan. Anstoß und Hintergrund der Sagenbildung könnte die Erinnerung an jene sächsischen Adeligen gewesen sein, die zur Zeit Karls des Großen die Siedlungen Benterode und Escherode im Kaufunger Walde anlegten. Warum sollten sie zum Schutze ihrer

143 EISENTRÄGER/KRUG (wie Anm. 36), S. 251–253, Urkunde Nr. 3.

144 Ebd., S. 253–255, Urkunde Nr. 4.

145 LETZNER (wie Anm. 6), S. 319 r.

146 Vgl. HÜTTEROTH (wie Anm. 78), S. 206.

Güter nicht auch eine Burg erbaut haben?¹⁴⁷ So treffen sich die Vorstellungen heutiger Heimatfreunde mit der inneren Wirklichkeit der Sage.¹⁴⁸

IV. Zur Entstehung der Burg Sichelstein

Normalerweise ist es Aufgabe des Historikers, die Vergangenheit zu erforschen und nicht solche Dinge zu untersuchen, die nur in der Phantasie der Nachwelt ihren Platz haben. Die Beharrlichkeit, mit der einige Autoren auch heute noch die Geschichte einer alten Herrschaft Sichelstein als historische Realität darstellen, rechtfertigte es im vorliegenden Fall jedoch, von diesem Grundsatz ausnahmsweise abzuweichen. Zum Schluss soll aber dennoch versucht werden, die Entstehungszeit der Burg Sichelstein an Hand der Schriftquellen möglichst genau zu bestimmen. Dabei geht es um zwei Fragen: Ist das in der Literatur zumeist angenommene Jahr 1372 als Zeitpunkt der Errichtung der Burg zutreffend, und gab es möglicherweise einen wesentlich älteren Vorgängerbau?

Im Jahr 1371 verbündeten sich die Städte Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen gegen die Herren von Hanstein (Burg bei Witzenhausen), die über lange Zeit durch Gewalttaten und Räubereien den Landfrieden gestört und die Straßen unsicher gemacht hatten. Die drei Städte mobilisierten ein stattliches Söldneraufgebot, das mit Geschützen vor die Burg Hanstein zog und mit der Belagerung begann. Da fiel plötzlich der mit den Hansteinern verbündete Herzog Otto der Quade von Braunschweig mit seinen Truppen über die Streitmacht der Belagerer her und machte zahlreiche Gefangene. Da die Hansteiner gleichzeitig

147 In diesem Sinne schon LOTZE (wie Anm. 4), S. 312, der auch erwähnt, dass der 933 genannte Wittilo (*Witelo*) ein Urenkel des Amelung gewesen sein soll, dessen Sohn Bennit zum Namensgeber von Benterode wurde; ebenso: LÜCKE (wie Anm. 34), S. 21; Karl SITTIG: Die Burg Sichelstein und wie Münden zu seinen alten Vorrechten kam. In: Ders.: Sagen des süd hannoverschen Berglandes. Hann. Münden 1976 (Nachdruck der Ausg. 1924), S. 16-19; ähnlich Czichelski (wie Anm. 4), S. 204, 209 f., der den von ihm konstruierten „bardonischen“ Ursprung der Burg Sichelstein hervorhebt. – Die Geschichte des Gattenmörders Bardo von Sichelstein erscheint als Sage auch bei Will-E. PEUCKERT (Hrsg.): Denkmäler deutscher Volksdichtung, Bd. 6, Teil III: Niedersächsische Sagen. Göttingen 1969, S. 198 f. (Nr. 1735). Textgrundlage ist die Version Sittigs (a.a.O.), S. 20 f. Anstelle der Schwangerschaft der ermordeten Ehefrau ist hier von ihrer angeblichen Kinderlosigkeit (als Tatmotiv Bardos!) die Rede. – LOTZE (a.a.O.), S. 312 f., und HÜTTEROTH (wie Anm. 78), S. 206, erwähnen eine weitere Sage aus Wilhelmshausen, wonach ein „Graf von Sichelstein“ dem Kloster Wahlshausen die am rechten Fuldaufer liegende Feldflur „Die Wämme“ geschenkt habe.

148 Allerdings hält auch GROTE (wie Anm. 2), S. 201, die Anlage einer frühmittelalterlichen Fluchtburg für die Bewohner der talabwärts gelegenen Siedlung Benterode auf dem Bergsporn des Sichelsteins für wahrscheinlich. Im Bereich der Vorburg wurden 2010 dicht unter der Erdoberfläche Keramikreste aus der Zeit vom 10. bis 16. Jahrhundert gefunden; DERS.: Jahresbericht der Archäologischen Denkmalpflege des Landkreises Göttingen für das Jahr 2010. Göttingen 2011, S. 9. Die Funde sind jedoch so spärlich, dass sie nicht einmal den Schluss auf eine Siedlungskontinuität an dieser Stelle erlauben. Erst systematische Grabungen könnten hier zu einer Klärung führen. Spuren einer früh- oder hochmittelalterlichen Burganlage sind bislang archäologisch nicht nachweisbar. Diese Hinweise verdankt der Verfasser einer freundlichen Mitteilung von Herrn Michael Beuermann bei der Unteren Denkmalschutzbehörde des Landkreises Göttingen im April 2013. – Im Übrigen sind frühmittelalterliche Fliehburgen und hochmittelalterliche Dynastenburgern hinsichtlich ihrer Entstehungsbedingungen sowie nach Gestalt und Funktion nicht miteinander zu vergleichen.

einen Ausfall unternahmen, waren die Söldner der thüringischen Städte rasch besiegt. Mit seinen Gefangenen als Faustpfand erpresste Herzog Otto von der Stadt Erfurt 6.000 Silbermark und von Nordhausen 800 Silbermark Lösegeld. Da auch die Hansteiner Gefangene gemacht hatten, musste Erfurt noch einmal 6.000 Mark und Mühlhausen 1.000 Mark zahlen.¹⁴⁹

Diese Ereignisse sind sowohl durch die „Düringische Chronik“ des Johann Rothe (um 1360–1434)¹⁵⁰ als auch durch die „Göttinger Annalen“ des Franciscus Lubecus (1533–1596)¹⁵¹ überliefert. Zu dieser Zeit stand Otto der Quade noch in friedlichem Verkehr mit den Landgrafen von Hessen. Landgraf Hermann II., der Gelehrte, besuchte am 5. Oktober 1371 ein herzogliches Turnier in Göttingen.¹⁵² Im Jahr 1372 schloss sich Herzog Otto jedoch dem von Graf Gottfried von Ziegenhain geführten Ritterbund der „Sternen“ an, der sich im Konflikt mit Landgraf Heinrich II., dem „Eisernen“ (1328–1376), und seinem Neffen und Mitregenten Hermann II. befand. Ursprünglich hatte sich auch Otto Hoffnungen auf die Nachfolge Heinrichs des Eisernen gemacht, nachdem dessen einziger Sohn Otto der Schütz im Jahr 1366 ohne männliche Nachkommen verstorben war. Otto der Quade war ein Enkel des Landgrafen Heinrich, denn dessen jüngere Tochter Elisabeth hatte Ottos Vater, Herzog Ernst, geheiratet. Mit Hilfe des Sternerbunds hoffte Herzog Otto wenigstens einen Teil seiner erbrechtlich begründeten Ansprüche gegen Hessen, vor allem hinsichtlich der einst von Herzog Albrecht dem Langen (1252–1279) nach dem hessisch-thüringischen Erbfolgekrieg abgetretenen Werra-Städte Eschwege, Allendorf und Witzenhausen durchsetzen zu können.

Als vorgeschobenen Grenzstützpunkt gegen Hessen ließ Otto der Quade daher noch im Jahr 1372 die Burg Sichelstein erbauen. So berichtet es jedenfalls Johann Rothe in seiner „Düringischen Chronik“: *[...] unde herzoge Otto der buwete eyn nuwe sloss uff on unde machte is veste unde gut unde nante das den Sichilnsteyn unde meynete, is were om erne worden, her wolde yn snyden, was lantgrave Heynrich seliger yn dem lande gelassen hette.*¹⁵³ Nach Rothe handelte es sich also um einen Neubau, und nicht um den Wiederaufbau einer älteren Anlage! Das angegebene Baujahr 1372 erscheint insofern plausibel, als der sonst meistens mit finanziellen Engpässen kämpfende Herzog Otto durch sein Erpressungsmanöver gegen die thüringischen Städte vom Vorjahr über enorme liquide Mittel verfügte. Das erpresste Lösegeld von insgesamt 6.800 Silbermark entsprach etwa dem Zehnfachen der jährlichen Steuereinnahme der Stadt Göttingen mit ihren damals

149 Vgl. dazu AUFGEBAUER 2008 (wie Anm. 4), S. 92.

150 JOHANN ROTHE: Düringische Chronik. Hrsg. von Rochus von LILIENCRON. Jena 1859, S. 619 f.

151 LUBECUS (wie Anm. 3), S. 118. Dieser datiert die Belagerung des Hansteins allerdings ins Jahr 1369.

152 Vgl. Heinrich SUDENDORF (Hrsg.): Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande. 5. Theil: Vom Jahre 1374 bis zum Jahre 1381. Hannover 1865, Geschichtliche Einleitung, S. IX; EHRENFORDT (wie Anm. 3), S. 30.

153 ROTHE (wie Anm. 150), S. 620 f. – Dagegen vertritt LUBECUS (wie Anm. 3), S. 116, die Ansicht: *Anno 1362 der Sichelstein gebawet von herzogen Ernst, so damol Münden innehatte.* Für diese Annahme gibt es allerdings keinerlei Beweise. Gegen sie spricht vor allem, dass Otto der Schütz 1362 noch lebte und voraussichtlich Nachfolger seines Vaters Heinrich II. werden würde. Insofern bestanden damals keine begründeten Aussichten auf eine mögliche braunschweigische Erbfolge in Hessen. Außerdem war die Gemahlin des Herzogs Ernst eine Schwester Ottos des Schützen.

4.000 Einwohnern.¹⁵⁴ So nutzte Otto die günstige Gelegenheit für seine gegen Hessen gerichteten Expansionspläne. Der Eisenacher Geistliche Johann Rothe (†1434) schrieb seine „Düringische Chronik“ in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts. Seine persönliche Erinnerung als Zeitzeuge reicht also weit bis ins 14. Jahrhundert zurück.¹⁵⁵ Angesichts dessen ist seine Schilderung der Ereignisse von 1371 und 1372 als durchaus glaubwürdig anzusehen.

Auch eine andere – weniger bekannte – Quelle des 15. Jahrhunderts bestätigt den Bau der Burg Sichelstein im Jahr 1372. Es handelt sich um die Aufzeichnungen des angesehenen Juristen und zeitweiligen Mündener Ratsherrn Johannes (Hans) von Mengershausen (1415–1483), die 1831 auszugsweise im Druck erschienen sind.¹⁵⁶ Die Familie verfügte über bedeutenden Grundbesitz in Mielenhausen sowie in Speele und lebte seit zwei Generationen in Münden. Der gleichnamige Vater des Hans von Mengershausen bekleidete dort von 1426 bis 1438 das Amt des Bürgermeisters.¹⁵⁷ Der Sohn heiratete 1443 Lucia Cörpers (Corper), eine Tochter des Kasseler Schöffen Hermann Cörpers und Schwester des Kanzlers Hermann Cörpers jun. Als Hochzeitgäste waren auch Landgraf Ludwig I. von Hessen (1413–1458) mit seinen Rittern sowie dessen Schwester Herzogin Agnes von Braunschweig, die Gemahlin des Herzogs Otto Cocles (1394–1435, †1463), erschienen.

In den Aufzeichnungen dieses Hans von Mengershausen findet sich auch eine Reihe historischer Notizen. Eine von ihnen hat folgenden Wortlaut: *Anno domini 1372 pasche wart de sekelnsteyn gebuwet*.¹⁵⁸ Das Wort *pasche* (hebräisch: *Pascha*, *Passah*) steht für das Osterfest, das 1372 in den März fiel. Diese Nachricht wurde von Heinrich Sudendorf im Jahr 1865 mit folgender Bemerkung übernommen: „Herzog Otto bedrängte den Landgrafen hart und begann im März 1372 den Bau der Burg Sichelstein.“ Von hessischer Seite habe man hiergegen sodann die Burg Sensenstein errichtet.¹⁵⁹ Die Angaben des Hans von Mengershausen zur Entstehung des Sichelsteins sind insofern besonders vertrauenswürdig, als sie sich auf die Erinnerungen der eigenen Familie stützen konnten. Helmbert von Mengershausen, der Großvater des Chronisten, war nämlich im Jahr 1372 der erste welfische Burgmann auf dem Sichelstein!¹⁶⁰ Bemerkenswert ist auch hier, dass mit keinem Wort vom Wiederaufbau einer älteren Anlage die Rede ist.

Schließlich ist noch eine Quelle zu erwähnen, die von der Forschung bisher offenbar gänzlich übersehen worden ist. Im Archiv der Stadt Münden befindet sich eine Handschrift aus dem späten 16. Jahrhundert, die unter dem Titel „*Articuli Probatory ad perpetuam Rei memoriam*“ ein vom Stadtsyndicus niedergeschriebenes 56 Punkte umfassendes Verzeichnis der Nutzungsrechte der Stadt Münden sowie der Ortschaften des

154 AUFGEBAUER 2008 (wie Anm. 4), S. 92.

155 Vgl. VON LILIENCRON (wie Anm. 150), Vorrede zur „Düringischen Chronik“, S. XXX.

156 HANS VON MENGERSHAUSEN in: Neues vaterländisches Archiv 1831, Bd. II, S. 146 ff.

157 Vgl. ANNELIES RITTER: Die Verfassung der Stadt Münden und die Liste der Ratsherren seit ihrer Nennung bis zum Jahre 1697. In: Göttinger Blätter 5 (1939, 1), S. 28–38, hier S. 35.

158 VON MENGERSHAUSEN (wie Anm. 156), S. 157.

159 SUDENDORF (wie Anm. 152), Geschichtliche Einleitung, S. IX.

160 BERNHARD FISCHER (Bearb.): Die (von) Mengershausen in Südhannover (1250–1850). In: Norddeutsche Familienkunde 10 (1961, Sonderheft Dezember), S. 258–274, hier S. 261.

„Obergerichtes“ am und im Kaufunger Wald einschließlich Grenzreglement enthält.¹⁶¹ Die Angaben beruhen teilweise auf mehrfachen Besichtigungen in den Jahren 1575–1578. Unter Artikel 9 heißt es: *Item wahr, daß in Anno 1372 jenseits des Gemeinen Kauffunger Waldes ein Jagehaus, der Sichelstein genannt, von dem Herzog von Braunschweig erbauet worden.* Wiederum geht es lediglich um einen Neubau und nicht um die Wiederherstellung einer früheren Anlage. Der historische Wert dieser Aufzeichnung besteht vor allem darin, dass sie von einem Ortskundigen aus der näheren Umgebung der Burg Sichelstein stammt, der sich seinerseits auf Unterlagen der Stadt Münden sowie auf die Aussagen orts- und sachkundiger Personen stützen konnte.

Nach alledem besteht kein Zweifel mehr, dass mit der Errichtung der Burg Sichelstein in der Tat erst im Jahr 1372 begonnen wurde. Für die Existenz eines hochmittelalterlichen Vorgängerbaus gibt es nach dem derzeitigen archäologischen Forschungsstand keine konkreten Anhaltspunkte.

161 Stadtarchiv Münden. Akte B 2320: „Verhandlungen mit dem Landgrafen von Hessen über den Grenzverlauf zwischen dem Mündener Holze und dem Kaufunger Wald 1575–1580“; hier zitiert nach der transkribierten Wiedergabe bei Günther KAERGER: *Flurnamen der Gemarkung Münden. Teil I: Münder Wald und „Gemeiner Kauffunger Wald“* (Forstamt Kattenbühl, Abtlg. 57–80). Hann. Münden 1994, S. 93 ff.

Die Hofordnung von Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg (Wolfenbüttel) von 1587

von

Arnd Reitemeier

gemeinsam mit Miriam Bartels, Clara Böhme, Arne Fieselmann,
Jürgen Gansäuer, Maike Gauger, Sanja Gehrken, Stephanie Hennig,
Anika Kurth, Brigitte Lazar, Sören Lindner, Lena Malzahn, Jan Stieglitz,
Jennifer Uhl, Nils Urbigkeit¹

Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg (Wolfenbüttel)

Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren am 29.6.1528 als dritter Sohn von Marie, Tochter des Grafen Heinrich I. von Württemberg und erster Ehefrau von Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel, rückte an die erste Stelle der Erbfolge, nachdem in der Schlacht von Sievershausen 1553 seine beiden älteren Brüder gefallen waren.² Zuvor war er als nachgeborener Sohn zunächst für eine Karriere als Geistlicher vorgesehen, so dass ihn sein Vater zum Studium zuerst nach Köln und anschließend nach Löwen geschickt hatte.³ In der Zeit der Herausbildung der Konfessionen wurde das Herzogtum 1542 bis 1548 vom Schmalkaldischen Bund besetzt, der auch den lutherischen Glauben im Herzogtum einführte.⁴ Heinrich der Jüngere baute nach seiner Rückkehr aus der hessischen Gefangenschaft die Verwaltung des Landes wieder auf und setzte in den nachfolgenden

-
- 1 Der folgende Aufsatz samt Edition der Hofordnung entstand im Masterseminar „Hofordnungen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit“ im Wintersemester 2012/2013 am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der Universität Göttingen. Die Hofkapellordnung wurde von Frau M. Gauger bearbeitet.
 - 2 Zur Schlacht von Sievershausen siehe Paul Woldemar GLAFEY: Die Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553. Dresden 1876. Vgl. auch Gerd BIEGEL; Hans-Jürgen DERDA (Hrsg.): Blutige Weichenstellung. Massenschlacht und Machtkalkül bei Sievershausen 1553. Braunschweig 2003 (Veröffentlichung des Braunschweigischen Landesmuseums 107).
 - 3 Carl Wilhelm SACK: Herzog Julius von Braunschweig als Student und gehuldigter Regent. In: Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 2 (1869), S. 40-94; Friedrich WAGNITZ: Der Lebensweg von Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel bis zum Regierungsbeginn 1568. Wolfenbüttel 1999.
 - 4 Dieter MATTHES: Der braunschweigische Primogeniturvertrag von 1535 und die Gefangenschaft Herzog Wilhelms. In: Braunschweigisches Jahrbuch 47 (1966), S. 5-51; älter: Erich BRANDENBURG: Die Gefangennahme Herzog Heinrichs von Braunschweig durch den Schmalkaldischen Bund 1545. Leipzig 1894.

Jahrzehnten die herzoglichen Rechte gegenüber dem Adel erneut durch.⁵ Nach seinem Tod hinterließ er seinem Sohn ein wohlgeordnetes Territorium.⁶ Entgegen dem politischen Wunsch seines Vaters führte Herzog Julius dann 1568/1569 die Reformation in Braunschweig-Wolfenbüttel ein.⁷ Zugleich setzte er die Politik seines Vaters fort, im Inneren die Einnahmen zu maximieren und nach außen eher zurückhaltend zu agieren.⁸

In der Forschung wurde Herzog Julius maßgeblich als Begründer der Braunschweigischen Landeskirche wahrgenommen, wozu auch die kurz nach Julius' Tod von seinem Vertrauten Franz Algermann verfasste Biographie in hohem Maße beitrug.⁹ Auf dieser fußte auch die Zuschreibung eines weitgehend zerrütteten Verhältnisses zwischen Julius und seinem Vater, was allerdings in jüngster Zeit von der Forschung in Frage gestellt wurde.¹⁰ Besonders auf der Grundlage der umfangreich überlieferten Wirtschaftsakten bewertete man den Herzog in den letzten Jahrzehnten als vorbildhaft agierenden Ökonomen.¹¹ Der Hof des

- 5 Siehe MATTHES: Primogeniturvertrag (wie Anm. 4); WAGNITZ: Lebensweg (wie Anm. 3), S. 12; Rainer TÄUBRICH: Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel (1489-1568). Leben und Politik bis zum Primogeniturvertrag von 1535. Braunschweig 1991 (Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte 29), S. 81; Manuela SISSAKIS: Territoriale Rechnungslegung in der Frühen Neuzeit. Quellenkritische Anmerkungen anhand der Kammerrechnungen des 16. Jahrhunderts im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel. In: Christian LIPPELT; Gerhard SCHILDT (Hrsg.): Braunschweig-Wolfenbüttel in der Frühen Neuzeit. Neue Historische Forschungen. Braunschweig 1993 (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 41), S. 93-108, hier S. 101f.; zu Herzog Heinrich dem Jüngeren: Friedrich KOLDEWEY: Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation. Halle 1883 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 1,2).
- 6 SISSAKIS: Rechnungslegung (wie Anm. 5), S. 103; siehe zuletzt und ausführlich DIES.: Kriegs- und Herrschaftsfinanzierung im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel zur Regierungszeit Herzog Heinrichs d. J. (1515-1568). Hannover 2013 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 270).
- 7 Zusammenfassend und die neueste Literatur aufführend: Klaus JÜRGENS: Das Zeitalter der Reformation im Lande Braunschweig. In: Friedrich WEBER u.a. (Hrsg.): Von der Taufe der Sachsen zur Kirche in Niedersachsen. Geschichte der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig. Braunschweig 2010, S. 129-179, sowie Inge MAGER: Konfessionelles Zeitalter. In: Ebd., S. 181-233.
- 8 Zuletzt ARND REITEMEIER: Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg (Wolfenbüttel): Herrscher und Herrschaft. In: Uwe OHAINSKI; ARND REITEMEIER (Hrsg.): Das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahr 1574. Der Atlas des Gottfried Mascop. Bielefeld 2012 (Schriften des Instituts für Historische Landesforschung 57), S. 43-62.
- 9 FRANZ ALGERMANN: Leben des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg. Hrsg. von Friedrich Karl von STROMBECK. Helmstedt 1823; das Leben und die Leistungen von Julius bewertend Paul ZIMMERMANN: Art. „Julius, Herzog zu Braunschweig“. In: Allgemeine Deutsche Biographie 14 (1881), S. 663-670; Hans-Joachim KRASCHEWSKI: Art. „Julius“. In: Neue Deutsche Biographie 10 (1974), S. 654f.; zuletzt DERS.: Art. „Julius, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg (Wolfenbüttel)“. In: Horst-Rüdiger JARCK (Hrsg.): BBL 2006. Braunschweig 2006, S. 386.
- 10 HORST RELLER: Die Auseinandersetzung zwischen Herzog Heinrich d. J. und Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg in den Jahren 1553 – 1568. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 67 (1969), S. 91-106; zuletzt Wolf-Dieter MOHRMANN: Vater-Sohn-Konflikt und Staatsnotwendigkeit. Zur Auseinandersetzung zwischen den Herzögen Heinrich d. J. und Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel. In: BSJb 76 (1995), S. 63-100.
- 11 Ausführlich Hans-Joachim KRASCHEWSKI: Wirtschaftspolitik im deutschen Territorialstaat des 16. Jahrhunderts. Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (1528-1589). Köln 1978 (Neue Wirtschaftsgeschichte 15).

Herzogs wurde dabei allerdings nicht analysiert, auch wenn Uppenkamp die zentrale Residenz Wolfenbüttel und Lippelt die Berater des Herzogs sowie Teile der Administration untersuchten.¹² Doch so sehr Herzog Julius auch auf die innere Entwicklung seines Territoriums Wert legte, so wenig war das Herzogtum von der kulturellen Entwicklung in Europa abgekoppelt. Julius war sehr an den politischen Geschehnissen seiner Zeit interessiert und ließ im Schloss Wolfenbüttel Gemälde bedeutender Ereignisse aufhängen.¹³ Dabei gehörte das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel zu den international eher wenig bedeutenden Territorien, doch war es dem Herzog wichtig, kulturell beispielsweise mit den Höfen in Dresden oder München auf einer Ebene zu stehen und ließ sich folglich ganz in der Mode der damaligen Zeit portraituren.¹⁴

Quellenart Hofordnung

Die Textgattung Hofordnungen befasst sich – vornehmlich aus der Sicht des Fürsten – mit strukturellen und politisch-sozialen Charakteristiken eines Hofes. Laut Paravicini umfasst eine Hofordnung die „vom jeweiligen Herrscher erlassene Bestimmungen, die feststellen, (1) welche Ämter es in seinem Haushalt gibt, (2) wer sie innehaben soll, (3) mit welchem Gefolge beziehungsweise mit welcher Entlohnung sie zu versehen sind, (4) was zu tun ist und (5) in welcher Form dies zu geschehen hat.“¹⁵ Hofordnungen konnten gleichsam Anweisungen für die Inhaber einzelner Ämter enthalten, jedoch waren sie in der Regel „interne Arbeitstexte“, die folglich nicht gedruckt und nicht publiziert wurden.¹⁶ Sie wurden an den europäischen Königshöfen selten im 13., zunehmend im 14. Jahrhundert sowie dann im 15. und 16. Jahrhundert in immer größerer Dichte und Reihenfolge auch in den deutschen Fürstentümern erlassen.¹⁷

12 Barbara UPPENKAMP: Das Pentagon von Wolfenbüttel. Der Ausbau der welfischen Residenz 1568-1628 zwischen Ideal und Wirklichkeit. Hannover 2005 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 229); Christan LIPPELT: Hoheitsträger und Wirtschaftsbetrieb. Die herzogliche Amtsverwaltung zur Zeit der Herzöge Heinrich der Jüngere, Julius und Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (1547-1613). Hamburg 2008 (Schriften zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 12).

13 Hierzu ausführlich Barbara UPPENKAMP: Ein Inventar von Schloß Wolfenbüttel aus der Zeit Herzog Julius von Braunschweig und Lüneburg. In: Heiner BORGGREFE; Babara UPPENKAMP (Hrsg.): Kunst und Repräsentation – Studien zur europäischen Hofkultur im 16. Jahrhundert. Brake 2002, S. 69-107.

14 Versuch einer kulturhistorischen Verortung von Herzog Julius bei Christa GRAEFE (Hrsg.): Staatsklugheit und Frömmigkeit. Herzog Julius zu Braunschweig-Lüneburg – ein norddeutscher Landesherr des 16. Jahrhunderts. Wolfenbüttel 1989 (Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek 61); zuletzt REITEMEIER: Herrscher (wie Anm. 8), S. 46ff.

15 Vgl. Werner PARAVICINI: Europäische Hofordnungen als Gattung und Quelle. In: Holger KRUSE; Werner PARAVICINI (Hrsg.): Höfe und Hofordnungen 1200-1600. 5. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Sigmaringen 1999 (Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen 5; Residenzenforschung 10), S. 13-20, hier S. 14.

16 PARAVICINI: Hofordnungen (wie Anm. 15), S. 17; Peter MORAW: Zusammenfassung. In: KRUSE; PARAVICINI (Hrsg.): Höfe und Hofordnungen (wie Anm. 15), S. 555-560, hier S. 556.

17 MORAW: Zusammenfassung (wie Anm. 16), S. 559.

Die Regelungen waren vielfach Ausdruck einer zunehmenden Schriftlichkeit im Bereich der Verwaltung und damit einhergehend einem allgemeinen Streben nach der Normierung fürstlichen Handelns.¹⁸ Zugleich wurde in vielen Hofordnungen der Versuch sichtbar, die zum Teil überaus prekären, finanziellen Situationen der Höfe wieder zu verbessern.¹⁹ Oftmals wurden also erhebliche Einsparungen vorgesehen – und zugleich wurden dem höheren Adel, der vielfach als Gläubiger auftrat, besondere Rechte und Privilegien eingeräumt.²⁰

Über die Hofordnungen der verschiedenen Linien der Welfen unter Einbezug der weiteren Höfe des niedersächsischen Reichskreises hat besonders Widder gearbeitet.²¹ Sie konnte aufzeigen, dass zumindest in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Lüneburger wie der Wolfenbütteler Hof immer dann Vorschriften erließen, wenn die politische oder ökonomische Situation vergleichsweise prekär war. Im Fall von Heinrich dem Jüngeren, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, kam dies ein erstes Mal im Jahr 1533 vor.²² Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft des Schmalkaldischen Bundes stellte Herzog Heinrich eine zweite – vermutlich auf das Jahr 1556 zu datierende – Hofordnung zusammen, in der besonders die Ämter der Küche, des Kellers, der Silberkammer und des Marstalls geregelt wurden.²³

Sein Sohn und Nachfolger Herzog Julius erließ in den Jahren 1568/1569 eine Vielzahl an Ordnungen: Zu den bedeutendsten gehört die Kirchen- und Klosterordnung, in der systematisch der Übertritt des Landes zum protestantischen Glauben fundiert wurde.²⁴ In diesem Kontext entstand die Hofordnung von 1568, die dann 1587 in den hier editierten Regelungen wieder aufgegriffen wurde.²⁵ Ordnungen solcher Art zu erstellen und fortzuentwickeln war charakteristisch für das Wirken von Herzog Julius, wie Lippelt auch anhand der Kanzleiordnungen zeigen konnte.²⁶ Eben dies bildet den Grund, warum im Folgenden die Hofkapellordnung von 1579 ergänzend ediert wird, auf die letztlich in der Hofordnung von 1587 Bezug genommen wurde.

Quelle und Quellenbeschreibung

Die hier vorliegende „Generalhofordnung“ des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel stammt den Angaben des Umschlags zufolge aus dem Jahr 1587, allerdings ist der

18 Siehe Anm. 15 sowie Karl-Heinz AHRENS: Art. „Hofordnung“. In: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 5. München 2002, Sp. 74-76.

19 Vgl. Ellen WIDDER: Hofordnungen im Niedersächsischen Reichskreis. In: KRUSE; PARAVICINI (Hrsg.): *Höfe und Hofordnungen* (wie Anm. 15), S. 457-495, hier S. 493.

20 MORAW: Zusammenfassung (wie Anm. 16), S. 557-559.

21 WIDDER: Reichskreis (wie Anm. 19), S. 457-495.

22 Ebd., S. 486.

23 Ebd., S. 489; Niedersächsisches Landesarchiv-Hauptstaatsarchiv Hannover (künftig: NLA-HStAH) Cal. Br. 21, Nr. 630.

24 Emil SEHLING: *Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts*, Bd. VI/1: Niedersachsen: Die Welfischen Lande, Tübingen 1955, S. 139-280.

25 Die Hofordnung 1568 ist im Niedersächsischen Landesarchiv-Staatsarchiv Wolfenbüttel (künftig: NLA-StA WF) unter der Signatur 1 Alt Nr. 4 überliefert; hierzu WIDDER: Reichskreis (wie Anm. 19), S. 491.

26 LIPPELT: Hoheitsträger (wie Anm. 12).

Text nicht datiert.²⁷ Folio 2r enthält einen Vermerk, dass das vorhandene Exemplar am 15. Oktober 1594 dem *Junger(n) kuchenmeistern Heinrich Hartman(n)* zugestellt und somit für diese spätere Zeit weiterverwendet wurde. Die Papierhandschrift umfasst insgesamt 26 auf Vorder- und Rückseite beschriebene Seiten. Das Seitenmaß entspricht mit einer Breite von 21,8 cm und einer Höhe von 33,5 cm in etwa dem historischen Papierformat Folio (ca. 21 x 33 cm).²⁸ Das Papier der ersten Seite trägt ein Wasserzeichen, das aus einem mehrfach unterteilten Wappenschild mit unterschiedlich großen Voluten besteht. Der Schild wird von einem Pferd vor einer Säule und zwischen zwei Sicheln bekrönt. Es handelt sich also aller Wahrscheinlichkeit nach um das Wappen der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg. Unter dem Wappenschild ‚hängt‘ eine kreisförmige Struktur.

Der Schreiber ist unbekannt. Die Ordnung wurde auf Folio 23v mit der Signatur „Julius [Unterschrift]“ vom Herzog unterzeichnet.

Die Hofordnung ist in drei Teile mit 42 durchnummerierten Unterpunkten gegliedert. Sie beginnt mit allgemeinen Bestimmungen, die zunächst die Mitglieder des Hofes zur Treue verpflichten und darüber hinaus den Kirchgang, den Umgang mit auswärtigen Gästen und Gesandten, die Sitzordnung bei Tisch, die Ausstattung der Hofangehörigen mit Rüstungen und Waffen sowie ihr individuelles Verhalten regeln. Nicht enthalten ist eine Ausdifferenzierung aller Ämter am Hof oder ihrer jeweiligen Aufgabengebiete im Sinne von Punkt eins oder zwei der Definition Paravicinus.²⁹ Der zweite Teil der Ordnung, ab Unterpunkt 16, regelt die Abläufe und das Verhalten an der fürstlichen Tafel, bevor ab Punkt 22 die *Ordnung in der hoffstuben* anschließt.

Die ergänzend edierte Hofkapellordnung ist der Kammerordnung von 1579 angehängt.³⁰ Es handelt sich dabei um einen auf Papier geschriebenen handschriftlichen Entwurf eines anonymen Schreibers, der Streichungen und Änderungen enthält. Die Akte umfasst 26 Blatt, davon 20 zumeist beidseitig beschriebene und am Ende sechs leere Blätter. Sie entspricht mit einer Abmessung von ca. 22 cm x 33,5 cm ebenfalls in etwa dem historischen Folioformat.

Obwohl die Hofkapellordnung (fol. 45r-47v) Teil der Hofkammerordnung ist, lassen sich beide klar voneinander trennen: Beide Stücke beginnen mit einem Protokoll und schließen mit einem Eschatokoll.³¹ Dementsprechend ist das Ausstellungsdatum der Ord-

27 Überliefert im Niedersächsischen Landesarchiv-Hauptstaatsarchiv Hannover (künftig: NLA-HStAH) unter der Signatur Cal. Br. 22 Nr. 1038.

28 Die Maße entsprechen dem späteren Kanzleiformat, vgl. C. WEISMANN, Art. „Kanzleiformat“. In: *Lexikon des gesamten Buchwesens*, Bd. 4, 2., völlig neubearb. Aufl., Stuttgart 1995, S. 152.

29 Die fürstliche Kammer wird zum Beispiel nur im Nebensatz erwähnt.

30 Überliefert im NLA-StA WF unter der Signatur 40 Slg. Nr. 675.

31 Die Hofkammerordnung beginnt mit *Von Gottes gnaden vnser Juliussen hertzen zu Braunschweig vndt Luneburg [etc] camerodenung* (fol. 29r) und endet mit *Zur vrkundt haben wir dieselbe mit eigen henden vnterschrieb[en] vnd vnsern furstlichen secret wissentlich daruff drucken lassen. Gescheen vndt geben Heinrichstadt bey vnserm hofflager [etc] am 16. Februarij Anno 79* (fol. 44r). Die Kammerordnung ist mit *Ordnung wie es in vnser kirchen oder hoffkapellen gehalten werden soll* überschrieben (fol. 45r) und schließt mit *Getreulich vnd vngefahrlich zur vhrkundt haben wir die selbe mit eig[en]en] handen vnter schrieben vnd vnserm furstlich[en] secret wissentlich darauf drucken lassen. Geschehen vndt geben Heinrichsstadt bei vnserm hoflager am 16 Februarij anno 79* (fol. 47v).

nung, 16. Februar 1579, insgesamt dreimal genannt: zum einen im Titelblatt der Akte und zum anderen am Ende der jeweiligen Abschnitte.³² Der Ausstellungsort Heinrichstadt – heutzutage ein Stadtteil von Wolfenbüttel – ist nur in den beiden Eschatokollen genannt.³³

Die Lagen, die die Folio 28r bis 44v sowie die nicht mehr foliierten Blätter 51 bis 53 bilden, haben ein Wasserzeichen in Form eines Vollwappens mit Helm und Helmzier; bis auf fol. 28 und 32 ist es auf dem Kopf stehend. Die Figuren auf dem gespaltenen Schild sind nicht eindeutig zu identifizieren; es könnten Löwen sein. Aus der Helmkrone wächst eine Säule, vor der ein Pferd abgebildet ist; beides wird von zwei Sicheln eingerahmt. Auch hier handelt es sich also wahrscheinlich wieder um das Wappen der Herzöge.³⁴

Die Lagen, die die fol. 45r bis 48v sowie die nicht mehr foliierten Blätter 49 und 50 bilden, tragen ein anderes Wasserzeichen, das auf fol. 47 auf dem Kopf steht. Ein Kreis, der die ineinander verwobenen Initialen HH umschließt, ist von zwei aufgerichteten Löwen begleitet. Auf dem Kreis steht eine Figur mit geflügelten Füßen und einer über den Kopf ragenden Fahne, die sich als Fortuna identifizieren lässt.³⁵

Einführung in die Quelle

Ämter am Hof

In den Hofordnungen wurde in der Regel der feststehende, angestellte Haushalt aufgeführt. Daneben gab es einen informellen Hof, welcher einer enormen räumlichen und zeitlichen Fluktuation unterworfen war. Insgesamt umfasste ein höfischer Haushalt wie in Wolfenbüttel traditionell vier bis sechs Ämter.³⁶ Seit der fränkischen Zeit war eine Viergliederung in die Ressorts (Schatz)Kammer, Tafel, Keller und Stall mit dem dazugehörigen Personal üblich, wobei diesen Ämtern der Kämmerer, der Truchsess, der Schenk und der Marschall vorstanden.³⁷

An der Spitze des Hofes standen der Herzog und die Herzogin, gefolgt von dem reitenden und anschließend von dem gehenden Personal. Eine soziale Hierarchisierung wurde innerhalb der Gruppe des reitenden Hofpersonals anhand der Anzahl der Pferde, die auf Kosten des Herzogs gehalten werden durften, vorgenommen. Demnach waren die ranghöchsten Amtsträger der Marschall und der Hofmeister, gefolgt vom Kaplan des Herzogs,

32 Siehe fol. 28r, 44r und 47v.

33 Siehe fol. 44r und 47v.

34 Vgl. ebd., S. 208.

35 In der Online-Datenbank „Wasserzeichen-Informationssystem“ ist ein ähnliches Wasserzeichen aufgeführt, das sich zwar in der stilistischen Ausführung, aber nicht in den Motiven unterscheidet – lediglich die geflügelten Füße fehlen dort. Dieses Zeichen ist 1596 in Goslar belegt. URL: <http://www.wasserzeichen-online.de/wzis/struktur.php?ref=DE8370-PO-21453> (Stand: 25.07.2013).

36 Vgl. Werner PARAVICINI: Alltag bei Hofe. In: DERS. (Hrsg.): Alltag bei Hofe. 3. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Sigmaringen 1995 (Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen 3; Residenzenforschung 5), S. 9-30, hier S. 10.

37 Vgl. Aloys WINTERLING: „Hof“: Versuch einer idealtypischen Bestimmung anhand der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte. In: Reinhardt BUTZ; Jan HIRSCHBIEGEL; Dietmar WILLOWEIT (Hrsg.): Hof und Theorie. Annäherungen an ein historisches Phänomen. Köln 2004, S. 83.

dem Hufschmied, dem Meisterjäger, den Meisterköchen und dem Küchenschreiber. Zum reitenden niederen Hofpersonal zählten unter anderem Boten und Stallknechte, da sie keinen Anspruch auf die Verpflegung eines Pferdes hatten. Zu den weiteren Hofangehörigen, welche zu Fuß unterwegs waren, gehörten beispielsweise einfache Köche und Jägerknechte.³⁸

An der Spitze der Ämter des Hofes stand der Marschall. Er hatte laut Hofordnung einen uneingeschränkten Zugang zum Herrscher, beispielsweise während des gemeinsamen Kirchganges,³⁹ und wurde vom Herzog mit bestimmten Vollmachten für den Hof ausgestattet. Der Marschall erteilte zum Beispiel die Erlaubnis zu verreisen und führte Buch über An- oder Abwesenheit der Personen am Hofe.⁴⁰ Abweichend von anderen Ordnungen differenziert die Hofordnung von 1587 zwischen einem Hofmarschall und einem Hausmarschall, definiert allerdings nicht die Unterschiede zwischen den Tätigkeiten. Beide waren bei der Betreuung hoher Gäste anwesend und an der Überwachung der Essensausgabe beteiligt.⁴¹ Mehr Informationen lassen sich über den Futtermarschall gewinnen, der insbesondere für eine Überwachung und Kontrolle der speisenden Personen verantwortlich war, um den Diebstahl von Lebensmitteln durch das ‚Hinausschmuggeln‘ derselben nach den Mahlzeiten zu verhindern.⁴² Am Hof Herzog Julius‘ wurde den Abläufen bei den Mahlzeiten besondere Bedeutung zugemessen, wie sich daran erkennen lässt, dass die Zuständigkeiten und Tätigkeiten aller Ämter besonders im Kontext der Speisen dargelegt werden.⁴³

In der Hofkapelle waren die Prälaten, die Kantoren und weitere Geistliche tätig. Der Herzog leistete sich mehrere Trompeter, die bei diversen Anlässen spielten. In der Küche arbeiteten nicht nur die Köche, sondern auch der Küchenmeister, der Vorschneider und der Küchenschreiber, was auf die besondere wirtschaftliche Bedeutung der Küche verweist. Dem Tätigkeitsbereich der Tafel konnten der bereits erwähnte Futtermarschall, der Saalherr und Tischdiener zugeordnet werden. Zuständig für die (Silber)Kammer waren der Kammerling, der Türknecht, der Silberknecht und der Schließer sowie die Kammerjungen. Der Schenk und Bierschließer waren dem Keller zugeordnet. Zum allgemeinen Bereich des Stalls gehörten der Marschall sowie die *ein-spennigen*, die *hengstreuter*, die gewappneten Dienstmannen und die Knechte, so dass damit Hofämter und erweiterter Hof, zu dem dann auch die Ritterschaft und die Edelknaben gehörten, ineinander übergingen. In Ergänzung der erwähnten Amtsinhaber gab es ein zahlenmäßig nicht genau bekanntes Gesinde am Hof, bestehend aus Leibjungen, Mägden und Knaben. Gleichsam quer zu der sozialen Hierarchie und zu den Amtsbereichen definierte die Hofordnung zahlreiche Verwaltungstätigkeiten, die beispielsweise der Burgvogt, die Kopisten, zahlreiche Schreiber, Sekretäre und Kanzleigesellen ausübten.

38 Vgl. Werner RÖSENER: Leben am Hof. Königs- und Fürstenhöfe im Mittelalter. Ostfildern 2008, S. 183.

39 fol. 3v; die in diesem Aufsatz verwendeten Folioangaben ohne weiteren Herkunftsnachweis beziehen sich alle auf die unten edierte Generalhofordnung von 1587.

40 fol. 6v und fol. 7r.

41 fol. 4r.

42 fol. 22v; siehe unten den Abschnitt über Tischordnung und Mahlzeiten.

43 Siehe unten den Abschnitt über Tischordnung und Mahlzeiten.

Tischordnung und Mahlzeiten

In der Hofordnung wurde den Abläufen bei den gemeinsamen Mahlzeiten außerordentlich großer Raum eingeräumt, da sich hierbei die sozialen, politischen und ökonomischen Hierarchien manifestierten.

Zu den Mahlzeiten im Speisesaal mussten die Mitglieder des Hofes erscheinen. Entscheidend war die Gliederung nach Tischen, deren Plätze nach Stand, Alter, Herkunft und Ehre gestaffelt war. Die genaue Zahl der Anwesenden und Tische wurde in der Hofordnung nicht genannt, allerdings saßen der Herzog, seine Familie und seine engsten Vertrauten an einem Tisch, die übrigen Mitglieder des Hofes dagegen an anderen Tafeln, und zugleich variierte die Anzahl der Gänge nach Tisch.⁴⁴

Die Diener, Lakaien und Jungen servierten stets zuerst dem Fürsten, dann dem Adel.⁴⁵ Aufgedeckt wurde eine Viertelstunde nachdem zu Tische gerufen worden war, wobei der Marschall den entsprechenden Befehl zum Servieren gab.⁴⁶ Vor jeder Mahlzeit wurde das Benedicte, der Lobpreis, und nach jedem Essen das Gratias, das Dankgebet, mit einem Psalm aus dem Buch David gesprochen. Die Form des Servierens, ob in Schüsseln oder Tellern, wurde nicht benannt, allerdings war die Menüfolge im Vorhinein festgelegt. Es gab Fleischtage, an denen Fleisch und Fisch serviert wurde, während an Freitagen und Samstagen stets nur Fisch bereitet wurde.⁴⁷ Gegessen wurde morgens um neun Uhr sowie nachmittags um vier Uhr.⁴⁸

Der Zugang zu allen Ressourcen war streng reglementiert: Nach dem Servieren des Essens wurde die Küche geschlossen.⁴⁹ Auch durften ohne entsprechende Befugnis weder die Küche noch der Bier- und Weinkeller sowie die Silberkammer betreten werden.⁵⁰

Die Essensrationen wurden vom Herzog bewilligt und im Register vermerkt.⁵¹ Dem Marschall, dem Hofschenk, Küchenmeister sowie Küchenschreiber wurde dieses Verzeichnis vorgelegt, damit sie darüber informiert waren, wer befugt war, Morgensuppe und Bier zu erhalten. Falls jemand nicht verzeichnet war, bekam er keine Speisen und Getränke. Bei Missachtung dieser Regel waren schwere Strafen zu verhängen.⁵²

Wer eine Mahlzeit verpasste, bekam aus der Küche zu einem späteren Zeitpunkt kein Essen mehr. Befand man sich allerdings im fürstlichen Auftrag außer Haus und konnte deshalb nicht zugegen sein, sollte dieses dem Marschall, den Hofschenken oder den Küchenmeistern mitgeteilt werden. Man erhielt in diesem Fall später noch ein Essen.⁵³ Der Weinschenk sollte den Wein nur am Platze ausschenken und den Weinkeller geschlossen halten.⁵⁴

Zurückhaltung und Ehrerbietung wurde von allen Mitgliedern des Hofes erwartet. Räte, Hofjunker etc. an der Tafel des Herzogs mussten sich höflich, züchtig, still und sitt-

44 fol. 17v.

45 fol. 14r.

46 fol. 12v.

47 fol. 17v.

48 fol. 15v.

49 fol. 16r.

50 fol. 10r.

51 fol. 6v.

52 fol. 11r.

53 fol. 15v.

54 fol. 10v.

sam verhalten.⁵⁵ Dies implizierte, dass weder geflucht, gelacht oder übermäßig getrunken werden durfte. Beim Abräumen durfte nichts vom Teller gegessen oder verschenkt werden – es sei denn, der Fürst erlaubte es.⁵⁶

Die Verantwortung für den Raum der Hofstube lag beim Saalherrn. Ihm waren Aufgaben wie das Tischdecken und Verwalten des Geschirrs übertragen.⁵⁷ Jeden zweiten Sonntag sollte dieser die Tische mit weißen Tischdecken herrichten.⁵⁸ Morgens um acht Uhr und nachmittags um drei Uhr wurden die Tische gedeckt und Brot bereitgestellt. War nach der Mahlzeit unangeschnittenes Brot übrig, wurde es aufgehoben und zum nächsten Mahl erneut aufgedeckt.⁵⁹ Im Winter sollte es vor den Toren an Bedürftige verteilt werden.⁶⁰ Der Saalherr war außerdem für das Einteilen des Gesindes zum Abräumen sowie für das Kaltstellen der übrig gebliebenen Speisen zuständig.⁶¹

Auf Reisen wurde die Tischordnung modifiziert, denn es wurden am Abend Fleisch, Speck oder Käse ausgeteilt. Wann dies eingenommen werden sollte, konnte jeder für sich selbst entscheiden. Die große gemeinsame Mahlzeit wie am Hof fiel aus.⁶²

Gäste am Hof

Kamen Gäste an den Hof, so galt es dem Gast größtmögliche Pracht vorzuführen, *damit jn dem S. f. G. ehr vnd furstlicher ruhm geschafft werde*⁶³, so dass Gästen besondere Privilegien eingeräumt wurden. Die Hofordnung von 1587 ergänzte damit die *Auflassordnung* von 1586, in der besonders der Aufenthalt von Gästen am Hof geregelt worden war.⁶⁴ Dies begann bereits bei den Dienern der adligen Gäste, welche jederzeit *mit guter reinlicher vnd wol- auch gahr gekochte speise vnd tranck*⁶⁵ versorgt werden sollen. Dies geschah, *damit niemandt sich darab mit fuegen zubeklagen habe*.⁶⁶ Analog wurden die adligen Gäste selbst behandelt. Die Reihenfolge des Aufdeckens der Mahlzeit wurde zu Gunsten der Gäste geändert, wofür Marschall, Hofschenk und Küchenmeister sowie die Diener, Lakaien und Jungen eigene Anweisungen erhielten.⁶⁷ Waren die Gänge bei der normalen Tafel genau abgezählt, so konnte der Marschall bei den Gästen nach eigenem Ermessen Ausnahmen zulassen: *so mag der marschalk nach standt vnd gelegenheit dero-selben ein eßen oder zweij mehr verordnen auch butter vnd kese geben laßen*.⁶⁸ Doch es galt nicht nur die Gäste bevorzugt zu behandeln, um den Ruhm des Fürsten zu mehren

55 fol. 13v.

56 fol. 13r.

57 Art. „Saalherr“. In: Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache 11 (2007), Sp. 1363; Onlineausgabe <http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw/> (Stand: 11.02.2013).

58 fol. 22r.

59 fol. 15r.

60 fol. 21r.

61 fol. 20v.

62 fol. 7v.

63 fol. 18r.

64 NLA-HStAH Cal. Br. 21 Nr. 2468, hierzu kurz WIDDER: Reichskreis (wie Anm. 19), S. 491.

65 fol. 17r.

66 fol. 17r.

67 fol. 16r.

68 fol. 18r.

und seinen herrschaftlichen Status herauszustellen. Ebenso wichtig war die Einhaltung der Manieren und Tischsitten, denn kein Gast sollte sich durch das ungebührliche Verhalten des Hofpersonals gestört fühlen, da dies potenziell auf den Fürsten zurückfallen und sein Ansehen schmälern könnte. Folglich wurden alle Diener im Falle der Teilnahme von Gästen an den Mahlzeiten noch einmal gesondert unterwiesen.⁶⁹

Der Herzog wies damit der guten Ordnung per se entscheidende Bedeutung zu. Ebenso wichtig aber war ihm die Selbstdarstellung, denn Gäste sollten durch die Zurschau- stellung von Manieren und Ordnung, von Macht und Reichtum beeindruckt werden.

Kirchgang

Indem Herzog Julius unmittelbar nach seiner Amtsübernahme 1568 die Reformation ein- führte, wurde er zugleich *summus episcopus*, also Oberhaupt der ev.-luth. Kirche.⁷⁰ Dem Kirchgang wurde also große Bedeutung beigemessen. Ausdrücklich bestimmte der Her- zog, dass alle am Hof Tätigen den Gottesdienst zu besuchen haben. Die Verantwortung für die vollständige Umsetzung wurde dem Marschall zugewiesen, da niemand *ohne be- sondere hohe vnd ehaffte hinderung vnd vrsachen* dem Gottesdienst fernbleiben durf- te.⁷¹ Mit Strafe wurde bedroht, wer an Sonntagen und gewöhnlichen Festen den Gottes- dienst *muthwillig vnd vorsetzlich* versäumte.⁷² Die detailliert beschriebene und hierarchisch vorgegebene Ordnung verdeutlichte die öffentlich zu demonstrierende Ge- schlossenheit des Kirchganges: Vor dem Gemach von Herzog Julius hatten der Adel, die Hofjunker, *hengstreuter* und zum Schluss das *semblich hoffgesinde* auf den Herzog zu warten, bis dieser als oberster Repräsentant des Fürstentums dann den Zug in die Kirche führte. Niemand durfte die Kirche vor dem Ende des Gottesdienstes verlassen, sondern alle Teilnehmer des Gottesdienstes sollten den Herzog nach Schluß *wiederumb* [gemein- sam, Anm. d. Verf.] *hinauß begleiten*.⁷³

Während also in der Hofordnung zeremonielle Abläufe und Details des Kirchgangs festgeschrieben wurden, enthielt die Hofkapellordnung von 1579 weitere Angaben zur Liturgie. In ihr wurde auf die Hierarchie der am Gottesdienst teilnehmenden Personen und ihre Platzierung im Kirchenraum eingegangen. Der Wortlaut legt nahe, dass die in der Kirchenordnung von 1568 definierten liturgischen Abläufe unverändert Anwendung fanden: *ceremonien vnd kirchengepreng halber lassen wir es allenthalben wie in vnser agenda od[er] kirchenordenung verfasset ist*⁷⁴. Folglich wurde bekräftigt, dass das *sacra- ment des leibs vndt bluts Christi*⁷⁵ gespendet und der Predigt hinfort zentrale Relevanz eingeräumt wurde. Schloss und Torstube waren während der Predigt zu verschließen, und zugleich galt auch bereits 1579 unmissverständlich, dass alle Personen am Hof am Gottes- dienst teilzunehmen hatten.⁷⁶ Die Hofkapellordnung wies vor allem den Höflingen ihren

69 Vgl. fol. 15v.

70 Siehe oben den Abschnitt über Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg (Wolfenbüttel).

71 fol. 3v.

72 fol. 3v.

73 fol. 3v.

74 NLA-StA WF 40 Slg. Nr. 675, fol. 45r.

75 NLA-StA WF 40 Slg. Nr. 675, fol. 46v.

76 NLA-StA WF 40 Slg. Nr. 675, fol. 47r und fol. 47v.

Platz im Rahmen des Gottesdienstes zu und legte fest, in welcher Reihenfolge sie zum Abendmahl gehen durften und dieses empfangen sollten.⁷⁷ Auch mussten alle weiteren Personen beim Eintritt des Herzogs an den ihnen gebührenden Plätzen stehen.⁷⁸ Weder die Geltungsdauer der Hofordnung noch der Hofkapellordnung können zweifelsfrei bestimmt werden, doch legt die gemeinsame Überlieferung nahe, dass im Jahr 1587 die Hofkapellordnung von 1579 weiterhin Anwendung fand.⁷⁹

Rüstungen und Waffen

Eine soziale Rangfolge innerhalb der am Hofe tätigen Personen wurde auch anhand der Rüstungen und Bewaffnung sichtbar. Hierbei wurde festgehalten, dass der Marschall und die ihm unterstellten Hofjunker, deren Diener sowie die Jungen sich mit *dem jungen vng gehaltenem vnd gemeinem gesinde nicht zugemein, zu abbruch vnd verkleinerung ihrer gebührenden auctoritet machen sollten*.⁸⁰ Der Marschall, die Hofjunker des Herzogs samt deren Dienern, hielten Pferde und durften jeweils einen polierten Harnisch mit *schehern* und Kniebuckel nutzen.⁸¹ Die Pferde waren mit einem polierten Küriß, einem vollständigen Rossharnisch, zur Wehr ausgestattet, der einen *durchgebrochenen hals(e)* und *roßstiern* hatte.⁸² Die Hälsen der Pferde waren also nicht vollständig umschlossen, doch war die Pferdestirn vollständig abgedeckt. Jede Person war mit drei *gleichformige[n] kurtze[n] rohre[n]* mit Kugeln bewaffnet.⁸³ Dies waren kurze Handrohre bzw. -büchsen, also ersten Handfeuerwaffen.⁸⁴ Die *jungen* erhielten jeweils ein *lang Rohr* und Kugeln.⁸⁵ Sollten die Harnische bei festlichen Anlässen oder bei Turnieren getragen worden sein, so konnte der Hof sein Selbstverständnis und Prestige nach außen tragen. Auffällig ist der Ausschluss von Besonderheiten: Der Marschall erhielt beispielsweise keinen prunkvolleren Harnisch als die ihm unterstehenden Hofjunker und Diener. Bekannt ist hierzu auch, dass Herzog Julius 1571 „... sieben Sorten von Landsknechtsharnischen zu je 150 Stück“ in Auftrag gab, welche in unterschiedlichen Farben und nach Maß angefertigt wurden.⁸⁶ Die Uniformität der Rüstungen verstärkte den Eindruck von Größe und Macht im Fall eines militärischen Auftretens. Auch wenn Herzog Julius zunächst die Ausgaben trug, so

77 NLA-StA WF 40 Slg. Nr. 675, fol. 45r bis fol. 47r.

78 NLA-StA WF 40 Slg. Nr. 675, fol. 46r.

79 Unter der Signatur NLA-StA WF 40 Slg. Nr. 674 ist eine vollständige Abschrift der Kammerordnung, inkl. der Kapellordnung überliefert. Diese Abschrift ist undatiert, stammt aber der Handschrift nach zu urteilen aus dem 18. Jahrhundert und enthält sämtliche Korrekturen des Entwurfs. Das Archiv hat die Abschrift und den Entwurf in einer Akte zusammengefasst und mit einer durchgängigen Follierung versehen, obwohl beide Exemplare eine eigene Signatur haben.

80 fol. 5r.

81 fol. 5r.

82 fol. 5r; siehe dazu Gerhardt QUAAS (Hrsg.): Eisenkleider. Plattnerarbeiten aus drei Jahrhunderten aus der Sammlung des Deutschen Historischen Museums. Berlin 1992 (Bausteine. Deutsches Historisches Museum 7), S. 124.

83 fol. 5r.

84 Vgl. Volker SCHMIDTCHEN: Kriegswesen im späten Mittelalter. Technik, Taktik, Theorie. Weinheim 1990, S. 194.

85 fol. 5r.

86 Alheidis von ROHR: Initialen, Sinnsprüche und Dekor als Mittel fürstlicher Selbstdarstellung. In: GRAEFE (Hrsg.): Staatsklugheit (wie Anm. 14), S. 17-24, hier S. 19.

mussten die Inhaber der Ämter doch die Waffen gegen eine in der Hofordnung nicht spezifizierte Summe erwerben.⁸⁷ Nach dem Tod eines Mannes im Kampf oder im Fall des Ausscheidens vom Hof fielen die Rüstung und die Waffen zurück an den Fürsten, mussten dann aber vom Nachfolger im Dienst erneut bezahlt werden.⁸⁸

Die übrigen Diener trugen ebenfalls einen polierten Harnisch, waren aber wohl nicht beritten. Sie erhielten zur Bewaffnung sowohl *oberwehr* als auch *unterwehr*.⁸⁹ Unter Erstgenanntem sind Handfeuerwaffen und unter Letztgenanntem Degen oder Säbel zu verstehen.⁹⁰ Im Gegensatz zu den Hofjunkern und deren Dienern mussten diese weiteren Diener als Infanterie kämpfen und waren damit sozial den Rittern nachgeordnet. Noch einmal niedriger gestellt war das *gemeine gesinde*, das sich zumindest Sturmhauben, Degen, Federspieß oder lange bzw. kurze Handrohre *verschaffen vnd also darmit bewehren* und kämpfen können sollte.⁹¹ Der Hofordnung lässt sich nicht zweifelsfrei entnehmen, ob das Gesinde diese Waffen selbst beschaffen musste oder es aus dem Zeughaus versorgt wurde. Umgekehrt sollten die Hofjunker und deren Diener ihre Rüstung und Waffen parat haben und stets gut ausgestattet sein.

Das Kennzeichen der Gleichförmigkeit beim Auftreten des Hofes in der Öffentlichkeit, die Relevanz, die der Ordnung zugewiesen wurde, manifestierte sich damit auch bei den Rüstungen und bei der Bewaffnung der Mitglieder des Hofes.

Einordnung und Bewertung

Auffällig in der Hofordnung Julius' ist die Detailfülle der Regelungen der Abläufe bei den Mahlzeiten, wie beispielsweise die Anweisungen zum Tischgebet oder Vorschriften zum generellen Verhalten bei Tisch. Besonders häufig als strafbar betont wurde die Entwendung von Lebensmitteln aus dem Speisesaal oder der Küche. Gründlich eingegangen wurde darüber hinaus auf Aspekte wie zum Beispiel Bekleidung und Rüstung der Hofangehörigen oder die penible Ordnung aller Abläufe auf schriftliche Art.

Es ist nicht erkennbar, dass die Hofordnung ökonomischen Zwecken diene.⁹² Zwar trugen die Vorschriften dazu bei, keine übermäßigen Ausgaben durch ausschweifenden Lebensstil zu verursachen, doch scheinen Restriktionen angesichts der guten finanziellen Lage des Hofes nicht nötig gewesen zu sein.⁹³ Auch finden sich keine genauen Auflistungen über die Verteilung von Pferden oder Personal an einzelne Ämter, wie dies zum Beispiel Heinrich der Mittlere von Braunschweig-Lüneburg vom Anfang des 16. Jahrhun-

87 fol. 5v.

88 fol. 5v.

89 fol. 5v.

90 Bernd WARLICH: Der Dreißigjährige Krieg in Selbstzeugnissen, Chroniken und Berichten, URL: <http://www.30jaehrigerkrieg.de/begriffe-g/> (Stand: 30.01.2013).

91 fol. 5v.

92 Anders beispielsweise die Regensburger Ordnung der Fürsten Otto, Ludwig und Stephan von 1294, ediert in: Franz Michael WITTMANN (Hrsg.): Monumenta Wittelsbacensia. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Wittelsbach, 2. Abth. von 1293 – 1397. München 1861, S. 52-60; siehe hierzu Ferdinand KRAMER: Zur Entstehung und Entwicklung von Hofordnungen am Münchner Hof in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: KRUSE; PARAVICINI (Hrsg.): Höfe und Hofordnungen (wie Anm. 15), S. 383-399.

93 Vgl. dazu die Rechnungsbücher des Hofes: NLA-HStAH Hann. 76c A Nr. 21 sowie Hann. 76c A Nr. 23.

derts machte.⁹⁴ Wie wenig Sparmaßnahmen als Motiv für den Erlass der Hofordnung von Herzog Julius angenommen werden können, lässt sich außerdem anhand der vorliegenden Rechnungen aus den Jahren vor und nach dem Abfassen der Ordnung entnehmen, denn von 1585/86⁹⁵ bis 1588/89⁹⁶ stiegen die Ausgaben für die Hofhaltung um etwa 26.000 Gulden an. Offensichtlich konnte der Hof diesen Kostenanstieg ohne Weiteres verkraften, so dass umgekehrt zu konstatieren ist, dass die Hofordnung von 1587 wesentlich darauf zielte, das soziale Leben am fürstlichen Hof in angemessener Weise zu gestalten und zu strukturieren, wie besonders die Anordnungen für die Durchführung der Mahlzeiten und für den Kirchgang zeigen.⁹⁷

Anders als in der Hofordnung Heinrichs des Jüngeren von 1547/48 nahmen die Strafandrohungen bei Regelverletzungen aller Art großen Raum ein, wenn auch die Art und Weise der jeweiligen Strafen nicht festgelegt wurden.⁹⁸ Umgekehrt wurde auf den Hof der Ehefrau von Herzog Julius, Hedwig, geb. Markgräfin von Brandenburg, nicht weiter eingegangen, was möglicherweise mit ihren häufigen Aufenthalten in Schloss Hedwigsburg bei Kissenbrück erklärt werden kann.⁹⁹

Die Hofordnung von 1587 ist damit kein Organigramm der Ämter am Hof.¹⁰⁰ Vielmehr belegt sie „den Anspruch des fürstlichen Wesens“ Julius‘ von Braunschweig-Wolfenbüttel.¹⁰¹ Der Hof sollte sich nach Willen des Herzogs als wohlgeordnetes soziales Gebilde mit dem Fürsten an der Spitze darstellen.

Hofordnungen als wissenschaftliche Quellen kultureller und gesellschaftlicher Gegebenheiten fanden im wissenschaftlichen Diskurs bisher „kaum Interesse“.¹⁰² Diese Einschätzung kontrastiert jedoch mit den Forschungsperspektiven der Hofordnungen, wenn sie einer sorgfältigen Analyse und Auswertung unterzogen werden. Sie sind ein Spiegelbild der höfischen Gesellschaft wie des herzoglichen Bewusstseins, in welchem sich hierarchische und repräsentative Gegebenheiten, sowie Erkenntnisse über gesellschaftliche Strukturen und kulturelle Prägungen der Zeit abbilden und nachvollziehen lassen.

94 Ediert in: Arthur KERN: *Deutsche Hofordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts*. Bd. 2: Braunschweig, Anhalt, Sachsen, Hessen, Hanau, Baden, Württemberg, Pfalz, Bayern, Brandenburg-Ansbach. Berlin 1907, S. 1-8.

95 NLA-HStAH Hann. 76c A Nr. 21.

96 NLA-HStAH Hann. 76c A Nr. 23.

97 AHRENS: Art. „Hofordnung“ (wie Anm. 18), Sp. 76.

98 Hofordnung Herzog Heinrichs des Jüngeren zu Braunschweig-Lüneburg (1556, vielmehr 1547/48?), NLA-HStAH Cal. Br. 21 Nr. 587, fol. 1r-13v; teilweise ediert in: KERN: *Hofordnungen* (wie Anm. 99), S. 8-15.

99 Silke WAGENER-FIMPEL: Art. „Hedwig, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg“. In: BBL 2006, Braunschweig 2006, S. 308.

100 WIDDER: Reichskreis (wie Anm. 19), S. 493; siehe auch Ernst SCHUBERT: *Steuer, Streit und Stände. Die Ausbildung ständischer Repräsentation in niedersächsischen Territorien des 16. Jahrhunderts*. In: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 63 (1991), S. 1-58, hier S. 8f. und S. 16f.

101 WIDDER: Reichskreis (wie Anm. 19), S. 494.

102 Rainer A. MÜLLER: *Der Fürstenhof in der Frühen Neuzeit*. München 1995, S. 88.

Sprache

Die Sprache des Dokuments befindet sich auf dem Entwicklungsstand des Frühneuhochdeutschen und bildet eine Vorstufe zum heutigen Neuhochdeutschen, wobei allerdings die Grenzen zwischen der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprachstufe nicht immer trennscharf ausgebildet sind.¹⁰³ Auffällig ist die Verwendung des Vokals <y> für den neuhochdeutschen Vokal <i>. Reine Schreibvarianten stellen der Gebrauch von <i> und <j>, <u> und <v> dar; dieser ist nicht nach der Lautqualität geregelt, sondern nach der Stellung im Wort unterschieden. Dabei wurden <j> und <v> im Anlaut gebraucht, während <i> und <u> in der Wortmitte verwendet wurden.¹⁰⁴

Die neuhochdeutsche Diphthongierung, d. h. die Veränderung der mittelhochdeutschen Vokale <i>, <iu> und <û> in die neuhochdeutschen Vokale <ei>, <eu> und <au>, erfasste nicht den niederdeutschen Raum nördlich der Benrather Linie. In der Hofordnung verwendete Wörter wie <vff>¹⁰⁵ oder <vffgelaßen>¹⁰⁶ waren vom zweiten Lautwandel unberührt und wurden nach heutigem Sprachgebrauch als <auf> bzw. <aufgelassen> verstanden. Dem gegenüber ist in anderen Wörtern die Diphthongierung deutlich zu erkennen. Zum Beispiel heißt es <seiner>¹⁰⁷ statt <sîner>. Die Monophthongierung der mittelhochdeutschen Diphthonge wiederum wurde nicht konsequent durchgehalten. So heißt es an einer Stelle <gebüerlicher>¹⁰⁸ oder <gefüert>¹⁰⁹ und an einer anderen <gebührender>¹¹⁰.

Die Hofordnung von Herzog Julius lässt mehrere Sprachstände und -inflüsse erkennen. Weitestgehend sind frühneuhochdeutsche Charakteristika auszumachen, aber auch mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Begriffe und Wörter wurden verwendet. Zu bedenken ist ferner, dass die Umgebung des Hofes weitgehend noch ostfälisches Niederdeutsch sprach. Für die Erziehung seiner Söhne engagierte Herzog Julius eigens hochdeutsche Erzieher, damit die Kinder gesprochenes Hochdeutsch lernen konnten.¹¹¹ Der Rat der Stadt Braunschweig ließ um diese Zeit sogar noch Schreiben in niederdeutscher Sprache ausgehen. Deshalb ist nicht immer sicher zwischen niederdeutschen Substrateinflüssen und oberdeutschen Formen, die z. B. die neuhochdeutsche Diphthongierung nicht vollzogen haben, zu unterscheiden.

Es können auch Differenzierungen des Frühneuhochdeutschen an Bedeutung gewonnen haben. Neueste Theorien besagen, dass die Nähe eines geistlichen Textes mit dem Anteil „sprachlicher Konfessionsspezifika“ korrespondiert, d. h. dass sich Protestanten und Katholiken sprachlich voneinander abzugrenzen versuchten. Demnach könnte sich

103 Vgl. Hermann PAUL: *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 25. Aufl., Tübingen 2007, S. 10.

104 Juliane EDLINGER: Die Normierung der deutschen Sprache. Geschichte der orthographischen Veränderungen. In: *Perspectives Student Journal of Germanic and Slavic Studies* 15 (2007), S. 1-7, hier S. 3.

105 Vgl. fol. 11r.

106 Vgl. fol. 7r.

107 Vgl. fol. 3v.

108 Vgl. fol. 4r.

109 Vgl. fol. 4r.

110 Vgl. fol. 5r.

111 Herbert BLUME: *Babylon in Wolfenbüttel? Zur Sprachenvielfalt in den Dramen Herzog Heinrich Julius' von Braunschweig und Lüneburg*. In: *Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg: Tragica Comoedia Von einem Wirthe oder Gastgeber* (1594). Hrsg. von Herbert Blume. Braunschweig 1996, S. 61-82.

Heinrich als katholischer Fürst eher am Augsburger Sprachgebrauch, sein Sohn eher am Sprachgebrauch Luthers orientiert haben.¹¹² Diese These kann in den vorliegenden Hofordnungen allerdings nur bedingt bestätigt werden.

Editorische Grundsätze

Obwohl die „Richtlinien für die Edition von Quellen zur neueren deutschen Geschichte“ nach Heinemeyer¹¹³ vorrangig als Grundlage dienen, wird im Gegensatz zu ihm im Folgenden eine weitestgehend buchstabengetreue Edition vorgelegt. Diese bietet den Vorteil, u. a. die sprachlichen Besonderheiten und Eigenarten der Hofordnung Julius des Jüngeren wiedergeben zu können. Aus diesem Grund wurde beispielsweise die Doppelschreibung von Buchstaben, wie <Hoff> oder <enn>, beibehalten und die Buchstaben <v> und <j> nicht zu <u> bzw. <i> umgewandelt, obwohl diese Anpassung in der Regel dem heutigen Sprachgebrauch eher entsprechen würde. Gemäß Heinemeyer wurde hiervon jedoch zur besseren Lesbarkeit abgewichen, indem <u> in einer Reihe von Worten der heutigen Schreibweise angeglichen wird: zuvor, bevor, davor, davon und in allen Varianten des Wortes <Befehl> (statt <zuuor>, <beuor>, etc.). Auch vorgenommene sprachliche Anpassungen, unsichere Lesungen sowie mehrfache Bedeutungen eines Wortes, wurden auf diese Weise festgehalten. Des Weiteren erfolgt die Großschreibung von Wörtern nur bei Satzanfängen, Namen, Ehrentiteln und bei Gottesbezeichnungen. Demnach wurde – außer in o.g. Ausnahmen – im Folgenden alle Großbuchstaben am Anfang oder in der Mitte eines Wortes durch Kleinbuchstaben ersetzt (z. B. wird <Hoffhaltung> zu <hoffhaltung>).

Grundsätzlich wurden die in der Quelle genannten Eigennamen entsprechend der Vorlage wiedergegeben. Ebenso wurden alle vorhandenen Kürzungen und Ligaturen aufgelöst. Dieses Vorgehen ist durch eckige Klammern an der jeweiligen Stelle gekennzeichnet, an der eine Veränderung vorgenommen wurde. Bei dem Titel <Seiner fürstlichen Gnaden> (<S. f. G.>) wurden die Varianten und Flektionen nivelliert. Die Ligatur <æ> wurde zu <ae> aufgelöst. Das <ÿ> mit Trema wurde als einfaches <y> wiedergegeben. An Wortanfängen vorkommendes eckiges <u> bzw. <v> mit Trema wurde als <ü> geschrieben. Römische Zahlen wurden beibehalten. Hingegen wurde die Interpunktion der vorliegenden Quelle behutsam an die modernen Interpunktionsregeln angepasst, um den Text zu strukturieren und übersichtlicher zu machen. Diese Anpassungen wurden mit Augenmaß vorgenommen, um eine Verfremdung von der Originalquelle zu vermeiden. Zudem wurden überschüssige Leerzeichen nach den Regeln der modernen Typographie entfernt. Die in der Quelle als Trennungszeichen verwendeten Doppelpunkte werden nach heutigem Sprachgebrauch als Bindestriche wiedergegeben. Für einzelne Begrifflichkeiten des 16. Jahrhunderts, die für heutige Verständnisse unklar erscheinen könnten, wurden Erklärungen in dazugehörigen Fußnoten wiedergegeben. Eine Sinnerklärung in Form einer Fußnote erfolgte hingegen bei lateinischen Begriffen nur dann, wenn diese nicht ohne weiteres zu erschließen sind.

112 Jürgen MACHA: Frühneuzeitliche Sprachpraxis und der Einfluss der Konfessionen. In: DERS.; Anna-Maria BALBACH; Sarah HORSTKAMP (Hrsg.): *Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit*. Münster 2012 (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 18), S. 99-112, hier S. 111f.

113 Walther HEINEMEYER (Hrsg.): *Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen*. Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Alterstumsvereine. 2. Aufl., Marburg 2000, S. 27-39.

Edition

Hofordnung 1587 (NLA-HStAH Cal. Br. 22 Nr. 1038)

fol. 3r.

Der durchleuchtig hochgeborner furst vnd her, Her Julius Hertzog zu Braunschweig vnd Luneburgk (etc)¹¹⁴ vnser gnediger furst vnd herr hat bevohlen S. f. G. räthen, hoffjunckern vnd gemeinem hoffgesinde anzuzeigen, das S. f. G. die von deroselben geliebtem hern vatern hochloblicher vnd christmilter gedechtnus S. f. G. angestammete furstliche hoffordnung itzo wiederumb renewert, vnd von menniglichen gehalten haben wollen.

1 Erstlich wollen S. f. G. das die gemelte deroselben rätthe, hoffjunckern, einspenniger¹¹⁵, knechte, jungen vnd gemein hoffgesinde, niemandts außbescheiden, negst vnd an statt S. f. G. deroselben marschalcke gebüerlich gehöer vnd volge geben und leisten, Auch ein jeder, so offt ihm solchs, es sey in- oder ausserhalb landes, durch den marschalck oder jemandt anderß wegen S. f. G. angesagt wirdet, fleissig vnd trewlich vff den dienst warten, vnd sich ohne besondere vrsach vnd ehaffte behinderung davon nicht eussern noch außziehen solle, wie dan S. f. G.

fol. 3v.

solchs von deroselben geliebten söhne dienern, hoffjunckern vnd gesinde, wan die bey S. f. G. hofflager sein, ebenmessig also wollen gehabt haben.

2 Vff die sontage vnd andere gewöhnliche feste¹¹⁶ sollen die anwesende vom adell, hoffjunckern und hengstreuter¹¹⁷ jedes mahl zeitig fur dem lauten fur S. f. G. gemach sich praesentiren, vffwarten vnd mit S. f. G. in die kirche gehen, darin mit deroselben biß die predigt vnd christliche ceremonien verrichtet, beharren, vnd dan S. f. G. wiederumb hinauß begleiten. Vnd sol auch das ander sembtlich hoffgesinde sich stetz mit allem fleiß zur kirchen finden, ihre Gottesfurcht vnd christlichen wandel, wie sich gebüert an tagk geben, den Allmechtigen lieben Godt vmb seiner kirchen vnd christenheit, auch S. f. G. vnd vnser lande vnd leute, anliggen, auch seinen gnedigen segen vnd hilff anruffen helffen, vnd niemandts ohne besondere hohe vnd ehaffte behinderung vnd vrsachen einige predigt Godtlichs wordts, wie leider ein zeithero von vielen fast muthwillig vnd vorsetzlich gescheen, verseumen, oder jederzeit S. f. G. wilkurlichen vnd vnnachlessig[en] straff gewertig sein.

fol. 4r.

3 Wan bey S. f. G. frembde könig- chur- vnd furstliche gesandten ankommen, oder auch S. f. G. dero furnehme landstende, alß praelaten, ritterschafft vnd auß stedten zu hofe erfordern, oder zu Martini, Faßnacht oder andern ehrenfreuden vnd zeiten sich mit denselben in gnaden frölich zu ergetzen, alßdan sollen S. f. g. hoffmarschalck, schenck, haußmarschalck, großvogt, kuchenmeister, vnd wehn S. f. G. darzu jedeßmahlß mehr ordnen

114 Abkürzungszeichen für et cetera, das alle weiteren Titel des Herzogs umfasst.

115 Person, die nur über ein Pferd für die Reise verfügt.

116 Im Sinne von Kirchenfesten.

117 1.) Ein Krieger, der einen Hengst für die Schlacht reitet; 2.) Hengstknechte.

werden, denselben mit aller hofflichkeit, glimpff vnd ehrerbietung furkommen vnd endgehen gehen, vnd darauf sehen vnd acht haben, das ein gebüerlicher vnterschiedt der personen gehalten, vnd jeglicher an den orth, dahin ehr von S. f. G. verordnet, geführt vnd furnemblich zu essenszeit ein jeder nach seines standts gebuer, dignitet, wurden, vnd wie dasselbig sich nach iglichs gebuert¹¹⁸, alter, herkommen vnd ehre eignet, zu tisch ordentlich, sittig, vnd hofflich gesetzt, vnd jedem seine seßion, die ihme nach wolherbrachtem gebrauch gebüret, zugeeignet werde. Also das die geistliche zuoberst, die adeliche personen den folgen, vnd was mehr von frembden sein, nach gelegenheit den eignen hoffdienern furgezogen werden, derobehueff sie sich jedeßmahlß, wan derogleichen

fol. 4v.

dinge furfallen bey der Furstlichen cammer od[er] cantzley des herkommens vnd furstlichen gebrauchs erkundigen, vnd schrifftliche verzeichnus vnd bericht geben laßen sollen, wie solchs also fur dieser zeit hergebracht, damit in dem allenthalb des fursten ehre, ruhm vnd reputation zuvorderst In acht gehabt vnd geschafft werde. Wie auch gedachte marschalcke vnd seine mitbenante nicht weniger S. f. G. vnterschiedte cammer, kriegß, cantzley vnd landrätthe, deßgleichen secretarien, cantzley vnd andere furnehme alte nutzliche diener, in gebüerlicher acht haben, beschiedenlich[en] und vernunftigen vnterschiedt der personen halten, dieselben bevor andern jeden nach gelegenheit seines ehrenamts, alters vnd standts respectirn, vnd nicht dermaßen alß andere gemein gesinde vnd junge vngehaltene burse¹¹⁹ in furfallenden sachen übers mauhl fahren, sondern denselben jedeßmahlß also bejegen, damit sie darab S. f. G. gegen sie tragend gnedigs gemüth zuspueren, Auch S. f. G. selbs dessen bey frembden ankommenden gesandten vnd andern, so bey dieselben zu tisch gefuert werden, ehr vnd ruhm haben mugen.

fol. 5r.

Gleichwol aber soll auch der marschalck vnd die andere hergegen dahin sehen, das sie sich mit niemandsen, bevorab dem jungen vngehaltenem vnd gemeinem gesinde nicht zugemein, zu abbruch vnd verkleinerung ihrer gebührenden auctoritet, machen, vnd also ein guth nutz- hoff- ehrlich vnd rathsames regiment allenthalb gehalten werde, alles zu S. f. G. lob, ruhm, nutz vnd gutem einmutigem wesen.

4 Alle S. f. G. hoffjunckern vnd dienere denen reisige pferde gehalten vnd gefuttert werden, sollen auf ein jedes pferdt einen blancken harnisch mit schehern vnd kniepockeln¹²⁰, vnd die des vermugens sein vff ihren leib beneben dem harnisch einen blangken küritzer¹²¹ mit einem durchgebrochen halse vnd roßstiern haben, vnd ein jede person drej gleichformige kurtze rohre, so keine runde kneuffe, sondern stracke schmale anschlage vnd eisene laden haben, von eindrechtigen kugeln, zween am sattel vnd eins vnterm gurtel, wie auch die jungen ein langrohr ebenmessigen munsters vnd kugeln füren. Andere vnser diener sollen sich gleichergestalt mit einem

118 Der Befund ist nicht eindeutig, da in dem Wort verbessert wurde.

119 Bursche.

120 Kniebuckel; zum Beinzeug gehörender Schutz des Knies.

121 Küriß; ein vollständiger Reiterharnisch.

fol. 5v.

blanken harnisch, den man nach gelegenheit zu roß vnd fueß gebrauchen kan, sambt den ober- vnd vnterwehren rusten vnd gefast halten, das gemeine gesinde aber so des vermogens nicht sein, zum wenigsten eine blancke sturmhauben, landsknechtischen degen, juliusfedderspieß¹²², oder lange vnd kurtze rohre eindrechtiger kugeln, sich verschaffen vnd also damit bewehren. Vnd damit ein jeder desfalß ausserhalb schaden sein vnd pleiben muge, seint S. f. G. des gnedig[en] erpjetens, wofern jemandts auß S. f. G. dienst vnd von hofe abzihen, oder nach dem willen Gottes todts verfahren wurde, das alßdan demselben oder seinen erben solche erzeugete wehre, waffen vnd eindrechte rustungen von seinem successore¹²³ vnd nachfolger im dienst, oder aber S. f. G. selbst, also wie S. f. G. derogleichen dinge sonst in ihre rustkammer einzukauffen pflegen, betzahlen lassen wollen, vnd sich also niemandt darab einigs schadens oder beschwer mit fuegen zu beclagen haben solle. Vnd ist ein jeden adelichen furstlichen rath, hoffjunckern vnd diener

fol. 6r.

besser auch rumblicher¹²⁴, das ehr fur sich vnd die seinen mit solchen rustungen wol staffiert vnd daran ein vorrath habe, alß sollichs¹²⁵ vff fressen vnd sauffen vnd andere uppige, vnnutze vnd übermutige kleidung, leggen vnd wenden thue.

5 Und soll menniglich¹²⁶, so von S. f. G. gekleidet wirdt, deroselben hoffarbe, wie solchs von alters gebreuchlich vnd wolhergebracht ist, vff dem rechten ermel führen, damit S. f. G. auch sonst ein jeglicher sehen vnd wißen muge, welche S. f. G. diener sein oder nicht. Vnd wan jemandt von räthen, junckern vnd andern ihre diener enturlauben, von denselben sollen sie die hoffarbe nehmen, vnd die den jennigen, welche sie wied[er] annehmen, geben, vnd tragen laßen. Wie auch ein jeglicher dieselb seine dienere, wie alt, wes religion vnd woher die burtig sein, auch woher die zuvorgewesen, vnd sich verhalten haben, jedebmahl so oft einer neue diener bekombt, einschreiben laßen vnd fur dieselben guth sagen sol. Wer sich aber dessen endeussern will, der mag sich auch S. f. G.

fol. 6v.

hoffstuben vnd haberrennen¹²⁷ enthalten. Vnd nachdem die kleidung nicht zu vngueblichem pracht vnd mißbrauch, sondern allein zur notturfft erstlich gegeben, vnd auch nochmalß pillich¹²⁸ nicht anders gebraucht werden sol, alß wil S. f. G. ein jeglichen gnediglich ermahnet haben, das ein jeder in deme seine condition, standt vnd gelegenheit betrachten,

122 Ein kurzer Wurfspieß mit Federgesteck am Schaft.

123 Der Nachfolger.

124 rühmlicher.

125 als solches.

126 Jedes Mal wenn, vielfach.

127 Nicht zu definieren; mhd.: haber = Hafer; rennen = rinne, gerinnen, machen, schnell laufen, treiben. Rennen ist Teil eines Turniers. Renner kann auch derjenige sein, der sich um die Pferde kümmert oder als Bote gebraucht wird.

128 Nhd.: billig, gemäß, richtig, gut, recht, gerecht, angemessen.

sich selbs bescheidenlich darin messigen¹²⁹, auch die große vngestalte weite ermel vnd anders, so ihm nicht geziemet, ablegen, vnd hinfuro was seinem stande nach ehrlich, rümblich und wolstehet, tragen solle, vnd der jugend damit gute exempel geben.

6 Es soll niemandt, er sey eddel oder vneddel vnd wer ehr wolle, mehr pferde, diener oder jungen halten, vnd zu hofe gehen, speisen od[er] Futter laßen, alß ihme von S. f. G. zu haben bewilligt, zugelaßen, vnd ins dienstregister eingeschrieben worden. Auch keiner ohne S. f. G. oder dero marschalcks wißen vnd erlaubnus verreiten, sondern

fol. 7r.

zuvoro jederzeit sein gewerb, wohin, vnd wan ehr widerkommen wölle, anzeigen, sich auch also in ein besonder darzu geordnets buch einschreiben, vnd im fall ehr demselben gemeeß sich nicht wieder einstellen wirdet, fur dem thore und nicht ein- oder vffgelaßen werden. Es beschehe dan mit S. f. G. sonderlichem gnedigem willen und nachgebung, damit man also die vrsach worumb ehr lenger außgeplieben, desto beßer erfahren muge.

7 Wan S. f. G. oder dero geliebte sohne verreisen, so sol unterwegs mit dem reiten gute ordnung vnd gliedte gehalten werden. Vnd ein jeglicher zugleich mit ihren ff. GG. jederzeit vff- vnd vortzziehen, und niemandt ohn sonderbahren habenden bevelch weder voranreiten noch hernach folgen, noch auch vnterwegs sich hin vnd wider von dem hauffen ab- vnd fur die krüege oder anderß wohin, begeben, sondern fein ein jeder in seinem gliedt, /:¹³⁰wie darüber reithzetteln jedeßmahlß gegeben werden sollen:/ vnd bey dem hauffen ordentlich

fol. 7v.

biß auf die herberg oder ablager beharren, wer aber darwider thuet, gebüerlicher straff gewertig sein, vnd dennoch wed[er] gespeiset noch gefuttert werden. Vnd weil man des morgens, ehe dan man vffzihet, nicht allemahl ein jeglichen eine besondere suppen od[er] ordenliche mahlzeit zurichten laßen kan, welchs dan auch große behind[er]ung der reise vnd andere vnbequemigkeit zugebehren pflegt, alß mag ein jeder sehen, wie ehr sich des abendts ein stugk druge fleisch, wurst, speck od[er] kese vnd brodt jeder in seinem quartier zu wege pringen, vfheben, in der holffter führen, vnd also vndter wegs vfm pferde auß der faust. Inmassen S. f. G. vnd dero her vatter hochloblicher christmilter gedechtnus mehrfeltig selbs gethan, vnd solchs S. f. G. also angestammet ist, vnd derhalb furters dergestalt also gehalten haben wollen, zehren und eßen muge.

Demnach dan auch zu vielmahlen ehrenrurige vergeßliche friedhessige vnd andere

fol. 8r.

muthwillige klüeglinge vff der furstlichen hoffstuben, weinscheincke vnd gahrküchen in collationen¹³¹, geselschafften vnd sonsten von S. f. G. deroselben Furstlichen vnd andern

129 Sich selbst bescheiden, darin mäßigen.

130 Symbol für eine Klammer in der Akte.

131 Vergleich, Beitrag.

partheyschen sachen, gleichergestalt S. f. G. hoff- landt, vnd andern räthen, dienern vnd verwandten, auch von vielen mehr die S. f. G. bey sich vnd in deroselben furstenthumben, ihrer wissenschafft, geschicklicheit vnd kunst halber gnedig gedulden vnd leiden mugen. Auch mit ihnen zufrieden, hinterrugs vnzeitige vnd vngebüerliche, auch zum theil beschwerliche, verdrießliche vnd ehren verweißliche schandbare vnnutze geschwetze treiben, vnd mit liegen, triegen, affterreden und rugklichem ehrenschenden vnd ehrenstellen¹³² S. f. G. vnd obgedachte wider ihr gewissen vergesslich Laediren¹³³, injuriern¹³⁴, vnd calumniose[n]¹³⁵ ohn alle gegebene vrsach über die zungen laufen lassen, welchem zuzusehen, vnd dasselb ungestraft zgedulden S. f. G. nicht gebueren wil.

fol. 8v.

Vnd wiewol S. f. G. bißdaher desfalß dieser ernstlichen vermanhung vnd warnung vnnötig, vnd daneben erachten, das jeder seine pflicht aide vnd ehre, auch was sonderlich eim jeglichen sein gewissen, Gottes ordnung vnd gebott einbindet, seiner verwandnuß nach betrachten wurde, so mußen S. f. G. doch, gleich wie auch an andern S. f. G. bluts- vnd religions verwandten Chur- vnd Fursten höfen, vnd bestalten vestungen geschicht, solchs alhier ernstlich erwehnen, in betrachtung das S. f. G. nicht allein furstlichen tragenden amts, sondern auch des gemeinen besten vnd friedens halber dartzu verursacht, genötigt vnd gefurdert werden, derowegen da es sich begeben wurde, das einer oder mehr S. f. G. diener, oder wehr der sej, vff der hoffstuben, wein-, bierschencken, garküchen, in wirthsheusern oder sonst nuchtern oder trunckener weise von S. f. G. deroselben furstlichen räthen, dienern vnd schutzverwandten, auch S. f. G.

fol. 9r.

furstlichen oder andern verlauffenen oder noch schwebenden partheyschen sachen vnglimpflicher, nachtheiliger vnd vngütiger weise privatim vnd wie man sagt sub rosa¹³⁶, oder öffentlich mit meister klueglingen zu reden vnd verweißlichen zgedencken sich vnderstunde, alß sollen den oder dieselben S. f. G. diener, auch burger vnd wirthe oder wer solchs höeret, ob ehr oder sie solchs oder derogleichen gestehen, od[er] nicht gestehen wollen? Vermuge ihrer verwandnuß fragen, vnd dabey vermelden, das es sich nicht geziemen wolle solche crimina laesionum et injuriarum¹³⁷ zuuerschweigen¹³⁸, Vnd dan ferner solche laedenten¹³⁹, injurianten¹⁴⁰ vnd ehrenkipper S. f. G. vnd(er)thenig in schriftten, oder wie es sonsten geschehen mag, furbringen laßen. So wollen S. f. G. mit denselben nach gescheener furstellung vnd genugsamer scheinlicher vnd clarer überweißung also

132 Taten, die die Ehre angreifen.

133 Beschädigen, beleidigungen.

134 verletzen.

135 böswillig, täuschend.

136 unter uns.

137 Vorwürfe/Anklagen der Verletzungen und Beschädigungen/Beleidigungen.

138 zuverschweigen.

139 Verletzten.

140 Beschädigten, Beleidigten.

gebahren, das menniglich in deme S. f. G. ernst spüren muge, den aber, so von obangetzogenen dienern, burgern vnd wirthen oder andern

fol. 9v.

S. f. G. solchs vorbringen vnd fueßhalten wollen, also d[as] zuvorderst eine rechtmessige confrontatio geschee, mündt gegen mündt gestellet, der sachen grundt erforscht, vnd niemandt wieder recht beschwert werde, sol nochmalß ein beliebnus gnediglich geschehen, wie wiederumb die so solchs vndterschleiffen, verdecken vnd verschweigen, oder S. f. G. zuoffenbahnen nicht gestatten wollen, mit einer poen nach furstlicher wilkuhr gestalten sachen nach gestrafft werden, vnd daneben noch weiter S. f. G. vngnade vnd aller burgerlichen freyheit verlust sich zubefahren haben sollen.

9 Vnd ob sichs begeben, das einer gegen den andern oder sonst einig feil, mangel oder gebrech hette, das sol ehr dem marschalck anzeigen, vnd dan der marschalck schuldig sein die gebuer daruff zubeschaffen, oder aber nach wichtigkeit der sachen solchs unserm g. f. vnd hern an dem verordneten außgesetzten verhörerstage anzubring[en], daruff wollen alßdan S. f. G. sich jederzeit mit gnedigem gebuerlichem bescheide vernehmen

fol. 10r.

laßen, vnd in allen dingen ein sollich einsehen haben, das sich niemandt mit fuegen zubeclagen.

10 Item¹⁴¹ es sol ein jeglicher der sei hohes, furnehmen od[er] nidrigen gerings ampts, jung, alt, oder wehr er wolle, sich zu den gewöhnlichen ordinari mahlzeiten zu tisch auf die hoffstuben verfüegen, vnd daselbß essen fur liebnehmen vnd sich mit dem ersettigen lassen, was jedebmahl nach zeit vnd tags gelegenheit vffgetragen wirdet, vnd niemandts sich hinfuro mehr, wie bißhero durch ein schedlichen mißbrauch gescheen, in die keller, es sey gleich wein- oder bierkeller, noch auch küchen vnd silbercammer, wer darin nicht bescheiden, verfuegen, noch auch darin im allergeringsten etwas gespeiset werden, ohne S. f. G. besondern außtrucklichen bevelch¹⁴². Wan aber frembde leute bey hofe sein, alß wollen S. f. G. dem marschalck, schencken, vogt vnd kuchenmeister vff derselben erinnern, gnediglich wol erlauben, das ihnen vf S. f. G. bevelch an einen besondern orth eßen gereicht werde, damit sie sich fur übermessigem sauffen desto besser hüten mügen, dan solche furnehme ehrnambter

f. 10v.

nicht des sauffen vnd freßens halber, sondern darumb geordnet d[as] sie, was deßen fur vnordnung vnd vnlobliche¹⁴³ übermaß befunden, abschaffen sollen, vnd damit es Christlich, ruhmlich vnd wol zugehen muge. Wer sich aber über das deßen gelüsten laßen wirdet, derselb sol, so wol alß die, so ihne also über verboth einlaßen vnd auch heimlich

141 Lat.: ebenso.

142 Befehl.

143 untragbar.

in die winckel essen vnd trincken geben, mit ernster straff belegt werden. Vnd damit das winckelspeisen vnd vnordenlich freßen vnd sauffen, bevorab im weinkeller desto beßer verhütet werde, so sollen die weinschencken jedeßmahlß wan angespeiset wirdt das jenig was an wein an jeglichen orth verordnet ist, in einem geschir zugleich an denselben orth reichen vnd geben, vnd dan den keller verschließen, vnd wohin sie zum essen verordnet sein, sich verfügen.

11 Ebenmessig vnd gleich andern sollen S. f. G. cämmerlinge hinfuro vff die gewöhnliche hoffstuben, vnd nicht mehr besonders sich speisen laßen, wie auch marschalck, schenck, vnd küchenmeister in dem furnemblich andern mit guten exempeln furgehen, vnd der winckelgelage in wein- vnd bierkellern auch ander orter enthalten sollen, damit sie in deme

fol. 11r.

darin sie andere straffen sollen, nicht selbß straffbar befunden werden mugen. Es stehet aber marschalcken vnd hoffschencken frey, ob sie jedesmahl bey den furstlichen räthen, damit sie inmittelß einer vmb den andern vfstehen, vff d[as] gesinde sehen, vnd vnordenlich wesen verhüten mugen, sich zu tisch setzen, oder aber nach gehaltenem furstlichem mahl mit den cammerlingen, vnd so vff die furstliche taffel gewartet, eßen wollen.

12 Es sol dem marschalck, hoffschencken, kuchenmeister, kuchenschreiber, auch burgvogte vnd burggrafen eine verzeichnus od[er] außzug wehm morgensuppen vnd bier hinunter zugeben gebüert zugestellt werden, damit die darauf zusehen, das kein ander so nicht darin vermeldet, dieselb überkommen, vnd sol es auch darmit ebenmessig wan S. f. G. reisen also gehalten, vnd desfalß niemandsen an suppen, trang oder anderm etwas so er sonst bey dem gewöhnlichen furstlichen hofflager nicht hat, gegeben werden.

13 Vnd sol ein jeglicher, der sey wer er wolle, bej vermeidung S. f. G. vnnachlessigen schweren straff nochmalß ernstlich gewarschawet sein, das keiner so wol wan S. f. G. in dero gewöhnlichem

fol. 11v.

hofflager, alß an eim andern orth in, oder außerhalb landes sein, sich das allergeringst an brodt, fleisch, speck, wurst, kese, butter, fisch, wenig od[er] viel von hofe offentlich od[er] heimlich abzuschleppen gelusten laße. Wer aber über dieß sich deßen vnderstehen wirdet, der oder die sollen S. f. G. ernsten vnnachlessigen straff gewertig sein.

14 Es wollen auch S. f. G. hiemit menniglich in sambt vnd jeden, besonder räthen, junkern, adel vnd vnadell, jung vnd alt, mit allem besondern hohen ernst eingebunden, auferlegt vnd bevohlen haben, das keiner /: außbescheiden die hohen ehren embter, vermuge deroselben bestallung vnd tragenden ampts, vnd welche darauf gedingt, beeidigt vnd bescheiden sein:/ sich in kuchen, keller, silber- speisecammer od[er] auch cammerling, wie auch frawenzimmer, thuerknechts gemach, thorstuben, back- vnd brawhauß, vnd anderer dergleichen örter hinfuro keins wegs finden laße, viel weniger darin oder dafür einig

genasch, geseuff od[er] ander gesuch habe, sich auch in deme allenthalb ein jeder selbß messige vnd bescheidenlich erzeige,

fol. 12r.

damit ehr außerhalb verdacht pleiben, vnd keiner gefahr, vngnade oder straff sich zubesorgen haben muge. Wer aber darüber in einem od[er] andern wege sich deßen vnderstehen vnd gelusten laßen wirdet, der sol vnd mag dieser S. f. G. gnedigen ernstlichen vnd gnugsamen verwarschewung eingedenck, vnd gebüerlicher straff, die ehr sich muthwillig verursacht, gewertig sein.

15 Was auch S. f. G. diesfalß, vnd sonst fur mehrre ordnungen alß burgfriedt, hauß, vnd landordnung haben, so S. f. G. von deroselben hern vatern vnd loblichen voreltern angestammet vnd vfgeerbt, davon sol niemandt, dem es von S. f. G. nicht seins amts vnd bevelchshalben gebuert, vnd von S. f. G. außtrucklich bevholen einige abschrift fur sich machen, haben, noch da er die schon hette, behalten, vielweniger andern, communiciren vnd mittheilen, sondern alß furstliche secreten in geheim halten. Vnd damit ein jeglicher gleichwol dieselb desto beßer in wißenschafft vnd gedechtnus haben vnd behalten muge, alß wollen S. f. G. hiemit statuiert, geordnet vnd bevohlen haben, d[as] diese S. f. G. Ordnung alle jahr viermahl vnd also alle quartal offentlich dem gesinde fur- vnd abgelesen werden solle, menniglich sich darnach haben zurichten, vnd niemand der vnwissenheit zubeschweren noch zuentschuldig[en] haben muge, wie solchs fur diesem also von S. f. G. hern vatern Hertzog Heinrichen dem Jungern hergebracht Ist.

fol. 12v.

Ordnung deren so vff die furstliche Taffel warten, auch bey deroselben vnd vf dem furstlichen gemach bißweil mitgespeiset werden.

16 Die hoffjunckern vnd hengstreuter sowol S. f. G. eigne alß die S. f. G. geliebten sohnen zustendig, sollen wie obsteht des hoffarschalcks bevelch, geboth vnd verboth vnweigerlich nachkommen vnd geloben, vnd wan zu hofe geblasen, vnd sonstet zu gebüerlichen zeiten, sich sambt vnd besonders praesentirn vnd einstellen, vnd worauf sie bescheiden, oder ihnen von dem marschalck anbevholen wirdet /: niemadts der sey auch alt oder jung, lang zu hofe gewesen, od[er] new angekommen [etc.] ausbescheiden:/ gehorsamblich mit vleiß vnd ohne saumbnus od[er] weigerung verrichten, sonderlich aber die jennigen, so zum essentragen verordnet, sich alzugleich vor die kuchen verfuegen, vnd wan vff bevelch des marschalcks angerichtet, die eßen in aller hoffligkeit empfangen vnd tragen, vnd vnterwegs nicht vergießen od[er] verschutten, vnd wan sie damit in des fursten gemach kommen, sich alle zugleich in einer gleichen riege, gebüerlich gegen dem furstlichen tische neigen, auch

fol. 13r.

solche eßen verdeckt an den furstlichen tisch mit sollicher neigung vnd reverentz tragen, alda so lang, biß der dischdiener die von ihnen nimbt, halten, vnd dan die abgehobene mit gleicher reverentz wegnehmen. Da sie auch sonst dem furstlichen tische ab- oder zugehen, sol solchs jedesmahl ebennessig mit hofflicher reverentz vnd neigung gescheen, wie

sich ein solchs also eignet vnd gebuert, vnd ihnen ohne das ruemblich vnd wol anstehet. Furnemblich aber fur anfang des eßens sol das Benedicite¹⁴⁴ fur dem tisch gebetet, wie auch nach eßensdas Confitemini¹⁴⁵ vnd Gratias¹⁴⁶ gesprochen, vnd alsoder liebe Godt vmb seine gnade vnd segen, desHern Christi selbs bevelch vnd exempel nach, angeruffen, auch seiner Godtlichen almacht fur seine väterliche milte güte vnd wolthat der schuldiger vnd pillicher danck gesagt werden.

17 Die abgetragene essen sollen sie nicht benaschen¹⁴⁷, noch davon etwas ohn furstlichen bevelch vergeben od[er] hinunter tragen lassen, sondern dieselb biß nach gehaltener mahlzeit, vnd das jenige, so dabey

fol. 13v.

gehören alzusamen kommen, beieinbehalten, sauber bewahren, vnd fein ordenlich zugleich essen. Jedoch laßen S. f. G. wol gescheen, das jedeßmahß dem frawenzimmer ein od[er] zwej eßen nach gelegen- vnd vielheit derselben, gegeben werde, wie den solchs auch fur dieser zeit also gebreuchlich gewesen, vnd hergebracht ist.

18 Der furschneider vnd dischdiener aber sol von allen vffgesetzten eßen etwas furscheiden, es sey dan das S. f. G. bevholen, etwas von einem eßen vffzuheben vnd wider in die küchen zuschicken.

19 Wan S. f. G. rätthe, hoffjunckern vnd andern an S. f. G. taffeln oder furstlichem gemach mit eßen, sollen dieselb, wie auch deroselben standt, ambt vnd dienst mitbringt, sich furnemblich aller hoffligkeit befleissig[en], vnd sich fein zuchtig still, sithsamb, ernsthaft vnd dermaßen erzeigen, das S. f. G. zuspueren, das dieselb von ihnen vnder-

fol. 14r.

theniger gebuer respectirt, auch die anwesende furstinnen, etwa Ihrer f.G. leibßgelegenheit nach, durch lauth vnd vgeziembtlachen vnd hart reden, wie das oft gehöert wirdet, nicht geschreckt, noch dadurch S. f. G. selbs geirret vnd auch die gegenwertige junge furstliche personen nicht offendirt¹⁴⁸ noch deren ff. GG. leichtfertige exempel vnd erger-nus¹⁴⁹ gegeben werden muge. Vnd so balt vff die furstliche taffel butter vnd kese gesetzt worden, sollen die so an den nebensischen sitzen, ordenlich vnd stil aufstehen vnd sich

144 Der Lobpreis oder auch das Segensgebet; Aufforderung zum Segnen beim liturgischen Tischgebet, vgl. Johannes BAUR: Art. „Benedicite“. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 2. 2., völlig neu bearb. Aufl., Freiburg i. Brsg. 1958, Sp. 170.

145 Von lat. „confiteor“ für (ein)gestehen, zugestehen, bekennen; gemeint ist das Schuld- oder Sündenbekenntnis; vgl. Josef Andreas JUNGMAN: Art. „Confiteor“. In: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 3. 2., völlig neu bearb. Aufl., Freiburg i. Brsg. 1959, Sp. 37.

146 Das Dankgebet; vgl. Art. „Gratias“. In: Deutsches Wörterbuch, Bd. 8 (= Bd. 4, Abt. 1, Teil 5), hrsg. von Jacob und Wilhelm GRIMM. Leipzig 1958, Sp. 2053f.; Onlineausgabe: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=gratias> (Stand: 26.06.2013).

147 Wort über die Zeile gestellt.

148 kränken, beleidigen.

149 Ärgernis.

vmb die furstliche taffel herumb stellen vnd vernehmen was da furleufft vnd S. f. G. etwa bevahlen muchte, dan je beßer vnd pillicher das die S. f. G., dan das S. f. G. ihnen zuhören solte, die gemeine diener alß einspenniger, jungen, vnd lackeyen auch alßdan den rāthen vnd furnehmen vom adel zunehist an die furstliche taffel den furtritt gonnen vnd weichen, doch biß zu endt der mahlzeit

fol. 14v.

zur stedt pleiben vnd auffwarten.

20 Vnd sol auch alßdan wan butter vnd kese vffgesetzt, von den nebensischen der wein vnd bier ab- vnd das sauffen eingestellt vnd also ein fein messig vnd nuchtern leben geführt werden. Es werde dan, das S. f. G. zu besondern gelegenheiten gnedig bevelcheten, das zu einer ergetzlich[en] vnd furstlichen frölicheit nach gehaltener mahlzeit noch mehr wein vnd bier gegeben werden solte, oder den negst herumb stehenden vferlegt wurde, den jenigen so an der furstlichen taffel sitzen, furstliche gesundheiten zuzutrincken.

21 Alßdan auch wan also, sowol in S. f. G. furstlichen hofflager alß sonst etwa vf der reise vnd anderer örther S. f. G. dero rāthe, vom adel vnd andere in S. f. G. gemach mit speisen laßen, sol der furstliche tisch vnd S. f. G. stuel vnd sitz also gestellet werden, das S. f. G. das gantze gemach vnd gesinde übersehen, vnd dieselb sich, wie pillich fur dero-selben destomehr schewen

fol. 15r.

sithsamb vnd still halten mußen, vnd also der furst, vnd S. f. G. rāthe vnd diener einer den andern im gesicht haben muge.

Ordnung in der hoffstuben.

22 Der sahlher so uff die hoffstuben wartet, sol des morgens zu acht, vnd Nachmittag zu dreien vhren die tische vff der hoffstuben decken, das brodt holen, vff die tische ordentlich leggen, vnd keine hunde vor od[er] nach der mahlzeit daruff kommen laßen, und alle gantze unangeschnittene brodt von der einen mahlzeit zur andern vffheben, vnd darnach wiederumb vfflegen.

23 Es soll jeder vf die ordinari mahlzeit warten vnd vff die hoffstuben zu tisch sich verfuegen, auch ohne bevelch, in küchen keller, silber vnd speisecammer nicht gehen noch sonstet fur sich allein in winckeln speisen laßen, oder S. f. G. ernsten straff gewertig sein, vnd wehr die ordentliche mahlzeit verseumbt der mag

fol. 15v.

es ihm selber imputirn¹⁵⁰ vnd den schaden haben, sich auch bej den letzten tischen als ein schmarotzer nicht finden laßen. Jedoch wo es sich begeben das einer od[er] mehr in

150 anrechnen.

S. f. G. gescheffthen auß deroselben bevelch verritten wehren, vnd nach gehaltener mahlzeit erst widerkomen, die mugen es dem marschalck, hoffschenken, od[er] kuchenmeister anzeigen, welche sie vf der hoffstuben nach gelegenheit werden zuspeisen wißen.

24 Wan zu tische geblasen, welchs des morgens vmb neun, vnd des abents oder nachmittage vmb vier vhr geschehen sol, alßdan sol sich ein jeder von S. f. G. hoffgesinde, er sey von räthen, junckern, secretarien, cantzleygesellen oder andern dienern, wie die nahmen haben, so eßen wollen, vff die hoffstuben verfüegen, vnd wofern keine frembde vorhanden, bey ihre tische, dahin ein jeglicher verordnet ist, setzen, vnd das jenig was an eßen vnd trincken furgetragen wirdt, vorlieb annehmen, darmit zufrieden sein, vnd sich daran begnuegen laßen.

25 Im fall aber frembde vorhanden, so sollen sie

fol. 16r.

ehe man sich zu tisch setzet vff den mahrschalck, hoffschenken od[er] kuchenmeister sehen, vnd deren bevelchs vnd anweißung gewertig sein.

26 Vnd damit die diener in ihren anbevohlenen geschefften vnd verrichtungen nicht zu lang auffgehalten vnd behindert werden, sol man jedeßmahl vngefehr ein viertheil stunde nach dem blasen fur der küchen anrichten, auch so balt das eßen vffgetragen wirdt, die pforte verschloßen, vnd biß die mahlzeit geendigt, nicht wid[er] geöffnet, vnd niemandt ohne besondere hohe vrsachen weder auff- noch abgelassen, vnd die schlüssel in das furstliche gemach, da der furst ißet gehengt, vnd es mit dem zuschließen vnd schlüsseln ebenmessig wan gepredigt, also gehalten werden, damit S. f. G. selbs ides-mahlß zu sehen, wan zu vnd auffgeschloßen, vnd wie dero ordnung in deme gehalten wirdet.

27 Vnd sol allemahl vor der mahlzeit das Benedicite vnd nach dem eßen d[as] Gratias mit einem psalmen Davidts, durch ein knaben gebetet werden, welch auch S. f. G. hofferbe gleich andern vf dem ermel trag[en] sol.

fol. 16v.

28 Weil dan S. f. G. zum offtermahln deroselben furnehme landstende alß praelaten vom adel vnd auß stedten zu hofe furdern, auch bißweil frembde könig, chur- vnd furst- od[er] graffliche gesandten ankommen, welche S. f. G. deroselben standts gebuer nach in gebüerlicher acht vnd ehren gehalten haben wollen, vnd ohne das auch gleichwohl vnter dero eignen hoffdienern einen pillichen vnterschiedt, vnd ein jeglichen nach seinem standt vnd ambt alß räthe, junckern, secretarien, cantzley vnd andere alte vnd nutzliche furnehme diener beudr dem gemeinen volck, mit gnaden ehrlich halten zulaßen gemeint, alß wollen S. f. G. bevholen haben, das an stat S. f. G. gedachte marschalck, hoffschenken vnd küchemeister denselben personen jedeßmahl mit gebüerlichen sithsamen wordten vnd hofflicher ehrerbietung begegnen vnd gebüerliche verordnung desfalß thun vnd be-

schaffen, damit gedachte personen sowoll mit dem sitz vff der hoffstuben, vnd S. f. G. ordnung gemeeß¹⁵¹ oder auf andern ehrlichen gemechern

fol. 17r.

wie das S. f. G. bevohlen werden alß auch mit eßen vnd trincken nach gelegenheit vnd S. f. G. ordnung gemeeß jedesmahlß dermaßen tractirt¹⁵² vnd versehen werden, das beidste, die angekommene frembde in- oder außlendische, auch eigne furnehme diener, vnd S. f. G. selbß, furnemblich bey den frembden, wan dieselbe anhero kommen, vnd wie bißweil geschicht bey gemelte rätthe, junckern od[er] cantzley zu tisch gesetzt werden, davon ehr vnd ruhm haben mugen. Wie dan auch gedachte marschalck, hoffschenk vnd küchenmeister ebenmessig darauf stetz sehen vnd achtung haben sollen, das gleichergestaldt das and[er] hoffgesinde, S. f. G. ordnung zu folge, jederzeit mit guter reinlicher vnd wol- auch gahr gekochter speise vnd trangk, darzu dan S. f. G. die notturfft gnugsamb, wo nicht überflussig, verschaffen laßen, versorgt werde, vnd niemandt sich darab mit fuegen zu beklagen habe.

29 Vnd soll nach herbrachter alter gewöhnheit vorthan

fol. 17v.

gespeiset werden vff die vnterschiedliche tische alß volgt. Vff der rätthe tisch der seien gleich ein, oder nach gelegen- vnd vielheit der personen zwej oder drej, des mittags sechs vnd abendts funff eßen, den hoffjunckern vnd cantzlej mittags funff, abendts vier eßen, gleicher gestaldt den edelknaben, ambt vnd bawschreibern¹⁵³, cantorn¹⁵⁴, copijsten vnd buerschen schützen¹⁵⁵,

NB darnegst¹⁵⁶ einspenniger, trummutter¹⁵⁷, furstlich[en] reisigen knechten¹⁵⁸, auch jungen vnd sonst alles ander gesinde, so vff der hoffstuben zuessen verordnet, den mittag vier vnd abendts drey eßen.

30 Vnd sol auf die fleischtage fleisch vnd fisch, freitags vnd sonnabendts aber lauter fischwerck, so gutt vnd frisch manß bekommen kan, gedruget vnd gesaltzen (doch d[as] gleichwol von den alten Prouianden vorrath stetz was genommen, vnd frisch in die stette gelegt damit d[as] alte nicht verderben vnd der vorrath zu behueff der veste also erhalten werden muge) gespeiset, der fasteltage auch nach althergebrachtem

151 Streichung in der Akte.

152 bewirtet.

153 Bauschreibern.

154 Vorsänger.

155 Unterstreichung in der Akte.

156 Unterstreichung in der Akte.

157 Trompeter.

158 gewappneter, berittener Dienstmann.

fol. 18r.

hoffgebrauch gehalten, vnd allerley nötige nutzliche vnd gesunde verenderung der speise, mit allerhandt wolschmeckenden furgemüse¹⁵⁹ vorgenommen werden. Gleichwol wan frembde verhanden, so mag der marschalck nach standt vnd gelegenheit deroselben ein eßen oder zweij mehr verordnen, auch butter vnd kese geben laßen, damit jn dem S. f. G. ehr vnd furstlicher ruhm geschafft werde.

31 Es sol aber das hoffgesinde, rätthe vom adel vnd die andere sambt vnd sonders vnter der mahlzeit sich alles godtlosen wesens, schandbarer vnhofflicher wordt vnd poßen¹⁶⁰, fluchen vnd schwerens, pfeiffen, laut lachen, vnd ruffen, vnd ander rohen wilden vnd vnartigen gebedrde, vnzucht vnd vnfleretey, damit ein pillicher vnterschiedt vnter der furstlichen hoffstuben, vnd eim gemeinen krug vnd tabern¹⁶¹ gehalten vnd erkant werde, bey straff nach

fol. 18v.

furstlichem wilkuhr, sich gantzlich enthalten, vnd in deme niemandt dem andern einige ergernuß geben, deßgleichen alles verdecktig[en] disputirens vnd geschwetz von der christlichen religion auch furstlichen vnd andern sachen vnd geschefften daran gelegen, sich enteußern, vnd die vffgetragene gaben Gottes fein stil, zuchtig vnd sithsamb, mit Gottes furcht vnd danksagung genießen, auch furnemblich sich sollicher hoffligkeit, wan frembde verhanden seint, befleissigen, damit S. f. G. davon keinen schimpf, sondern vielmehr ehr haben mugen, derobehueff auch der marschalck, hoffschenck, kuchenmeister vnd futtermarschalck die hoffstuben vff vnd nider gehen, vnd das deme also von mennighen gelebt werde, fleissig aufsehens haben, auch die verbrecher ohne ansehen der person nach eins jeden gelegenheit zu gebuerlicher straff bringen sollen.

32 Bey die tische soll der marschalck oder

fol. 19r.

futtermarschalck die jungen dero jenigen so dabey setzen, verordnen, die denselben von küchen vnd kellern eßen vnd trincken zutragen. Vnd sollen die jungen alle essen von rätthen vnd junckerntischen, wan die vffgehoben zusammen setzen, vnd nichts davon nehmen, noch die befreßen, biß die hern gegeben. Alßdan sol der futtermarschalck ihnen, den jungen, ihrer notturfft nach, von deme die fülle geben, vnd das übrige fur die kuche widerjumb verschaffen.

33 Wan auch frembde leute vorhanden, vnd die einspenniger vfwarten, alß sollen dieselb die von den tischen abgehobne essen jedeßmahl wider fur die kuchen tragen, vnd ihnen darnach nach gehaltener mahlzeit auß der küchen widerumb die notturfft vnd gnugsam zu eßen gegeben werden.

¹⁵⁹ Gemüse vom Markt, das in Fuhren an den Hof transportiert wird.

¹⁶⁰ Possen.

¹⁶¹ ähnlich einer Taverne.

34 So balt die mahlzeiten gescheen vnd das Gratias gebetet worden, soll das gemein hoffgesind sich wiederumb an ihren orth begeben,

fol. 19v.

vnd ein jeder sein anbevohlen dienstgeschafft vnd arbeit, wie pillich mit getrewem¹⁶² fleiß verrichten. Es mugen aber S. f. G. rätthe vnd secretarien, wofern keine eilende geschäfte vorhanden, wie auch die hoffjunckern, da S. f. G. nach der mittagsmahlzeit nicht spatziere ziehen, vnd nach dem abendmahl keine furstliche dántze gehalten werden, den mittag bis vmb zwolff, den abend aber biß vmb sieben auhr¹⁶³ sitzen pleiben, vnd dan in puncto abziehen, dan ihnen darnach vor den wein- vnd bierkellern nichts mehr gereicht werden sol. S. f. gl. wollen auch bey vermeidung derselben diensts vnd anderer ernsten straff nicht gestatten, das inmittelß weder vmb gelt oder bier, noch sonsten einigerley weise gespielet werden solle.

35 Es sol aber ein jeder auch bei seinem gesind, knecht und jungen die gewiße versehung thuen, wan die benante zeit verfloßen vnd ihnen alßdann oder sonst zu vnzeiten fur küchen vnd keller, was sie fordern, etwa dem furstlichen bevelch vnd ordnung nach, nicht gegeben werden wolte,

fol. 20r.

das sie alßdan den kochen vnd schleußern, silberknecht, vielweniger kuchenschreiber, mit keinen vnnutzen worten, fluchen vnd derogleichen drewen bejegen oder überfahren, sondern vielmehr der furstlichen ordnung sich erinnern, vnd deroselben gemeeß verhalten. Wo aber S. f. G. darüber jemanden betreten wirdet, der sol mit hohem großem ernst schwerlich gestrafft werden, damit ein ander ein exempel daran haben muge.

36 Auch sol vff der hoffstuben achtung gehabt vnd verschafft werden, das jeglicher an seinen gebüerenden orth sich setze, alß rätthe, junckern vnd cantzley besonders, bevorab aber die junckern ordenlich, vnd wie sie gliedsweise reiten, also d[as] die junge personen, den alten gebärteten vnd versuchten erfahrenen, auch so höherer geburt sein, nicht furgezogen werden, item knechte bey knechte, jungen bei jungen vnd also ein jed[er] bey seins gleichen, vnd auch die tische alle vol seien, damit der koch darnach anzurichten wiße. Welcher sich aber weigert von dem einen tische bey den andern zusetzen, den

fol. 20v.

wirdt der marschalck habendem bevelch nach wol wissen zustraffen, vff das sich ein ander daran zuspiegeln.

37 Wan das mahl gescheen, sol der sahlher alles übrig fleisch, vnd speise mit den schüßeln fur die küchen tragen, wie auch der bierschleußer das überpliebene bier wider in den keller bringen, vnd wan der sahlher die anzahl der begken vol hat, alßdan auch den schleu-

¹⁶² getreuem.

¹⁶³ Uhr.

Bern die stöpe samblen, in den keller verschaffen, vnd nicht gestatten, das die in die winckel vertragen, oder hinab in die stelle od[er] heuser verschlepfft werden, dan jeglicher dem bier hinabzutragen gebuert, der hat sich mit tringkgeschir zuversorgen. Was aber deß verlohn wirdt vnd hinweg kompt, darzu sol der schleusser antwordten vnd solchs erstatten, so oft auch deßen etwas von ihnen gemißet wirdet, das sollen sie den kuchenschreibern jedes mahl antzeigen vnd den eigentlichen tagk, wan es verloren

fol. 21r.

dabey vermelden, damit desto besser nachfrage gehabt werden muge. Vnd wer die stöpe, schüssel oder ander zinnengeschir vnd haußgerath vff die gaßen vnd in die herberg schleppft, der sol ernstlich gestrafft werden.

38 Das taffelbrodt sambt den stugken brodts so von den tischen abgehoben, sol der salher zu winterszeit zweyer, des summers aber, damit es nicht verterbe, dreymahl in der wochen des mittags nach dem eßen, armen leuthen fur dem thor außtheilen, vnd keine gunst oder vngunst darin gebrauchen, sonder einer jeden person, doch nach gelegenheit, gleich viel geben, auch vber die almusen die hunde nicht kommen, noch dieselb in ander wege, wie das gescheen muchte, bey vermeidung ernster straff verwarlosen lassen. Vnd sollen die personen welchen die almosen

fol. 21v.

gegonnet werden vnd gebueren, jedeßmahß verzeichnet vnd abgelesen, denselben auch zeichen gegeben vnd angehefftet werden, damit sich keine frembde oder andere mitdarunter hinzutringen.

39 Es sollen aber die liebe almusen, so vmb Gottes willen gegeben vnd darmit arme leute gespeiset werden, wie pillich in gebüerlicher acht gehabt, vnd in keine wege, wie das gescheen muchte, vermehret, wenig[er] aber in das almußfaß, wie leider kurtz verschiener weil geschehen, vnd sonst bey S. f. G. dero hern vaters vnd hochloblicher voreltern regierungszeit niemahß erhöeret worden, von jemandsem also sewischer, vnchristlicher, epicurischer vnd vnehrbarlicher weiße in das almußfas gebruntzt oder gespejet werden. Vnd wer sich hinfuro deßen gelüsten läßet, den oder die sollen den negsten

fol. 22r.

gefenglich angenommen, vnd nach furgehend[er] erkanntnuß vnd ansehen der person ernstlich gestrafft werden, wie auch die jenigen, so es, wie vorberürt gereitz gethan ihrer gebüerlichen straff noch nicht gar entgangen sein sollen.

40 Der sahlher sol auch alle wochen zwejmahl vnd sonderlich des sontags vnd auf andere feyrtage auff alle tische weiße tischtücher leggen, vnd alle tage die stuben rein fegen, vnd reuchern, auch die tische zum wenigsten die wochen einmahl sambt allen begken vnd anderm scheurn vnd waschen laßen, vnd keine gesterey, vff der hoffstuben fur sich, ausserhalb gebuerlicher zeit halten, noch gestatten, das die mechterbotten oder andere des tags, oder abends daruff pleiben, schlaffen vnd faulentzen, oder auch sonstet heimlich etwas hinwegschleppen

fol. 22v.

noch hergeben, wie dan sonstet auch menniglich der sey wer er wolle, an den gewöhnlichen ordentlichen mahlzeiten, da ihme sath vnd gnugsamb verschafft vnd gereicht werden sol, ersettigen laßen, vnd nicht das geringst an brodt, fleisch, fisch vnd dergleichen essender speise, weder öffentlich oder heimlich bey sich in od[er] vnter den kleidern versteckt vnd verborgen, hinunter tragen sol. Vnd sollen die burgkvogt, futtermarschalck vnd burgkgraff fleissige achtung daruff geben, vnd wo sie dessen bey jemanden etwas befinden, denselben er sey wer er, vnd stehe zu wem er wolle, S. f. G. selbst, oder dero räthen, junckern vnd andern, so seien auch gleich S. f. G. oder dero geliebten gemahlin vnd söhne eigne cammer- leibjungen vnd eddelknaben, auch dero megde, weiber [etc] niemandts

fol. 23r.

außgenommen, ohn einigen schew anhalten, vnd so balt wie vnd wem sich gebuert anzeigen, derselb auch alßdan mit hohem ernst, vnd gemelte personen, wo die desfalß mit jemanden durch die finger sehen theten, neben denselben, andern zum exempel vnnachlessig gestrafft werden, vnd sollen sie auch ebenmessig solch abschleppen frembden, ohne besonders furstlichen licentz nicht gestatten noch guth sein laßen.

41 Wan der salher seine tischtücher zur wasche tregt, sol er die über den halß gehengt vnd nicht zusammen gebunden, tragen, damit ehr vnuerdacht sey, darin etwas weg zubringen, auch sol er die zu rechter zeit hintragen, damit die nicht in der vnreinigkeit stogken vnd verderben.

42 Er sol auch alle zinnen begken, teller, leuchter, commentlen, handbegken, gießkan- nen, tisch-

fol. 23v.

vnd handtücher gezelet, in seinem gewarsamb vff der hoffstuben haben, welches inventirt sein, vnd alle halbe jahr davon fur marschalck, vogte, hoffschencken, küchenmeister, vnd kuchenschreiber von ihm rechnung gethan, auch was ohne gnugsame entschuldigung davon zerbrochen vnd wegkommen, dartzu geandwortet, vnd solchs erstattet werden sol.

Wan des winters die abentmahlzeit gescheen, sol der salher die überbliebene liechte von den tischen nehmen vnd zu rathe halten, vnd keine davon hinwegktragen lassen, daruff auch die futtermarschalck vnd burgkvogt fleissige achtung mitgeben sollen.

Julius [Autograph]

Hofkapellordnung 1579 (NLA-StA WF 40 Slg. Nr. 675, fol. 45r-47v)

fol. 45r.

Ordenung wie es in vnser kirchen oder hoffcapellen gehalten werden soll.

Der ceremonien vnd kirchengepreng halber lassen wir es allenthalben wie in vnser agenda od[er] kirchenordnung verfasst ist, vnd werden vnser superintendenten vndt hoffprediger nach anweisung derselben vnd wie bisdahero gescheen, es woll damit zuhalten wissen.

Soviell aber den standt der zuhorer betrifft, sollen vnser fuhrneme rätthe vff der vnter prichen nahest vnserm oratorio, vnser camerling vnd eddele camerknaben, die jungkern oben bey vnser jungen herschafft, die cantzley vnd buchalter an d[er] andern seiten vnser oratorij, zwischen der orgell vndt altar, vnd vnser marstahll vff den vntern gang gegen dem predigstuhll vber stehen, vnd vnter in der kirchen vnser hoffrätthe zur rechten seiten hinter dem altar, vndt daselbst in dem vntern gestulte vnser gemeine hoffgesinde vndt burger, die weibspersonen aber zur lincken seiten nach d[er] kirchenwertzs¹⁶⁴ ihren standt haben, vndt vnser rätthe jungen vff den bencken zwischen

fol. 45v.

vnserer hoffrätthe vndt des gemeinen hoffgesindes vnd burger gestulte sitzen vnd soll der holtzerne windelstein iedesmahlls ledig vnd frey gelassen werden.

Vnser trabanten sollen mit ihren langen vberwehren alle samblich wan wir in die kirchen ziehen, in vnserm schloss vor der kirchenthur an beiden seiten gegeneinander vberstehen, in d[er] riege, also das wir vnd vnser rätthe, jungkern vndt hoffgesinde auch alles ander volck zwisch[en] ihnen den durchgang in die kirch[en] haben können. Vnd wan man¹⁶⁵ zum dritten mahll geleetet wirdet sollen vnser stadthalter marschalck, grossvoigt, hoffschenck, cantzler vndt alle andere hoffjungkern, auch hoff vnd cantzleyrätthe, auch secretarien vnd marstahll, vff dem gange fur vnserm gemach sein vndt vffwarten auch mit vns in die kirch[en] ziehen. Vndt wan wir in die kirchen gangen sein, sollen vnser camerknechte vndt einbuter nicht allein vnser gemach, sondern auch alle thuren vor dem gemach vndt

fol. 46r.

nach dem gange zuschliessen, damit niemands¹⁶⁶ vor dem ofen vnd dem feur sitzen könne, woruff dan vnser trabanten auch achtung haben, vndt do sie iemandts alda funden, die in die kirchen weisen sollen.

Vnser camerdrabanten aber soll vff dem gang in d[er] kirchthu mit ihren oberwehren vndt die lackeien bey ihnen aufwarten. Vnten in der kirchen sollen an beiden seiten der thur, wan wir in die kirchen kommen sein, auch zwey drabanten mit ihren vberwehren stehen vndt daruff sehen, das vnser hoffgesinde vndt burger auch alles ander volck ein ied[er] an seinen gebuhrlichen ortt nach seinem stande vndt ambt stehen, vndt es fein ordentlich, ehrlich vndt rumblich zugehen muge.

¹⁶⁴ Verschrieben zu „kichenwertzs“.

¹⁶⁵ Streichung in der Akte.

¹⁶⁶ Ursprünglich „nemandts“, denn das „i“ wurde ergänzt.

Was vnser gwarden¹⁶⁷ knechte anlangt, die sollen rings vmb den capellen piler auch vmb die tauff ihren sitz oder stande¹⁶⁸ haben.

fol. 46v.

Wan auf die vierzeittfest¹⁶⁹ geopfert wirdet, sollen vnser adeliche vndt gelarte cantzley-räthe vnd jungkern einer nachdem andern, darnach vnser gemahlin frawenzimmer zwey vndt zwey beyeinander zum altar vndt opffer gehen, denen vnser cantzley, buchalterey, marstahl trummitter vndt gemein hoffgesinde folgen. Vndt vnser räthe- cantzley, buchalterey vndt marstahl, wan die vmb das altar gangen vndt geopffert haben, sollen die nicht den windelstein widerheran, sondern aus der kirchenthur nachdem schloss vnd durch den platz vber den gang wider hinauff an ihren orth vndt stelle gehen, damit sie das frawenzimmer vndt ander volck, so hinunter zum opffer gehen wollen, nicht hindern, vnd keine vnhoffligkeit vndt vnordnung werden muge.

Wan communion gehalten wirdett, vnd wir oder vnser gemahlin vndt junge herschafft das sacrament des leibs vndt bluts Christi empfang[en] wollen, sollen vnser stadthalter marschalck, hoffschenck vndt gross-

fol. 47r.

voigt, od[er] vnserer anderen furnheme adelichen räthe iemandts, wan aber sonsten andere communicanten sein, vnser beiden futtermarschalck vor dem altar das seidentuch kniehende halten. Vndt sollen die manspersonen zufoerst, vndt darnach die weibsbilder darzu gehen, es sey dan, das vnser gemahlin, tochter vndt adeliche frawenzimmer sich berichten liessen, also dan sollen die manspersonen so lang zurück bleiben, vnd das frawenzimmer vorgehen lassen.

Wan wir in die kirchen gangen sein, soll vnser schloss zugeschlossen, vndt die schlussell vnserm marschalck vbergeben, vndt die vns von ihme weiter in vnser oratorium zugestellet auch nich ehr wider aufgethan werd[en] biß die predigte aus, vnd alle ceremonien verrichtet sein.

Vnser drabanten soll keiner vnter d[er] predige aus vnser hoffkirchen vndt capellen gehen, es sey dan das¹⁷⁰ vnser marschalck od[er] stahlmeister vnserntwegen vnd in vnsern sachen derselben einen od[er] mehr verschicken.

167 Gwarden = Wachen, vgl. Art. „Guarde“. In: Deutsches Wörterbuch (wie Anm. 146), Bd. 9 (= Bd. 4, Abt. 1, Teil 6), Sp. 1026; Onlineausgabe: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=garde> (Stand: 26.06.2013).

168 „oder stande“ ist über die Zeile geschrieben worden.

169 Vierzeiten meint die vier Fastenzeiten im Kirchenjahr und die dadurch festgelegten Anfangstage der Jahresabschnitte, vgl. Art. „Vierzeiten“. In: Deutsches Wörterbuch (wie Anm. 146), Bd. 26 (= Bd. 12, Abt. 2), Sp. 347; Onlineausgabe: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=vierzeiten> (Stand: 26.06.2013).

170 Neben der Zeile ergänzt.

fol. 47v.

So baldt die predige angehet, soll vnser burggraff die tohrstuben zu schliessen, das niemandt weder klein od[er] gross, sich zuwarmen od[er] sonsten, darein vnd ausgehen muge. Zuderobehueff zuweilen vnser drabanten zwen neben einem futtermarschalck, od[er] ein-spenniger, der eines futtermarschalcks würdig ist, mit einem stocke in dem platz vff vnd abgehen, vnd die schuler vnd jungen, so aus der kirchen lauffen vnd buberey treib[en] mit einem stocke od[er] spitzruten woll abkerme, vnd ihnen lernen sollen, in der kirchen zu-bleiben, die predig zu horen, vnd etwas daraus zubehalten. Doch sollen vnser camer vnd andere edelknaben vnd lackeien, wie auch vnser marschalcks jungen, wan die in vnsern furstlichen geschefft[en] vnd sachen verschicket werden, hirmit nicht gemeint sein.¹⁷¹

Getreulich vnd vngefehrlich zur vhrkunt haben wir die selbe mit eig[enen] handen vnterschieden vnd vnserm furstlich[en] secret wissentlich darauf drucken lassen. Geschehen vnd geben Heinrichsstadt bei vnserm hoflager am 16. Februarij anno 79.

¹⁷¹ Nachfolgend setzt eine andere Handschrift ein.

*Es ist in disen Jahre daß Sterben untern Menschen
sehr starck gewesen, auch die Kinder haben die
Blattern gehabt.*

Bemerkungen zu den Pocken in Hornburg

von
Sibylle Heise

Das Krankheitsbild der Blattern oder Pocken ist heute weitgehend unbekannt, aber unsere Vorfahren waren von dieser Infektionskrankheit lange Zeit bedroht. Zahlreiche Menschen, vor allem Kinder, starben daran und von denen, die mit dem Leben davonkamen, blieben viele entstellt oder erblindet zurück.¹ 1984 wurden den Pocken in einem medizinischen Standardwerk, dem Merck-Manual, nur drei Sätze gewidmet, von denen einer lautet: „Die Krankheit ist nur von historischem Interesse“.² Die World Health Organisation hatte bereits 1979 melden können, dass die Pocken vollständig ausgerottet seien.³

Pocken werden durch das ausschließlich menschenpathogene Variola-Virus hervorgerufen. Es ist gegen Austrocknung resistent. Der Contagionsindex, die Wahrscheinlichkeit zu erkranken, beträgt bei Nicht-Immunen fast 100 %. Das Virus, durch Tröpfchen- oder auch Schmierinfektion übertragen, dringt über den Nasen-Rachenraum in den Körper ein und gelangt mit dem Blutstrom zur Wirtszelle. Im Epithel, also in Zellen der Haut und Schleimhäute und der Auskleidung der Hohlorgane, vermehrt sich das Virus, Toxine werden produziert und die Wirtszelle stirbt ab.⁴

Das klinische Bild sieht so aus: Nach einer Inkubationszeit (freies Intervall zwischen Infektion und Krankheitserscheinungen) von 10 bis 14 Tagen beginnen die (uncharakteristischen) Prodromalerscheinungen. Unter hohem Fieber kommt es 2 bis 4 Tage nach Beginn der Prodromi zu Hauteruptionen, insbesondere am Kopf und den Extremitäten. Während sich die mehrkammerigen Bläschen mit Eiter füllen, steigt das Fieber nochmals

1 Von seiner Tochter Wilhelmine sagte Friedrich Wilhelm I. 1730 anlässlich der geplanten Verlobung mit dem Prinzen von Wales: *Meine Tochter ist häßlich und blatternarbig, aber trotzdem ein braves Ding. Vor drei Jahren hätten Ihr sie noch schöner haben können.* Zit. nach Heinz Kathe: Der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. 1688-1740. Berlin 1978. S. 135. – Kaiserin Maria Theresia erschien, nachdem sie die Pocken durchgemacht hatte, nicht mehr in der Öffentlichkeit, in ihren Wohnräumen ließ sie alle Spiegel verhängen: Stefan Winkle: Geißeln der Menschheit. Kulturgeschichte der Seuchen. 2. Aufl. Düsseldorf 1997, S. 876. – Von Pocken entstellt ist die Protagonistin in Fontanes 1806 spielendem Roman „Schach von Wuthenow“. – Aussehen und Sprache von Grimmelshausens Titelfigur „Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch“ wurden durch die Pocken bis zur Unkenntlichkeit verändert.

2 MSD MANUAL der Diagnostik und Therapie. 3. Aufl. München 1984, S. 1277.

3 Karl-Heinz LEVEN: Die Geschichte der Infektionskrankheiten von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Landsberg/Lech 1997, S. 42.

4 Weiteres zum Pockenvirus: Hans G. SCHLEGEL: Allgemeine Mikrobiologie. 5. Aufl. Stuttgart 1981, S. 125 ff.

stark an und Toxine belasten das Herz-Kreislauf-System. Nach drei Wochen werden die Borken meist unter Narbenbildung abgestoßen. Bei Befall der Hornhaut des Auges kann es zu Hornhautnarben und damit zu Erblindungen kommen.

An dieser schweren Allgemeininfektion sterben je nach Virulenz des Erregerstammes bis zu 25 % der Erkrankten, eine wirksame Therapie gibt es nicht. Das Überstehen dieser Erkrankung ist mit lang anhaltender Immunität verbunden. Die Diagnose konnte bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts allein klinisch und epidemiologisch gestellt werden.

Pocken oder Blattern sind in Europa endemisch oder epidemisch⁵ gewesen und wurden, als die Pest zu Beginn des 18. Jahrhunderts zurückging, häufig beobachtet, – vielleicht wurden sie auch zuvor öfter mit anderen Krankheiten, die ebenfalls mit Hauterscheinungen einhergehen, verwechselt.

Die Wirkungen, die die Pocken und die gegen diese Krankheit ergriffenen Maßnahmen im 18. und 19. Jahrhundert auf die Einwohner Hornburgs und der näheren Umgebung ausübten, sollen an Hand von Archivalien der Stadt gezeigt werden.

Hornburg war nach dem Dreißigjährigen Krieg mit dem Fürstentum Halberstadt unter die Regierung der Kurfürsten von Brandenburg, später der preußischen Könige gekommen. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte diese Mediatstadt knapp 1.500 Einwohner. Sie lebten in der Regel von mehr als einer Tätigkeit zugleich, betrieben ein Handwerk, Bierbrauerei, Ackerwirtschaft und/oder Hopfenanbau in kleinen Gärten.⁶

Ein Bürger der Stadt, Just Heinrich Brinckmann, geboren 1686, machte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts regelmäßig und chronologisch Aufzeichnungen in einem Heft, das sich bis heute erhalten hat.⁷

Er teilte seine Aufzeichnungen in drei Abschnitte und gab ihnen folgende Überschriften: *Von göttlichen Dingen. Waß göttliche Schickungen sein als Krig, Pestilentz und teure Zeit, Frost und Hitze*

Von weltlichen Dingen. Waß in der Welt und nemlich unter den hohen Potentaten paßiren wirdt

Von Haußstande. Was darin geschehen, auch etliche Dinge mehr aufgetzeignet

Unter jeder dieser Überschriften erwähnte der Schreiber die Pocken, zuerst 1711: *Seine keyserliche Maiestet Josephus gestorben den 17ten April. Alter 33 Jahr.*⁸ *Den 14ten April deßelben Jahreß der Dauphin als deß Ludowigs des 14ten in Frankreichs Sohn. Sein Alter 49 Jahr. Dieser ist gleichfahls an den Kinderblattern wie der Keyser Josephus gestorben.*⁹

5 Endemische Erkrankung: lokal begrenzt, ständig und gehäuft vorkommend. Epidemische Erkrankung: lokal begrenzt, zeitlich begrenzt, stark gehäuft auftretend.

6 Im Jahr 1720. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 16.

7 Stadtarchiv Hornburg, Depositum Behrens.

8 Joseph I., geboren 1678, Kaiser des Reiches seit 1705.

9 Louis, geb. 1661, der einzige legitime Sohn des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, der das Erwachsenenalter erreicht hatte. Liselotte von der Pfalz schrieb dazu: *Alles war im Kopf blieben, er hatte schier keine Blattern am Leib, aber die Nas ganz voll; ist eigentlich erstickt [...]* 16.4.1711 Brief an die Kurfürstin Sophie von Hannover. Annedore Haberl (Hrsg.): Briefe Liselotte von der Pfalz. München 1996. S. 360.

Anders als die Pest machten die Pocken keine Standesunterschiede, denn die jeweils herrschenden hygienischen Bedingungen waren für ihre Übertragung bedeutungslos. Vor der Tröpfcheninfektion mit dem Pocken-Virus konnte sich niemand schützen, auch Könige blieben davon nicht verschont.

Mit dem fast gleichzeitigen unerwarteten Tod des Kaisers und des präsumptiven Nachfolgers des französischen Königs kam es zu einer neuen politischen Konstellation. Vielleicht hielt Brinckmann nicht nur das für bemerkenswert, sondern auch, dass Kaiser Joseph I., ebenso wie der Sohn Ludwigs XIV., im Erwachsenenalter an einer Kinderkrankheit starb. In Endemiegebieten war die Durchseuchung der Bevölkerung hoch und lebende Erwachsene hatten in der Regel die Pocken bereits als Kind durchgemacht. Der Tod von Erwachsenen durch Pocken war dort ungewöhnlich.

Zu größeren Epidemien kam es meist im Abstand von 4 bis 7 Jahren, wenn nämlich eine größere Zahl ansteckungsfähiger Kinder herangewachsen war. Davon berichtete Brinckmann unter der Überschrift „Von Göttlichen Dingen“: *Anno 1724 gaar kein Winter gewäsen, nur daß es bisweilen des Nachts gefrohren, [...] Es ist aber eine ungesunde Lufft daraus entstanden, das Menschen und Vieh gestorben. [...] Die Menschen haben die Blattern bekommen, das weit und seit herumb dieselben graßiret. Alhir ist eine zimliche Menge Kinder dran gestorben.¹⁰ Es ist kein Hauß übrig gebliben, worin sie nicht gekommen. Die sie noch nicht gehabt, wen sie auch von mittel Jahren gewäsen, haben müßen herhalten.*

Wie seine Zeitgenossen sah Brinckmann „ungesunde Lufft“, sogenannte Miasmen, als Ursache von Krankheiten an, eine Auffassung, die bis in das 19. Jahrhundert von den Ärzten geteilt wurde. Weiter hielt Brinckmann hier die Beobachtung fest, dass überwiegend Kinder an Pocken erkrankten, aber auch Erwachsene „von mittel Jahren“, sofern sie vorher diese Erkrankung nicht durchgemacht hatten. Offenbar war allgemein bekannt, dass Pocken lebenslange Immunität hinterlassen.

Unter der Überschrift „Vom Haußstande“ führte Brinckmann weiter aus: *Den 19ten April 1724 meine Tochter Dorothea Catharina an den Blattern gestorben, welches das Laag hatt betzahlen müßen, den die anderen drey noch davonkommen sind.¹¹* Damals lebten in seinem Haus vier Kinder, von denen eins an den Pocken starb, für die anderen mit dem Leben *hatt betzahlen müßen*. Die stets hohe Letalität war evident.

Später fiel noch ein weiteres Kind Brinckmanns den Pocken zum Opfer: *Den 20ten December [1739] unser liber Sohn Georg Heinrich Christian an den Blattern gestorben. Wir sein über disen Todesfaal sehr betrübet, weil er in seinen besten Jahren, da er sollten*

10 Im etwa 15 km von Hornburg entfernten Dardesheim starben während dieser Epidemie zwei Kinder des Pastors Stein an den Pocken. Kirchenbuch Dardesheim Nr. 259.

11 Lag, Gelage, Zeche. Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs [...] 3. Teil Bremen 1768, S. 4. –1724, aber auch im Jahr 1725 starben in Hornburg und dem eingepfarrten Isingerode jeweils etwa 100 Menschen, in den Jahren zuvor und danach jeweils nur etwa 60 bis 75. Todesursachen wurden damals in den Hornburger Kirchenbüchern nicht vermerkt, doch ist anzunehmen, dass die hohe Sterberate im Jahr 1724 mit durch die Pocken-Epidemie bedingt war. – Nach Rahlwes 1758 betrug die Mortalität an Pocken 5-10 %: BRAUNSCHWEIGISCHE ANZEIGEN 1758 Spalte 451. Ähnlich Süssmilch, Feldprediger Friedrichs II. von Preußen „Der zwölfte Teil des menschlichen Geschlechts geht durch die Pocken zu Grabe.“ Zit. nach WINKLE (wie Anm. 1), S. 877.

zu den Heiligen Nachtmahle des 1740 Jahres gegangen sein. Und noch, da er so geschicklich war, das er noch Gott und der Welt hette dinen können, den alles wollte er lernen, was ihm nur vorkam. Da hatte er Lust zu und faßete es auch sogleich.

Von den sechs Kinder Brinckmanns aus erster Ehe sind zwei an den Pocken gestorben, nur zwei erreichten das Erwachsenenalter. Dies zeigt exemplarisch, dass an der hohen Kindersterblichkeit die Pocken großen Anteil hatten.¹²

Zehn Jahre später verzeichnete Brinckmann wieder das epidemische Auftreten der Pocken in Hornburg: *Anno 1750 der Februar so schön und warm gewesen als in der besten Frühlingszeit, sodaß die Bäume ausschlagen thun und alles grün wird. [...] Es hatt noch continuiret. [...] Es ist in disen Jahre daß Sterben untern Menschen sehr starck gewesen, auch die Kinder haben die Blattern gehabt.*¹³ *Es ist dises Jahr fast kein Kind davon befreiet gebliben und noch in der schönen Meienzeit, da sonst diese Seuche pflägete nachzulaßen. In Julij hatt sie erst aufgehöret.*

Ein saisonaler Verlauf der Pocken wird in der neueren medizinischen Fachliteratur nicht beschrieben, jedoch ist Brinckmanns Beobachtung erklärlich. Bei schlechtem Wetter dürften Kranke im Haus und in der Nachbarschaft mit vielen gesunden, nicht-immunen Menschen in Kontakt gekommen sein. Bei der hohen Ansteckungskraft der Pocken waren sehr bald alle Ansteckungsfähigen erkrankt, sodass die Epidemie schnell erlosch. Mit Beginn der Feld- und Gartenarbeiten hielten sich Gesunde, Erwachsene und Kinder im Freien auf, sie kamen seltener mit Kranken in Kontakt; bis keine Neuinfektionen mehr stattfinden konnten, dauerte es länger, die Epidemie erlosch langsamer.

Im 18. Jahrhundert wurde eine hohe Einwohnerzahl für die Wirtschaft eines Landes als äußerst wichtig angesehen und die Obrigkeit war bestrebt, die Bevölkerung zu vergrößern. Daher übernahm der Staat mehr und mehr die Verantwortung für die Gesundheit der Einwohner und förderte die Veröffentlichung populärmedizinischer Schriften, wodurch zugleich das Wissensmonopol der Ärzte, die sich der lateinischen Sprache bedienten, durchbrochen wurde. Insbesondere auf dem Land, wo die Mehrzahl der Menschen lebte und die gesundheitliche Versorgung mangelhaft war, sollten die hygienischen Bedingungen verbessert und Kranke nach neuen Erkenntnissen behandelt werden.

Eine derartige Druckschrift wurde im Jahre 1768 in Hornburg zu den Akten genommen. Sie war offenbar an Magistrate und Amtmänner geschickt worden, die dafür sorgen sollten, dass ihr Inhalt dem „Landmann“ bekannt gemacht würde, denn die Lesefähigkeit war nicht allgemein verbreitet. Es handelt sich um die „Kurze Anleitung, wie der Landmann und diejenigen, so keinen Artzt erlangen können, bey graßirenden Pocken sich zu

12 Die hohe Kindersterblichkeit wird wohl der Grund für diese Bestimmungen für die Untertanen des Königs Friedrich Wilhelm I. aus dem Jahre 1734 gewesen sein: *Die Eltern betrauen ihre Kinder, im Fall dieselben das zwölfte Jahr ihres Alters überlebet haben, drey Monate lang: Wegen der Kinder aber die unter zwölf Jahren sterben, soll gar keine Trauer von den Eltern angeleget werden.* Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 1778. Geregelt wurde darin auch Folgendes: Frauen durften für ihren verstorbenen Ehemann ein Jahr lang, Männer für ihre verstorbene Ehefrau sechs Monate lang Trauer anlegen.

13 Aus der Gegend von Halberstadt wurde Ähnliches berichtet, jedoch ohne die Pocken ausdrücklich zu erwähnen: *Der Winter war 1750 eben so beschaffen, als der vorige, daß man fast durchgehends schön und angenehm Frühlingswetter gehabt, welches den Menschen viele Kranckheiten verursacht [...].* Caspar Abel: Stiffts- Stadt- und Land-Chronick, Des jetzigen Fürstenthums Halberstadt, Bernburg 1754, S. 606.

verhalten haben. Auf Sr. Königl. Majest. in Preußen Allerhöchsten Befehl heraus gegeben von Dero Obercollegio medico“.¹⁴

Das Obercollegium medicum war die oberste preußische Gesundheitsbehörde. Es war im Jahre 1685 geschaffen worden und setzte sich aus namhaften Ärzten zusammen. Neue Mitglieder wurden von den alten gewählt, die Wahl bedurfte der Zustimmung des Königs. Dieses Gremium kontrollierte alle Belange der Medizin und Pharmazie.¹⁵ In den preußischen Provinzen wurden Collegia medica eingerichtet.¹⁶ 1709 war zudem unter Friedrich I. zur Bekämpfung der Pest das Collegium sanitatis gegründet worden, in dem Räte, Ärzte und Prediger zusammen wirkten.¹⁷

Im Gesundheitswesen waren im 18. Jahrhundert tätig: Ärzte, Medici, hatten nach dem Studium an einer Universität vor dem Obercollegium medicum ein Examen abzulegen, um dann in Preußen praktizieren zu können.¹⁸ Sie behandelten innere Krankheiten insbesondere mit medikamentösen und diätetischen Maßnahmen und gaben Empfehlungen zur Lebensführung. Sogenannte Physiker, Kreisärzte, die vom Staat besoldet wurden, überwachten die Anwendung der Edikte des Oberkollegiums, widmeten sich der Seuchenbekämpfung und versorgten die Armen medizinisch. Chirurgen, auch als Wundärzte bezeichnet, mussten den Beruf – dazu gehörte auch das Barbieren – drei Jahre lang erlernen, dann sieben Jahre als Gehilfen praktizieren. Schließlich mussten sie einen Barbierladen erwerben, sich einer Prüfung unterziehen, in der auf anatomische Kenntnisse und Operationstechniken Wert gelegt wurde und dann am Berliner Theatrum anatomicum einen Operationskurs absolvieren.¹⁹ Sie waren noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Zünften organisiert.

Die Schrift des Obercollegium medicum von 1768 über die Pocken, die in den Hornburger Akten überliefert ist, beginnt mit den Worten: *Da die Pocken zu verschiedenen Zeiten viele und große Verwüstungen auf dem platten Lande angerichtet [...].* Paragraph 2 lautet: *Es sind die Pocken oder Blatter, bekannter maßen eine solche Kranckheit, welcher fast alle Menschen unterworfen; denn obgleich die mehresten Menschen dieselben in ihren Kinder-Jahren bekommen; so lehret die Erfahrung dennoch, daß kein Alter davon verschont bleibe [...].*

Dann wird zunächst das Krankheitsbild der Windpocken beschrieben, da diese leicht mit den echten Pocken verwechselt werden können, sich in der Regel jedoch nicht bedrohlich auswirken. Breiten Raum nimmt die Symptomatologie der „wahren“ Pocken ein, die wiederum in gutartige und bösartige geteilt wurden. Unter „gutartigen Pocken“ wurde ein

14 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 1682.

15 Henri BRUNSWIG: Gesellschaft und Romantik in Preußen im 18. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1976, S. 233. – 1747 wurde in Braunschweig ein Collegium medicum als Aufsicht für medizinische und sanitäre Angelegenheiten eingerichtet. Karl Rudolf DÖHNEL: Das Anatomisch-Chirurgische Institut in Braunschweig. Braunschweig 1957 (Braunschweiger Werkstücke Bd. 19), S. 16.

16 Manfred STÜRZBECHER: Die Humanmedizin. In: Jürgen ZIECHMANN (Hrsg): Panorama der fridericianischen Zeit. Friedrich der Große und seine Epoche. Bremen 1985, S. 348-352.

17 Aus Polen war die Pest nach Preußen vorgedrungen. Gerhard JAECKEL: Die Charité. Die Geschichte eines Weltzentrums der Medizin. Frankfurt/M 1988, S. 13. – Dem Collegium sanitatis oblag seitdem die Überwachung der öffentlichen Hygiene. BRUNSWIG (wie Anm. 15), S. 233.

18 BRUNSWIG (wie Anm. 15), S. 233.

19 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 1159.

milder Krankheitsverlauf verstanden, bei dem das Fieber weniger anstieg, die Hauterscheinungen geringer blieben, die Blasen nicht konfluieren und die Letalität niedrig war. Durchaus anschaulich ist die Schilderung der Prodromalerscheinungen und des katarrhalischen Stadiums in dieser Schrift: *Wann die Pocken an eben dem Orte oder in der Nachbarschaft herrschen, wann die Kinder mit andern Pocken-Patienten umgegangen, wann sie bald darauf über Müdigkeit, Mattigkeit, über Schmerzen im Rückegrad, Kreuz und Lenden, über kurzem Othem, über ein Frösteln und darauf folgende Hitze klagen; das Gesicht wird bald darauf dick und aufgetrieben, die Augen fangen an zu thränen, die Kinder niesen öfters hinter einander, sie hohlen tief Athem und seufzen, sie klagen über ein Drücken in der Gegend des Magens und über Uebelkeit, sie erbrechen sich, sie fahren öfters im Schlaf zusammen, als ob sie im Traum erschrecken. [...]*

Auch die später auftretenden Hautveränderungen werden genau beschrieben und zum Schluss heißt es: [...] *die Pocken zerplatzen und trocknen ab, die Kinder werden munter, bekommen Appetit zum Essen und Schlaf, so, daß die gantze Kranckheit alsdenn mit dem zwölften oder vierzehnten Tag ihre Endschaft erreicht.*

Die Angaben zur Inkubationszeit sind hier, bei sonst so präzisen Angaben, auffällig vage: „bald darauf“, diesbezügliche Beobachtungen waren wohl nicht angestellt worden.

Vergleichsweise kurzen Raum nehmen therapeutische Ratschläge bei den Pocken, gegen die es keine spezifisch wirksame Behandlung gibt, ein. Empfohlen wurde, zurückgehend auf die Lehre von der Humoralpathologie, wonach bei Krankheiten die vier hypothetischen Körpersäfte wieder in ein harmonisches Verhältnis gebracht werden mussten, die Anwendung von Abführmitteln. Schweinefleisch und „verdorbenes und abgebackenes Brod“ sollte den kranken Kindern nicht gegeben werden, ebenso wenig ausgepresster „Saft von Schaaf- oder Gänsekoth“ oder Korn und Brantwein, jedoch reichlich andere Getränke, diätetische Maßnahmen, die auch unter heutigen Gesichtspunkten sinnvoll erscheinen.

Der Anlass für die Veröffentlichung dieser Druckschrift wird eine epidemische Ausbreitung der Pocken im Jahre 1768/69 gewesen sein, von der Hornburg verschont geblieben zu sein scheint, nicht aber das nicht allzu fern gelegene Braunschweig.²⁰

Mehrere Exemplare der gleichen Druckschrift wurden im Jahr 1775 erneut nach Hornburg geschickt, der Magistrat nahm sie zu den Akten, ordnete aber auch an, dass die Bürgervorsteher (insgesamt vier) den Inhalt in ihren Vierteln gründlichst bekanntgeben sollten.²¹

1782/83 kam es zu einer Pockenepidemie im Fürstentum Halberstadt, auch Hornburg war davon betroffen.²² Aus Osterwieck reiste Doktor Muthwille, wohl der Kreisphysikus, nach Hornburg und gab mündlich und schriftlich Ratschläge, wie die an Pocken erkrankten Kinder zu behandeln seien. Im wesentlichen unterschieden sie sich nicht von denen, die in der „Anleitung für den Landmann“ angegeben worden waren, zusätzlich empfahl

20 Das dortige Collegium medicum ließ von Ärzten und Chirurgen regelmäßig Bericht über Fallzahlen und Krankheitsverläufe erstatten. NLA-StA WF 111 Neu Nr. 3252.

21 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2297.

22 Im Januar 1783 wurde in den Akten der Stadt vermerkt, dass unter den Kindern in Hornburg die Pocken grassierten: *139 hatten Pocken, 19 haben Pocken, 13 sind an Pocken gestorben.* Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2297.

Muthwille Senf-Pflaster auf die Füße und Kniekehlen der Kinder, Aderlässe und innerlich anzuwendende Medikamente.

Medizinische Traditionen stammten aus der Antike und auch die Pocken-Therapie des Doktor Muthwille ging darauf zurück. Mit Pflastern, Aderlässen und purgierenden Maßnahmen sollte die Ausgewogenheit der Säfte wieder hergestellt und der Patient dadurch gesund werden.

Die damalige Lehrmeinung über die Pocken wurde in Hornburg mündlich und zwar so bekannt gemacht: Die vier Viertelsmänner oder Bürgervorsteher hatten aus jedem Viertel acht Bürger auszuwählen, sie alle und dazu der ortsansässige Chirurgus wurden ins Rathaus geladen. Die Schrift „Für den Landmann“ und die Muthwilles wurden ihnen vorgelesen, wahrscheinlich vom Bürgermeister, und die Männer *darnach gehörig instruiert*.

Der damals erhoffte, aus heutiger Sicht nicht mögliche Therapieerfolg blieb aus und der Magistrat meldete nach Halberstadt, dass innerhalb von vier Monaten 24 Kinder in Hornburg an den Blattern gestorben waren.²³

Einige Tage später erhielt der Hornburger Magistrat aus Berlin die Anweisung, die Anleitung von 1768, wie sich der Landmann bei den Pocken zu verhalten habe, in Pappe zu binden und in der Kirchenbibliothek, beim Amtmann und beim Justiziar aufzubewahren. Gleichzeitig gab das Collegium medicum den Rat, *die Leute [zu] warnen, daß sie bei ihren kranken Kindern die Stuben nicht zu warm machen und ihnen nichts als Flieðerthee mit etwas Eßig und Honig geben, das weitere aber lieber der Natur überlaßen, als zu hizigen austreibenden Mitteln schreiten und kann übrigens die nothwendige Arznei für armer Leute Kinder gratis auf zu vergütende Rechnung aus Eurer Krieges-Casse verabfolget werden*. Alle diese Informationen sollten gehörig bekannt gemacht werden, auch durch die Prediger und Küster.

Der Rat, nicht allzu stark zu heizen, ist aus heutiger Sicht (wie bei allen fieberhaften Erkrankungen) sinnvoll, ebenso der, das Weitere lieber der Natur zu überlassen, als zu vermeintlich therapeutischen Maßnahmen zu greifen.²⁴

Weiter hieß es in diesem Schreiben des Collegium medicum²⁵: [...] *nach dem Berichte der Phisicorum hat die Seuche an einigen Orten in Zeit von 5 Jahren sich gar nicht spüren lassen, vermuthlich, weil sie in der Gegend durch die Inoculation nicht vor beständig ausgebreitet würde [...]*. Auf Grund dessen, dass erst genügend ansteckungsfähige Kinder heranwachsen mussten, bis sich die Pocken wieder epidemisch ausbreiten

23 Vom 19. November 1782 bis 19. März 1783. 4 weitere Kinder starben kurz nach dem 19. März 1783, Erwachsene starben in diesem Zeitraum nicht an Pocken. Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (LAW). Kirchenbuch Hornburg Sterberegister. 1711-1800.

24 Noch 1807 wurde mit Pockenkranken anders verfahren, wie aus Helmstedt ein Arzt mitteilte: *In Betten gepackt, tüchtig eingeheizt, schweißtreibende Mittel gegeben, und den Arzt so spät gerufen, daß er mit dem Knochenmanne zu gleicher Zeit in die Thüre tritt*. Wilhelm Remer: Krankheitsgeschichten aus den Tagebüchern des klinischen Instituts der vormaligen Julius Carl Universität zu Helmstädt. In: Journal der practischen Heilkunde. 4. Stück. April 1815. S. 32-50. Brückmann, der Leibarzt der herzoglichen Familie in Braunschweig versuchte um 1765 mit „spanischen Fliegen“, zermahlenen Käfern, die starke Hautreizungen hervorrufen, die an Pocken erkrankte Herzogin Charlotte, Gemahlin des Herzogs Carl zu behandeln. NLA-StA WF VI Hs 5 Nr. 21, Bd 1.

25 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2297.

konnten, konnte es durchaus fünf pockenfreie Jahre geben. Hier wird aber als Begründung angegeben, dass an diesen Orten wahrscheinlich Inokulationen durchgeführt worden seien.

Unter Inokulation oder Variolation ist eine künstlich herbeigeführte Infektion mit Pocken, die nur milde verlaufende Erkrankungen hervorgerufen hatten, zu verstehen. Dies wurde in der Türkei Ende des 17. Jahrhunderts praktiziert, nicht zuletzt, um die wertvollen Sklavinnen vor Verunstaltungen zu schützen.

Die Frau des Britischen Botschafters in Konstantinopel, Lady Mary Wortley Montagu, schrieb 1717 an eine Freundin:²⁶ *Die Pocken, bei uns so verheerend und allgemein verbreitet, sind hier infolge der Inoculation, wie man es nennt, vollkommen harmlos. Eine grosse Zahl alter Frauen vollzieht diese Operation alljährlich im Herbst, im September, wenn die grosse Hitze vorbei ist. Dann schickt einer zum andern und lässt anfragen, ob in einer Familie jemand die Pocken bekommen möchte; es bilden sich Gruppen, und wenn jeweils 15 bis 16 zusammengekommen sind, kommt die alte Frau mit einer Nusschale voll besten Pockenimpfstoffes. Sie fragt: welche Ader soll ich Ihnen öffnen? und öffnet die angegebene sofort mit einer langen Nadel, was nicht mehr Schmerz verursacht, als wenn man sich einfach ritzt, bringt in die Wunde so viel Stoff, als auf dem Nadelkopf haftet, und deckt sie mit einem Stückchen Nusschale ab. Auf diese Weise öffnet sie 4 bis 5 Adern ... Kinder und junge Leute spielen denselben Tag noch wohl und munter miteinander, bis zum 8. Tage. Dann werden sie vom Fieber ergriffen und hüten zwei, sehr selten drei Tage das Bett. Im Gesicht treten nur selten mehr als 20 bis 30 Pusteln auf, die keine Narben hinterlassen, und in 8 Tagen sind die Kranken so wohl auf wie vor der Inoculation ... Alljährlich unterziehen Tausende sich dieser Operation, und der französische Botschafter scherzte, man nehme hier die Pocken zum Zeitvertreib wie anderswo eine Brunnenkur.*

Im nächsten Jahr ließ Lady Montagu ihren Sohn in der britischen Botschaft in Konstantinopel inoculieren. Ihr zweites Kind, eine Tochter, ließ sie ebenfalls von dem Gesandtschaftsarzt inoculieren, aber schon in London und im Beisein des Königlichen Leibarztes und Präsidenten der Royal Society Sir Hans Sloane.²⁷ 1722 ließ der Prince of Wales zwei seiner Töchter impfen, dann wurden Versuche an Sträflingen unternommen und waren erfolgreich.²⁸ Damit war eine Welle ausgelöst worden; es kam zu einem Diskurs, in den sich Lady Montagu wieder einschaltete und unter dem Pseudonym eines türkischen

26 Zit. nach HOFFMANN-LA ROCHE AG (Hrsg): *Varia Variolae*. Von Blattern bis Pocken. Grenzach o. J. (Epidemische Episoden 3) S. 14.

27 Im Jahr 1721. Sloane setzte sich für die Inokulation ein. LEVEN (wie Anm 3), S. 42.

28 Da 1700 der Sohn der Königin Anna an den Pocken verstorben war, war der Vater des Prinzen von Wales, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, 1714 als Georg I. an die Regierung gekommen. Winkle (wie Anm. 1), S. 869. – Im Juni 1722 schrieb Lieselotte von der Pfalz in einem Brief: *Ich gestehe, dass es mir recht bang vor der Prinzess von Wales zwei Prinzessinnen gewesen.[...] Den jüngsten Prinzen findet man noch zu klein, um ihn zu inoculiren, aber man hat Prinz Friedrich [ältester Sohn des Prinzenpaares von Wales] die Wahl geben, ob er es tun will oder nicht. Ich weiß noch nicht, was draus werden will; man will erst an andere Kinder und jungen Leuten zu Hannover propiren, um zu sehen, ob die hannoversche Luft sich dazu schickt, und das ist gar wohlgetan in meinem Sinn. Mein Doktor hält dies remedium nicht vor sicher, sagt, er begreife es nicht.* Haberl (wie Anm. 9), S. 509 f.

Kaufmannes die Inokulation propagierte.²⁹ Alle diese Nachrichten verbreiteten sich schnell, zuerst an den europäischen Königshäusern. Schon aus dynastischen Gründen wurde dort immer öfter der Versuch unternommen, auf diese Weise Kinder vor einer schweren Pockenerkrankung zu schützen. Die Mitglieder der Herrscherhäuser wirkten damit auch als Vorbilder für Adel und reiche Bürger.³⁰

Goethe, 1749 geboren, machte als Kind die Pocken durch. Er schrieb³¹: *Ich hatte mir eben den Fortunatus mit seinem Säckel und Wunschhütlein gekauft, als mich ein Missbehagen und Fieber überfiel, wodurch die Pocken sich ankündigten. Die Einimpfung derselben ward bei uns noch immer für sehr problematisch angesehen, und ob sie gleich populäre Schriftsteller schon fasslich und eindringlich empfohlen, so zauderten doch die deutschen Ärzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen schien. Spekulierende Engländer kamen daher aufs feste Land und impften gegen ein ansehnliches Honorar die Kinder solcher Personen, die sie wohlhabend und frei von Vorurteil fanden. Die Mehrzahl jedoch war immer noch dem alten Unheil ausgesetzt; die Krankheit wütete durch die Familien, tötete und entstellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, dessen wahrscheinliche Hilfe doch schon durch den Erfolg mannigfaltig bestätigt war. Das Übel betraf nun auch unser Haus, und überfiel mich mit besonderer Heftigkeit. [...] Ich selbst war zufrieden nur wieder das Tageslicht zu sehen, und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren, aber andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zustand zu erinnern, besonders eine sehr lebhaft Tante, die früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich, selbst noch in späteren Jahren, selten ansehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Vetter, wie garstig ist er geworden!*

Wie Goethe erwähnte, wurden auf dem Kontinent zuerst von englischen Ärzten, dann auch von holländischen, Inokulationen vorgenommen.³² In England wurde dies Verfahren häufig durchgeführt, insbesondere von Robert Sutton³³ und sechs seiner Söhne. Sutton applizierte nur geringe Mengen des Impfstoffes sehr flach in die Haut, dabei kam es sehr selten zu lebensbedrohlichen Erkrankungen oder Todesfällen. Da er seine Patienten in abgelegenen, eigens dafür eingerichteten Häusern behandelte, wurden auch Dritte nicht infiziert, so dass seine relativ gefahrlose Methode als beispielhaft angesehen wurde.³⁴ Sutton und seine Söhne sollen etwa 30 000 Menschen geimpft haben, von denen nur 1 200 gestorben sein sollen.³⁵ Dies fand auch schnell Eingang in die Literatur, 1743 ließ Henry

29 Dagmar WEIGEL: Die Embassy Letters der Lady Mary Wortley Montagu. In: Ragnhild MÜNCH (Hrsg.): Pocken zwischen Alltag, Medizin und Politik. Berlin 1994. S. 35-41, hier S. 38.

30 Ausführlich dazu: Heiko POLLMEIER: Wie bei Bauern so bei Fürsten- Europäische Herrscherhäuser im „Zeitalter der Pocken“ In: Petra FEUERSTEIN-HERZ (Hrsg.: Gottes verhängnis und seine straffe – Zur Geschichte der Seuchen in der Frühen Neuzeit. Wiesbaden 2005 (Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek 84). S. 139-150.

31 Johann Wolfgang GOETHE: Dichtung und Wahrheit. 1. Teil, 1. Buch.

32 Hans Dieter BREDE: Infektion und Abwehr. Kompendium der Infektionskrankheiten. Bd. 5 u. 6. Ulm 1996, S. 89.

33 Robert Sutton wurde 1707 in Suffolk getauft. David van ZWANENBERG: The Suttons and the Business of Inoculation. In: Medical History 22 (1978), S. 71-82, S. 73

34 Zudem bereitete Sutton seine Patienten mit diätetischen und laxierenden Maßnahmen auf den Eingriff vor. Ausführlich: van ZWANENBERG (wie Anm. 33).

35 Die übliche Todesrate soll 2 % betragen haben. LEVEN (wie Anm. 3), S. 48.

Fielding (1707-1754) in seinem Roman „Eine Reise von dieser Welt in die Nächste“ den Geist einer schönen Frau sagen: ... *ich wurde im vorigen Sommer inoculiert und hatte das große Glück, mit sehr wenigen Narben im Gesicht davonzukommen. Ich hielt mich nun für vollkommen glücklich...*³⁶

In Braunschweig hatte das Collegium medicum bereits 1754 geplant, im dortigen Waisenhaus zu inoculieren, *um zu sehen, ob solches auch in unserm Climate einen gleichmäßigen guten Erfolg habe.*³⁷ Der Plan kam aber erst 1766, als eine Pockenepidemie herrschte, zur Ausführung.³⁸ Damals ließ Herzog Carl, nachdem auch seine Gemahlin Philippine Charlotte an Blattern erkrankt war, den Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand inoculieren.³⁹

Rahlwes⁴⁰, seit 1757 Feldmedicus unter Herzog Carl, hatte sich 1758 in den Braunschweigischen Anzeigen an die Laien gewendet und die Inokulation empfohlen: *Die Einpfropfung der Kinderblattern gehöret ohne Zweifel unter die vorzüglichsten Erfindungen, welche in der Arzneywissenschaft zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts in den neueren Zeiten bekannt gemacht worden.*

Großen Raum in seinem Artikel nimmt die Erörterung dieses Einwandes gegen die Impfung ein: *Es sey unbillig, ja unverantwortlich, einen gegenwärtig gesunden Menschen vorsätzlich in eine Krankheit zu stürzen.* Er argumentiert damit, dass dies bei den Pocken nicht stichhaltig sei, da ohnehin fast ausnahmslos jeder Mensch diese Krankheit durchmachen müsse und so sei eine leichte Form das kleinere Übel.

In seiner Schrift „Der Kinderarzt“ argumentierte 1781 Christoph Jakob Mellin, der „Arztneygelahrtheit Doktor“ so:⁴¹ *Wäre es möglich, die Blattern ganz zu vertilgen, so dürfte man nicht an das Einpfropfen derselben gedenken.* Trotz aller therapeutischen Maßnahmen sei es aber nicht gelungen, die Blattern auszurotten und so sei *es nothwendig an ein Mittel zu gedenken, durch welches die Blattern so gutartig und mit so wenig als möglicher Gefahr gemacht werden. Dieses Mittel findet man an der Inoculation.*

Dr. Topp, Garnisons-Medicus in Braunschweig, inoculierte 1769 seinen Sohn und drei Kinder des Pastors zu Mascherode. Sein Bericht an das Collegium medicum in Braunschweig endet mit diesen Worten:⁴² *Gott gebe allen Aeltern, die Liebe und Gewißen haben, Muth, ihre Kinder durch den so sehr leichten Handgriff der Inoculation zu retten.*

Die Kosten für die Inokulationen waren hoch, zumal allein die Vorbereitung mindestens 14 Tage in Anspruch nahm und unter ärztlicher Aufsicht durchgeführt wurde.⁴³ Da-

36 Henry FIELDING: Eine Reise von dieser Welt in die nächste. München 1994, S. 21.

37 NLA-StA WF 2 Alt Nr. 11 467.

38 NLA-StA WF 2 Alt Nr. 11 467, NLA-StA WF 111 Neu 1835.

39 Karl-Rudolf DOEHNEL (wie Anm. 15), S. 24. Den Enkeltöchtern des braunschweigischen Ministers Georg Septimus Andreas von Praun wurden am 11.2.1770 „die Kindesblattern“ durch den Leibmedicus Franz Ernst Brückmann inoculiert (Prauns Autobiografie, Abschrift von 1887: NLA-StA WF 36 Alt Nr. 112).

40 Rahlwes war 1757 zum Feldmedicus ernannt worden.

41 Christoph Jakob MELLIN: Der Kinderarzt. Kempten 1781, S. 227 f.

42 NLA-StA WF 111 Neu Nr. 3253.

43 Vorbereitungsmaßnahmen für Inokulationen werden ausführlich beschrieben bei: Silke WAGENER-FIMPEL: Pockenimpfungen am Bückeburger Hof im 18. Jahrhundert. In: Schaumburg-Lippische Mitteilungen 34 (2007), S. 159-181.

her vermerkte auch das Braunschweiger Collegium medicum 1769, dass die *Inoculation vornemlich bei Leuten von Vermögen und Stande verrichtet* worden sei.⁴⁴ Dennoch wurde in Braunschweig ein Inokulationshospital angelegt, in dem allerdings von 1767 bis 1787 nur etwa 350 Impfungen ausgeführt wurden.⁴⁵

Johann Peter Süßmilch, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und ehemaliger Konsistorialrat, war ein Verfechter der Inokulation der Pocken und begründete seine Haltung mit der Statistik: *Die durch die Vergleichung mit einer Lotterie erwiesene Unwahrscheinlichkeit des Verlustes* [Tod eines Kindes durch die Inokulation] *und die dagegen gezeigte große Wahrscheinlichkeit des Gewinnes* [...] Durch diese Maßnahme würden viele Menschen am Leben erhalten, daher sei die Inokulation eine Angelegenheit des Staates. *Sollte man wol hier Kosten ersparen, um dieses grosse Hülfsmittel recht bekannt zu machen, und in Gang zu bringen? Es kann allein durch die öffentlichen Anstalten, durch hinlängliche und fortgesetzte Versuche an Armen und durch Belohnungen der Eltern, so ihre Kinder in die öffentlichen Anstalten bringen, geschehen. Es ist nicht möglich, die Vorurtheile der Eltern anders zu heben.*⁴⁶

In der Bevölkerung stießen die Inokulationen aus vielfältigen Gründen auf Widerstand. Krankheiten galten als ein von Gott gewolltes Schicksal, die Impfung war in religiöser Hinsicht also mindestens fragwürdig. Gemäß der Lehre von der Humoralpathologie konnten die Pocken auch positiv, als notwendiger Reinigungsprozess des Körpers, gesehen werden.⁴⁷ Gefahrlos war der Eingriff keineswegs, vielmehr konnte er tödlich enden.

Viele Ärzte zögerten ebenfalls, Inokulationen vorzunehmen. Das ist durchaus verständlich, da mit dem künstlichen Hervorrufen einer, wenn auch nur leichten, Pocken-erkrankung der hippokratische Grundsatz „Primum nil nocere“ verletzt wird, ein Grundsatz, der bis heute das ärztliche Handeln leitet. Wundärzte, die keine akademische, sondern eine handwerkliche Ausbildung erfahren hatten und empirisch handelten, werden weniger derartige Skrupel empfunden haben. Sie wurden seit Beginn des 19. Jahrhunderts vielfach als Impfarzte tätig.⁴⁸

Wie sehr die Inokulation mit allem Für und Wider Eltern, die zugleich Fürsten waren, beschäftigte, ist am Beispiel des Hofes der Grafen Schaumburg-Lippe gezeigt worden.⁴⁹

44 NLA-StA WF 111 Neu Nr. 3253.

45 Peter ALBRECHT: Von den vergeblichen Mühen, die Bevölkerung der Stadt Braunschweig von der Nützlichkeit des Impfens gegen Blattern zu überzeugen (1754-1787) In: FEUERSTEIN-HERZ (wie Anm. 30), S. 127-138, hier S. 130 und Albrecht zit. nach Andreas-Holger MAEHLE: Inokulation in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung. In: MÜNCH (wie Anm. 21), S. 42-52, hier S. 46.

46 Vgl. Johann Peter Süßmilch: Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben. Teil 1. 4. Aufl. Berlin 1775. S. 532 f.

47 Von Schiller, der ehemals Regimentsmedicus war, wurde 1799 berichtet: „Schiller wünscht keineswegs die Ausrottung der Pockennoth, weil es die einzige Krankheit sei, bei der durch Austreibung des Krankheitsstoffs nach außen die Aerzte das Fieber studiren und etwas lernen könnten.“ Klaus GERLACH und René STERNKE (Hrsg.) Karl August Böttiger. Literarische Zustände und Zeitgenossen. 2. Aufl. Berlin 1998. S. 94.

48 Sabine SANDER: Bader. In: Enzyklopädie der Neuzeit. Band 1. Stuttgart 2005, Sp. 916-921, hier Sp. 919.

49 Silke WAGENER-FIMPEL (wie Anm. 41).

Auch unter Schriftstellern, so in Weimar 1791 bei einem Essen bei Wieland in Anwesenheit von Goethe, wurde dies Thema erörtert. Wieland bemerkte dazu, „daß die erkünstelte Blatter die Seelenkräfte der Inoculirten schwäche.“⁵⁰

Dass in Hornburg, einer kleinen, armen Stadt an der Peripherie Preußens, Inokulationen vorgenommen worden sind, ist nicht bekannt. Aus den dort befindlichen Akten geht lediglich hervor, dass 1796 das Ober-Collegium Medicum zu Berlin eine neue Druckschrift herausgegeben hatte: *Kurze Anweisung, wie der Landmann bei grassirenden Pokken und Scharlach-Fieber sich zu verhalten habe*.⁵¹

Wieder, ganz ähnlich wie in der Schrift von 1768, wurde die Symptomatik der Pocken beschrieben und die bekannten diätetischen Hinweise gegeben. Die therapeutischen Ratschläge wurden erweitert, danach sollten den kranken Kindern Brech- und Abführmittel verabreicht werden und „spanische Fliegen“, zermahlene Käfer, die Hautreizungen verursachen, in den Nacken oder an die Waden gesetzt werden, Maßnahmen, die heute als schädlich anzusehen sind. Die Inokulation von Menschenblättern wurde nicht in dieser Schrift behandelt.

Gleichzeitig wurde eine Methode, der Pockenerkrankung vorzubeugen, entdeckt. Der englische Arzt Edward Jenner (1749-1823) hatte beobachtet, dass Kuhpocken, eine seltene Krankheit der Rinder, die sich mit pockenähnlichen Eruptionen am Euter äußert, gelegentlich auf Melker übertragen wurden.⁵² Beim Menschen bildeten sich dann (meist auf den Händen) einige wenige Hauteffloreszenzen, zu schweren Krankheitserscheinungen oder gar zum Tode kam es nicht. Aber die Menschen, die Kuhpocken durchgemacht hatten, erkrankten nicht mehr an den echten Pocken. Daraufhin entwickelte und propagierte Jenner die „Vaccination“⁵³, bei der der Inhalt der Bläschen der Kuhpocken in die Haut des Menschen mit einer spitzen Nadel eingeritzt wurde. Da Rinder nur selten mit Kuhpocken befallen waren, war vom Rind selbst das Material für die Vakzination nur schwer zu gewinnen. Jenner verfuhr daher wie bei der Inokulation der echten Pocken und übertrug den Inhalt der Bläschen, die durch das Kuhpockenvirus in der Haut des Menschen am 7. bis 8. Tag entstanden waren, in die Haut eines anderen Menschen, der dadurch ebenfalls vor den echten Pocken geschützt wurde.

Der Erreger der Kuhpocken ist das Vaccinia-Virus, das gemeinsame Antigene mit dem Variola-Virus, dem Erreger der Menschenpocken, hat. Es ruft die Bildung von Antikörpern hervor, die auch gegen das Variola-Virus Immunität, allerdings nicht lebenslang, verleihen. Dies vom Rind auf den Menschen übertragene Virus übertrug Jenner also weiter von Mensch zu Mensch. Obwohl Jenner das so nicht wusste, war er überzeugt, dass ebenso wie die Inokulation der menschlichen Pocken die Kuhpockenimpfung vollkommenen Schutz vor einer Blatternerkrankung verleiht, jedoch ohne dass es zu Gefahren für den Impfling oder seine Umgebung kommt.

Vorbereitende Maßnahmen, wie bei der Inokulation nach Sutton, wurden jetzt nicht mehr für erforderlich gehalten und damit wurde – aus heutiger Sicht – dem Patienten auch

50 Klaus GERLACH und René STERNKE (Hrsg.) wie Anm. 44. S. 30.

51 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2142.

52 Auch bei Schafen und Kaninchen kann der Erreger der Kuhpocken Krankheitserscheinungen hervorrufen. SCHLEGEL wie Anm. 5. S. 125 ff.

53 Lat. vacca = Kuh.

nicht geschadet. Die mit Kuhpocken geimpften Personen wurden nicht isoliert, das war auch nicht notwendig. Medizinischer Aufwand und Kosten waren damit weitaus geringer geworden. Wie zuvor wurde jedoch menschliche Lymphflüssigkeit benutzt, damit war weiterhin die Gefahr der Übertragung von anderen Infektionskrankheiten wie der damals weit verbreiteten Lues, aber auch der echten Pocken, gegeben.

Jenner veröffentlichte seine auf (nur) 23 Fällen basierende Schrift 1798. Die Vorteile der Vakzination erschienen so überzeugend, dass sie die Inokulation fast schlagartig ablöste. 1799 wurde in London die erste öffentliche Impfanstalt eingerichtet, in Großbritannien waren im Jahr 1801 bereits über 100 000 Menschen vakziniert.⁵⁴ Auf dem Kontinent wurden erstmals 1799 in Wien Kuhpocken auf einen Menschen übertragen, dann wurde die Vakzination von vielen Regierungen, auch der preußischen, gefördert.⁵⁵ Die viel gefährlichere Inokulation der Pocken wurde aber erst bedeutend später verboten.⁵⁶

In Berlin hatten sich u. a. die bekannten Ärzte Hufeland (1762-1836) und Heim (1747-1834) bei der Regierung für die Vakzination ausgesprochen.⁵⁷ Heim vermerkte in seinen Tagebüchern, dass er im Februar 1800 drei Kinder mit aus England erhaltener Kuhpockenmaterie inokuliert, Jenners Schriften aber erst im Juni des Jahres gelesen hatte, ein in dieser Reihenfolge durchaus fragwürdiges Vorgehen.⁵⁸

Bedenken gegen die Vakzination äußerte beispielsweise der Philosoph und Arzt Marcus Herz (1747-1803), insbesondere, dass Spätschäden möglich seien, aber noch keine Langzeitbeobachtungen an den Vakzinierten hätten angestellt werden können.⁵⁹ Von Schiller, der ehemals Regimentsmedicus war, wurde 1799 berichtet: „*Schiller wünscht keineswegs die Ausrottung der Pockennoth, weil es die einzige Krankheit sei, bei der durch Austreibung des Krankheitsstoffs nach ausen die Aerzte das Fieber studiren und etwas lernen könnten.*“⁶⁰ Philipp Friedrich Theodor Meckel (1756-1803), Professor der Medizin in Halle, soll die Impfung mit Kuhpocken mit diesen Worten abgelehnt haben: „Sind denn Ihre Kinder Kälber? Menschen impfe ich nur die Lymphe von Menschenpocken ein.“⁶¹

Unterstützt von den Behörden richtete Dr. Johann Immanuel Bremer (1745-1816) schon 1800 im Friedrichs-Waisenhaus in Berlin eine „Vaccinations-Schule“ ein.⁶² Der direkt vom Rind gewonnene Impfstoff wurde lange Zeit aus England bezogen und dann als sogenannte „humanisierte Lymphe“ von Mensch zu Mensch übertragen. Eigene, mit Kuhpocken befallene Rinder, die zur Gewinnung des Impfstoffs hätten dienen können, wurden im Berliner Impf-Institut zunächst nicht gehalten. Noch viele Jahre später, 1812, verzeichnete Heim die Vakzination von Kindern mit direkt von Rindern gewonnenem

54 LEVEN wie Anm. 3. S. 49.

55 DÖHNEL (wie Anm. 15), S. 41.

56 In Preußen 1835. LEVEN wie Anm. 3. S. 50. – Die Debatte um die Impfung aber wurde fortgesetzt.

57 Ragnhild MÜNCH: Das Berliner Impfinstitut im 19. Jahrhundert. In: MÜNCH (wie Anm. 21), S. 71- 80, hier S. 72.

58 Wolfram KÖRNER (Hrsg.): Ernst Ludwig Heim. Tagebücher und Erinnerungen. Leipzig 1989. S. 115.

59 MÜNCH (wie Anm. 21). S. 73.

60 Zit. nach Klaus GERLACH und René STERNKE (Hrsg.) wie Anm. 44. S. 94.

61 Chronik von Gibichenstein, Ludwig dem Springer, Halle und der Umgebung ...Halle 1818. S. 233 f.

62 MÜNCH: wie Anm. 51. S. 72.

Material als Besonderheit: [...] mit dem Hofrat Bremer u. D. Richter nach Weißensee und Malchow, wo wir Kühe mit Pokken untersuchten, sowie eine Menge Kinder, die Bremer seit drei Wochen mit der Lymphe von den Kühen genommen, vaccinirt hatte.⁶³ Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde es üblich, Kühe zu halten, die künstlich mit Kuhpocken infiziert worden waren und der Gewinnung von Impfstoff dienten.⁶⁴

1801 sollte in Hornburg – und sicher nicht nur in Hornburg – auf Wunsch des preußischen Collegium medicum der Versuch, Kuhpocken zu impfen, durchgeführt werden.⁶⁵ Nur Ärzte sollten diese Impfung ausführen und dann jährliche Berichte über die geimpften Personen abgeben. Damit wendete sich die Obrigkeit nicht wie zuvor direkt an die von der Krankheit bedrohte Bevölkerung, sondern zunächst nur an Magistrate, Ärzte und Wundärzte.

Über den Fortgang dieser Angelegenheit ist den Hornburger Akten bis 1805 nichts zu entnehmen, offenbar sind in Hornburg zunächst keine Kuhpockenimpfungen ausgeführt worden. Dies überrascht insofern, als es Ende des Jahres 1803 in Hornburg zu einer Pockenepidemie kam.⁶⁶ Es wäre zu erwarten, dass in einer solchen Notsituation leichter zu einem Mittel gegriffen worden wäre, von dem Rettung zu erhoffen war.⁶⁷ Verständlich aber ist der Widerstand der Bevölkerung durchaus. Bei der Vakzination wurden kleinen Kindern schmerzhaft Wunden beigebracht, die zwar bald abheilten, aber bleibende Narben hinterließen. Angeblich sollte dadurch das Kind später gegen eine eventuelle Krankheit geschützt sein, nachweisbar war das aber nicht. Angst vor Schäden und Zweifel am Nutzen waren zu dieser Zeit durchaus gerechtfertigt.

1805 wurden von der Kriegs- und Domänenkammer Halberstadt drei gedruckte Plakate nach Hornburg geschickt. In der Überschrift werden die Ansprechpersonen genannt: *Aufforderung an die Einwohner des Preußischen Staats besonders an den Landmann betreffend die Impfung der Schutz-Blattern*.⁶⁸

Das Wort „Schutz-Blattern“ war klug gewählt worden, denn die neue Art der Impfung hatte viel Spott hervorgerufen, beispielweise wurde auf Karikaturen gezeigt, wie den frisch geimpften Menschen Hörner oder Euter wuchsen.

Der Text des Plakats lautet: *Seit vielen Jahrhunderten haben sich die Menschen-Pocken, oder Blattern, fast überall verbreitet. Es ist nicht nöthig, dies Uebel anschaulich zu machen, da schwerlich jemand seyn wird, der es nicht als eins der fürchterlichsten aus Erfahrung kennen sollte. Gleichwohl liegt es nicht im Plan der göttlichen Vorsehung, dieser verderblichen Krankheit den Lauf zu lassen, vielmehr ist es eine der größten Pflichten der Menschheit, derselben, eben so als der Pest, und andern ansteckenden Krankheiten, Einhalt zu thun. Dazu ist nun ein sicheres Mittel in neuerer Zeit, – wir meinen die Kuhpocken, – wel-*

63 KÖRNER wie Anm. 52, S. 151 f.

64 Eberhard WOLFF: Triumph! Getilget ist des Scheusals lange Wuth. In: Hans WILDEROTTER (Hrsg): Das große Sterben. Seuchen machen Geschichte. Dresden 1995. S. 158-201. S. 171.

65 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2142.

66 Zu Beginn des Jahres 1804 wurden in Hornburg 29 durch Pocken bedingte Todesfälle verzeichnet, insgesamt starben in beiden Jahren zusammen 143 Menschen. Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel. Kirchenbuch Hornburg Sterberegister.

67 Im nahen Braunschweig dagegen wurden von Jahr zu Jahr mehr Menschen mit dem neuen Material geimpft. ALBRECHT (wie Anm. 45), S. 135.

68 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

che jetzt, durch unzählige Beyspiele bewährt, den Nahmen: Schutz-Blattern, allgemein erhalten haben, entdeckt worden. Ueberzeugt von dem Werth dieses, weder mit gefährlichen Folgen verbundenen, noch sonst schmerzhaften Schutzmittels, hat unser erhabene Monarch nicht nur Seine Königliche Kinder mit dem Stoff dieser Schutz-Blattern impfen, sondern auch in Berlin, Königsberg, Magdeburg und Posen zum Wohl Seiner getreuen Unterthanen, und zur Aufrechterhaltung der wahren Schutz-Blattern, die wirksamsten Anstalten treffen lassen. Alle Physiker, Aerzte und Chirurgen, sind angewiesen, auf Verlangen allen Personen, ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters, welche die Menschen-Pocken noch nicht gehabt haben, oder es nicht gewiß wissen, die Schutz-Blattern einzuimpfen; die Medicinal-Collegia dirigiren das Impfungs-Geschäft im Ganzen, und selbst die Prediger, Pächter und dergleichen Personen, welche aus edlem Herzen sich mit der Impfung befassen, sind von der Aufsicht nicht frey. Bey dieser guten Einrichtung ist es gewiß eine der ersten Pflichten der Väter, Mütter, Vormünder, Erzieher, Lehrherren, und aller Behörden, denen das Leben der Kinder anvertrauet ist, diese Kinder und Zöglinge des obigen Schutzmittels sobald als möglich theilhaftig zu machen. Die Unterlassung dieser Pflicht muß sonst ihr Gewissen beunruhigen, wenn entweder diese unglücklichen Kinder, die sie so leicht schützen konnten, durch die Menschen-Pocken weggerafft, oder sie doch durch diese abscheuliche Krankheit entstellt, oder wohl gar an ihren Gliedmaßen und Sinnen beschädigt werden. Wir haben den Bürger und Landmann bey gefährlichen Krankheiten oft gewarnt und belehret, willig folgten sie, und Wir werden Uns belohnet sehen, wenn auch der jetzige Aufruf Gehör findet.

Berlin, den 25. April 1805

Königliches Preußisches Ober-Collegium medicum et Sanitatis.

Appelliert wurde hier an die Vernunft und Verantwortung des Einzelnen. Der Monarch diente als Vorbild, Pastoren und Pächter der Domänen sollten ihren Einfluss auf die Bevölkerung geltend machen, damit diese sich impfen ließ. Die aufwendige Organisation, die Kosten für den Impfstoff und die Honorare der Impfenden aber gingen zu Lasten des Staates, der an der Zunahme der Einwohnerzahl interessiert war.

Eins dieser Plakate wurde im Rathaus angeschlagen, den Bürgerschaftsvorstehern wurde im Rathaus selbst oder durch Ratsbedienstete der Inhalt mitgeteilt, doch damit scheinen sich in Hornburg die Anstrengungen gegen die Pocken für die nächsten Jahre erschöpft zu haben.

Inzwischen verlor Preußen einen Krieg gegen Napoleon, es musste die Gebiete links der Elbe abtreten und Hornburg wurde Teil des Königreichs Westphalen, eines fortschrittlichen Musterstaates, der auch eine Verbesserung der öffentlichen Gesundheitspflege anstrebte. In jedem Departement wurde zu diesem Zweck auch ein Obersanitätscollegium eingesetzt.⁶⁹

1808 wurde in Hornburg eine vom Königreich Westphalen herausgegebene Druckschrift zu den Akten genommen.⁷⁰ Darin ist zu lesen: *Zufolge eines Allerhöchsten König-*

69 Dorothea PUHLE: Das Herzogtum Wolfenbüttel im Königreich Westphalen und seine Restitution 1806–1815. Braunschweig 1989 (Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch Bd. 5), S. 208.

70 Das vom Königreich Westphalen im Saal-Departement herausgegebene Intelligenzblatt für die Districte Halberstadt und Blankenburg Nr. 30 vom 13. Julius 1808. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

lichen Dekrets vom 13. April d. J., soll die Impfung der Schutzblattern allgemein verbreitet, und [...] befördert werden. Deswegen wurde in Halberstadt der „Centrallausschuß des Saaldepartement zur Beförderung der Schutzpockenimpfung“ geschaffen. Alle Bürgermeister, Ärzte und Wundärzte sollten sich der Sache annehmen und in regelmäßigen Abständen von drei Monaten diesem Centrallausschuß über den Fortgang berichten. Angaben über die Sterblichkeit insgesamt und die der Geimpften wurden erwartet, ebenso über ungewöhnliche Verläufe der Impfung und Einflüsse anderer Krankheiten.

Dann machte der Centrallausschuß zur Beförderung der Schutzpockenimpfung in Halberstadt folgende Mitteilungen: *Zugleich machen wir den Herren Aerzten und Wundärzten bekannt, daß wir, damit es denselben nie an ächten und wirksamen Impfstoffe fehlen möge, erbötig sind, dergleichen zwischen Glasplatten aufgetrocknet, beständig vorrätig zu halten, und werden [...] dergleichen so schnell als möglich übersenden.*

Der Kuhpockenimpfstoff war, wie bereits erwähnt, nur schwer zu gewinnen und wurde deswegen zentral vom Staat zur Verfügung gestellt. Damit konnten sofort alle Einwohner des Distrikts Halberstadt jeden Sonntag, also am arbeitsfreien Tag, sich selbst und ihre Kinder unentgeltlich im säkularisierten Ursulinernonnenkloster⁷¹ impfen lassen. Dort wurde am folgenden Donnerstag und Sonntag die Nachschau gehalten und darüber ein Attest ausgestellt.

Auf die Revision wurde von Anfang an großer Wert gelegt, denn dadurch konnte man sich vom Erfolg der Impfung überzeugen. Andernfalls bestand auch die Gefahr, dass die *Schutzkraft der Kuhblattern [...] in ein zweifelhaftes Licht gestellt wird, und vorzüglich bei dem gemeinen Mann den Unglauben an dieselben begründet würde.*⁷²

Hier ist zukunftsweisend vorgegangen worden. Die Impfung mit Kuhpocken, die sich bereits in anderen Ländern als weitgehend gefahrlos erwiesen hatte, sollte auf freiwilliger Basis flächendeckend unentgeltlich ausgeführt, ihr Erfolg kontrolliert und dokumentiert werden. Für den Impfstoff trug der Staat Sorge. Belange des Einzelnen wie des Staates wurden berücksichtigt, ein langfristiger Erfolg dieser Maßnahmen war zu erwarten.

Dennoch wurde Druck auf die Eltern ausgeübt, damit sie die Kinder impfen ließen: 1808 wurde im Königreich Westphalen ein Gesetz erlassen, wonach Schullehrer und Handwerker nur geimpfte Kinder als Schüler oder Lehrlinge annehmen durften.⁷³

Die westphälische Verwaltung scheint die Durchführung ihrer Anordnungen jedoch nicht ausreichend kontrolliert zu haben, jedenfalls wurden zunächst in Hornburg Meldungen über Impfungen nicht gemacht, so dass Ende 1809 oder Anfang 1810 der Stadtverwaltung Zwangsmittel angedroht wurden.⁷⁴

71 Gerberstrasse 15. K. L. ZSCHIESCHE: Halberstadt sonst und jetzt mit Berücksichtigung seiner Umgebung. Halberstadt 1895, S. 187 f. – Sonntags wurde auch in Berlin im Friedrichs-Waisenhaus geimpft. MÜNCH (wie Anm. 21), S. 75.

72 Gouvernementsblatt 12, März 1815. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2281.

73 Anneliese GERBERT: Öffentliche Gesundheitspflege und staatliches Medizinalwesen in den Städten Braunschweig und Wolfenbüttel im 19. Jahrhundert. Braunschweig 1983 (Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch Bd. 3), S. 149, Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282. In Braunschweig durften ab 1816 keine ungeimpften Kinder eingeschult werden. DÖHNEL (wie Anm. 15), S. 41.

74 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282. – Ähnlich auch in Braunschweig: GERBERT (wie Anm. 73), S. 149.

Im Winter 1806/07 traten die Pocken in der Region um Helmstedt und Schöningen epidemisch auf, auch in Hornburg forderten sie Todesopfer.⁷⁵ In den folgenden zwei Jahren impfte der Chirurgus Röttger in Hornburg immerhin einige Kinder.⁷⁶

Aus den zum Canton Hornburg gehörenden Dörfern Bühne und Rimbeck meldete der Maire, dass *mit Ausnahme [von] 8 bis 10 einjährigen Kindern in den verfloßenen vier Jahren eine allgemeine Impfung der Schutzblattern stattgefunden hat*.⁷⁷ Der Maire der Dörfer Göddeckenrode und Wülperode, die damals auch zum Canton Hornburg gehörten, teilte mit, dass dort 1809 keine Kuhpocken eingepfimpft worden waren.⁷⁸ Ende März 1810 ergänzte er:⁷⁹ *[nicht nur hat] Pastor Arens⁸⁰ der Gemeinde das Einimpfen der Schutzblattern bey ihren Kindern auf das Nachdrücklichste von der Kantzel empfohlen, sondern auch durch den Maire diener nochmal wiederholt, daß jeder Einwohner, wer seinen Kindern die Kuhpocken einimpfen lassen, solches in der Mairie zur Berichtabstattung anzeigen solle. Es hat sich aber keiner gemeldet als der Halbspänner Andreas Schrader, der sie seinen Kindern einimpfen lassen. Zu Wülperode ist, nach Versicherung des Adjuncten Herrn Reinecke⁸¹, auch nicht einer, der sie seinen Kindern einimpfen lassen.*

Die Geistlichen in der Region, auch im Braunschweigischen, erwiesen sich der Vakzination gegenüber aufgeschlossen.⁸² Viele von ihnen propagierten die Impfung, ließen die eigenen Kinder impfen und machten das in der Gemeinde bekannt. Auch die Lehrer warben für die Kuhpocken-Impfung: *[...] es ist daher den Schullehrern aufgegeben, mit zu diesem heilsamen Zweck zu wirken*.⁸³ Ebenso wurde an die Maires immer wieder appelliert, ihren Einfluß auf den „gemeinen Mann“ geltend zu machen, so im Jahr 1812:⁸⁴ *Ohngeachtet der anhaltenden Erfahrung, worauf die Schutzkraft der Vaccination keinem Zweifel mehr unterliegt, unterläßt dennoch hier und da der gemeine Mann, bald aus Vorurtheil, bald aus Gleichgültigkeit, seine Kinder durch die wohlthätige Vaccine gegen die Menschen Blattern Pest⁸⁵ zu schützen.*

75 REMER (wie Anm. 24), insbes. S. 38. – Drei Todesfälle an Pocken sind in Hornburg verzeichnet: Kirchenbuch Hornburg. Sterberegister 1801-1822.

76 56 Kinder 1808, 26 Kinder 1809. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

77 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

78 Außerdem schrieb er, vielleicht besonders diensteifrig, vielleicht aus medizinischer Unkenntnis, dass einige Kinder die Windpocken gehabt hätten, doch keines daran gestorben sei. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

79 28. März 1810. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

80 Heinrich Arens, Pfarrer in Göddeckenrode 1764-1826.

81 Ein Adjunkt Reinecke in Wülperode ist nicht bekannt, wahrscheinlich handelt es sich um den Kantor und Lehrer Reinecke. Mitteilung Friederike Mischke.

82 Anlässlich einer Pockenepidemie in Helmstedt im Jahr 1807 hielt Johann Friedrich Julius Spannuth eine Predigt in der Stephanskirche „Über die nichtigen Einwendungen und das schwere Vergehen derer, welche absichtlich ihre Kinder und Pflöglinge nicht durch Schutzblattern gegen die Kinderpocken zu sichern suchen.“ Sie wurde von dem Helmstedter Professor für Arzneikunde Wilhelm Remer mit Anmerkungen versehen und 1807 in Helmstedt gedruckt.

83 Ortsmaire Schmidt von Göddeckenrode und Wülperode, 30. Juni 1811. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

84 Zuvor ähnlich am 26. und 28. Mai 1810. Hier 7. Juli 1812. Präfect an Canton Maire. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

85 Pest: hier im Sinne von Seuche.

Die Gefahr, welche daraus für die noch nicht vaccinirte Jugend einer Commune, ja einer gantzen Gegend erwachsen kann, ist zu einleuchtend, als daß es einer weiteren Auseinandersetzung derselben bedürfte, und dem menschenliebenden Vorsteher einer Gemeinde muß sich bey dem Andenken an diese Gefahr der Wunsch aufdrängen, daß jede Veranlassung dazu für immer beseitigt werden möge. Dieser Wunsch muß nun so lebhafter werden, wenn dabei erwogen wird, daß bei zweckmäßigen Vorkehrungen nicht nur das Uebel, wegen welches dieselben angewandt werden sollen, gänzlich gehoben werden kann, sondern auch binnen wenigen Jahren selbst das dagegen angewandte Schutzmittel der Vaccin, welche denn doch immer noch Krankheit ist, überflüssig werden muß. Da jedoch nach den höchsten Orts angenommenen Grundsätzen das Vorurtheil des gemeinen Mannes, welches sich hie und da der Verwirklichung jener schönen Hofnung entgegenstellt, nicht direct angegriffen werden soll, und die schonende Art unverkennbar ist, womit das humane Gesetz, welches die Kuhpocken-Impfung empfiehlt, Gedult mit den Schwächen des gemeinen Mannes zeigt und wornach eine beßere Ansicht der Eltern der Zeit überlassen bleibt, so ist allerdings zu befürchten, daß noch öfters Menschen-Blattern ausbrechen und Kinder wegraffen werden.

Bei dieser Möglichkeit einer gänzlichen Ausrottung der Blattern-Pest auf der einen, und bei diesen Hindernissen auf der anderen Seite ist es gedoppelte Pflicht für die Beamten, denen die Wohlfahrt irgend eines Westphalen anvertraut ist, die Gefahr von ihnen zu entfernen und dagegen alle Mittel mit Sorgfalt anzuwenden, deren Anwendung das Gesetz gestattet.

Hier wurde mit den Worten „Vaccin, welche denn immer noch Krankheit ist“ eingestanden, dass die Behörden selbst die Kuhpockenimpfung nicht als völlig risikolos ansahen und vielleicht aus diesem Grund auf direkte Zwangsmaßnahmen verzichteten. Sie erwarteten vielmehr, dass die Vernunft der Bevölkerung den Sieg davontragen würde, ein Sieg, der so groß sein würde, dass schließlich auch die Impfung überflüssig würde, eine Prophezeiung, die sich aber erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfüllte.

Weiter wurde auf die Notwendigkeit exakter Verzeichnisse hingewiesen; die Prediger, die zugleich Standesbeamte waren, sollten regelmäßig Neugeborene den Impfpärzten melden – und mutmaßlich forderten die Impfpärzte dann auch zum gegebenen Zeitpunkt die Eltern direkt zur Impfung auf.

Trotzdem blieb wohl auch in den nächsten Jahren die Impfquote in Hornburg und Umgebung gering, obwohl in Hornburg, Isingerode, Göddeckenrode, Wülperode und Rimbek der Hornburger Wundarzt Röttger, in Bühne Doktor Hildebrandt aus Osterwieck Pockenimpfungen durchführte.

1811 erreichte dies Schreiben Hornburg: *Das Königliche Collegium medicum et sanitatis hieselbst will bemerkt haben, daß seitdem die über geschehene Schutzblattern-Impfung von den Aerzten und Wundärzten auszustellende Atteste mit einem Stempel von 25 Centime belegt sind, die gute Sache der Impfung merklich abgenommen habe. Damit aber durch die Beförderung der Schutzblatternimpfung einer der wichtigsten Staatszwecke erreicht wird, soll diese Gebühr nicht erhoben werden.*⁸⁶

⁸⁶ Am 30. Oktober 1810. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

Die Pockenimpfung wurde also vom und für den westphälischen Staat als derart wichtig angesehen, dass der impfwilligen – und meist armen – Bevölkerung keinerlei Kosten, auch keine Gebühren für Atteste, entstehen sollten.

Der Orts-Maire von zwei kleinen Dörfern, die zu Hornburg gehörten, konnte dann im August 1812 stolz melden, dass in Böhne nur noch ein Erwachsener und ein Säugling ungeimpft seien, in Rimbeck niemand.⁸⁷

1813 verbündeten sich zunächst Russland und Preußen – später weitere Staaten – gegen Napoleon. Im Herbst, nach der Völkerschlacht bei Leipzig, löste sich das Königreich Westphalen auf. Sehr schnell wurde in Halberstadt unter Leitung von Wilhelm Anton von Klewiz (1760-1838) das Zivilgouvernement der preußischen Provinzen zwischen Weser und Elbe eingerichtet.⁸⁸

Im Sommer 1814 brachen im Bezirk Osterwieck in mehreren Gemeinden wieder die „natürlichen Blattern“ aus, Anlass genug, die Kuhpockenimpfung erneut zu propagieren. Physici, Ärzte und Wundärzte, Geistliche und Lehrer wurden aufgefordert, die Bevölkerung zur Durchführung der Pockenimpfung zu bewegen.⁸⁹

Von den Gemeinden waren Verzeichnisse noch ungeimpfter Einwohner anzufertigen. Sie zeigten, dass in der Umgebung Hornburgs in vielen Orten Kinder ungeimpft geblieben waren. Im Oktober 1814 wurde beispielsweise festgestellt:⁹⁰ *Da unter den nicht geimpften Kindern noch verschiedene schulpflichtige befindlich sind, welche in mehreren Gemeinden sogar die Schule frequentiert haben, so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, die Schullehrer dieserhalb zur Verantwortung zu ziehen [...]*

Die jetzt wieder preußische Regierung verzichtete wie die westphälische auf direkten Zwang, um die Pockenimpfung durchzusetzen und der Zivil-Gouverneur reagierte so:⁹¹ *Die Vaccination der Iranischen Blattern ist nach Kräften und im Wege der Güte zu bewirken.* In diesem Sinne sollte die Bevölkerung einmal mehr darauf hingewiesen werden, dass wegen der epidemischen Ausbreitung der Pocken sofortige Impfungen anzuraten seien. Aber gleichzeitig verschärfte der Zivil-Gouverneur die indirekten Zwangsmaßnahmen. Die Schullehrer, die ungeimpfte Kinder in die Schule aufnahmen, sollten bestraft werden, das war den Predigern, den Vorgesetzten der Lehrer, mitzuteilen. Für ungeimpfte

87 *In der Commune Böhne befindet sich bis jetzt nur eine fünfzigjährige Witwe, welche weder die Menschenpocken gehabt, noch die Kuhpocken eingeimpft worden sind, Sophie, verwitwete Eggeling, wohnhaft zu Böhne. Ferner der Halbspänner Johann Harsdorff daselbst kleiner Sohn Christoph sind gleichfalls die Pocken bis jetzt noch nicht eingeimpft, indem dieser erst einige Wochen alt ist. In der Commune Rimbeck aber befinden sich jetzt weder Erwachsene noch kleine Kinder, welche der Einimpfung der Pocken bedürfen.* Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2281. – Böhne hatte damals knapp 250, Rimbeck etwa 200 Einwohner. Carl von Seydlitz: Der Regierungsbezirk Magdeburg. Magdeburg 1820.

88 Andreas von KLEWITZ: Wilhelm Anton von Klewiz. In: Zwischen Harz und Bruch, 3. Reihe Heft 54 (2009), S. 20-22.

89 Gouvernements-Blatt für die Königlich-Preußischen Provinzen zwischen der Elbe und Weser. Halberstadt 1814 Nr. 1 vom 1. May 1814 und 18. Dez 1814. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2281.

90 Feststellung des Landrats in Dedeleben am 15. Oktober 1814. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2281.

91 7. November 1814. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2281.

Kinder musste, auch wenn sie die Schule nicht besuchen durften, dennoch Schulgeld gezahlt werden.

Aus verschiedenen Gründen blieben mancherorts viele Kinder ungeimpft: *Es fehlet nur an Materie, daß sie noch nicht geimpfet sind*⁹² oder *Übrigens finden sich noch einige Nachbaaren, welche sich immer noch weigern*.⁹³

Als besonders unbefriedigend sah der Landrat die Situation in Hornburg an, wie der scharfe Ton seines Briefes zeigt: [...] *weshalb ich aus Ihren nächsten Bericht zu ersehen wünsche, daß ein rascher Fortgang der Impfung stattgefunden haben möge*.⁹⁴

Etwa sechs Wochen später schrieb der Landrat von neuem nach Hornburg:⁹⁵ [...] *so hätte ich mit Recht erwarten können, daß Sie nach Kräften dahin gewürkt hätten, daß die Impfung [...] einen raschen Fortgang gehabt hätte [...]*.

Ich muß Sie daher [...] auffordern, alles anzuwenden, um die Impfung der Kinder zu beschleunigen und rechne darauf, daß Ihr nächster Bericht günstigere Resultate darbietet.

Die Berichterstattung aus Hornburg erfolgte keineswegs prompt und nachdem der Hornburger Kreisamtmann schließlich im September 1815 eine Liste über die zwischen November 1814 und August 1815 geimpften und die noch ungeimpften Kinder eingesandt hatte, musste er sich dem Landrat gegenüber rechtfertigen und tat das wie folgt:⁹⁶ [...] *daß wohl darum in meinem Kreis-Amte weniger Kinder als in andern geimpft seyn möchten, weil der hiesige Chirurgus Röttger, der sich hauptsächlich hiemit abgab, verstorben ist. Die Herr Doctor Schlitte und Bucholtz impfen gar nicht, der Chirurgus Witekop nur sehr wenig. In Veltheim sowie in Rocklum ist zwar ein Chirurgus, beide aber beschäftigen sich auch wenig mit Vaccination.*

Wenn diese Argumentation auch primär als Entschuldigung dienen sollte, so läßt sie doch erkennen, dass die Impfrate wohl wesentlich vom persönlichen Einsatz der Impfenenden abhängig war.⁹⁷ Vermutlich war der Beitrag der Wundärzte besonders groß, ihr Versorgungsnetz war dichter als das der Ärzte und sie werden, da sie aus derselben sozialen Schicht stammten, besser als die Ärzte die Sprache des „Landmannes“ gesprochen haben. Auch dürften sie, wie bereits erwähnt, den hippokratischen Grundsatz „Primum nil nocere“ weniger als die akademisch gebildeten Ärzte verinnerlicht und so Impfungen ohne Bedenken vorgenommen haben.

Die Bedeutung des individuellen Einsatzes der Impfenenden wird untermauert durch das Verhalten der Behörden, die beispielsweise eine „Belobung“ des Stadtphysikus Dr. Jaeneke zu Osterwieck veröffentlichten.⁹⁸ Der Hornburger Magistrat überreichte mit der

92 Roklum, 14. Dezember 1814. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2281.

93 Osterode, 7. Dezember 1814. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2281.

94 15. Dezember 1814. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

95 4. Februar 1815. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

96 Zu diesem Zeitpunkt gehörten zum Kreisamt Hornburg auch Roklum, Veltheim, Osterode, Rhoden, Bühne, Rimbek, Götdeckenrode, Wülperode und Isingerode. 12. September 1816. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

97 Bereits 1809 ließ Jean Paul seinen Dr. Katzenberger für seine Badereise „Pockengift“ einpacken. JEAN PAUL: Dr. Katzenbergers Badereise. 1. Summula.

98 *Der Herr Stadtphysikus, Doktor Jaeneke zu Osterwieck, hat sich bei der in der dasigen Gegend geherrschten Blattern-Epidemie durch seine thätigen Bemühungen zur Schutzblattern-Impfung lobenswerth ausgezeichnet [...]*. 1. Februar 1815 Gouvernementsblatt 1815.

Impfliste 1845 ein Begleitschreiben, in dem es heißt:⁹⁹ [...] *erlauben wir uns, den Chirurgus Röttger allhier, der sich seit einer Reihe von Jahren um das Impfgeschäft in hiesiger Stadt und Umgebung nicht unerhebliche Verdienste ergeben hat, zur Bewilligung einer Prämie aus den dazu bestimmten fonds zu empfehlen* [...]. Außer verbalem Lob erhielten fleißig impfende Ärzte oder Chirurgen jetzt auch eine finanzielle Belohnung vom Staat.¹⁰⁰

Als in Hornburg 1815 die Pocken ausgebrochen waren, teilte der Landrat dem Hornburger Kreisamtmann Cammerer mit, daß der Dr. Schlitte daselbst [...] *direct von Einem Hohen Civil Gouvernement beauftragt ist, sich fordersamst der Impfung der Blattern zu unterziehen*.¹⁰¹ Offenbar wurde vorausgesetzt, dass der Arzt Dr. Schlitte vom Wert und der Gefahrlosigkeit der Kuhpockenimpfung überzeugt sein müsse und sich gegen diese Anordnung nicht wehren würde. Tatsächlich fing er sofort an, Impfungen vorzunehmen und erklärte zudem: *Nun ist noch zu wünschen, daß die Menschen zu ihrem eigenen besten bereitwillig sind, da ich überdem keine Bezahlung dafür verlange*.

Die Pockenimpfung wurde weiter von weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten empfohlen. An die Pastoren seines Kreises richtete Cammerer ein Rundschreiben, das wie folgt begann: *Die so nützliche als wohlthätige Impfung der Schutzblattern findet noch immer in dem Aberglauben des gemeinen Mannes ein großes Hindernis gegen ihre allgemeine Einführung*. Die Prediger sollten erneut von der Kanzel den Nutzen und die Notwendigkeit der Schutzimpfung propagieren, auch bekanntgeben, dass sie kostenlos sei.

Jetzt wurden die Häuser, in denen Pocken auftraten, gesperrt und durch schwarze Warntafeln kenntlich gemacht. Derartige Quarantänemaßnahmen waren schon erfolgreich bei der Pest durchgeführt worden, für die Betroffenen bedeuteten sie aber einen harten Einschnitt, da sie ihrer Erwerbstätigkeit nicht mehr nachgehen konnten.¹⁰² Auch dies könnte die Bereitwilligkeit zur Pockenimpfung gefördert haben.

Die Summe dieser Maßnahmen scheint sich kurzfristig bewährt zu haben.¹⁰³ Dann aber ließen in der Region um Hornburg die Bemühungen um die Pockenimpfungen wieder nach, wie der kurze Bericht des Bürgermeisters aus dem Dorf Rhoden zeigt: *Hier sind im April [1816] gahr keine Pocken eingepfimpf und die Schuld liegt an dem Herrn Doctor Schliten*. Auch der Landrat hatte den Eindruck, als würde in Hornburg *diesem so wichtigen Gegenstände [...] nicht die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt*.¹⁰⁴ Cammerer versuchte daraufhin, sich zu rechtfertigen, und schrieb:¹⁰⁵ *Der gemeine Mann glaubt nun einmal gewöhnlich, daß er durch die Vaccine gewissermaßen der Vorsehung vorgriffe und ist auch, mit offenen Augen blind, von deren Nutzen durchaus nicht überzeugt. Den*

99 4. Januar 1845. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2331.

100 Die preußische Kriegs- und Domainenkammer zu Minden stellte einem fleißig impfenden Arzt Wagen und Pferde zur Verfügung und zahlte ihm täglich einen Taler, dazu eine jährliche Gratifikation von 100 Taler. ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1819, Nr. 85. Spalte 294.

101 Vier Pockentote waren in der Stadt zu beklagen. Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel. Kirchenbuch Hornburg. Sterberegister.- Schreiben vom 5.1.1816. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

102 Ähnliche Maßnahmen wurden in Braunschweig durchgeführt. GERBERT (wie Anm. 55), S. 144.

103 Schreiben im Auftrag des Zivilgouverneurs, wonach Doktor Schlitte viele Kinder in Hornburg und Umgebung geimpft hatte. 7. März 1816. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

104 14. August 1816. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

105 10. September 1816. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

Beweis liefert die Geschichte, denn selbst ohne alle Lasten ist derselbe nicht dazu zu bewegen, seine Kinder zu dem Arzte zu bringen.

Religiöse Vorbehalte der Bevölkerung gegenüber der Pockenimpfung werden damals zwar nicht völlig ausgeräumt gewesen sein, aber vielleicht eine weniger große Rolle gespielt haben, als Cammerer glaubhaft machen wollte. Viele Pastoren hatten sich nicht nur von der Kanzel für die Impfung ausgesprochen, sondern auch beispielgebend ihre eigenen Kinder impfen lassen.

Der Landrat ordnete nun an, dass Dr. Schlitte die Pockenimpfungen auch in der Umgebung von Hornburg auszuführen habe, für jede Gemeinde seien sofort Tage festzusetzen und dies vom Kreisamtmann rechtzeitig bekannt zu geben.¹⁰⁶

Etwa ein halbes Jahr später sah der Landrat immer noch keinen wesentlichen Erfolg. Wieder rechtfertigte sich Cammerer:¹⁰⁷ *Bei Impfung der Schutzblättern in hiesiger Stadt hat sich besonders der Herr Dr. Schlitte ausgezeichnet, indem außer demselben seit dem im Jahre 1815 erfolgten Todt des Herrn Chirurgus Röttger sich niemand damit beschäftigt hat.*

Außerdem befinden sich noch in hiesiger Stadt der Herr Doctor Bucholz und die Chirurgen Ehrenberg und Fliss, welche letzteren beide sich jedoch nicht mit chirurgischen Operationen abgeben, sondern nur Gewerbescheine als Barbieri haben, auch hält sich hier ein ehemaliger Compagnie Chirurgus namens Melzer auf, welcher jedoch auch nicht approbirt ist.

Die hiesige Stadt leidet an einem geschickten Chirurgus großen Mangel.

Auf Veranlassung des Landrats schritten nun der Kreisphysikus und der Kreischirurgus energisch zur Tat und dadurch wurde innerhalb kurzer Zeit die Zahl der Impfungen im Kreisamt Hornburg stark reduziert.¹⁰⁸

Dann wurde in Hornburg das Impfen erneut vernachlässigt.¹⁰⁹ 1822 schrieb die Regierung:¹¹⁰ [...] *wie es zwar sehr bedauerlich ist, daß die Einwohner von Hornburg die so wohlthätige Schutzblätter-Impfung verweigern, da jedoch ohne Ausbruch der Menschenblättern keine Zwangs-Impfung statthaben soll, so können nur durch überzeugende Vorhaltungen die Widerspenstigen zur Impfung angehalten werden.*

Immer noch wurde nicht gewaltsam vorgegangen, sondern Einsicht von der Bevölkerung erwartet und versucht, diese Einsicht zu fördern. Nicht nur die Eltern, auch die Kinder sollten durch die Lehrer vom Wert der Impfung überzeugt werden.¹¹¹

Die statistische Erfassung der Daten zur Pockenimpfung wurde im Laufe der Zeit verbessert. Aus den Jahren 1840 bis 1859 liegen vorgedruckte, sorgfältig geführte Impf-

106 16. September 1816. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

107 6. Mai 1817. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

108 Im Oktober 1817 beispielsweise auf 142 Personen. Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

109 Kreisphysikus, 5. Juni 1820. *Die Anzahl der ungeimpften Kinder hat sich in diesem letzteren Jahre sehr vermehrt* [...] Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

110 18. Januar 1822.

111 Vermerk der Hornburger Lehrer am 14. März 1822. *In den Schulen ist schon öfters auf die Nützlichkeit der Schutzblätter-Impfung und auch mit Erfolg aufmerksam gemacht worden, indem mehrere Kinder sich bereit zeigten, die Blättern sich einimpfen zu lassen. Nur fehlte es für den Augenblick an guter Gelegenheit. Es soll aufs neue die Sache vorgetragen und den Kindern die Wichtigkeit und Nützlichkeit der Schutzblätterimpfung anschaulich gemacht werden.* Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2282.

listen von Hornburg vor. Daraus ist zu ersehen, dass die Impfungen von Arm zu Arm erfolgten: Dem ersten Kind wurden mehrere Hautläsionen gesetzt und dort der Impfstoff eingebracht. Aus den Bläschen, die sich dort in den nächsten Tagen bildeten, wurde Material entnommen und weiteren Impfungen übertragen. Der Name dessen, von dem die Schutzpockenlymphe stammte, und der Name dessen, der damit geimpft wurde, wurden festgehalten. Direkt vom Rind gewonnener Impfstoff stand also immer noch nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung, die Gefahr, mit dem Impfstoff zugleich Krankheiten von Mensch zu Mensch zu übertragen, bestand weiterhin. Dieser Gefahr scheint man sich bewusst gewesen zu sein, denn Komplikationen und Krankheiten während der ersten sechs Wochen waren ebenfalls zu verzeichnen.¹¹²

Derart umfangreiche, flächendeckende Datensammlungen dürften davon überzeugt haben, dass die Kuhpockenimpfung sinnvoll war. Sie belegten den Erfolg und die geringe Komplikationsrate der Pockenimpfung und ermutigten dazu, im Interesse der Gesamtbevölkerung dem Einzelnen Zwangsmaßnahmen aufzuerlegen.

Der Druck auf die Einwohner Preußens wurde langsam erhöht: Ab 1818 sollten diejenigen, die sich bei der Impfung nachlässig oder gar widerspenstig gezeigt hatten, die Kosten für die Häusersperre tragen.¹¹³ Ab 1828 galt eine Anzeigepflicht für die Pocken.¹¹⁴ Dann musste die Ortsbehörde die sofortige Schutzpockenimpfung bei allen bisher ungeimpften Personen durchführen lassen, auch zwangsweise. Zugleich wurden die Quarantäne-Maßnahmen gravierend verschärft.¹¹⁵

Die Sammlung der Impfdaten ergab auch, dass Menschen trotz erfolgreicher Vakzination „in weiter vorgerückten Alter“, nämlich während des Militärdienstes, häufig an echten Pocken erkrankten. Die Immunität nach der Erstimpfung hält nämlich nur sieben bis zehn Jahre an.¹¹⁶ 1834 wurden daraus Konsequenzen gezogen:¹¹⁷ Die Schutzblatternimpfung erfolgte sofort bei Eintritt in die preußische Armee (auch zwangsweise), wenn keine

112 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2331.

113 Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Magdeburg. Magdeburg 1818. S. 322.

114 Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Magdeburg. Magdeburg 1828. S. 249-252.

115 Am Eingang des Hauses, in dem es zu Pockenerkrankungen gekommen war, mussten Warntafeln angebracht werden, ebenso an der Tür des Krankenzimmers, der Kranke war im Haus abzusondern, nur der Arzt, der Geistliche und der Krankenwärter erhielten Zutritt. Kindern aus Haushalten mit Pockenkranken wurde der Schulbesuch untersagt, dauernde Räucherungen waren vorzunehmen. Genesene durften nur mit einem ärztlichen Attest Haus und Ort verlassen, Verstorbene waren im Sommer nach 60, im Winter nach 80 Stunden am frühen Morgen oder späten Abend zu begraben. All dies sollte täglich zweimal von der Polizeibehörde kontrolliert werden. Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Magdeburg. Magdeburg 1819. S. 168 f.- Als 1850 im Herzoglich Braunschweigischen Amt Vechelde die Pocken grassierten, erhielt es den Rat, für möglichst kleine Leichengefolge und Schmausereien zu sorgen: *Die Verbreitung der Blatternkrankheit wird durch die Menschenansammlungen bei den Begräbnissen, wie es bei wohlhabenden Landleuten Sitte ist, ohne Zweifel sehr befördert. Mancher findet sich dabei ein, der glaubt, bei solcher Angelegenheit seine Furcht vor der Krankheit überwinden zu müssen, kommt fern her, giebt sich dem Wetter preis, wird erkältet, überladet den Magen und macht sich dadurch für jede Ansteckung empfänglich.* NLA-StA WF 39 Neu 21 Nr. 133.

116 WINKLE (wie Anm. 1), S. 889. – Dies war schon früher, beispielsweise 1816 von einem Amtsarzt Braun, beobachtet und veröffentlicht worden: Ehedem vakzinierte Kinder bekamen die natürlichen, „gutartigen“ Blattern. *Ergänzungsblätter zur Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung* 1819. Nr. 85, Sp. 296.

117 AMTSBLATT der Königlichen Regierung zu Magdeburg. Magdeburg 1834, S. 239-244.

Merkmale der Vakzination (Narben an typischer Stelle am Oberarm) vorlagen. In den ersten sechs Monaten als Rekruten wurde eine Revakzination vorgenommen, es sei denn, eine Wiederimpfung lag nicht länger als zwei Jahre zurück, dies galt auch für Einjährig-Freiwillige.

Die zweite Impfung bewirkte eine Langzeitimmunität, preußische Soldaten waren seitdem also gut vor den Pocken geschützt. Sie dürfte jedoch die Skepsis der Bevölkerung bezüglich der Wirksamkeit der Vakzination bestärkt haben.

Die Maßnahmen gegen die Pocken, die in Brandenburg-Preußen und seinen Provinzen und gleichzeitig in den Nachbarländern durchgeführt wurden, dämmten die Pocken in Deutschland für die nächsten Jahre und Jahrzehnte ein. Dennoch griff noch einmal in ganz Deutschland und auch in Hornburg die Seuche um sich.

Napoleon hatte seine Soldaten zwangsweise gegen Pocken impfen lassen, diese Vorschriften wurden später gelockert. In Frankreich gab es viele Endemiegebiete, denn die französische Zivilbevölkerung war nicht geimpft. Die Soldaten waren nur teilweise und die Zuaven, in Nordafrika rekrutierte Truppen, gar nicht geimpft. Im Verlauf des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 erkrankten in der französischen Armee etwa 125.000 Mann an Pocken, im deutschen Heer etwa 8.000.¹¹⁸ Per Eisenbahn wurden französische Kriegsgefangene, und mit ihnen Infektionsquellen, pockenranke Soldaten, schnell und weit in Deutschland verteilt.¹¹⁹

1871 vermerkten die Hornburger Bürgermeister:¹²⁰ *Von der Rinderpest, welche während des Krieges an mehreren Stellen Deutschlands ausbrach, blieb Hornburg verschont, dagegen sind die Pocken, welche ebenfalls während des Krieges von Frankreich her eingeschleppt wurden, nicht spurlos an uns vorübergegangen [...].*

Wenig später wurde ergänzt: *Derselbe [der neue Bürgermeister] fand die [...] erwähnte Pocken (Blattern) Krankheit im kräftigsten Gange, so daß die Verwaltung gezwungen war, zur Warnung und weiteren Verbreitung derselben, die gesetzlich vorgeschriebenen Maaßregeln zu treffen, darin bestehend, daß die von der Krankheit heimgesuchten Häuser mit dazu eigends angefertigten Pockentafeln¹²¹ versehen wurden, von denen 30 Stück vorhanden sind.*

Die Scheu vor der Krankheit war so groß, daß die heimgesuchten Häuser ganz vereinsamten. [...]

118 Arthur E. IMHOF: Im Bildersaal der Geschichte oder Ein Historiker schaut Bilder an. München 1991, S. 201.

119 Emile Zola lässt „Nana“ in Paris bei Ausbruch des Krieges an den Pocken sterben, während die kriegsbegeisterte Menschenmenge immer wieder „Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!“ ruft. – Der Hornburger Bürgermeister schrieb: [...] *als die ersten französischen Gefangenen durch Börssum kamen, stieg begreiflicher Weise die Freude auf einen hohen Grad und wurde nur übertroffen von der Begierde, die Turkos und Zuaven – die schwarz-braunen Kinder Afrikas – von Angesicht zu sehen, und von dem Abscheu gegen diese Halbwilden, welche diejenigen empfanden, denen der Zufall günstig für die Befriedigung ihrer Neugierde gewesen war.* Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2484.

120 Stadtarchiv Hornburg, Ratsarchiv, Nr. 2484.

121 Einige dieser Tafeln wurden auf einem Dachboden in Hornburg gefunden, zwei von ihnen dem Medizinhistorischen Museum in Ingolstadt übergeben. Holz, ca. 10 x 30 x 0,5 cm (H x B x T), schwarz gestrichen, weiße Aufschrift (Fraktur): Pocken.

Der Seuche erlegen sind 25 Personen, erkrankt waren zusammen 153 Personen. Erloschen ist die Krankheit medio April 1872, nachdem sie die Stadt während 8 Monaten mit Angst und Schrecken erfüllt hatte.

Während der Epidemie ist [...] der Todtenwagen nebst zwei schwarzen Pferdedecken [...] angeschafft.

Aus dem Kirchenbuch geht hervor, dass in Hornburg zuerst Ende September 1871 und Mitte Oktober je ein Mensch an Pocken starb. Ende Dezember kam es zu weiteren Todesfällen durch Pocken, der letzte trat Mitte Mai 1872 ein. Insgesamt waren 29 Pockentote zu beklagen, davon 25 Erwachsene, etwa gleich viel Männer und Frauen, und nur 4 Kinder, davon zwei Neugeborene.¹²² Daraus ist zu schließen, dass damals in Hornburg – und sicher nicht nur in Hornburg – die meisten Kinder gegen Pocken geimpft worden waren. Die Pocken hatten damit den Charakter einer Kinderkrankheit verloren.

In Berlin erkrankten während dieser Pockenepidemie mehr als 17 000 Menschen und fast 3 400 starben dort daran. In Leipzig forderten die Pocken mehr als 1 000 Todesopfer, etwa 1 % der Einwohner, ähnlich wie in Hornburg, das damals etwa 2 500 Einwohner hatte.¹²³ Diese Epidemie erlosch erst 1874, mehr als 180 000 Menschen fielen ihr zum Opfer, während die Verluste des Heeres durch Waffen und Krankheiten im Krieg 1870/71 etwa 41 000 Mann betragen hatten.¹²⁴ Sie dürfte in der Bevölkerung die Akzeptanz von Impfungen verbessert und zugleich die Überzeugung gestärkt haben, dass zum Schutz der Allgemeinheit eine Impfpflicht vertretbar sei.

Wenige Jahre später, 1874, wurden mit dem Reichsimpfgesetz im Deutschen Reich Pockenimpfung und Wiederimpfung mit Kälberlymphe Pflicht.

Nur die statistischen Daten hatten den Erfolg der Kuhpockenimpfung beweisen können. Der Erreger der Pocken war – ebenso wie der anderer Infektionskrankheiten – zu diesem Zeitpunkt immer noch unbekannt, es gab kaum bakteriologisches und gar kein virologisches und immunologisches Wissen.¹²⁵ Dennoch gelang es, durch Impfung diese Infektionskrankheit erfolgreich einzudämmen und später sogar weltweit auszurotten. Möglich war dies, weil nur eine Spezies, nämlich der Mensch, Wirt des Pockenvirus ist. Da also keine weiteren Erreger-Reservoirs bestanden, konnten allein humanmedizinische Maßnahmen zum Erfolg führen.

Am Beispiel einer kleinen zu Brandenburg-Preußen gehörenden Stadt wird der mühevollen, aber doch erfolgreiche Weg der Seuchenbekämpfung sichtbar. Erhaltung der Gesundheit wurde von einer individuellen Angelegenheit zu einer der Gesellschaft. Der Staat informierte immer wieder und über verschiedene Medien, weltliche und geistliche Obrigkeit und Gesundheitswesen, schriftlich und mündlich, die gefährdete Bevölkerung und appellierte an ihre Vernunft und Einsicht. Pfarrer, Lehrer, Ärzte und Wundärzte propagierten die Pockenimpfung, Papier über Papier wurde beschrieben und bedruckt. In zäher Kleinarbeit wurde eine mangelnde Kooperation örtlicher Behörden bekämpft. Ar-

122 Unter 15jährige wurden als Kinder gezählt. Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel. Kirchenbuch Hornburg. 1866-1885. Sterberegister.

123 Auch nach Wolfenbüttel schleppten kriegsgefangene Franzosen die Pocken ein. Friedrich BLOMEYER: Selbstverfasster Lebenslauf. (Unveröffentlicht), S. 8. Stadtarchiv Hornburg.

124 WINKLE (wie Anm. 1). S. 894.

125 Das erste Virus (Erreger der Maul- und Klauenseuche) wurde 1898 von Löffler und Frosch entdeckt.

men und Reichen in der Großstadt, der Kleinstadt und im kleinsten Dorf wurde der Zugang zu medizinischem Wissen und der medizinischen Leistung in gleicher Weise ermöglicht. Die Qualität des Impfstoffs und des Eingriffs wurden staatlicherseits kontrolliert. Umfangreiche medizinische Daten wurden vom Staat erhoben und zeigten, dass ein wirkungsvoller Schutz vor den Pocken möglich war, obwohl die Kausalzusammenhänge nicht einsichtig waren. Statistik hatte in der Medizin eine zentrale Bedeutung erlangt.

Durch die Summe von präventiven, jahrzehntelang vorgenommenen Maßnahmen wurde ein Umdenken der Bevölkerung erzielt, die Pockenimpfung, eine zunächst mit guten Gründen von der Bevölkerung wie von manchen Ärzten abgelehnte Maßnahme, wurde zunehmend akzeptiert. Mit abnehmendem Widerstand der Bevölkerung übte der preußische Staat verstärkten Druck aus, er verzichtete lange auf direkte Zwangsmaßnahmen, die eventuell zu Protesten der Bevölkerung geführt hätten, und verfolgte eine Politik der kleinen Schritte.¹²⁶ Schließlich bildete sich ein gesellschaftlicher Konsens heraus, wonach mit der Impfung ein geringes persönliches Risiko in Kauf genommen werden konnte, um die Gesamtbevölkerung vor einer bedrohlichen Seuche zu bewahren, die Freiheit des Einzelnen wurde zugunsten der Gesundheit aller beschränkt. Dieser Weg führte zur Ausrottung einer oft entstellenden, oft letalen Krankheit.

126 In Bayern dagegen war argumentiert worden, dass Eltern bezüglich der Vakzination, eines wissenschaftlichen Vorgehens, als unmündig zu behandeln seien und bereits 1807 die Impfpflicht eingeführt worden. Juliane Heinsdorff: Vakzination-Ein Geschenk Gottes. Propagierung der Impfung im Dienste medizinischer Volksaufklärung. In: Münch (wie Anm. 21), S. 60-69, hier S. 63. – In Braunschweig waren 1833 dem Gesetz zur allgemeinen Einführung der Kuhpocken-Impfung diese Worte vorangestellt worden: *Die Schutzkraft der Kuhpocken gegen die verheerende Seuche der Menschenblattern ist durch eine langjährige Erfahrung in so weit bewährt gefunden, als die Geimpften bis auf wenige Ausnahmen die Empfänglichkeit für die echten Menschenblattern verloren haben [...]* Gesetz- und Verordnungs-Sammlung für die Herzogl. Braunschweigischen Lande. Braunschweig 1833, S. 35.

Erst Großbaustelle und dann eine andere Stadt: Der lange Abschied von der Festung Wolfenbüttel

von
Martin Fimpel

Es ist die größte Zäsur in der Stadtgeschichte Wolfenbüttels der letzten 200 Jahre: das Ende der Festung und die Beseitigung der Festungswerke. Umso erstaunlicher ist es, dass diese Geschichte noch nicht geschrieben ist.¹ Wolfenbüttel ist eine Stadt, die, anders als Braunschweig, entscheidend vom Landesherrn geprägt wurde. Noch heute ist diese landesherrliche Prägung in den Namen der Stadtteile Heinrichstadt, Juliusstadt², Auguststadt abzulesen. Alle drei sind nach Herzögen des 16. und 17. Jahrhunderts benannt, die jeweils einen neuen Stadtteil hinzufügen ließen. Unter diesen Herzögen vollzog sich aber nicht nur der Ausbau Wolfenbüttels zur Residenzstadt, sondern sie sind auch für die mindestens gleich wichtige Entwicklung zur Festungsstadt verantwortlich. Mit enormem Aufwand wurde die Stadt ringsum mit Wällen und Gräben befestigt, so dass sie noch um 1700 zu den stärksten Festungen im Heiligen Römischen Reich zählte.³ Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts blieb diese Festung intakt. Die Festungsfunktion „überlebte“ damit diejenige der Residenz um Jahrzehnte. Lange Zeit hatte die Festungsstadt Probleme, sich bei den nachgeborenen Wolfenbüttelern in Erinnerung zu rufen. Das hat sich erst jetzt durch die Anstrengungen einer ehrenamtlichen Festungsforschungsgruppe und die Freilegung von noch erhaltenen Festungswerken geändert.⁴ Weiterhin kaum bekannt ist jedoch bisher die Geschichte der Entfestigung Wolfenbüttels.⁵ Die Stadt steht damit aber keineswegs allein unter den ehemaligen Festungsstädten: Allgemein scheint das Thema Rückbau von Fes-

- 1 Ein Forschungsüberblick bietet Marion HILLIGES: Entfestigung. Planungskonzepte zur Urbanisierung der „Leere“ im 18. Jahrhundert. In: *Die alte Stadt* 31 (2004), S.161-181. Ergänzend: Yair MINTZKER: What is Defortification? Military Functions, Police Roles, and Symbolism in the Demolition of German City Walls in the Eighteenth and Nineteenth Centuries. In: *Weimaropolis. Multi-disciplinary Journal of Urban Theory and Practice* 1 (2009, 1), S. 31–48.
- 2 Ursprünglich Gotteslager genannt und anders als Auguststadt, Schlossbezirk und Heinrichstadt nicht in die Festung integriert. Zur Entwicklung Wolfenbüttels zur Residenz vgl. Ulrich SCHWARZ: Wolfenbüttel. Die neue Residenz. In: *Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigischen Landes*. Bd. 1. Hrsg. von Claudia MÄRTL, Karl Heinrich KAUFHOLD und Jörg LEUSCHNER. Hildesheim 2008, S. 475-508. Zur Entwicklung zur Festungsstadt vgl. Hans Henning GROTE: *Schloss Wolfenbüttel. Residenz der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg*. Braunschweig 2005, S. 19 ff.
- 3 *Zedler-Lexikon* Bd. 58, S. 416. (Online unter: http://daten.digitalte-sammlungen.de/~db/bsb00000420/images/bsb00000420_00416.pdf).
- 4 Arbeitsgruppe Festung der Aktionsgemeinschaft Altstadt Wolfenbüttel.
- 5 Klaus-Walther OHNESORGE: *Stadtgeographie von Wolfenbüttel*. Braunschweig 1974 (*Braunschweiger Geographische Studien* 5), S. 57. Die *Kleine Wolfenbütteler Stadtgeschichte*, die vor kurzem erschien, erwähnt die Entfestigung der Stadt hingegen mit keinem Wort. Vgl. Jochen BEPLER: *Kleine Wolfenbütteler Stadtgeschichte*. Regensburg 2011.

tungen auch für andere vergleichbare Städte noch kaum entdeckt worden zu sein. Es liegen nur wenige Monographien zu diesem nicht nur stadthistorisch äußerst interessanten Thema vor. Meist wird es nur als Randthema in Zusammenhang mit der ganzen Festungsgeschichte behandelt oder kurz umrissen als Auftakt für die Entstehung städtischer Grünanlagen auf den ehemaligen Wällen. Das Vorher (Aufbau und Entwicklung einer Festung) und Nachher (Flächennutzung nach Aufhebung einer Festung) hat die Historiker bislang deutlich stärker interessiert als die Geschichte der Entfestigung. Aber es lohnt sich hier genauer hinzusehen, weil sie eben eine Zäsur in der Geschichte der jeweiligen Stadt bedeutet, die kaum einschneidender sein konnte.

Besonders reizvoll an den Wolfenbütteler Quellen zur Entfestigungsgeschichte ist zweifellos die sichtbare Argumentationskette im Für und Wider beim (Streit-)Thema Demolition.⁶ Ihr Wert wird dadurch noch gesteigert, dass diese Diskussionen in eine Wendezeit fielen, in der ganz unterschiedliche Regierungs- und Gesellschaftssysteme miteinander konkurrierten, die auch ganz verschiedene Antworten auf das Großprojekt und seine Durchführung gaben. Die Regierungen im Ancien Régime, Königreich Westphalen und der Restaurationszeit bewerteten das Projekt jeweils neu. Landes- und kommunalpolitische, soziale und wirtschaftliche Aspekte lassen sich in den Entfestigungsakten in großer Dichte und Kombination untersuchen. Es zeigt sich, dass sich die Entfestigungsgeschichte einer Festungsstadt eben nicht verkürzen lässt auf die knappe Entscheidung zur Aufhebung des Festungsstatus sowie die Zuschüttung von Gräben und andere nüchterne Erdbewegungen. Die Sache ist viel komplexer. Es entstand zunächst eine Großbaustelle und danach eine andere Stadt. Es ging um Sicherheit, Ästhetik, Gesundheit, Stadterweiterung, Investitionen, Gewinnaussichten, militärische Aspekte, Wohltaten, Arbeitsbeschaffung, Hochwasserschutz. Die Stichworte ließen sich noch fast nach Belieben vermehren, um deutlich zu machen, wie viele nicht nur militär- und stadthistorische Themen berührt wurden.

Festungsstadt Wolfenbüttel in Krieg und Frieden (Erfolg oder Misserfolg?)

Warum entblößt man eine Stadt von ihren Festungswerken? Ist dies bloß eine Laune des Zeitgeistes, das heißt eine Modeerscheinung, die – wenn sie sich einmal durchgesetzt hat – gar nicht mehr hinterfragt wird? Wohl kaum. Wenn es eine Mode der Zeit war, dann ist dennoch zu fragen, warum das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel diese Mode mitmachte.

Der Ausgangspunkt der Entfestigung scheint der Theorie nach sehr einfach fassbar zu sein: Wenn eine Festung allein aus militärischen Erwägungen heraus entstanden ist, dann muss der erste Grund ihrer Auflösung auch aus militärischen Erwägungen heraus erfolgt sein. Entscheidend muss die Einsicht gewesen sein, dass die befestigte Stadt militärisch nicht mehr so nützlich ist, wie sie es einmal war. Besonders die Entwicklung der Artillerie mit ihrer mauerbrechenden Wirkung entwertete die Bedeutung von Festungen, sollte man annehmen. Andererseits war es noch weit bis ins 18. Jahrhundert hinein doch keine Frage, dass man strategisch oder aus wirtschaftlichen Gründen wichtige Städte mit Festungswerken umgab. Die Festungstechnik Vaubans hatte ja gerade auf diese Artillerie reagiert,

⁶ „Demolition“ war der zeitgenössische Begriff für die Entfestigung.

indem sie die Festung mit Schussfeldern für die eigene Artillerie ausstattete und den Feind durch Außenwerke möglichst weit vom Stadttinneren fernhielt.⁷ Braunschweig wurde zwischen 1697 und 1740 jahrzehntelang zu einer modernen Festung ausgebaut.⁸ Auch Wolfenbüttel wurde als Festung in diesem Zeitraum modernisiert. Die Fortschritte der Artillerie im 18. Jahrhundert scheinen nicht ausreichend zu sein, um das Ende von Festungsstädten zu begründen. Vor allem spricht eines dagegen: Noch das 19. Jahrhundert kannte Festungsstädte wie Minden, Ulm oder Magdeburg. Allerdings blieben diese eher Ausnahmeerscheinungen und seltene Konzentrationspunkte des Militärs, das auf Festungen aus strategischen Gründen nicht ganz verzichten wollte. Allgemein könnte man annehmen, dass die napoleonischen Besatzungen die Schleifung von Festungen befahlen, und tatsächlich wurden auf französischem Befehl zahlreiche Festungswerke beseitigt.⁹ War es also eine Entscheidung unter dem Druck der napoleonischen Besatzung oder trat doch viel früher bereits ein Umdenken in dieser Frage ein? Es gibt Beispiele wie Dresden, Berlin und Bonn, die mit der Schleifung ihrer Festungsanlagen bereits lange vor Napoleon begannen.¹⁰ Wie sah das konkret im Braunschweiger Land aus?

Es bleibt auch für das Wolfenbütteler Beispiel zunächst bei dieser Ausgangsthese: Das Ende der Festungsstädte musste mit militärischen Argumenten begründet werden und hatte erst einmal nichts mit Moden, Stadtverschönerung bzw. Gewinnung von zentrumsnahen Flächen zu tun. So wie ihr Anfang militärische Gründe hatte, so auch ihr Ende – ganz einfach gedacht. Die Wurzel der Entfestigung musste aus einer Kriegserfahrung heraus resultieren – entweder aus der allgemeinen Erfahrung oder aus einer ganz konkreten Erfahrung vor Ort.

Auch wenn Norddeutschland in der Frühneuzeit von weit weniger Kriegsergebnissen betroffen war als der Süden des Reiches, liegen auch für Wolfenbüttel Kriegserfahrungen und Belagerungen vor. Wolfenbüttel war seit dem 16. Jahrhundert eine der stärksten Fes-

7 Zum frühneuzeitlichen Festungsbau: Bettina MARTEN, Ulrich REINISCH, Michael KOREY (Hrsg.): Festungsbau. Geometrie, Technologie, Sublimierung. Berlin 2012. Zur Rezeption der französischen und holländischen Festungsbauweise zu Beginn des 18. Jh. in Braunschweig: NLA-StA WF 2 Alt Nr. 19131 (Pappband mit Zeichnungen und Erläuterungen über französische und holländische Festungsbauweise).

8 Karl GERLOFF: Braunschweigs letzte Befestigungen. In: Bsm 2 (1896), S. 89-96, 105-109, 113-118, 121-124, 132-135; Vgl. auch Christof RÖMER: 500 Jahre Krieg und Frieden. Braunschweigische Militärgeschichte vom Fehdezeitalter bis zum Ende des Absolutismus. Braunschweig 1982 (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 33), S. 109 f.

9 Unter Napoleon geschleifte Festungsstädte sind in Niedersachsen beispielsweise Hameln und Rinteln. Vgl. Rudolf FEIGE (u. a.): Heimatchronik der Stadt Hameln und des Landkreises Hameln-Pyrmont. Köln 1961, S. 235; Martin FIMPEL: Die grüne Grenze. Stadtgrün und Stadtbefestigung in Schaumburg. In: Hubert HÖING: Träume vom Paradies. Historische Parks und Gärten in Schaumburg. Melle 1999 (Schaumburger Studien 58), S. 301-318.

10 Zu dieser Frühphase der deutschen Entfestigungsgeschichte vgl. Busso VON DER DOLLEN: Residenzstadt und Entfestigung an Beispielen aus dem Rheinland. In: Hans-Walter Hermann. Beiträge zur Geschichte der frühneuzeitlichen Garnisons- und Festungsstadt. Saarbrücken 1983 (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung Bd. 13), S. 160 ff. Vgl. auch Katrin GROSSMANN: Das Ende der befestigten Stadt. Stadtentwicklung in der Zeit der Entfestigung der Städte am Beispiel Gießen (Magisterarbeit an der TU Chemnitz), 2002 (Online: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:ch1-200200639>), S. 67 ff. Hauptmotiv für die Dresdener Entfestigung war, in Zukunft Belagerungen zu entgehen. Vgl. Friedrich KÖTSCHKE: Die Festung Dresden wird offene Stadt. Ein Beitrag zur städtebaulichen Entwicklung Dresdens. Dresden 1931, S. 14.

tungen Norddeutschlands.¹¹ Insgesamt sind sieben Belagerungen belegt. 1542, 1627, 1632, 1634,¹² 1641, 1757¹³ und 1761. Bis auf die Belagerungen der 1630er Jahre und 1641 gelang früher oder später die Besetzung der Festung – eine Bilanz also, die „durchwachsen“ war. Allerdings ist es nicht leicht, aus der Distanz über die Erfolge und Misserfolge einer Festung zu urteilen. Man kann natürlich einfach hingehen und abgewehrte Belagerungen und Eroberungen einander gegenüberstellen, um zu ermessen, ob sich die riesigen Investitionen in die Festungen gelohnt haben. Jedoch greift dieser Bewertungsansatz in der Regel zu kurz. Bedeutung und Wirkung einer Festung sind nicht allein auf ihre Widerstandskraft gegen Belagerungen zu reduzieren. Die Kriterien müssen erheblich erweitert werden. Militärs denken weiträumig. Hat die Festung nicht schon ihren Zweck erfüllt durch ihre bloße Existenz in der „Tiefe des Raums“? Ist ihre Nichtbelagerung, ein Ausweichen des Gegners nicht auch ein Erfolg? Schreckt sie zumindest Angreifer mit geringerer Stärke ab? Erfüllt sie auch Zwecke, die im Frieden wichtig sind? Die Landesherren machten in der Frühen Neuzeit die Erfahrung, dass Kriege europaweit ausgetragen wurden. Das eigene Territorium wurde am Rhein verteidigt oder an anderen Grenzen des Alten Reichs – oft hunderte Kilometer vom eigenen Land entfernt. Das relativierte die Bedeutung militärischer Anlagen des eigenen Territoriums. Aber machte dies die eigene Festungsstadt auch wirklich überflüssig? Innerhalb des Reiches gab es immer wieder Vorfälle, in denen mindermächtige Territorien durch armierte Reichsstände Grenzverletzungen oder sogar Einquartierungen erfahren haben. Das gilt insbesondere bei strittigen Lehnfragen. Wenn schon die Festung bei größeren Truppenaufkommen keinen Schutz bot, so doch gegen kleinere Kontingente – und das war für eine Mindermacht wie Braunschweig-Wolfenbüt-

- 11 Zum Ausbau Wolfenbüttele zur Festungsstadt unter Herzog Julius sind verschiedene Akten in den Beständen 2 Alt und 1 Alt 9 des Niedersächsischen Landesarchivs-Staatsarchivs Wolfenbüttel und im Bestand Cal. Br. 21 des Niedersächsischen Landesarchivs-Hauptstaatsarchiv Hannovers erhalten. Zur weiteren Entwicklung der Festungsstadt Wolfenbüttel: Barbara UPPENKAMP: Das Pentagon Wolfenbüttel. Entwurf und Wirklichkeit einer Idealstadtanlage in Deutschland um 1600. Hamburg 2000; Krzysztof BISKUP: Die Festung Wolfenbüttel als geplante Idealstadtanlage in den Jahren 1575-1589. In: Sicherheit und Bedrohung - Schutz und Enge. Gesellschaftliche Entwicklung von Festungsstädten. Beispiel Stade. Beiträge zum 6. Internationalen Kolloquium zur Festungsforschung, Stade (9. bis 11. Oktober 1987). Hrsg. von Volker SCHMIDTCHEN. Wesel 1987, S. 206-212; Hartwig NEUMANN: Festungsbaukunst und Festungsbau-technik. Deutsche Wehrbauarchitektur vom 15. bis 20. Jh. Mit e. Bibliographie deutschsprachiger Publikationen über Festungsforschung u. Festungsnutzung 1945-1987. Koblenz 1988 (Architectura militaris. Bd 1.) [Darin u.a.: Festungstädte - Das Beispiel Wolfenbüttel. S. 354-357]; Dieter MATTHES: Karte der Residenzstadt und Festung Wolfenbüttel und Umgebung, 1741. Hrsg. vom Nds. Landesverwaltungsamt-Landesvermessung und dem Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1994; Dieter KERTSCHER, Georg MAYBAUM, Peter WESELMANN: Festungsbaukunst in Wolfenbüttel. Ein Rundgang um die Befestigungsanlagen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Wolfenbüttel 2004. 63 S., Abb. (Spurensuche 3.); GROTE (wie Anm. 2), S. 20 ff.; Dieter KERTSCHER: Die erhaltenen Zeugen der einst mächtigen Wolfenbütteler Residenzfestung. In: Braunschweiger Kalender 2009. [2008]. S. 101-106.
- 12 Die weniger bekannten Belagerungen von 1632 und 1634 sind erwähnt bei: Karl Friedrich BEGE: Chronik der Stadt Wolfenbüttel und ihrer Vorstädte. Wolfenbüttel 1839, S. 93-95. Der braunschweig-lüneburgische Chronist Rehtmeier erwähnt mehrere protestantische Versuche zwischen 1627 und 1641, Wolfenbüttel zurückzuerobern, aber ohne konkretere Angaben. Philipp Julius REHTMEIER: Des Braunschweigischen und Lüneburgischen Chronici. III. Tomus. Braunschweig 1722, S. 1407.
- 13 Kampflöse Übergabe an die französische Armee mit Einquartierung von über 4000 Soldaten. Vgl. BEGE (wie Anm. 12), S. 166 ff.

tel von Bedeutung.¹⁴ Für das kleine Fürstentum war es deshalb wichtig, überhaupt armiert zu sein und auch sein Militär auf einem zahlenmäßigen Mindestniveau zu halten. Das war nicht immer ganz leicht, weil immer wieder Soldaten desertierten. Festungen sollten auch dieses Problem für die Landesherren eindämmen, indem ihre Befestigungsanlagen überwachbare Hindernisse bildeten, um ein Entweichen der Soldaten zu vermeiden.¹⁵

Die Belagerung Wolfenbüttels 1761: die Festung als Retterin des Landes oder Schwachpunkt der Landesverteidigung?

So banal es klingt: Festung war natürlich nicht gleich Festung. Es gab enorme Unterschiede. Viele waren auf der Höhe der Zeit, viele veraltet und mit moderner Artillerie und anderen Belagerungsmethoden leicht zu bezwingen. Diese Qualitätsunterschiede hatten selbstverständlich auch die Militärs klar vor Augen. Die Problematik dabei war, dass man diese veralteten Befestigungen nicht einfach ignorieren konnte, weil sie eventuell Vorteile für den Kriegsgegner bringen konnten. Kleinfestungen und Burgen wurden bereits nach dem Dreißigjährigen Krieg im Braunschweiger Land geschleift, weil sie die „Festsetzung von Feinden begünstigten“.¹⁶ Nur hundert Jahre später standen auch die Festungsstädte Braunschweig und Wolfenbüttel zur Disposition, obwohl sie noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erheblich ausgebaut und modernisiert worden waren. Herzog Ferdinand zu Braunschweig-Lüneburg, Oberkommandierender der mit Preußen verbündeten welfischen Truppenkontingente, hatte im Siebenjährigen Krieg erfahren müssen, dass das französische Militär besetzte norddeutsche Festungen nutzte, um sich festzusetzen.¹⁷ Die Besetzung von funktionierenden Städten hatte für den Kriegsgegner eine enorme Bedeutung. Sie boten komfortable Quartiere, die man vor allem für die Überwinterung der Truppen hervorragend nutzen konnte. Herzog Ferdinand zog daraus die Konsequenzen, indem er einerseits den Ausbau von Festungen wie Hameln und Nienburg forderte und andererseits die Demolition von Festungen, die leicht zu erobern und vom Gegner für seine Interessen genutzt werden konnten. Darunter zählte er eben auch Braunschweig und

14 Das Beispiel Schaumburg-Lippe mit seiner kleinen Festung Wilhelmstein zeigte noch in den 1780er Jahren die Bedeutung von Widerstandsmöglichkeiten kleiner Territorien auf. Vgl. Martin FIMPEL: Abhängigkeit von der Außenwelt. Vier kaiserliche Kommissionen in Schaumburg-Lippe im 18. Jahrhundert. In: Hubert HÖING (Hrsg.): Schaumburg und die Welt. Zu Schaumburgs auswärtigen Beziehungen in der Geschichte. Bielefeld 2002 (Schaumburger Studien 61), S. 473-508.

15 Zur Festungsstadt Wolfenbüttel Mitte des 18. Jh.: NLA-StA WF K 170; Hans-Henning GROTE: Die Befestigungsanlagen der Wolfenbütteler Dammfeste. In: Heimatbuch Landkreis Wolfenbüttel 56 (2010), S. 65-72.

16 RÖMER (wie Anm. 8), S. 95.

17 Walther MEDIGER und Thomas KLINGEBIEL: Herzog Ferdinand zu Braunschweig-Lüneburg und die alliierte Armee im Siebenjährigen Krieg (1757-1762). Hannover 2011 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 129; Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 46), S. 641. Im Vorfeld der Entfestigung Wolfenbüttels wurde deshalb als erstes geprüft, ob eine Demolition der Festung auch vollständig möglich war, *weil der mögliche Fall entstehen kann, dass solche stehen gebliebene Vestungs Parthien, Polygone und Anhöhen, dem Feinde einmal zum vortheilhaften Vertheidigungs Mittel dienen könnten*. NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281 (Gutachten Rodenberg, S. 2).

Wolfenbüttel 1761.¹⁸ Unterstützt wurde seine Argumentation durch eine ganz frische Kriegserfahrung: 1757/58 hielten französische Soldaten Wolfenbüttel besetzt und nutzten die Festungsstadt als willkommenes Winterquartier.¹⁹

Drei Jahre später, im Oktober 1761, zogen rund 10.000 Sachsen und Franzosen vom Harz kommend vor Wolfenbüttel und lagerten bei Fömmelse.²⁰ Es kam am 9. und 10. Oktober zu einem heftigen Beschuss der Stadt, an dessen Ende die Übergabe der Festungsstadt mit ihrer 1.000 Mann starken Besatzung stand.²¹ Aufschlussreich ist die kurze Belagerungsgeschichte von 1761 auch deshalb, weil sie ein interessantes Licht auf den Charakter von Festungsstädten allgemein wirft: Als das sogenannte kleine Schloss neben dem Wolfenbütteler Schloss in Brand geriet, bat der Kommandant umgehend um Waffenstillstand, um zu löschen, und vereinbarte schließlich die Kapitulation.²² Hier wird nicht bis zur Vernichtung gekämpft, sondern Schadensbegrenzung betrieben. Es sind Sachwerte in Gefahr, also kapituliert man, bevor der weit überlegene Feind mit seiner Artillerie die halbe Stadt zerstört und ein Sturmangriff kaum abzuwehren ist.²³ Generell war das Problem von Festungsstädten, dass sie umbaute Zivilstädte waren, mit deutlich höherem Schadensrisiko als das bei rein militärischen Anlagen der Fall gewesen wäre.²⁴ Im Siebenjährigen Krieg machten neue Belagerungstechniken und Schusstaktiken die Angreifer meist gegenüber der Verteidigern überlegen.²⁵ Das Beispiel Wolfenbüttel, dessen Artillerie als schwach eingestuft wurde, ist ein Paradebeispiel für diese Feststellung.²⁶ Gerade in

- 18 Herzog Karl I. reagierte abweisend auf den Vorschlag zur Demolition und ließ Braunschweigs Festung stattdessen instand setzen. MEDIGER (wie Anm. 17), S. 642.
- 19 BEGE (wie Anm. 12), S. 166 ff.
- 20 NLA-StA WF K 178 Plan der Belagerung und Einnahme der Stadt und Festung Wolfenbüttel im Monat Oct. 1761. Vgl. auch NLA-StA WF K 11370, K 11371 und 11 Alt Ridd Nr. 996.
- 21 MEDIGER (wie Anm. 17), S. 755.
- 22 NLA-StA WF VI Hs 5 Nr. 15, Zeitgenössischer Bericht über die Belagerung Wolfenbüttels im Oktober 1761, auch Gedicht über die Verschonung Braunschweigs (siehe S. 28 und auch S. 5). Vgl. BEGE (wie Anm. 12), S. 168 ff. Vgl. auch NLA-StA WF VI Hs 15 Nr. 114, Bl. 87.
- 23 Ein weiteres Beispiel für eine problemlose Festungsstadt-Eroberung im Siebenjährigen Krieg ist Gießen. Vgl. GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 26.
- 24 Diesen Aspekt macht beispielsweise auch die Universität Gießen deutlich. Sie argumentiert gegen die Ausbaupläne für die Festungsstadt: *Es würde sonach die Stadt [...] das Eigenthum so vieler Menschen, das ohne unerschwingliche Kosten nicht zu retten ist, die Universitäts- nebst mehreren beträchtlichen Privat-Bibliotheken, der schauervollen Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden, ausgesetzt, und der Stadt ein unermesslicher, nie zu ersetzender Schade, an Feldern, Gärten, und Gebäuden zugefügt werden.* Vgl. GROSSMANN (wie Anm. 20), S. 32. Dazu passt auch die Feststellung von Marion HILLIGES: „Gleichzeitig verbreitete sich die Annahme, eine Stadt durch Entfestigung vor einer erneuten Belagerung und Bombardements schützen zu können, was zu umfangreichen Entfestigungsvorhaben in der Zeit nach 1763 führte.“ Vgl. HILLIGES (wie Anm. 1), S. 167.
- 25 Hans WOLFF: Die Geschichte der Bastionärsfestungen Braunschweigs. In: BsJb 2. F. 7 (1935), S. 49.
- 26 MEDIGER (wie Anm. 15), S. 753. NLA-StA WF VI Hs 5 Nr. 15 (Zeitgenössischer Bericht über die Belagerung Wolfenbüttels im Oktober 1761, auch Klagegedicht über die Verschonung Braunschweigs); 575 Haubitzengranaten, 288 Bomben und 1700 Kanonenkugeln sollen in die Stadt nach Angaben der französischen Belagerer gefeuert worden sein (NLA-StA WF VI Hs 5 Nr. 15, Bl. 10r). Ein weiter zeitgenössischer Bericht über die Belagerung und Geiselnahme: NLA-StA WF VI Hs 5 Nr. 20. Offensichtlich suchte man 1762 durch Baumaßnahmen Konsequenzen und Verbesserungen aus der Belagerung zu ziehen: NLA-StA WF K 163 (Plan und Situation der Festung Wolfenbüttel und derer um derselben im Jahr 1762 angelegten Forts und Feldschanzen). Es wurden auch Arbeitskräfte aus dem Kommunionharz und anderen niedersächsischen Territorien zum Festungsbau 1762 herangezogen: NLA-Hauptstaatsarchiv Hannover BACI Hann 84a Nr. 3259 und Nr. 708.

kleineren Territorien waren Festungen unterbesetzt. Es fehlte an Kanonen, aber auch an Soldaten. Ein Feind, der beides, Artillerie und Soldatenstärke, in überlegener Manier vor die Festungsstadt brachte, konnte solche Anlagen relativ leicht einnehmen und bevorzugte solche Festungen eben auch als Winterquartiere, weil sie alles boten, was die Armee brauchte – Unterkunft und Vorräte sowie zudem noch Verteidigungsanlagen, die man nun selbst besetzen konnte.²⁷ Was so teuer aufrechterhalten wurde, konnte rasch nun dem Gegner nützlich sein. Um verteidigungsstarke Festungen herzustellen, bedurfte es hoher Investitionen in Festungswerke, Artillerie und Mannschaften. Wenn ein ausreichendes Niveau nicht zu erreichen war und es darüber hinaus offensichtlich war, dass der Gegner nach einer leichten Eroberung sich im Land sogar besser festsetzen konnte als ohne Festung, schien klar, dass man sich für die um vieles billigere Alternative der Entfestigung entscheiden konnte, ja musste.²⁸ Städte ohne Befestigung konnte der Gegner zwar leicht einnehmen, aber auch leichter wieder verlieren. So konnten die Fristen verkürzt werden, in denen sich der Gegner im Lande aufhielt.

Der Landesherr macht keine Geschenke – Verlust Erfahrung einer Stadt

Verhalten, Bedeutung und Wirkung der Festung Wolfenbüttel 1761 ist eine Interpretationsfrage. Für die Bürger Wolfenbüttels ging es in dieser Diskussion vor allem auch um die Aufwertung der eigenen Stadt. Die Literatur wird nicht müde, Lessing als Kronzeugen für den Abstieg zu bemühen, welchen Wolfenbüttel erfahren hatte, seit der Hof fort war.²⁹ Ob Lessing sich in Wolfenbüttel wohl fühlte oder nicht, ist natürlich für die große Mehrheit der Einwohner völlig irrelevant gewesen. Aber sie teilten das Gefühl des im Stichgelassenseins mit ihm. Zu hart schienen ihnen die Konsequenzen aus der Verlegung der Residenz. Und nun mussten die Wolfenbütteler Einwohner auch noch zur Kenntnis nehmen, dass die verbliebene Funktion der Festungsstadt und ihr Wert für die Landesverteidigung in Zweifel gezogen wurde. Nach Meinung der Wolfenbütteler hatte sie diese Funktion auch im Siebenjährigen Krieg voll erfüllt. Die Festung hatte immerhin kurz Widerstand geleistet, sich aufgeopfert, um den Rest des Landes, insbesondere Braunschweig, vor Schlimmerem zu bewahren. Deshalb betonte die ehemalige Residenzstadt

27 Auch Gießen wurde wohl im Siebenjährigen Krieg nur deshalb von den Franzosen erobert, weil sie als Festungsstadt ein komfortables und zu verteidigendes Winterquartier bot. Vgl. GROSSMANN (wie Anm. 20), S. 26. Im Ersten Koalitionskrieg wiederholte sich in Gießen dieses Szenario, so dass man in Hessen-Darmstadt zum Schluss kam, dass eine Schleifung heilsam sei, weil sie die ewige Entfernung aller Gefahr und Nöthen, welche eine Vestung in Kriegszeiten ohnvermeidlich herbeiführt, gewähren würde. Ebd. S. 27. Dennoch kommt es auch Ende des 18. Jahrhunderts noch zu Ausbauplänen, die zeigen, dass die Zeit der Festungsstädte zumindest in den Augen vieler Militärs nach wie vor nicht gänzlich vorbei war. Ebd. S. 31.

28 Zu Investitionen Braunschweig-Wolfenbüttels in den Festungsbau: WOLFF (wie Anm. 25), S. 40.

29 Mechthild WAHL: Lessings Wolfenbüttel – Wirtschaftlicher Stillstand und Neubeginn. Zur politischen und wirtschaftlichen Situation Wolfenbüttels nach dem Wegzug des Hofes nach Braunschweig 1753. In: BsJb 91 (2010), S. 131 ff. Vgl. zu den Folgen der Residenzverlegung auch: BEGE (wie Anm. 12), S. 164 ff. Bege spricht von 9.000 Einwohnern vor der Verlegung des Hofes und dem Verlust von 150 Familien nach der Verlegung. Venturini schreibt sogar von 14.000 Einwohnern vor und 6.000 Einwohner nach der Verlegung (Carl VENTURINI: Das Herzogthum Braunschweig in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit, Helmstedt 1829, S. 132-133).

stark ihre Rettungsfunktion für Braunschweig, um am dortigen Hof für mehr Aufmerksamkeit zu werben. Denn man habe ja nicht nur die Stadt, sondern auch den jetzt dort residierenden Hof vor den Franzosen bewahrt. In mehreren Gedichten ist diese aufopfernde Rolle Wolfenbüttels betont worden. Hier klingt an, was nach dem Verlust der Residenz sich aufdrängte: Klagen über die fehlende Kompensation des erlittenen Verlusts durch den Landesherrn. Wolfenbüttel wollte für seinen Widerstand gegen den Feind belohnt werden.³⁰ Die Stadt versuchte sich zu positionieren, als die im Stich gelassene Residenz, die trotzdem für die Interessen des Landes gekämpft habe.

Aber wirkt das Ganze – vorsichtig formuliert – nicht doch sehr fragwürdig, wenn man sich nach nur so kurzem Widerstand ergeben musste? Wolfenbüttel versuchte sich, fast wie Wien zu inszenieren, das 1683 monatelang einem riesigen türkischen Heer stand gehalten und damit die Bedeutung von Festungsstädten eindrucksvoll unter Beweis gestellt hatte. Aber gerade in dieser Inszenierung lag ein Problem für die Stadt: Sie konnte eben mit dieser Argumentation aufgrund der schnellen Aufgabe der Festung keineswegs überzeugen. Herzog Ferdinand, der Stratege auf der westlichen Flanke Preußens, hatte Wolfenbüttel schon vor der Belagerung als Schwachpunkt ausgemacht, und für dieses Urteil lieferte der Verlauf der Belagerung noch zusätzliche Argumente.³¹

Letztlich lag die Deutungshoheit über das Geschehen bei den Militärs und entscheidend beim Landesherrn. Das Votum fiel dabei allerdings nicht eindeutig aus. Braunschweigische Offiziere scheinen die Argumentation der Stadt Wolfenbüttel durchaus geteilt zu haben. Noch 1789 hob ein Offizier die Bedeutung der Festung im Kriegsjahr 1761 für die Landesverteidigung und Rettung Braunschweigs hervor. Er formuliert hier so, als ob dies eine allgemeingültige Geschichtsauffassung war.³²

Für Herzog Karl I. und seinen faktisch mitregierenden Sohn Karl Wilhelm Ferdinand spielten Festungsstädte dagegen offensichtlich schon kurz nach Ende des Siebenjährigen Krieges keine strategische Rolle mehr. Nach diesem Krieg war jedem klar, dass Braunschweig-Wolfenbüttel keine modernen Festungen mehr besaß, und die Herzöge hatten auch kein Interesse und vor allem auch kein Geld, um solche widerstandsfähigeren Anlagen herzustellen.³³ Um 1770 drohte der Staatsbankrott. Bereits Ende der 1760er Jahre gaben sie durch Zulassung ziviler Baumaßnahmen das Signal dafür, dass Festungsstädte in ihrem Land keine Zukunft hatten und erteilten die Erlaubnis zur Errichtung gewerbli-

30 In mehreren Gedichten wird die Rolle Wolfenbüttels als Retterin Braunschweigs betont: NLA-StA WF VI Hs 5 Nr. 15. Vgl. ebd. Bl. 9v.

31 Vgl. MEDIGER (wie Anm. 17), S. 642.

32 Bericht von Obristleutnant David Andreas Schneller (NLA-StA WF 38 B Alt 281, 15.7.1789, Art. 9).

33 Eindrucksvollstes norddeutsches Beispiel für das Umdenken der Militärs ist die schaumburg-lippische Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer. Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe zog die Konsequenzen aus der Kriegserfahrung des Siebenjährigen Krieges und ließ in den 1760er Jahren eine Inselfestung errichten, die mit herkömmlichen Kanonen nicht zu erreichen war. Vgl. Curd OCHWADT: Wilhelmstein und Wilhelmsteiner Feld. Vom Werk des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe (1724-1777). Hannover [um 1970]; Silke WAGENER-FIMPEL, Martin FIMPEL: Die Festung Wilhelmstein im Steinhuder Meer. Bückeburg 2003. Zur Frage des militärischen Nutzens von Festungen: GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 84 ff.

cher Betriebe auf dem Glacis.³⁴ In Braunschweig argumentierte man gegen die Festung damit, dass diese eine viel stärkere Garnison und Geschützbewaffnung erforderte, sich gleichzeitig aber schon damals die Unterhaltskosten als untragbar herausgestellt hätten. Gerade um 1770 war das Fürstentum in einer äußerst prekären finanziellen Lage und zum Sparen gezwungen.³⁵ Investitionen in die Landesverteidigung waren nur schwer aufzubringen – im Gegenteil, das Militär sollte bei Einsätzen für andere Kriegsherren Einnahmen bringen wie der Einsatz braunschweigischer Soldaten im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf Seiten Großbritanniens zeigt.³⁶

Befürworter und Skeptiker – Der Weg zur Entscheidung

Allerdings bedeutete diese Einstellung nicht das sofortige Aus für die Festungsstädte im Braunschweiger Land. Trotz der teilweisen Öffnung der Wallflächen standen Schleifungen zunächst nicht auf dem Programm. Warum trennte man sich nach diesen Erfahrungen nicht sofort von den Festungsstädten? Herzog Karl Wilhelm Ferdinand hielt an ihnen noch jahrzehntelang fest und ließ sie zumindest notdürftig instand halten.³⁷ Warum zögerte der Landesherr mit der Schleifung, obwohl eine Festungsstadt im Kriegsfall eher nachteilig sein konnte, weil sie einen Feind eher anzog als abschreckte?

Obwohl es schon Vorbilder von Festungsschleifungen in anderen Territorien gab, suchte man in Wolfenbüttel individuelle Lösungen, wohl auch deshalb, weil ein Territorium ohne widerstandsfähige Rückzugsorte noch undenkbar schien. Den Beispielen Paris, Berlin oder Dresden konnte man in Braunschweig im 18. Jahrhundert nicht ohne weiteres folgen, weil diese Städte durch andere Landesfestungen geschützt wurden. Die Schleifung aber der braunschweigischen Festungen bedeutete letztlich einen Verzicht auf die eigene Verteidigungsfähigkeit und das war kein leichtes Loslassen. Keineswegs war die Entfestigung auch allgemeiner Konsens unter den Militärs. Man dachte zwar jetzt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vielerorts an Alternativen zu Festungsstädten, indem man reine Festungen baute – mit und ohne zivile Wohnbevölkerung, aber es war eben nicht an eine ersatzlose Streichung gedacht, wie das in Braunschweig-Wolfenbüttel der Fall ge-

34 Ewald BANSE: Die Entwicklung der Wallanlagen der Stadt Braunschweig aus der alten Befestigung. In: BsJb 3. F. 1 (1940), S. 5-28, hier S. 12. Vgl. auch Jochen MERTENS, Richard MODERHACK: Die neuere Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten. Mit einem Abriß der älteren Stadtgeschichte und einer Zeittafel. Braunschweig 1981, Bl. 36.

35 Peter ALBRECHT: Das Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (1735-1806). In: Horst-Rüdiger JARCK, Gerhard SCHILDT (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Braunschweig 2000, S. 596 ff.; Selma STERN: Karl Wilhelm Ferdinand. Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Hildesheim 1921 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen), S. 65 ff.

36 Subsidiengeldereinnahmen des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel 1776-1786 bei Paul ZIMMERMANN: Beiträge zum Verständnis des zwischen Braunschweig und England am 9. Januar 1776 geschlossenen Subsidienvtrages. In: BsJb 13 (1914), S. 160-176, hier S. 175-176.

37 Ein Bild von der Art dieser Instandhaltung vermittelt beispielsweise diese Archivale: NLA-StA WF 2 Alt Nr. 7843 (Die Straßenreinigung in der Stadt Wolfenbüttel, Beiträge der Hausbesitzer dazu, Abfuhr und Verwertung des Gassenkots zur Verfüllung der Festungswerke und Bodenverbesserung, Verpachtung der Abfuhr und dafür zu zahlende Kosten).

wesen wäre. Seit Jahrhunderten setzte die Landesverteidigung auf die Festung Wolfenbüttel, und hier umdenken zu müssen, war ein längerer Prozess – nicht zuletzt auch deshalb, weil ja durchaus die Option moderner Ausbau bei einem Aufschub der Demolition besser zu verwirklichen war. Lange Friedenszeiten waren ja auch nicht in Sicht, so dass die Verteidigungsmöglichkeiten stets Thema bei den Verantwortlichen blieben.

Neben der Möglichkeit, im Notfall doch auf die Festungsstädte zurückgreifen zu können, kam folgender Punkt hinzu: Wie sich noch näher zeigen wird, erfüllten Wälle und Befestigungen eben nicht nur militärische Funktionen, sondern waren multifunktional und hatten ihren Sinn und Zweck auch im Frieden. Warum sollte man eine Anlage mit einem solch vielseitigen Potenzial beseitigen?

Dennoch scheint sich Herzog Karl Wilhelm Ferdinand spätestens 1789 mit dem Gedanken getragen zu haben, die Festungen zu schleifen. Inwieweit hier auch schon Initiativen aus dem Stadtbürgertum kamen, ist nicht ganz klar, aber wahrscheinlich. Allerdings war das Stadtbürgertum hier nur Bittsteller. Die Flächen waren seit der Befestigung der Stadt im herzoglichen Besitz. Die Stadt konnte Wünsche äußern, aber die Festungswerke waren allein Sache des Landesherrn.³⁸ Damit war der Fürst auch in dieser Frage Herr der letzten Entscheidung, aber er wog ab und zog Experten hinzu. Entscheidend für die Prüfung war allerdings nicht ein mögliches Eingehen auf die Wünsche der Bürger, sondern in erster Linie der Blick auf die herzoglichen Kassen. Die Experten sollten die Frage klären, ob die Demolition wirklich Einsparpotenziale bzw. Gewinnaussichten bot. Der Herzog beauftragte 1789 mit Generalleutnant von Rhetz einen seiner höchsten Offiziere mit der Aufgabe, ein Gutachten über Vor- und Nachteile einer Entfestigung Wolfenbüttels vorzulegen.³⁹ Dieser zog für die Begutachtung weitere Offiziere hinzu, weil er die Folgen der Entfestigung im Hinblick auf Wasserzufuhr, Schleußen- und Hochwassersituation nicht kompetent abschätzen konnte.⁴⁰ Einer dieser Offiziere war vermutlich David Andreas Schneller, der – da er mit Rhetz nicht einig war – ein eigenständiges Gutachten vorlegte.⁴¹

Entscheidend war also die Frage, ob und welche (finanziellen) Vorteile aus der Demolition für den Landesherrn erwachsen würden. Hier äußerten sich die zunächst gefragten Experten Rhetz und Schneller eher zurückhaltend. Vor allem gingen sie von einem bescheidenen Umfang des zu gewinnenden Areals aus. Schätzwert bei Rhetz 60 Morgen, bei Schneller immerhin 100 Morgen. Allerdings machte gerade Schneller deutlich, dass die Gewinnaussichten für den Staat gering seien. Für den Herzog sei die Demolition, wenn man die Investitionen mit den Gewinnaussichten aufrechnen würde, nicht attraktiv.

38 In der Regel war die Festung eine „staatliche und keine städtische Funktion“. Vgl. VAN DER DOLLEN (wie Anm. 10), S. 165. Über die Besitzverhältnisse in den Wolfenbütteler Festungsanlagen: NLA-StA WF 34 N Fb. 9 Nr. 4932 (Stadtrat an Stadtverordnetenversammlung, 24.2.1925).

39 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281, 24.5.1789. Zu Rhetz: Rainer JACOBS: Rhetz, August Wilhelm von. In: BBL 2006, S. 586 f.

40 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281 (Rhetz an Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, 24.5.1789).

41 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281 (15.6.1789). Vgl. Otto ELSTER: Geschichte der stehenden Truppen im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel. Bd. 2 (1714-1806). Leipzig 1901, S. 518. Vermutlich handelt es sich um ein Gutachten von David Andreas Schneller, Ingenieur und zuletzt im Rang eines Oberstleutnants (verst. 1790). Zur Bestallung Schnellers: NLA-StA WF 3 Alt Nr. 723.

Die Schleifung müsste Unternehmern überlassen werden.⁴² Rhetz machte vor allem deutlich, wie problematisch die Entfestigung für die bisherige Form der Steuererhebung gewesen wäre. Anders als in offenen Landstädten war es möglich, in Festungsstädten wie Wolfenbüttel eine Torakzise auf den Warenverkehr zu erheben. Bei einer Entfestigung und damit einer offenen Stadt wären diese Möglichkeiten für die Steuererhebung weggefallen. Rhetz brachte daher als Ersatz eine Kopfkonsumsteuer ins Spiel.⁴³ Bemerkenswert ist auch, dass er sich für die Erhaltung der Tore und ihrer schönen Fassaden einsetzte.⁴⁴

Während Rhetz gar nicht auf militärische Aspekte einging, verwies Schneller auch auf den militärischen Nachteil, den eine Demolition nach sich ziehen würde. Die *innere Festigkeit* des Fürstentums würde leiden, wenn die Festung wegfiel. Entscheidend war jedoch sein Fazit, dass sich die Entfestigung für die Kammerkasse keineswegs rechnen würde.⁴⁵

Eines machen die beiden Gutachten deutlich: Es gab eben auch Argumente, die gegen eine Demolition sprachen. Auch wenn die militärische Funktion wegfiel, blieben noch genügend Vorteile übrig, welche die Befestigung zu rechtfertigen schienen. Im wesentlichen waren dies: Schutz vor Überschwemmungen, Schutz vor nächtlichen Diebeszügen, Schutz vor Schmuggelaktionen (Steuerhinterziehung). Aus Sicht des Landesherrn sprachen jedenfalls nicht genügend Gründe für eine Entfestigung. Die Gewinnaussichten schienen zu vage und auch mögliche Nachteile einer Schleifung standen im Raum. Die beiden Gutachten von Schneller und Rhetz blieben deshalb zunächst ohne Folgen. Eine zustimmende oder ablehnende Reaktion des Landesherrn ist in der Überlieferung nicht erkennbar. Klar scheint jedoch, dass der Herzog zögerte, weil er eben von den Vorteilen einer Demolition nicht überzeugt werden konnte. Neben dem Akziseproblem war die Hauptschwierigkeit offensichtlich die Hochwassergefahr durch die Oker, gegen das die

42 Bericht von Obristleutnant David Andreas Schneller (NLA-StA WF 38 B Alt 281, 15.7.1789, Art. 9: *Die Nachtheile, die aus der Demolition entstünden, sind a) Das Herzogthum Braunschweig verliert an innerer Stärke, da bekanntlich der kurtze Widerstand, den Wolfenbüttel im Jahr 1761 geleistet, den Feind doch so lang aufgehalten, dass er hat vertrieben und Braunschweig gerettet werden können. Die Stadt Wolfenbüttel wird dadurch entweder ein ganz offener und der accise-defraudation und künftiger leichter Desertion exponirter Ort, oder b) muß mit einer neuen kostbaren und die Demolitions-Kosten vermehrenden Umfassungs-Mauer, oder einer noch theurerem wegen immerwährenden Unterhaltung, nöthigen höheren [?] Befriedigung versehen werden c) Die Demolitionskosten selbst, die auf 29 000 Thaler hinaufsteigen, kommen mit dem Werth des zu gewinnenden Terrains nicht in proportion, weil die 12 000 zu hoffenden Quadrat-Ruthen nur 100 Morgen ausmachen, wodurch der Morgen roh, ohne die noch erforderlichen Cultur-Kosten, nahe auf 300 Thaler kömt, ein vielleicht zu hoher Preiß für einen bloß defricirten Erdboden*). Schneller empfiehlt daher, das Projekt Unternehmern auf deren eigenes Risiko zu überlassen.

43 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281 (Gutachten von August Wilhelm von Rhetz, S. 13). Zur Bestallung von Rhetz: NLA-StA WF 3 Alt Nr. 723-724. Vgl. auch 7 Alt Fb. 1 Nr. 119.

44 Leider hat Wolfenbüttel seine Tore dennoch verloren. Die schönsten Altstädte Deutschlands zählen gerade deshalb zu diesem exklusiven Kreis, weil sie nicht nur über geschlossene Straßenzüge, sondern auch über historische Stadttore verfügen.

45 Vgl. Zitat in Anm. 42.

Festung eine entscheidende Schutzfunktion hatte.⁴⁶ Man musste die Schleifung schon sehr umsichtig und präzise planen, um hier sicher zu gehen. Auffallend ist, dass in dieser Diskussion besonders die Mehrfachfunktionalität der Festungsstadt klar wird. Und sie war der Grund dafür, dass selbst die Hinfälligkeit militärischer Vorteile keine sofortige Entfestigung nach sich zog.

Da sich nichts tat, griffen Wolfenbütteler Bürger Mitte April 1791 in einer Bittschrift den Gedanken einer Entfestigung erneut auf. Es waren Wallanwohner zwischen Harztor und Neuer Mühle, keine städtische Institution, nicht der Magistrat, sondern eine informelle Interessengemeinschaft von Bürgern, die sich nach Erweiterung ihrer Grundstücke sehnten. Ausdrücklich ging es ihnen nicht um Bauland, sondern um Wiesenflächen und Gartenland.⁴⁷ Inwieweit der Rat hinter ihnen stand, wird nicht deutlich. Es ist auch nicht klar, ob eine Entfestigung wirklich der absolute Favorit für alle Bürger war. Das Militär war ein wichtiger Standortfaktor auch für die Bürger und Handwerker. Eine Entfestigung musste nicht zwangsläufig eine Verminderung der Zahl der Soldaten in der Stadt bedeuten, aber diese war auch nicht auszuschließen. Insofern würde es überraschen, wenn alle Bürger einhellig für die Entfestigung gewesen wären.

Die Wallanrainer beriefen sich auf Gerüchte, wonach der Landesherr sich die Demolition wünschte und die Abgabe der Flächen auf Erbenzins oder als Pachtländereien vorsah. Weil sie diese günstige Gelegenheit nutzen wollten, baten die Anrainer um eine Kommission, die dieses Projekt vorantreiben sollte.⁴⁸ Den neuen Vorstoß unterstützte auch ein neues Gutachten. Diesmal allerdings nicht von einem Offizier, sondern vom Wolfenbütteler Oberamtmann Wiepking. In einem umfangreichen Gutachten skizzierte er die angeblich überragenden Vorteile einer Demolition. Er stufte sie als für alle Beteiligten gewinnbringendes Projekt ein und schätzte dabei die Vorteile deutlich höher ein als einst Rhetz und Schneller.⁴⁹

Interessant sind die Argumente, mit denen Wiepking für die Entfestigung warb. Neben Terraingewinn, Arbeitsmöglichkeiten, erhöhtem Geldumlauf spielte überraschend auch gute Luft hier eine wichtige Rolle. Die stehenden Gewässer in den Gräben um die Festungsstadt seien gesundheitsschädlich, indem sie pestilenzialische Dünste aufsteigen

46 Zu Überschwemmungen in Wolfenbüttel: NLA-StA WF 127 Neu Nr. 2543, o. D. ca. Oktober 1834. Mit Hinweis auf die Chronik von REHTMEIER (wie Anm. 12), S. 1470. Probleme und Reparaturbedarf nach Überschwemmungen in Wolfenbüttel siehe NLA-StA WF 4 Alt 6. Zur Schutzfunktion der Festungswerke gegen Überschwemmungen: BEGE (wie Anm. 12), S. 115. Vgl. auch NLA-StA WF K 2151 (Grundriss des Okerstroms zwischen der Festung Wolfenbüttel und der Stadt Braunschweig [um 1725]).

47 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281.

48 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281, 14.4.1791. Dass Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Entfestigung wünschte, setzte auch der Wolfenbütteler Oberamtmann Wiepking an den Anfang seines Gutachtens. Ebd. (Gutachten Wiepking von Dezember 1791, S. 3).

49 Wiepking rechnete bei einer Demolition durch den Landesherrn mit Kosten von höchstens 20 000 Reichstalern für die herzoglichen Kassen. Ohne die möglichen Einsparungen mit ein zu rechnen, seien allein durch die neu zu gewinnenden Ländereien Einnahmen von 30 300 Reichstaler zu erwarten und damit ein Überschuss für die Kammerkasse von immerhin rund 10 000 Reichstaler. NLA-StA WF 38 B Alt 281 (Gutachten Wiepking, S. 45).

ließen, argumentierte Wiepking.⁵⁰ Auffallend war, dass Wiepking sogar mit 170 Morgen neuen Nutzungsflächen rechnete, viel mehr als die Gutachter von 1789.⁵¹

Der Schwachpunkt von Wiepkings Gutachten wie auch schon bei den früheren Gutachten war aber, dass es nicht auf exakten Daten, sondern Überschlagsrechnungen basierte. Dieses Problem erkannte auch Wiepking selbst und schloss sein Gutachten mit dem Wunsch nach einer Expertenkommission, welche eine genaue Vermessung vornehmen und die Vor- und Nachteile verifizieren sollte. Tatsächlich ging der Herzog darauf ein. Am 20. April 1792 beauftragte er den Wolfenbütteler Landdrosten Johann Georg Konrad von Rodenberg, hier exakte Daten zu liefern, um Sinn und Unsinn dieses Projekts einschätzen zu können. Das Schreiben verrät allerdings die skeptische bis ablehnende Haltung des Regenten, die er Rodenberg unmissverständlich auf den Weg gab. Bevor Rodenberg mit den Vermessungen beginnen sollte, erhielt er nämlich zunächst den Auftrag, Wiepking und die interessierten Bürger auf die Schwierigkeiten des Projekts hinzuweisen. Ziel des Fürsten war es, den Bürgern den Plan wieder auszureden. Erst wenn Rodenberg selbst den Eindruck haben sollte, dass hier doch gewichtige Argumente im Spiel waren, sollte er die Angelegenheit detailliert untersuchen und einen Bericht vorlegen.⁵² Rodenberg ist übrigens eine bedeutende Persönlichkeit in der braunschweigischen Landesgeschichte und Wolfenbütteler Stadtgeschichte. Er verhinderte nicht nur den durch die Franzosen geplanten Abriss des Wolfenbütteler Schlosses, sondern holte auch geraubte braunschweigische Kunstschatze aus Paris zurück. Er war auch Verhandlungsführer des Herzogs auf dem Wiener Kongress, wo er allerdings keine Zugewinne für das kleine Fürstentum aushandeln konnte.⁵³ Rodenberg entwickelte sich überdies zur treibenden Kraft bei der Festungsschleifung und ist *die* Konstante in der Entfestigungsgeschichte Wolfenbüttels.⁵⁴ Als er 1792 sich mit dem Projekt befasste, sah er darin rasch mehr Vor- als Nachteile. Deshalb redete er es den Bürgern nicht aus, sondern legte ein Gutachten vor, um die Demolition zu realisieren.

Zunächst ist die Planung der Demolition eine Frage von Vermessung und Mathematik.⁵⁵ Ingenieure waren gefragt, um das Volumen und damit den Aufwand, der nötig sein

50 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281 (Gutachten Wiepking, S. 25-27). Zusätzliches Argument für die Demolition sei nach Wiepking auch die mögliche Nutzung von Steinquadern und Brückenplatten zur Verschönerung der Häuser und des Steinpflasters. Ebd, S. 27.

51 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281 (Gutachten Wiepking, S. 21). Wiepkings Konzept liegt unter NLA-StA WF 34 N Nr. 1059 vor.

52 NLA-StA WF 34 N Nr.1059 (Herzog an Drost von Rodenberg, 20.4.1792).

53 Paul ZIMMERMANN: Herzog Friedrich Wilhelm und Drost von Rodenberg. In: BsM 3 (1897, 1-2), S. 1-5, 9-13; Gerd BIEGEL: Räber von Rodenberg. In: BBL 1996, S. 474 f.. Vgl. auch NLA-StA WF 27 Slg Nr. 1795 und 3 Alt Nr. 619 und 250 N Nr. 203.

54 Zur Rolle Rodenbergs als Initiator der Entfestigung und größtem Aufkäufer von Grundbesitz im Bereich zwischen Harztor und Mühlenort ab 1791: BEGE (wie Anm. 12), S. 179 f. Seine Motive dabei waren also nicht ganz uneigennützig, sicherte er sich doch den größten Teil der Wallflächen zwischen Schloss und Auguststadt selbst. 1802 bezahlte Rodenberg an die von ihm selbst geführte Wolfenbütteler Walldemolitionskasse 500 Reichstaler für den Erwerb der Wallpartie vom Harztor bis zum Krokodilsberg (NLA-StA WF 34 N Nr. 1061, Walldemolitionskasse 1802/03).

55 Offensichtlich war der Rückgriff auf die Ergebnisse der Generallandesvermessung in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht ausreichend. Vgl. zu deren Ergebnissen im Bezug auf Wolfenbüttel: NLA-StA WF 58 Alt Nr. 2373-2375.

würde, zu berechnen. Rodenbergs neues Gutachten sollte durch exakte Berechnungen die bisherigen vagen Angaben bei Schneller, von Rhetz und Wiepking bestätigen oder widerlegen. Wieviel Erde müsste bewegt werden, wie lange würde das dauern und was würde passieren, wenn die Wälle weg wären? Es ging hier nicht allein um eine Abtragung und Herstellung einer Ebene. Die Sache war viel komplizierter, gerade auch, weil Wolfenbüttel mit der Oker an einem Fluss lag, der durch das Schmelzwasser des Harzes und Regenfluten rasch über die Ufer treten konnte. Mit dem Auftrag für Rodenberg und seine Fachleute war ein riesiges Arbeitsfeld eröffnet. Das zeigte sich auch und gerade bereits in den Planungen. Es ging hier nicht nur um Fragen der Umsetzung, sondern auch um die kurzfristigen und langfristigen Konsequenzen der Demolition. Welche und wie viele Arbeitskräfte konnte man einsetzen, wie sah der Zeitplan aus, wie schaffte man das Ganze möglichst effizient und ressourcenschonend?⁵⁶ Das war nur ein kleiner Teil unter einer Fülle von Fragen und Problemen, die hier nur überblicksartig wiedergegeben werden können. Wichtig war bei der Umsetzung beispielsweise die Frage, ob die Zuschüttung der Wassergräben mit den vorhandenen Erdwällen machbar war. Man wollte unbedingt vermeiden, dass große Erdmengen über weite Strecken bewegt werden mussten. Idealziel war es, die Erdwälle einzuebnen und die freiwerdende Erde in die benachbarten Wassergräben zu schütten, um damit eine geschlossene Fläche zu gewinnen. Was aber änderte sich, wenn man die Gräben zuschüttete? Man musste hier ein Spektrum abwägen von der Hochwassergefahr durch die Oker bis hin zum eventuell dadurch entstehenden Mangel an Feuerlöschwasser. Für die eingesetzte Kommission wie für die früheren Gutachter galt nach wie vor die Leitlinie, dass der Herzog mit der Schleifung kein Geschenk an die Stadt beabsichtigte. In den Planungen sollten die Vor- und Nachteile vor allem für den Landesherrn und seine Finanzen im Mittelpunkt stehen. Die Festungsflächen brachten Einnahmen durch die Gräserei auf den Wällen und den Fischbestand in den Wassergräben. Die Planungen mussten nachweisen, dass der Fortfall dieser Einnahmen bei einer Entfestigung mehr als deutlich durch Einsparungen und sonstige Gewinnmöglichkeiten kompensiert werden konnte. Was passierte beispielsweise, wenn die Entfestigung voranschreitet und die dadurch „freigesetzten“ Flächen veräußert werden konnten? Große Einnahmen erzielte man am ehesten durch den Verkauf der Flächen. Aber drohte dann nicht ein Preisverfall, wenn auf einmal ein so großes Areal zum Kauf angeboten würde? Im Vergleich zu einer schrittweisen Veräußerung würde hier sicher weniger Gewinn zu erwarten sein. Zudem würde auch der bestehende Grundbesitz an Wert verlieren, es sei denn, die Zahl der Interessenten an den Grundstücken, insbesondere auswärtiger Interessenten, wäre unerwartet groß gewesen. Peuplierungsanreize für Wolfenbüttel zu schaffen, wäre eine große Aufgabe gewesen nach dem Wegzug des Hofes Mitte des 18. Jahrhunderts, aber um 1800 war der eingetretene akute Einwohnerrückgang noch längst nicht ausgeglichen. Hier war eben keine Überbevölkerung vor Ort, die nach neuem Wohnraum suchte. Seit dem Wegzug des Hofes gab es ein Überangebot an Flächen, das durch die Schleifung noch erhöht worden wäre. Die Grundstückspreise waren nach diesem großen Aderlass um die

56 Oberamtmann Wiepking rechnete für die Umsetzung mit folgender Formel: *Wenn 2 Arbeiter mit 4 Wechselkarren schieben, und einer immer beide Karren ladet, und die Erde los macht, so kann jeder der schiebt, in 5 Minuten, wenn er nur nicht äußerst faul ist, eine Karre oder 2 Cubic-Fuß Erde 10 Ruthen weit schieben, und zurück kommen* (NLA-StA WF 38 B Nr. 281 (Gutachten Wiepking, S. 40).

Hälfte gesunken, und nun kämen noch mehr Flächen hinzu, die die Preise weiter sinken lassen würden.⁵⁷

Wo sollten die liquiden Interessenten auch herkommen? Aus anderen Territorien? Freizügigkeit war zweifellos keine Stärke des Alten Reiches. Gerade für den gemeinen Mann waren Territorialgrenzen hohe Hürden, so dass hier kaum mit nennenswertem Zuzug zu rechnen war. Und Migrationen innerhalb des Braunschweiger Landes wären, ohne Druck oder sehr attraktive Angebote zu machen, auch kaum steuerbar gewesen. Mauern und Wälle hatten für die Hausbesitzer den Vorteil, dass sie den Marktwert ihrer Immobilien stabil hielten, indem sie das Angebot begrenzten. Das einleuchtendste Marktgesetz galt auch hier: Eine aus der Demolition folgende Erhöhung des Angebots bei gleichbleibender Nachfrage hätte einen erheblichen Wertverfall auf dem Immobilienmarkt bedeuten können.

Die vom Herzog eingesetzte Expertenkommission unter Rodenberg kam zu dem Schluss, dass das Gutachten Wiepkings Fehler enthielt und die Angelegenheit zu positiv darstellte. Es bestätigte damit die Skeptiker im Umfeld des Herzogs. Andererseits machte das neue Gutachten dennoch auch auf viele Vorteile einer Demolition aufmerksam.⁵⁸ Besonders wichtig: Anders als Rhetz und Schneller ermittelte Rodenberg einen erheblichen finanziellen Gewinn für die herzoglichen Kassen. Nach Abzug der Investitionen blieben nach seinen Angaben 46.424 Reichstaler als Gewinn zu erwarten.⁵⁹ Außerdem stellte Rodenberg wie Wiepking auch die Gesundheitsthematik an den Anfang seiner Argumentation für die Entfestigung. Aus eigener Erfahrung konnte er bestätigen, dass die Festung mit ihren Wassergräben Auslöser von Krankheiten sei. Beweise dafür seien nicht zuletzt die Erkrankungen seiner Dienerschaft. Alle aus auswärtigen Orten stammenden Domesiken litten in den ersten vier Wochen unter kaltem Fieber.⁶⁰

Allerdings war für die kritischen Regierungsbeamten in Braunschweig auch Rodenbergs Gutachten – trotz der Vermessungsdaten⁶¹ – zu optimistisch. Ungläubig staunten sie über die vorgelegten Zahlen und kommentierten sie spöttisch mit *sehr hübsch*. Gleichzeitig wiesen sie in ihrer fast 50 Punkte umfassenden Stellungnahme Rodenberg einige Rechenfehler und Fehlschlüsse nach, obwohl sie grundsätzlich den höheren Wert des Gutachtens im Vergleich zu den älteren anerkannten.⁶²

57 Wolfenbüttel war in dieser Hinsicht ein gebranntes Kind. Nach dem Wegzug des Hofes Mitte der 1750er Jahre fielen die Immobilienpreise um 50 %. Vgl. WAHL (wie Anm. 29), S. 132.

58 Nach der auf *mathematischer Gewißheit* beruhenden Untersuchung haben sich nach Angaben Rodenbergs *Vortheile gezeigt, die den Wiepkingschen Plan zwar nicht begründen, aber doch die Sache selbst nicht verwerflich machen*. NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 281 (Gutachten Rodenberg S. 1v).

59 NLA-StA WF 38 B Nr. 281 (Gutachten Rodenberg, S. 31).

60 NLA-StA WF 38 B Nr. 281 (Gutachten Rodenberg, S. 65). Weitere Vorteile nach Rodenberg: Mangel an Ackerland würde gemildert; zusätzliche Weiden für die Fleischergilde; Bevölkerungswachstum zu erwarten durch gewonnene Einkommensmöglichkeiten; mehr Geld im Umlauf, mehr Konsumsteuern für den Landesherrn; Zuzug von Familien würde zudem verhindern, dass die Grundstückspreise durch das hinzugewonnene Terrain fallen würden. Ebd. S. 66 ff.

61 Conducteur C. Moll lieferte folgende Vermessungsergebnisse: Flächeninhalt des Walls um die Heinrichstadt: 143 Morgen, 84 Ruthen, 12 Fuß; um Wolfenbüttel [Schlossareal]: 60 Morgen, 16 Ruthen, 60 Fuß; um die Auguststadt: 30 Morgen, 29 Ruthen, 19 Fuß. NLA-StA WF 38 B Alt 281 (liegt am Ende des Gutachtens von Rodenberg vom 3.11.1793).

62 NLA-StA WF 38 B Alt 281 (Kommentar zu Rodenbergs Gutachten).

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand nahm lange Zeit keine Stellung zu dem Gutachten, weil er als General gegen das revolutionäre Frankreich kämpfte. Erst nach seiner Rückkehr aus dem Ersten Koalitionskrieg ging er darauf ein. Er schloss sich den Skeptikern an und war nach wie vor nicht von den Vorteilen einer Entfestigung überzeugt. Mit einem kurzen Satz beendete der Fürst zunächst die jahrelange Diskussion und zugleich die sehr aufwändigen Planungen 1795. Die Sache sollte auf sich beruhen.⁶³ Er musste von der Entfestigung überzeugt werden, offensichtlich nicht so sehr als Militär, sondern als Steuerrherr. Und das ist nicht überraschend, obwohl oder gerade, weil Herzog Karl Wilhelm Ferdinand ein äußerst erfahrener Truppenbefehlshaber war. Auf dem Höhepunkt seiner Militärkarriere stand er – nichts weniger – an der Spitze der wohl bis dahin größten deutschen Armee überhaupt, nämlich den vereinigten Truppen Preußens, Österreichs und der übrigen Reichstruppen gegen das revolutionäre Frankreich im Ersten Koalitionskrieg.⁶⁴ Als General wusste er, dass Festungsstädte nur sinnvoll waren, wenn sie kontinuierlich Schritt hielten mit der Waffentechnik und entsprechend darauf mit Abwehrmaßnahmen reagieren konnten. Das erforderte viel Geld, das er in ein ohnehin zweifelhaftes Unternehmen nicht investieren wollte. Offensichtlich waren auch Reich, Niedersächsischer Reichskreis oder Preußen nicht bereit, in eine veraltete, unterbesetzte Festung mitten in Norddeutschland, also weit weg von möglichen Gegnern, zu investieren. Geld floss eher in Reichsfestungen am Rhein wie Kehl und Philippsburg.

So fehlten Argumente, die den Erhalt aus militärischen Gründen rechtfertigten, andererseits fehlten ihm aber auch überzeugende Argumente für einen kompletten Abriss der Festungsanlagen. Der Herzog selbst argumentierte rein fiskalisch. Im Vordergrund stand für ihn die Akzise, die er durch die Schleifung gefährdet sah. Rhetz' Vorschlag einer Kopfkonsumsteuer wollte er nicht folgen. Um die Akziseerhebung auch nach einer Entfestigung zu ermöglichen, hätte man als Ersatz wie im Beispiel Berlin eine Akzisemauer errichten müssen.⁶⁵ Wegen der Kosten lehnte der Herzog diese Lösung ab. Klar wird hier einmal mehr: Es ging um die Erhaltung oder Beseitigung eines Bauwerks, das ganz verschiedene Funktionen ausübte – sowohl im Krieg als auch im Frieden und das machte es schwer, sich davon zu trennen. Festungsmauern boten auch Sicherheit im Frieden für die Stadtbürger. Eine offene Stadt, die noch dazu schlecht nachts beleuchtet werden konnte, war von außen gegen Diebe und Räuber nicht geschützt. In Gießen beispielsweise, wo die

63 Herzog Karl Wilhelm Ferdinands Stellungnahme zu den Gutachten: *Ich habe diese Acten beiläufig durch gesehen, und mir wieder erinnert, ich finde viele Schwierigkeiten bey der demolition, und besorgen, das vieler baarer vorschuß und ... costbarer vorschuß wegen der accise Einrichtung dabey eintreten mögten. Für erst wird man daher die Sache auf sich beruhen lassen.* NLA-StA WF 38 B Alt 281 (10.8.1795). Im Anschreiben an den Herzog bei der Übersendung von Rodenbergs Gutachten ist die Bemerkung interessant, dass es vergleichbare Akten zur Entfestigung Braunschweigs damals noch nicht gebe – außer einigen *Noten, womit einige hiesige Einwohner, welche die Demolition gewisser Theile auf ihre Kosten zu unternehmen Neigung hatten, sich an mich den Kriegs-Rath Sticker privatim gewendet haben.* Ebd. 16.5.1795.

64 Vgl. STERN (wie Anm. 35), S. 178 ff.

65 1734 erhielt Berlin eine Akzisemauer nach der Aufhebung des Festungsstatus. Vgl. VAN DER DOLLEN (wie Anm. 10), S. 161. Die Akzise wurde in Wolfenbüttel erst 1859 im Zuge der Einführung der Grundsteuer aufgehoben, vgl. NLA-StA WF 71 Neu Nr. 390, darin auch eine Denkschrift zur steuerlichen Entwicklung Wolfenbüttels und Kritik an seiner angeblich höheren Belastung im Vergleich zu Braunschweig und der Landbevölkerung. Vgl. auch BEGE (wie Anm. 12), S. 125 ff.

Entfestigung fast zeitgleich angegangen wurde, votierte man gar für die Aufrichtung einer Stadtmauer.⁶⁶ Überdies waren schon Nutzungsmöglichkeiten auf den Wallflächen vorhanden, die man eigentlich erst nach einer Schleifung erwarten würde. Schon die Festungsstadt besaß offensichtlich auf ihren Wällen eine Promenade für Spaziergänger.⁶⁷ Und die Wallflächen dienten wohl schon von Anfang an auch als Weideflächen und agrarisch genutztes Areal, zumindest in Friedenszeiten.⁶⁸ Ein weiterer wichtiger Punkt war ein fiskalischer Aspekt. Man schuf Nadelöhre für den Handel, den man besteuern wollte. Das konnte man nur, wenn man Verkehrswege in und aus der Stadt kontrollierte. Das war an sich das wichtigste Gegenargument für den Herzog. In seiner Stellungnahme argumentierte er als Steuerherr und nicht als General. Die Investitionen wären zu hoch und die Vorkehrungen für die Akziseerhebungen durch den Wegfall der durch die Festung bedingten Engpässe zur Kontrolle des Warenverkehrs schwierig und eben auch zu teuer.

Die Stadt erlaubte sich nicht, auf eigene Faust mit der Entfestigung zu beginnen, eben weil die Flächen nicht ihr, sondern dem Landesherrn gehörten und seiner Verwaltung unterstanden. Statt Demolition blieb es beim bisherigen Zustand. Der Herzog ließ die Befestigungen weiter unter der Aufsicht seines Militärs.⁶⁹

Langsamkeit als soziales Instrument – Beginn der Entfestigung 1802

Erst nach den ersten großen Niederlagen des Reiches gegen das napoleonische Frankreich befasste sich der Herzog um 1800 wieder mit dem Thema und war diesmal tatsächlich zu einer Umsetzung bereit. Es gab keine erneute Abwägung von Argumenten Für oder Wider das Projekt mehr, sondern jetzt wurde die Demolition beschlossen.⁷⁰ Im Herbst 1801 setzte er eine „Demolierungskommission“ ein und zwar gleichzeitig für die Festungen Braunschweig und Wolfenbüttel.⁷¹ Die 5.000 Taler, die jährlich für die Erhaltung der Festungen aufgewandt wurden, standen nun dieser Kommission zur Verfügung, um das Entfesti-

66 Vgl. GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 45, Vgl. auch zum weltweiten Phänomen der Entfestigung von Städten: Jürgen OSTERHAMMEL: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München 2011, S. 433 ff.

67 Vgl. HILLIGES (wie Anm. 1), S. 176; GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 46.

68 Zu diesem Aspekt der „grünen Festung“: FIMPEL (wie Anm. 9).

69 NLA-StA WF 38 B Alt Nr. 280 (Instruktion des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg für Leutnant Karl Siegmund Materne über Aufsicht und Leitung des Festungswesens in der Stadt Wolfenbüttel).

70 Nach Karl Gerloff, der sich mit der Entfestigungsgeschichte Braunschweigs befasste, ging der Entscheidung ein Gutachten des Obristleutnants Müller vom 24.11.1800 voraus. Am 16.11.1801 setzte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand eine Kommission ein, die prüfen sollte, ob die Demolition auf Rechnung des Fürsten oder von *Actionnaires* erfolgen sollte. Am 9.3.1802 gab der Herzog den Befehl, in Braunschweig mit den Demolitionsarbeiten zu beginnen. Vgl. GERLOFF (wie Anm. 8), S. 132 f.

71 Zur Frage, ob der Landesherr allein über die Demolition entscheiden konnte: NLA-StA WF 101 Alt Nr. 483 (Demolition der Braunschweigischen Festungswerke und was Landschaftlicherseits dabei vorgekommen ist). Die Landstände versicherten sich intern darüber, inwieweit Landstände und Untertanen ein Mitspracherecht in dieser Frage besaßen: NLA-StA WF 23 Neu Nr. 483 – mit Auflistung von einschlägigen Rezessen: 1597 § 7; 1599; Art. 54; Rez. 1618 § 6; 1609 § 19; Privilegien von 1716 Art. 53 und 54. Vgl. auch die Schatzprotokolle in NLA-StA WF 101 Alt Nr. 1390, 1176 und 539.

gungswerk zu beginnen.⁷² Im März 1802 *begann die wohltätige Vernichtung der Haupt- und Capitalfestung, welche dem Lande Millionen gekostet hatte.*⁷³

Wie ging man nun an die Umsetzung des Demolitionsbeschlusses? Hier gab es viele Möglichkeiten. Erste Frage war, wollte man eine rasche Entfestigung oder reichte eine schrittweise Umsetzung mit einem breiten Zeitfenster aus? Wenn man die vorherige Diskussion vor Augen hat, ist es nicht überraschend, dass der Landesherr hier keinen Zeitdruck kannte. Im Gegenteil, er sah in einer langsamen Verwirklichung durchaus Vorteile. Eine schnelle Bewältigung dieses Großprojekts hätte einen enormen Bedarf an Arbeitskräften geschaffen. Diese standen im Land aber gar nicht zur Verfügung. Man hätte auswärtiges Personal beschäftigen müssen.⁷⁴ Das aber widersprach dem Ansinnen des Herzogs, der gerade dieses Projekt nutzen wollte, um ärmeren Einwohnern neue Verdienst- und Arbeitsmöglichkeiten zu bieten. Arbeit und Lohn sollten im Land bleiben. Deshalb favorisierte der Herzog auch eine schrittweise Lösung mit Konzentration auf einheimische Tagelöhner. Zunächst sollte das Ganze an den kleineren Stadtteilen Wolfenbüttels begonnen und auch erprobt werden: Dem Schlossareal und der Auguststadt, und dann sollte erst die viel größere Heinrichstadt an die Reihe kommen.⁷⁵ Langsamkeit war sozial, weil es Arbeit für die Region schuf, konkret für die Unterschichten der Stadt – so der Gedankengang des Landesherrn. Schnelligkeit hätte bedeutet, Fremdarbeiter aus Nachbarterritorien zuzuziehen. Schritt für Schritt sollte die Entfestigung erfolgen – sozusagen von klein nach groß.⁷⁶

Tatsächlich wurden zumindest bis zum Jahre 1805 Fortschritte bei der Demolition des Schlosswalles und auch der Auguststadt erzielt.⁷⁷ Nicht überraschend entschied man sich auch für eine Einfriedung der Auguststadt, um die Sicherheit zu erhöhen und Steuerhinterziehungen einzudämmen.⁷⁸ Man setzte für die Arbeiten offensichtlich aber weniger auf arme Tagelöhner, sondern vor allem auf Karrensträflinge und Gefangene der Zwangsarbeitsanstalt.⁷⁹

72 NLA-StA WF 23 Neu Nr. 483, 10.7.1802.

73 BEGE (wie Anm. 12), S. 180.

74 Als das französische Militär die rasche Schleifung der Festung Gießen plante, sollten Arbeitskräfte aus Nachbarterritorien herangezogen werden. Vgl. GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 34.

75 Bei der Planung der Entfestigung müssen auch eine Reihe von Plänen angefertigt worden sein. Leider sind sie größtenteils nicht erhalten. Vgl. Reinhard DORN: Peter Josef Krahe. Bd. 2: Bauten und Projekte in Düsseldorf, Koblenz, Hannover und Braunschweig 1787-1806. Braunschweig 1971, S. 307, Anm. 358: Hinweis auf Verlust der Akten der Wall-Demolierungs-Kommission im Zweiten Weltkrieg. Ebd. Anm. 363. Offensichtlich betrifft der Verlust sowohl Braunschweig als auch Wolfenbüttel. Ein Ausschnitt aus dem „Entwallungsplan“ Krahes mit Bezug auf den Abschnitt zwischen Wolfenbütteler Herzogtor und Philippsberg befindet sich in NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3777, ca. Mai 1821. Zu den öffentlichen Aufträgen in Wolfenbüttel während der Entfestigungsphase vgl. DORN: Peter Joseph Krahe. Bd. 3: Bauten und Projekte im Königreich Westphalen und Herzogtum Braunschweig 1808-1837. München 1997, S. 57 f.

76 NLA-StA WF 34 N Nr. 1065 (Promemoria Rodenberg, 5.1.1817).

77 NLA-StA WF 34 N Nr. 1061 (Rechnung über Einnahmen und Ausgaben der Walldemolitionskasse vom 15.9.1802 bis Ende 1803); NLA-StA WF 26 Neu 1 Nr. 295 (Einnahme- und Ausgaberechnung der Walldemolitionskasse Wolfenbüttel, 1804-1805).

78 NLA-StA WF 26 Neu 1 Nr. 295 (Pro Memoria der Demolitionskommission zur Einfriedung der Auguststadt). Ein landesherrliches Reskript vom 5.9.1803 hatte die Einfriedung angeordnet. Ziele: Verhütung von Akzise- und Sperrgelddefrauden, Holzdiebstählen; Polizeiliche Sicherung; Erschwerung von Desertionen aus der Garnison. Ebd. Handskizze der Auguststadt.

79 NLA-StA WF 26 Neu 1 Nr. 295 enthält Hinweise auf Karrensträflinge und Zuchthausinsassen. Erst in den 1820er Jahren kamen Tagelöhner offensichtlich stärker bei der Entfestigung zum Einsatz (NLA-StA WF 76 Neu Nr. 3778).

Bemerkenswert ist auch, dass sich Drost von Rodenberg privat Flächen im großen Stil am Wall vom Schloss bis zur Auguststadt sicherte. Amts- und Privatinteresse gingen hier eine auffallend harmonische Verbindung ein.⁸⁰

Aus der Demolitionskassenrechnung geht hervor, dass sich die Entfestigung für den Landesherrn finanziell lohnte. Denn 1804 konnten tausend Reichstaler an das Leihhaus in Braunschweig überwiesen und zinsbringend angelegt werden.⁸¹

Die Wallflächen an Interessenten zu verschenken, die bereit waren, die Demolitionskosten in ihrem Abschnitt selbst zu tragen – so wie das in den 1730er Jahren in Berlin geschehen war – kam für den Herzog offensichtlich nie in Frage. Auch vermied man den Fehler, die Demolition völlig der Willkür interessierter Bürger zu überlassen, so wie das zumindest anfangs beispielsweise in Berlin und Gießen geschah – mit negativen Folgen für das Stadtbild.⁸² Die Kriegskasse bzw. die Demolitionskasse sollte Einnahmen aus der Entfestigung erzielen, sei es durch Verkauf der Flächen, sei es durch Verkauf von erzielten landwirtschaftlichen Erträgen auf den entfestigten Flächen, sei es durch Verpachtung dieser Flächen.⁸³ Andererseits stand auch ein Gewinn für die Allgemeinheit von Anfang an auf dem Programm der Demolitionskommission – im Sinne des Zeitgeistes, der überall, wo Festungsstädte geschleift wurden, auch nach Anlegung von Spazierwegen um die Stadt verlangte. Diese Promenaden durchkreuzten sicher häufig die Pläne von Wallanwohnern, ihre Grundstücke linear zu verlängern. Die Promenaden schufen wieder Grenzen, die nicht zu überspringen waren. Dennoch wurden sie meistens von den Verwaltungen durchgesetzt. So auch in Wolfenbüttel.⁸⁴

Aber es wurde nur der Anfang gemacht. Zwei Jahre nach Beginn der Entfestigung des Schlosswalls und ersten Anfängen bei der Umwallung der Auguststadt stockte die Sache aufgrund neuer Kriegseignisse. Am Ende stand die Niederlage Preußens bei Jena und Auerstedt – eben unter der Führung Herzog Karl Wilhelm Ferdinands und dessen Tod an

80 Ein herzogliches Reskript vom 9.10.1802 überließ Rodenberg Flächen zwischen Harztor und Krokodilberg. Dieser Kauf wurde durch einen Vertrag vom 22.5.1806 bestätigt (NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3780). Vgl. auch NLA-StA WF 26 Neu 1 Nr. 295 (Demolitionskommission, 7.7.1805). Privatinteressen spielten z. B. auch bei der Entfestigung von Dresden eine Rolle. Premierminister Brühl bekam fast ein Viertel der Festungsflächen geschenkt. Vgl. HILLIGES (wie Anm. 1) S. 162.

81 NLA-StA WF 34 N Nr. 1061 Bestätigung durch das Kriegskollegium 17.9.1804

82 Bei der Entfestigung von Berlin kam es zu Schenkungen an Interessenten – unter der Bedingung, dass sie die Kosten für die Demolition tragen. Im Nachhinein wurde beklagt, dass die Preußenkönige hier Stadtbild und öffentliche Interessen zu stark vernachlässigt hätten. Vgl. HILLIGES (wie Anm. 1), S. 170; GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 43.

83 NLA-StA WF 26 Neu 1 Nr. 1043 (Erbenzinsverhältnisse von Grundstücken auf dem Gelände der Festungen Wolfenbüttel und Braunschweig).

84 FIMPEL (wie Anm. 9), passim. Vgl. allgemein zu diesem Thema: Gudrun M. KÖNIG: Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780-1850. Wien 1996. Promenaden gab es aber auch schon in der Festungszeit Wolfenbüttels und Äußerungen gegenüber den an der Demolition interessierten Bürger legen nahe, dass sie auf diese Promenade Rücksicht nehmen sollten. Auch hier zeigt sich die enge Verflechtung von militärischen und zivilen Nutzungsmöglichkeiten der Wälle. Bäume auf den Wällen sollten das Schussfeld für den Feind einschränken und zugleich in Friedenszeiten Schatten für die Spaziergänger spenden. NEUMANN (wie Anm. 11), S. 239. Schon vor der Demolition der Wolfenbütteler Heinrichstadt ist von einer Wallpromenade die Rede. Vgl. NLA-StA WF 34 N Nr. Auch in anderen Festungsstädte sprachen sich Bürger gegen eine Einebnung von Wällen aus, weil sie die dortigen Spazierwege nicht verlieren wollten. Vgl. GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 46.

den Folgen der in der Schlacht erlittenen Verletzung sowie die folgende Eingliederung des Fürstentums Wolfenbüttel in den napoleonischen Satellitenstaat Königreich Westphalen und verzögerten die Realisierung des Entfestigungsprojekts.⁸⁵

War das Ancien Régime sozialer als das revolutionäre Königreich Westphalen? – Dynamische Entfestigung und Privatinteressen

1807 richtete der nun als Maire eingesetzte einstige Landdrost Rodenberg eine Denkschrift an den in Braunschweig residierenden französischen Gouverneur Rivaud und bat um die Fortsetzung der Demolition. Dabei argumentierte er hauptsächlich damit, dass die Festung im Siebenjährigen Krieg 1761 ihre Untauglichkeit bewiesen habe und dass die Festungswerke für die Einwohner Wolfenbüttels gesundheitsschädlich seien. Immer wieder hätten die Einwohner infolge der Fortifikation unter Epidemien zu leiden gehabt. Und auch jetzt zirkuliere die Luft schlecht und führe zu einem erhöhten Krankheitsrisiko. Rodenberg argumentierte aber auch mit der Armut der Stadt nach dem Wegzug des Hofes 1753/54. Die Walldemolition würde vielen Arbeit und neue Möglichkeiten eröffnen.⁸⁶ Rivaud griff den Vorschlag auf, argumentierte gegenüber seinen Vorgesetzten in Kassel aber vor allem militärisch. Eine erfolgreiche Verteidigung Wolfenbüttels sei angesichts der topographischen Lage *in Hinsicht auf die erhabenen und dominierenden Umgebungen* unmöglich und müsse zum Ruin der Stadt führen.⁸⁷

Nach einem weiteren Aufschub der Angelegenheit kam die Demolition im Sommer 1809 erneut auf die Tagesordnung. Der westphälische Kriegsminister Jean Baptiste Eblé⁸⁸ stellte dabei andere Bedingungen als einst die herzogliche Regierung im Ancien Régime. Während diese an die ärmere Bevölkerung dachte, gleichzeitig aber auch für seine Kammerkasse langfristig Einnahmen sichern wollte, schlug der Franzose vor, dass das gewonnene Terrain der Stadt gehören solle, wenn sie selbst die Demolitionskosten trage. Im einzelnen stellte er folgende Bedingungen für die Entfestigung: Im Gegensatz zu den herzoglichen Vorgaben von 1802, die auf Langsamkeit setzte, forderten die Franzosen Geschwindigkeit. Innerhalb von nur zwei Jahren sollte die Demolition abgeschlossen sein.⁸⁹ Die Militärbauwerke auf dem Festungsgelände sollten den Militärbehörden überlassen bleiben. Die Reinigung des Okerbettes sollte ebenfalls auf Kosten der Stadt durch-

85 Zur Eingliederung Braunschweigs in das Königreich Westphalen: Dorothea PUHLE: Das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Königreich Westphalen und seine Restitution 1806-1815. Braunschweig 1989 (Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch Bd. 5); Ulrike STRAUSS: Die „Franzosenzeit“ (1806-185). In: JARCK/SCHILDT (wie Anm. 35), S. 691 ff.

86 NLA-StA WF 34 N Nr. 1060 (24.04.1807, französisch).

87 NLA-StA WF 34 N Nr 1065 (Promemoria Rodenberg, 5.1.1817).

88 Dr. R. Fl. Leidenfrost's französischer Heldensaal oder Leben, Thaten und jetzige Schicksale der denkwürdigsten Heroen der Republik und des Kaiserreichs, insonderheit der Waffengeführten und Marschälle Napoleons. Ilmenau, 1828.

89 Gemessen an anderen Festungsstädten war das aber eine großzügige Frist. In Rinteln und Hameln gewährten die französischen Militärs nur äußerst kurze Fristen für die Schleifung, was den Einsatz von tausenden von Arbeitskräften nötig machte. Vgl. FEIGE (wie Anm. 9), S. 235 f. und FIMPEL (wie Anm. 9), S. 310.

geführt werden, damit Überschwemmungen verhindert würden. Die wichtigste Bestimmung war, dass das gewonnene Terrain der Stadt überlassen werden sollte – mit der Auflage, Promenaden anzulegen für die Gesundheit und zum Vergnügen der Bürger.⁹⁰

Bürgerdiskussion über die Demolition

So viel Köpfe, so viel Sinne, kommentierte Rodenberg Jahre später im Rückblick etwas spöttisch die anschließende Diskussion um die Entfestigung in Wolfenbüttel.⁹¹ Er nutzte hier die Chance zu einer Spitze gegen die Verfassungsverhältnisse unter der französischen Besatzung. Diese delegierte die ursprünglich rein landesherrliche Entscheidungskompetenz auf das städtische Bürgertum, und zwar auf das von den Franzosen privilegierte Besitzbürgertum bzw. die Höchstbesteuerten. Die Zentrale in Kassel machte dem Munizipalrat in Wolfenbüttel das verlockende Angebot, die Wallflächen zu verschenken, wenn die Interessenten an den Wallflächen die Kosten der Demolition übernehmen würden. Waren im Ancien Régime lediglich Experten aus Militär und Verwaltung involviert, so kamen jetzt auch Bürger zu Wort, die ihr Selbstbewusstsein auf Bildung und Vermögen gründeten und dabei Diskussionen in eine eigene Richtung lenken konnten. Ergebnis dieser Diskussion war, dass es viele offene Fragen gab und eine Umsetzung um jeden Preis gar nicht von allen gewünscht war.⁹² Obwohl man sich in der Stadt über die Gemeinnützigkeit der Demolition einig war, stritt man doch über die Kosten, die Promenade und die Verteilung und Nutzung des Wallterrains zu kleinen Kartoffelgärten oder *zu großen geschmackvollen Anlagen*, wie Rodenberg Jahre später polemisch feststellte.⁹³

Man kann die Angelegenheit aber auch anders sehen. Aus der Diskussion des Munizipalrats und der vermögendsten Einwohner Wolfenbüttels ging ein Gutachten an den Präfekten des Okerdepartements hervor, das durchaus die Demolition befürwortete, allerdings auch auf Schwierigkeiten der Umsetzung hinwies.⁹⁴ Und diese Hinweise scheinen aus heutiger Sicht durchaus verständlich zu sein, setzen sie sich doch kritisch mit der Umsetzungsmöglichkeiten auseinander. Offensichtlich flossen hier auch negative Erfahrungen aus der ersten Phase der Demolition mit ein.⁹⁵ Zwischen den Zeilen „genervt“ reagierte Rodenberg auf die bürgerlichen Bedenkenträger. Offensichtlich war er überrascht, dass die Bürger 1809 die ausgestreckte Hand nicht sofort ergriffen, sondern Bedenken und Sonderwünsche äußerten und damit das von Rodenberg so sehr erwünschte Demolitionsprojekt zerredeten. Dabei war das Angebot der Franzosen durchaus verlockend: Anders als der Herzog versprach Kassel die Schenkung der Wallflächen an die

90 NLA-StA WF 34 N Nr. 1060 (16.6.1809).

91 NLA-StA WF 34 N Nr. 1065 (Promemoria Rodenberg, 5.1.1817).

92 Zur Diskussionsrunde wurde nicht jeder Bürger zugelassen, sondern Einladungen ausgesprochen. Es war eine Runde mit den Mitgliedern des Munizipalrats und der angesehensten bzw. höchstbesteuerten Bürger der Stadt. Namensliste unter: NLA-StA WF Nr. 1060 (12.7.1809).

93 NLA-StA WF 34 N Nr. 1065 (Promemoria Rodenberg, 5.1.1817).

94 NLA-StA WF Nr. 1060 (Promemoria Rodenberg, 21.7.1809).

95 Auch in anderen Festungsstädten wurde kontrovers über die Entfestigung diskutiert. Vgl. GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 46 ff.

Stadt. Interessant ist dabei auch der Plan, dass die Demolition von den reichen Bürgern übernommen werden sollte. Dabei wurde an ihren Lokalpatriotismus appelliert. Allerdings wurde nicht nur selbstloses finanzielles Engagement im Dienst der Öffentlichkeit erwartet. Denn nur diejenigen, die sich an den Demolitionskosten beteiligten, sollten auch Terrain aus den Wallanlagen bekommen. Neid der Armen sei nicht angebracht. Denn *Demolieren ist ein kostspieliges Ding*.⁹⁶

Der uneingeschränkte Befürworter der Entfestigung, Rodenberg, musste, ob er wollte oder nicht, auf die Bedenken und Bedingungen der einflussreichen Bürger reagieren. Er musste sie von seinem Projekt überzeugen, und er schlug deshalb vor, dass die Regierung in Kassel den privaten Finanziers der Demolition noch weiter entgegenkommen sollte: Das demolierte Terrain sollte grundsteuerfrei sein und bleiben. Verträge mit den Walldemolierern sollten stempeltaxfrei sein und: Für den Fall, dass doch wieder eine Festung gebaut werden soll, sollen die Grundstücke gegen Bargeld von den Bürgern zurückgekauft werden.⁹⁷ Dies macht deutlich: In Wolfenbüttel herrschte kein unbedingter Druck auf die Wälle, der von Landhunger motiviert wurde.⁹⁸ Da die Kommune die Demolitionskosten nicht tragen wollte, stellten die Interessenten für die Wallflächen Bedingungen.

Die Entscheidung über die Demolition der Heinrichstadt wurde daraufhin aufgeschoben, und zwar, bis eine Kommission, bestehend aus dem braunschweigischen Baudirektor Krahe und dem Inspektor der Militärgebäude Culemann, einen Plan und einen Kostenvoranschlag ausgearbeitet hatten.⁹⁹ Aber der Ausbau des Grauen Hofes in Braunschweig zur Nebenresidenz von König Jérôme sowie *andere dringende Geschäfte* verhinderten die Ausführung der Demolitionspläne erneut.¹⁰⁰

Im November 1812 lag aber der Plan von Krahe endlich doch vor.¹⁰¹ Der Präfekt wollte daraufhin ein königliches Dekret erwirken, dass die Festungswerke und auch die darauf befindlichen Gebäude der Stadt Wolfenbüttel geschenkt würden. Die Stadt sollte sich dabei aber tatsächlich verpflichten, die Demolition innerhalb von nur zwei Jahren durchzuführen.¹⁰² Doch das Ende des Königreichs Westphalen nach der Niederlage Napoleons verhinderte erneut die Umsetzung der Pläne.

Wiederaufnahme der Demolition

Obwohl Braunschweig nicht die gesamten Reformen des westphälischen Königreichs pauschal ablehnte¹⁰³, war es in der nachnapoleonischen Zeit wichtig, dass man nicht zu

96 NLA-StA WF 34 N Nr. 1060 (Promemoria Rodenberg, 21.7.1809).

97 NLA-StA WF 34 N Nr. 1060 (Promemoria Rodenberg, 21.7.1809).

98 Das naheliegende Entfestigungsmotiv „Flächengewinn“ traf auch für die meisten anderen Festungstädte nicht zu. Vgl. Karl-Klaus WEBER: Stadt und Befestigung. Zur Frage der räumlichen Wachstumsbeschränkung durch bastionäre Befestigungen im 17. und 18. Jahrhundert. In: Die Alte Stadt 4 (1995), S. 318 ff. Allerdings muss man hier unterscheiden zwischen Motiven der Landesherren und einzelner Bürger, die teilweise eben sehr wohl als Hauptmotiv angaben, zusätzliche Flächen gewinnen zu wollen.

99 NLA-StA WF 34 N Nr. 1060 (11.8.1809).

100 NLA-StA WF 34 N Nr. 1060 (Rodenberg an den Präfekten des Oker-Departements, 5.6.1812).

101 Zum Verlust dieser Pläne siehe Anm. 75.

102 NLA-StA WF 34 N Nr. 1060 (6.11.1812).

103 PUHLE (wie Anm. 85), S. 374.

offensiv mit Ideen oder Projekten aus der französischen Besatzungszeit beim Landesherrn vorstellig wurde. Zumindest unmittelbar nach der Herrschaft Napoleons schien es inopportun zu sein, Neuerungen aus der „Westphälischen Zeit“ zu verteidigen oder fortsetzen zu wollen. Damit sanken die Chancen auf Verwirklichung nämlich deutlich. Es war deshalb ein Vorteil, dass man mit älteren Akten argumentieren konnte, die belegten, dass schon unter dem allseits verehrten Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Entfestigung beschlossene Sache war.¹⁰⁴ Nachteilig konnte es aber auch sein, wenn ein Projekt von jemanden vorgetragen wurde, der durch sein Handeln in der westphälischen Zeit unter Beobachtung stand.¹⁰⁵ Ein Beispiel ist Drost von Rodenberg selbst. Man intrigierte offensichtlich beim Herzog gegen ihn, indem man behauptete, er habe sich das kleine Schloss in Wolfenbüttel von den Franzosen schenken lassen.¹⁰⁶ Allerdings war rasch klar, dass das nicht zutraf und Rodenberg das Gebäude bereits 1791 erworben hatte. Nicht zuletzt dieser Besitz an den Wällen machte ihn ja auch längst vor der französischen Herrschaft zum wichtigsten Befürworter einer Entfestigung Wolfenbüttels.¹⁰⁷

1817 machte Rodenberg einen neuen Vorstoß, die Entfestigung Wolfenbüttels endlich fortzusetzen und zu vollenden. In einem Gutachten fasste er noch einmal alle Vorzüge dieses Projekts zusammen, angefangen bei den Verdienstmöglichkeiten für die ärmere Bevölkerung bis hin zu Gewinnung besserer Luft bei Zuschüttung der als Krankheitsherde geltenden Wassergräben.¹⁰⁸ Rodenberg stützte sich dabei auch auf eine Helmstedter Dissertation mit dem Titel „de Febribus“, die sich explizit mit den gesundheitsgefährdenden Wolfenbütteler Verhältnissen befasste.¹⁰⁹

Widerstand gegen die Demolition scheint es offenbar in Regierungskreisen und auch in der Bürgerschaft nicht mehr gegeben zu haben. Als erstes wurde Mitte 1820 die Bastion Philippsberg mit den umliegenden Wällen abgetragen.¹¹⁰ Danach folgte Ende Oktober 1821 der Abschnitt zwischen dem abgerissenen Herzogtor bis zum Philippsberg.¹¹¹ Die Verwaltungsakten verzeichnen dabei über 237 Namen von Einwohnern Wolfenbüttels, die zur *Anstellung bey öffentlichen Arbeiten vorzugsweise Anspruch haben*. 144 aus

104 „Die Mitwelt hat in Karl Wilhelm Ferdinand neben Friedrich II. den größten Helden, den weisesten Staatsmann der Zeit gesehen. Fast niemand ist stürmischer gepriesen, lauter gefeiert worden als er, auf fast niemand hat Deutschland, hat Europa größere politische Hoffnungen gesetzt als auf ihn.“ STERN (wie Anm. 35), S. 350.

105 PUHLE (wie Anm. 85), S. 363 ff.

106 ZIMMERMANN (wie Anm. 53), Nr. 1, S. 1-5 und Nr. 2 S. 9-13

107 Ebd. Nr. 2, S. 10 f.

108 NLA-StA WF 34 N Nr 1065 Promemoria des Landdrosten von Rodenberg an den fürstlichen Geheimen Rat in Braunschweig, 5.1.1817.

109 Leider konnte diese Dissertation auch mit Hilfe einer Anfrage bei der Herzog August Bibliothek, welche die wissenschaftliche Produktion der Universität Helmstedt in einem wissenschaftlichen Projekt untersucht hat, nicht ermittelt werden. Vgl. jedoch Wilhelm Herrmann Georg REMER: Lehrbuch der polizeilich-gerichtlichen Chemie. 2. Aufl. Helmstedt 1812, S. 429: „So lange Wolfenbüttel noch doppelte Gräben und Wälle hatte, herrschte in demselben Wechselfieber endemisch.“

110 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3777, Stadtgericht Wolfenbüttel an das herzogliche Kammerkollegium, 26.6.1820. Vgl. auch die kommunale Wolfenbütteler Parallelüberlieferung, die ebenfalls im Staatsarchiv Wolfenbüttel verwahrt wird: NLA-StA WF 34 N Nr. 1068-1069. Ein rekonstruierter Grundriss der Festungsstadt mit den Bezeichnungen der einzelnen Bastionen findet sich bei GROTE (wie Anm. 2), S. 21.

111 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3777 (Kammerkollegium an Kammer-Baumeister Gotthard, 25.10.1821).

diesem Personenkreis wurden tatsächlich am Philippsberg eingesetzt.¹¹² Dieser relativ hohe Personaleinsatz macht deutlich, dass nun rasche Fortschritte erzielt werden sollten.

Da das demolierte Festungsareal auch weiterhin zur Gefangenenanstalt gehören sollte, wurden dort keine Grundstücke veräußert. Einnahmen wurden lediglich aus der Versteigerung von abzuholenden Bäumen und durch den Verkauf von Strauchwerk erzielt. Die gewonnenen Steinquader wurden für die Petritorbrücke und den Meilenstein an der Goslarschen Straße vor Halchter verwendet.¹¹³ Nebenbei entdeckte man bei den Arbeiten auch zahlreiche Kanonenkugeln aus Eisenschlacke mit der Aufschrift „1575“ und „H[erzog] J[ulius]“ und lagerte die ganz erhalten gebliebenen 3.100 Kugeln in den Gewölben des Philippsberges ein. Die zerbrochenen Kugeln setzte man zur Wegebesserung ein.¹¹⁴ Erst vor einigen Jahren machte der schon genannte Festungskreis der Wolfenbütteler Aktionsgemeinschaft Altstadt ähnliche Funde an anderer Stelle.

Diese hohe Intensität blieb aber offensichtlich zunächst auf diesen Abschnitt beschränkt. Die Regierung hatte zunächst 1.000 Taler bewilligt. Es stellte sich jedoch heraus, dass allein für die Arbeiten zwischen Philippsberg und Herzogtor noch über 6.300 Taler zusätzlich bewilligt werden mussten. Das führte zur Rückbesinnung auf die bereits von Herzog Karl Wilhelm Ferdinand beabsichtigte langsame Demolition, um die Investitionen pro Jahr zu begrenzen und zugleich eine öffentliche Baustelle längerfristig zu erhalten, die den ärmeren Schichten Verdienstmöglichkeiten bot.¹¹⁵ Langsamkeit zur Schonung der Kassen und als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für ärmere Einwohner war wieder die Richtschnur. Allerdings gab es eine noch billigere Alternative: Demolition durch Strafgefangene.

Nach der Schleifung des Philippsberges fiel am 15. Juni 1823 endgültig die Entscheidung zur völligen Entfestigung Wolfenbüttels.¹¹⁶ Doch zum Ärgernis vieler Wolfenbütteler gingen die Arbeiten nur schleppend voran. Im vorgesehenen nächsten Abschnitt zwischen Herzogtor über den Rosenbergschen Garten zur Neuen Mühle wurde zwar mit der Abtragung begonnen, doch setzte man dort lediglich einige wenige Gefangene des Wolfenbütteler Zuchthauses ein.¹¹⁷ Der Einsatz von Gefangenen war eine wohl kalkulierte Sparmaßnahme. Denn statt der für diesen Abschnitt veranschlagten 8.544 Taler sollten die Kosten dadurch auf unter 3.000 Taler gedrückt werden. Ein Jahr später war jedoch aufgrund dieser Sparpolitik ein Ende der Bauarbeiten nicht abzusehen – mit all seinen unangenehmen Begleiterscheinungen. Und die Beschwerden der Bürger häuften sich,

112 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3777 (ca. November 1821).

113 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3777 (5.2.1822).

114 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3777 (4.3., 19.3. und 14.6.1822). Kammerbaumeister Gotthard, der mit der Demolition beauftragt war, stufte den Wert der Kugeln als gering ein, ließ aber die Ausgrabung fortsetzen. Das herzogliche Kammerkollegium genehmigte die Fortsetzung und befahl die verschlossene Einlagerung und die Einsendung einiger Exemplare mit gut erkennbarer Aufschrift an das Kammerkollegium.

115 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3777 (Spezialbefehl der vormundschaftlichen Regierung unter Georg IV. von Großbritannien, 24.11.1821).

116 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3778.

117 NLA-StA WF 34 N Nr. 1069 (enthält u. a. Verzeichnisse der für die Walldemolition beschäftigten Tagelöhner und Gefangenen sowie eine Instruktion für die Unteroffiziere zur Beaufsichtigung der Gefangenen 1823).

weil durch die langsame Demolition auf lange Sicht die Qualität der tangierten Straßen und Wege litt.¹¹⁸ Der Geheime Rat erkannte diese Kritik schließlich 1824 als berechtigt an. Zusätzlich bewilligte die Obrigkeit weitere 1.000 Taler, um die Demolition zu beschleunigen.¹¹⁹

Monatliche Abrechnungen bei der Demolition belegen die Fortsetzung der Arbeiten auch Mitte der 1820er Jahre.¹²⁰ 1826 konzentrierten sich die Arbeiten offenbar auf die Instandsetzung der Avenue vor dem Herzogtor und der Promenade zur Neuen Mühle.¹²¹ Im Jahr darauf konnte in diesem Abschnitt mit der Veräußerung von Grundstücken zumindest auf der rechten Seite der Promenade begonnen werden.¹²² Um 1830 wurden gleichzeitig mit den Strafgefangenen auch wieder verstärkt Tagelöhner bei der Demolition eingesetzt.¹²³

In der Regel kamen die gewonnenen Flächen als Gartenland auf Auktionen an Meistbietende zum Verkauf, doch blieben die Flächen dem Landesherrn offensichtlich weitgehend erbenzinspflichtig, so dass dieser auch weiterhin regelmäßige Einnahmen verbuchen konnte. Damit die städtischen Interessen bei diesen Veräußerungen und den künftigen Grundstücksnutzungen gewahrt blieben, wurden den Käufern Bedingungen auferlegt, etwa mit Blick auf die Wallpromenade oder auch auf den Hochwasserschutz.¹²⁴

Mitte der 1830er Jahre begann die Schlussphase der Demolition.¹²⁵ 1835 wurde das Harztor abgerissen und die „Weiße Schanze“ zu einer kleinen Parkanlage umgestaltet. In seiner Wolfenbütteler Chronik notierte Friedrich Jeep 1837: *Von den Festungswerken ist nur das Krokodil-Bollwerk übrig*. Im Herbst 1838 war aber auch dieses letzte Bollwerk abgetragen.¹²⁶ Ein genaues Datum für das Ende der Entfestigung ließ sich aus den Quellen jedoch nicht ermitteln. Interessant ist, dass zumindest im Bereich der inzwischen wieder freigelegten Kasematten doch mehr intakt blieb als ursprünglich geplant. Jedenfalls sind dort noch viele Steinquader verbaut, die doch ursprünglich veräußert werden sollten, um Gewinne aus der Demolition zu ziehen. 1862 ergibt sich aus den Akten eine Änderung in der Bezeichnung der Walldemolitions- und Wallnutzungskasse.¹²⁷ Sie wird nun nur noch Wallnutzungskasse genannt. Damit setzt sie in der Entfestigungsgeschichte

118 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3778 (Schreiben an Stadtgericht Wolfenbüttel, 16.3.1824).

119 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3778 (Herzogliche Regierung an fürstliche Kammer, 5.5.1824).

120 Zur Situation der Festungswerke im Jahre 1825: NLA-StA WF K 11564 und K 11565.

121 NLA-StA WF 76 Neu Fb. 2 Nr. 3778 (Erste Stückrechnung über Ausgaben für vorgenommene Arbeiten, 13.9.1826). Vgl. auch die ebd. zu findenden Tagelöhner- und Spanndienstlisten.

122 NLA-StA WF 34 N Nr. 1076.

123 NLA-StA WF 34 N Nr. 1077-1078.

124 NLA-StA WF 34 N Nr. 1076.

125 Zum Folgenden: NLA-StA WF VI Hs 15 Nr. 114 Bl. 110. Für die Jahre 1834-1835 siehe 127 Neu Nr. 2543. Hinweis auf Gratifikation von Strafgefangenen für Arbeiten bei der Demolition von 8 Pfennigen pro Tag. 1833 sollten ausdrücklich ärmere Einwohner Verdienstmöglichkeiten bei der Demolition erhalten (NLA-StA WF 76 Neu Nr. 3780 Stadtmagistrat Wolfenbüttel an die herzogliche Baudirektion, 14.2.1833). Tagelöhnerlisten in dieser Akte bestätigen die Umsetzung dieser Forderung. Vgl. auch folgende Archivalien zur weiteren Entwicklung der Wallflächen von den 1830er bis 1880er Jahre: NLA-StA WF 127 Neu Nr. 1769; 1772; 1812; 1820; 2387; 2425; 2499; 2520-2521; 2542-2543.

126 NLA-StA WF Hs 15 Nr. 114 (Friedrich JEEP: Chronik Wolfenbüttel), S. 140 f.

127 Zur Vereinigung der Walldemolitions- mit der Wallnutzungskasse in Wolfenbüttel und die ihr gewährten Zuschüsse: NLA-StA WF 68 Neu Nr. 1828.

Wolfenbüttels über hundert Jahre nach der ersten Infragestellung der Festung im Siebenjährigen Krieg offensichtlich den Schlusspunkt.¹²⁸ Mit diesem Namenswechsel reagierte die Verwaltung allerdings relativ spät auf eine schon seit Jahren eingespielte Praxis. Verwaltungsbezeichnungen sind oft hartnäckig, halten sich lange, obwohl ihr Feld nur noch in Teilen existierte. Klar scheint: Schon seit den 1840er Jahren ging es nicht mehr um Demolition, sondern vornehmlich um die Pflege der Promenade um die Stadt und die Nutzung der angrenzenden Wallflächen.¹²⁹

Dass die Entfestigungsarbeiten schon damals abgeschlossen waren bestätigt auch das Wolfenbütteler Adressbuch von 1841. Der Autor lobt die Entwicklung im höchsten Maße und zieht das Fazit: Wolfenbüttel „ist ein klein, elend Städtchen, in einen Morast gebaut ... Seitdem die Festungswälle abgetragen, die Festungsgräben ausgefüllt sind, das dadurch gewonnene Terrain in schöne Anlagen und Promenaden verwandelt, die Stadt dem Durchzuge der Winde geöffnet ist, hat der Gesundheitszustand der Bewohner im Allgemeinen sich gehoben: Wechselieber, früher häufig, ist seit Jahren eine hier fast unbekannte Krankheit geworden. Die Baumpflanzungen in den Wallanlagen sind die Lungen der Stadt.“¹³⁰

Negative Folgen einer Verwaltung, die nicht in Wolfenbüttel saß

Um 1900 wandte der Braunschweigische Staat 3.500 Mark jährlich für die Wallanlagen auf. Hinzu kamen Aufwendungen für besondere Instandhaltungsarbeiten.¹³¹ Angesichts dieses Betrages schielte Wolfenbüttel neidisch auf die Braunschweiger Wallanlagen, die angeblich schöner ausgestaltet werden konnten, weil mehr staatliche Zuschüsse zur Verfügung standen.¹³² Es ist sicher kein abwegiges Vorurteil zu behaupten, dass der Gestaltungswillen der Regenten in ihren Residenzstädten zu allen Zeiten höher lag als in Städten ihres Landes, in der sie kaum Zeit verbrachten.¹³³ Beklagt wurde aber auch, dass wohl nirgendwo Jugendliche beiderlei Geschlechts so viele Zerstörungen auf den Wallanlagen vornahmen wie in Wolfenbüttel. In den Abendstunden würden die Parkbänke zu beliebten

128 NLA-StA WF 127 Neu Nr. 2499 Etat der Wallnutzungskasse 1862. Im selben Jahr ist im Schriftverkehr mit dem herzoglichen Staatsministerium noch von Walldemolitions- und Wallnutzungskasse die Rede. Ebd. 16.2.1862.

129 NLA-StA WF 127 Neu Nr. 2425. Die Rechnung von 1843 der Walldemolitions- und -nutzungskasse weist 1843 keinen Ausgabeposten für Demolitionsarbeiten auf. Andererseits ist von „Regulierung“ die Rede und zwar in den Teilabschnitten vom Korneliusberg bis zum Karlsbollwerk und vom Schlossplatz bis zum Harztor die Rede. NLA-StA WF 127 Neu Nr. 2387. Die Promenade um die Stadt musste 1838 wegen der Eisenbahn verändert werden. NLA-StA WF 127 Neu Nr. 2520 (Kreisdirektion Wolfenbüttel an Brsg. Staatsministerium, 17.12.1838).

130 Wolfenbüttelsches Adressbuch 1841, S. 151; Bernhard Wein datiert die Entfestigungsphase zwischen 1804 und 1834 – allerdings ohne Quellenangaben. Vgl. Bernhard WEIN: Wolfenbüttel nach Abzug des Herzogshauses. In: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 23 (1977), S. 71.

131 NLA-StA WF 4 Nds Zg. 6/1996 Nr. 504 (Kreisdirektion Wolfenbüttel an Brsg. Staatsministerium, 2.5.1912).

132 NLA-StA WF 4 Nds Zg. 6/1996 Nr. 504 (Kreisdirektion Wolfenbüttel an Brsg. Staatsministerium, 6.2.1912).

133 Vgl. GROSSMANN (wie Anm. 10), S. 38

Treffpunkten von *arbeitslosen und arbeitsscheuen Personen*, so dass zumindest Spaziergängerinnen das Areal meiden sollten. Ein Grund hierfür sei wiederum, dass die Flächen immer noch im staatlichen Besitz seien. Die städtische Polizei würde die Aufsicht auf den Wallflächen mit diesem Argument vernachlässigen.¹³⁴ Angesichts dieser misslichen Situation lag der Gedanke der Stadt nahe, selbst die Wallflächen zu übernehmen.

1916 endete die Führung der Wallverwaltungskasse durch die herzogliche Baudirektion. Der Restbetrag wurde an die Kreiskasse überwiesen. Dennoch blieb die Baudirektion zuständig. Erst 1925 übertrug der Braunschweiger Staat (vertreten durch die Baudirektion) die Verwaltung und Unterhaltung der Wallanlagen an die Stadt Wolfenbüttel.¹³⁵ Die Stadt ließ sich auf den Vertrag ein, weil 85 Prozent der Verwaltungskosten durch staatliche Zuschüsse gedeckt wurden. Die Motivation der Stadt war hoch, die Wallanlagen übertragen zu bekommen. So war sie endlich Herr über die Gestaltung der Anlagen, denn mit der Ausgestaltung durch die Landesbehörden war man zunehmend unzufrieden. Z. B. hatte der Staat im Süden der Wallflächen in Bahnhofsnähe ein neues Kreisdirektionsgebäude errichten lassen – *ein selten hässliches Gebäude*, wie viele fanden. Man sah darin die negativen Folgen einer Verwaltung, die nicht in Wolfenbüttel, sondern in Braunschweig ansässig war, so die Deutung der Ratsherren. So etwas sollte in Zukunft unter der Regie der Stadt vermieden werden. Schließlich handelte es sich bei den Wallanlagen um *den schönsten Teil* Wolfenbüttels.¹³⁶ Mit dieser Regelung blieb die Stadt jedoch weiterhin Bittsteller, da sie nur Verwalterin, aber nicht Eigentümerin der Wallanlagen wurde. Immer wieder gab es Verzögerungen bei der Gewährung der staatlichen Zuschüsse.¹³⁷ Eine Schenkung war daran gescheitert, dass zwar der Staat sich gerne wegen der Unterhaltungskosten von den Wällen ganz getrennt hätte, jedoch die Stadt für die Baulast eine Ablösungssumme verlangte.¹³⁸ Erst mit dem Kaufvertrag von 1957 endete nach rund 400 Jahren staatliche Aufsicht und Besitz der Wallanlagen, indem diese an die Stadt Wolfenbüttel übertragen wurden. Das Land Niedersachsen war nun bereit, der Stadt einmalig 650.000 Mark für die Unterhaltskosten zu überweisen. Im Gegenzug zahlte die Stadt Wolfenbüttel einen Kaufpreis von 85.000 DM. Wichtigste Bedingung des Landes war, dass die Flächen Grünflächen bleiben und unter Landschaftsschutz gestellt werden sollten.¹³⁹

Zusammenfassung

Das Ende der Festung Wolfenbüttel ist die Geschichte eines langen Abschieds. Er begann bereits im Siebenjährigen Krieg. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt Wol-

134 NLA-StA WF 4 Nds Zg. 6/1996 Nr. 504 (Kreisdirektion Wolfenbüttel an Brsg. Staatsministerium, 2.5.1912).

135 Zur Unterhaltung der Wallanlagen: NLA-StA WF 4 Nds Zg. 06/1996 Nr. 504 (Instandhaltung der Wallanlagen, 1834-1925).

136 NLA-StA WF 34 N Fb. 9 Nr. 4932 (Stadtrat an Stadtverordnetenversammlung, 24.2.1925).

137 NLA-StA WF 34 N Fb. 9 Nr. 4933.

138 NLA-StA WF 34 N Fb. 9 Nr. 4932 (Stadtrat an Stadtverordnetenversammlung, 24.2.1925).

139 NLA-StA WF 34 N Fb. 9 Nr. 4932 (Kaufvertrag, § 5, 22.3.1957). Vgl. WEIN (wie Anm. 130), S. 71.

fenbüttel als eine der stärksten Festungen im ganzen Alten Reich. Diesen Ruf verlor sie rasch, nachdem es französischen Truppen zweimal sehr leicht gelungen war, die Stadt zu besetzen. Für die Zukunft gab es drei Optionen: Modernisierung nach neuen Maßstäben der Kriegstechnik, Erhaltung des Status Quo oder Entfestigung. Die erste Variante wurde überraschenderweise überhaupt nicht diskutiert. Zumindest hätte man erwarten können, dass das kleine Fürstentum sich weiterhin zumindest *eine* Festung leisten und diese auch der modernen Kriegführung anpassen würde. Andere Territorien, die Festungsstädte entfestigt hatten, verfügten an anderen Standorten weiterhin über Festungen für die Landesverteidigung. Insofern wäre eine ersatzlose Streichung von befestigten Plätzen in Braunschweig-Wolfenbüttel tatsächlich eine Überraschung und eine drastische Abkehr von einer jahrhundertealten Verteidigungsstrategie gewesen. Aber genau das trat ein. Für Herzog Karl Wilhelm Ferdinand spielten Festungsstädte zumindest für die Verteidigung seines eigenen Territoriums keine Rolle mehr. Er scheute die hohen Kosten für die Modernisierung, die angesichts der großen Armeen der Zeit auch wenig Erfolg versprechend war. Festungsstädte zogen feindliche Armeen oft an, weil sie nicht schwer, sondern weil sie sich leicht erobern ließen und komfortable Quartiere boten, um sich im fremden Land festzusetzen. Interessant ist, dass hier nicht irgendein militärischer Laie entschied, sondern ein Landesherr, der zugleich im Krieg gegen das revolutionäre Frankreich Oberbefehlshaber der bis dahin wohl größten deutschen Armee aller Zeiten war. Der Herzog verlor also aus militärischen Gründen das Interesse an der Festung. Dennoch machte er zunächst keinen radikalen Schnitt, sondern ließ die Festung, so wie sie war, instand halten. Die Gründe sind einfach: Der Landesherr musste von der Entfestigung überzeugt werden, und zwar nicht als Kriegs-, sondern als Steuerherr. Hier wird offensichtlich, dass die Wälle und Bastionen nicht nur militärischen, sondern auch zivilen Zwecken dienten. Die Befestigung hatte viele städtebauliche Funktionen. Die Oker, die Wolfenbüttel aus dem Harz kommend durchfließt, ist zwar ein kleiner Fluss. Sie konnte und kann bis heute jedoch stark anschwellen und Überschwemmungen auslösen. Hier dienten die Wälle als Schutzbarriere für die Häuser der Stadt. Zudem schützte die Befestigung auch vor Diebesbanden, die sich ohne die Befestigung leicht in die Stadt begeben und ebenso leicht wieder hinausgelangen konnten. Außerdem täuscht der Eindruck, dass die Befestigungsanlagen nur brachliegende Flächen darstellten. Während der Festungszeit wurden sie vielfach genutzt: Die Gräben für den Fischfang, die Wälle als Weideflächen und zum Grasverkauf. Auch – und das ist das wichtigste Argument für den Landesherrn – schufen die Befestigungsanlagen Nadelöhre für die Besteuerung des Warenverkehrs. Als der Herzog die Frage einer Entfestigung untersuchen ließ, ging es deshalb nicht um Geschenke für die Stadt Wolfenbüttel, sondern in erster Linie um die Frage, ob sich ein Abriss der Wälle und Bastionen für ihn als Landesherrn lohnen würde. Der Druck auf die Wälle war von seiten der Landesherrschaft nicht besonders groß, da es neben Vorteilen auch gravierende Nachteile einer Entfestigung zu geben schien. Nicht weniger als vier verschiedene Gutachten konnten den Herzog noch in den 1790er Jahren nicht von den Vorteilen einer Schleifung überzeugen. Was ihn dann um 1800 doch einlenken ließ, ist nicht ganz klar. Vermutlich war es doch die Einsicht, dass eine Festungsstadt einen Feind eher auf sich zog als eine offene Stadt und deshalb nachteiliger für das Land war. Der Herzog entschloss sich, sowohl Braunschweig als auch Wolfenbüttel gleichzeitig zu entfestigen. Für die Umsetzung

gab es verschiedene Möglichkeiten: Langsamkeit oder hohe Geschwindigkeit, Schritt für Schritt oder eine rasche großangelegte Aktion mit hohem Personaleinsatz. Aus Scheu vor hohen Investitionen und mit Rücksicht auf längerfristige Verdienstmöglichkeiten der ärmeren Bevölkerung entschied man sich für die langsame Variante: Schlossbezirk (Dammfeste) und Auguststadt zuerst und danach die viel größere Heinrichstadt. Unterbrechungen durch die Napoleonischen Kriege konnten das Projekt zwar aufhalten, aber nicht mehr stoppen. Interessant sind die Unterschiede zwischen Ancien Régime und dem revolutionären Königreich Westphalen im Umgang mit der Festungsstadt. Auch die Franzosen votierten für eine Entfestigung Wolfenbüttels. Anders als in anderen besetzten Festungsstädten befahlen sie aber nicht die Demolition, sondern überließen die Entscheidung der Stadt und ihren Bürgern. Die Regierung lockte damit, dass die Flächen der Stadt geschenkt werden sollten. Allerdings hätten die interessierten Bürger die Demolition selbst finanzieren müssen. Außerdem forderten die Franzosen ein hohes Tempo. In nur zwei Jahren sollten die Befestigungsanlagen beseitigt sein. Das Ende des Königreichs Westphalen verhinderte jedoch die rasche Entfestigung. In den 1820er und 30er Jahren gingen die Arbeiten wieder nur Schritt für Schritt voran. Man ließ sich Zeit, um nicht ein Heer von Arbeitern gleichzeitig und große Summen in kurzer Zeit einsetzen zu müssen. Um 1840 war Wolfenbüttel dann vollständig entfestigt – rund achtzig Jahre nach der letzten Belagerung. Über hundert Jahre sollte es aber noch dauern, bis die Stadt Wolfenbüttel endgültig Herr über die Wallanlagen wurde – erst dann war die alte Festungsstadt endgültig Geschichte. Aber sie hinterließ mit den jetzt freigelegten Kasematten eindrucksvolle Überreste und mit dem heutigen Landschaftsschutzgebiet auf den Wallflächen ein attraktives Erbe.



Abb. 1: Grundriss der Residenz- und Festungsstadt Wolfenbüttel 1741 (NLA-WF K 170).



Abb. 2: Residenz- und Festungsstadt Wolfenbüttel um 1725 (NLA-WF 50 Slg 1013 Nr. 4a).



Abb. 3: Wolfenbüttel nach der Entfestigung um 1840 (NLA-WF 50 Slg 1013 Nr. 5a).

Abb. 4: Belagerung und Einnahme Wolfenbüttels durch französische und sächsische Truppen 1761 (NLA-WF 50 Slg 32 Nr. 2b).

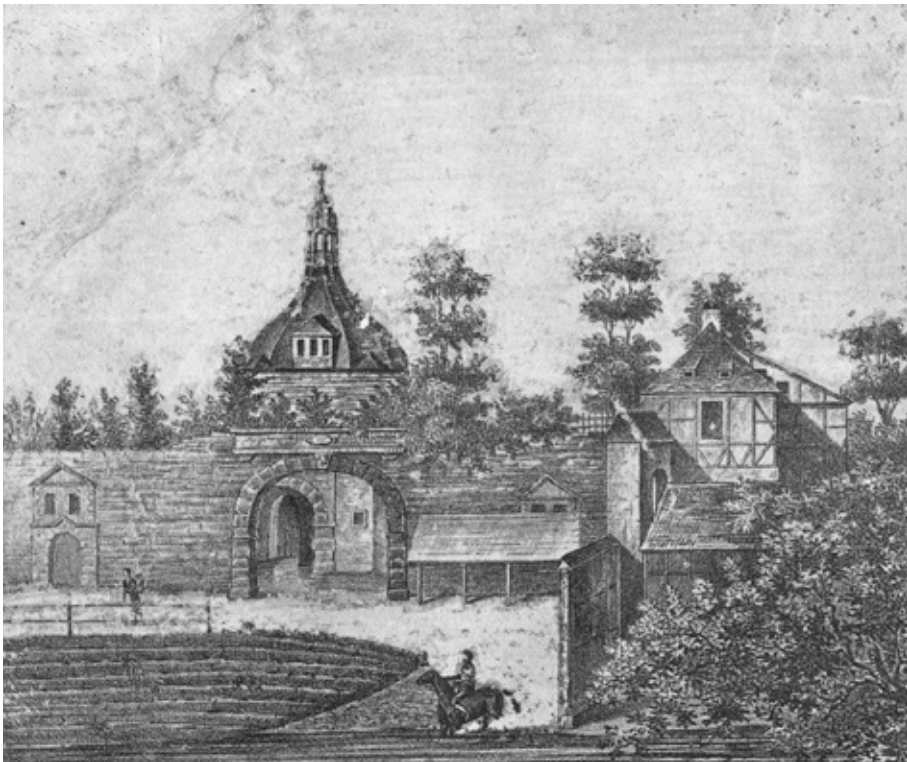
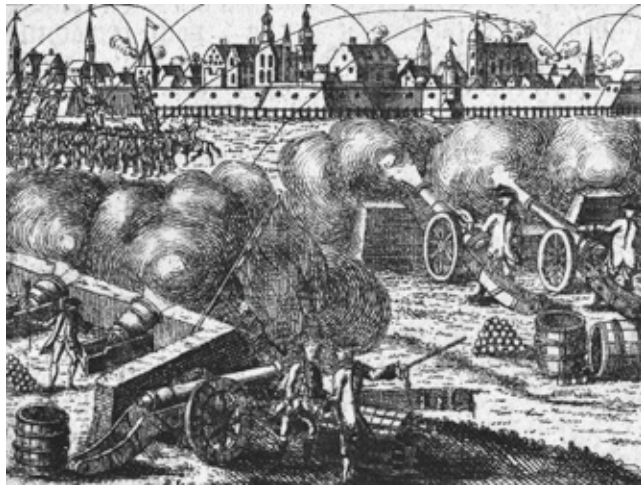


Abb. 5: Die Ansicht des Harztors von Wolfenbüttel zeigt die Umwidmung von Festungsflächen vor den noch intakten Mauern im Jahre 1824 (NLA-WF 50 Slg 32 Nr. 2a).

Das Ende des Schlosses Antoinettenruhe am Lechlumer Holz bei Wolfenbüttel

von

Silke Wagener-Fimpel

Dem Reisenden, der vor über zweihundert Jahren Wolfenbüttel in Richtung Braunschweig verließ, bot sich am Südrand des Lechlumer Holzes ein prächtiger Anblick: Linkerhand lag das herzogliche Lustschloss Antoinettenruhe, bestehend aus einem zweigeschossigen Mitteltrakt (*Corps de logis*) mit elf Fensterachsen, an den sich zwei leicht zurückspringende eingeschossige Flügel, ebenfalls mit elf Fensterachsen, anschlossen.¹ In diesen Seitenflügeln befanden sich die größten Repräsentationsräume, im Westen der Königssaal und im Osten der Kaisersaal, benannt nach den dort hängenden Porträts der vornehmen Verwandtschaft. Auch die kleineren Räume waren prachtvoll ausgeschmückt, beispielsweise das Spiegelzimmer mit 20 Spiegeln und 285 Bildern oder die Räume mit Tapeten im „indianischen“ und „japanischen“ Stil.

Südlich vom Schloss in ost-westlicher Richtung, also quer zum Schloss, erstreckte sich ein Park im Barockstil mit abgestuften Terrassen, Zierbeeten („*parterres de broderie*“) und Hecken.

Außerdem waren große Teile des Lechlumer Holzes mit seinen hohen Buchenbeständen in die Anlage einbezogen worden. Von hier bot sich eine beeindruckende Aussicht weit nach Süden über die Silhouette der Stadt Wolfenbüttel mit ihren Schloss- und Kirchtürmen hinweg in Richtung Harz.² Auf der rechten Seite der Straße nach Braunschweig befand sich der Garten *Penses-y* mit einem Kavaliershaus für die Gäste und einem Küchengarten.

Als wahrscheinlich kann ein Baubeginn in der Regierungszeit des Herzogs Ludwig Rudolph (1731-35) gelten. Benannt wurde das Schloss nach seiner jüngsten Tochter Antoinette Amalie, deren Leben im Jahre 1735 einen tiefen Einschnitt erfuhr: Innerhalb kür-

1 Bau- und kunsthistorisch kann Antoinettenruhe mittlerweile als gut erforscht gelten. Eine detaillierte Beschreibung des Schlosses und seiner Inneneinrichtung anhand von Plänen und einem Inventar aus dem Jahre 1765 findet sich bei Barbara KLÖSEL: Das fürstliche Haus auf Antoinetten-Ruhe. In: Christoph RÖMER (Hrsg.): Braunschweig-Bevern. Ein Fürstenhaus als europäische Dynastie 1667-1884. Braunschweig 1997, S. 99-110; Peter BESSIN: Der Regent als Architekt. Schloß Richmond und die Lustschloßbauten Braunschweig-Wolfenbüttels zwischen 1680 und 1780 als Paradigma fürstlicher Selbstdarstellung. Göttingen 2001 (Rekonstruktion der Künste 5), S. 93-13; Hans-Henning GROTE: Schloss Wolfenbüttel. Residenz der Herzöge in Braunschweig und Lüneburg. Braunschweig 2005, S. 218f., dort ist auch eine Rekonstruktion abgebildet. Vgl. auch Wolfgang Kelsch: Schloß Antoinettenruh in Wolfenbüttel – eine Jugendzeichnung Leo von Klenzes. In: BsJb 63 (1982), S. 137-141.

2 Zur Geschichte des Parks siehe BESSIN (wie Anm. 1); Klösel (wie Anm. 1); UDO von ALVENSLEBEN: Die braunschweigischen Schlösser der Barockzeit und ihr Baumeister Hermann Korb. Berlin 1937 (Kunstwissenschaftliche Studien 21); Heinz-Joachim TUTE, Marcus KÖHLER: Gartenkunst in Braunschweig. Von den fürstlichen Gärten des Barock zum Bürgerpark der Gründerzeit. Braunschweig 1989 (Braunschweiger Werkstücke 76, Reihe A Bd. 28), S. 32-37.

zester Zeit war sie nacheinander Erbprinzessin, Gemahlin des regierenden Herzogs Ferdinand Albrecht II. und nach nur sechs Monaten dessen Witwe. Das Lustschloss wurde nun zum Witwensitz umgewidmet, was eine rege Bautätigkeit, vor allem beim Innenausbau und in der Gartengestaltung, zur Folge hatte. 27 Jahre lebte sie hier. Später wurde Antoinettenruhe von ihrem Enkel Carl Wilhelm Ferdinand genutzt, der es nach seinem Regierungsantritt 1780 seiner Mutter Philippine Charlotte, der Witwe Herzog Carls I., überließ. Jahrelang verbrachte sie fortan die schöne Jahreszeit am Lechlumer Holz bis zu ihrem Tode im Jahre 1801. In die Zeit ihres Aufenthalts fallen Umgestaltungen, die einem neuen Zeitgeschmack folgten und sich an englischen Vorbildern orientierten. So wurde nun auch der Waldbereich hinter dem Schloss als Landschaftsgarten in die Anlage einbezogen. Auf schattigen Waldwegen konnte man so beispielsweise an einem Rundtempelchen und einem Bauernhaus vorbei bis zum Sternhaus spazieren.³

Viele Festlichkeiten fanden in Antoinettenruhe statt, und das Schloss hat so manchen hohen Besuch gesehen.⁴ So machte beispielsweise Friedrich der Große, der Bruder Philippine Charlottes, am 8.6.1769 von Salzdahlum aus einen Ausflug hierher.⁵ Im Juni 1770 weilten die Prinzessin von Wales und ihr Sohn, der Herzog von Gloucester, in Antoinettenruhe⁶, im April 1771 der König von Schweden⁷ und im Mai 1771 die Herzogin von Sachsen-Weimar⁸. Im September 1775 speisten hier die Landgräfin von Hessen-Kassel⁹ und die Herzogin von Württemberg¹⁰.

Die letzten Bewohner des Schlosses in den Sommermonaten waren der Erbprinz Carl Georg August, ältester Sohn des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, und seine Gemahlin Friederike Luise Wilhelmine von Oranien. Ersterer starb am 20.9.1806 auf Antoinettenruhe und wurde eine Woche später von dort zur Bestattung im Dom nach Braunschweig überführt.¹¹

3 TUTE / KÖHLER (wie Anm. 1), S. 35. Das Leben im Schloss in dieser Zeit schildert ein Roman: Helene MATTHIES: *Lottine*. Braunschweig 1958.

4 Alle folgenden Besuchsangaben aus BESSIN (wie Anm.1), S. 231 (nach: NLA-StA WF 5 N Nr. 364).

5 Friedrich JEEP: Das ehemalige Fürstliche Lustschloß Antoinettenruh und seine Ueberreste. In: 2. Beilage zur Braunschweiger Landeszeitung, Jg. 19, Nr. 177, 17.4.1898 (aus: 222 N Nr. 67); Ingrid MÜNCH: Friedrichs des Großen Westreisen in Verbindung mit seinen Besuchen am Braunschweiger Hof. In: *BsJb* 93 (2012), S. 119-134, besonders S. 130, Anm. 61.

6 Prinzessin Augusta von Sachsen-Gotha-Altenburg (1719-1772), Gemahlin des Prince of Wales, Friedrich Ludwig von Hannover (1707-1751). Es handelte sich um die Eltern der Herzogin Augusta zu Braunschweig-Lüneburg und des Königs Georg III. von Großbritannien. Letzterer verließ 1764 seinem jüngeren Bruder William Henry den Titel eines Duke of Gloucester and Edinburgh.

7 König Adolf Friedrich von Schweden (1710-1771), verheiratet mit Luise Ulrike von Preußen, einer Schwester der Herzoginwitwe Philippine Charlotte zu Braunschweig-Lüneburg.

8 Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739-1807), die Schwester von Herzog Carl Wilhelm Ferdinand zu Braunschweig-Lüneburg.

9 Karoline Henriette Landgräfin von Hessen-Darmstadt (1721-1774). Ihre Tochter Luise heiratete in diesem Jahr den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, den Enkel der Herzogin Philippine Charlotte zu Braunschweig-Lüneburg und Sohn Anna Amalias.

10 Elisabeth Friederike Sophie (1732-1780), Herzogin von Württemberg, geborene Prinzessin von Brandenburg-Bayreuth, eine Nichte der Herzogin Philippine Charlotte.

11 NLA-StA WF 1 Alt 22 Nr. 725; JEEP (wie Anm. 5). Sämtliche genannten Archivalien stammen aus dem Niedersächsischen Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel.

Im folgenden Beitrag soll es jedoch nicht um die Blütezeit der Anlage gehen, sondern vielmehr um ihr Ende und den Abriss des Schlosses im Jahre 1832. Wie kam es, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert neben dem Sternhaus und dem Schloss Salzdahlum ein weiteres prächtiges Gebäude in der Umgebung Wolfenbüttels verschwand und was bedeutete dies für die Stadt und ihre Bewohner? In heutiger Zeit, wo Schlösser sogar wieder aufgebaut werden, wenn auch für neue Nutzungszwecke – man denke nur an Braunschweig und Herrenhausen –, würde Antoinettenruhe sicherlich ein touristisch reizvolles Ausflugsziel darstellen. Wie aber sahen das die Zeitgenossen? Diesen Fragen soll im folgenden Beitrag nachgegangen werden.

Bedingt durch seine Lage war Antoinettenruhe zumindest seit Philippine Charlottes Zeiten ein Sommersitz, während es zur kalten Jahreszeit leer stand, nur beaufsichtigt von dem auf dem Gelände wohnenden Schlossverwalter, dem Gärtner und den Wachtposten am Neuen Weg.

Dieser Umstand bedeutete stets einiges an Arbeit und Reparaturen, wenn die Sommersaison nahte. Sobald die hohen Herrschaften ihre Ankunft ankündigten, galt es, die Räume erst einmal wieder wohnlich herzurichten. So mussten sie nach der Winterpause erst einige Tage lang stark geheizt werden, damit die Feuchtigkeit herauszog. Diese stellte durch die Lage dicht am Wald von jeher ein Problem dar. Nördlich vom Schloss zog sich ein Regenwasserkanal entlang, der zum Schutz der Grundmauern, Keller und unteren Zimmer regelmäßig gereinigt werden musste. Aus demselben Grund war bei den großen Freiflächen auf der Südseite darauf zu achten, dass eventuelle Vertiefungen im Kiesgrund wieder gefüllt wurden und sich kein Wasser darin sammelte.¹² 1782 mahnte der Hausverwalter an, dass zunächst die Schornsteine repariert werden müssten, bevor man die Öfen wieder in Betrieb nehmen könne.¹³ Im Frühjahr 1789 stellte man fest, dass es in der Vergangenheit ungebetenen Besuch im Kavalierhaus auf dem Garten Pensées gegeben hatte, der die Türen gewaltsam aufgesprengt, allerdings bis auf einen Bettvorhang nichts gestohlen hatte.¹⁴

Auch wenn das Schloss nach dem Tod des Erbprinzen Carl Georg August nicht mehr regelmäßig für längere Zeit bewohnt wurde, musste es dennoch instand gehalten werden, was laufende Kosten verursachte. So schloss man 1815 einen Vertrag mit einem Wolfenbütteler Schornsteinfeger, der die 5 Schornsteine und 6 Kamine instand halten sollte.¹⁵ Ein örtlicher Uhrmacher wurde beauftragt, sich wöchentlich um die Wartung und eventuelle Reparaturen der Schlossuhr zu kümmern.¹⁶

12 3 Neu Nr. 663, f. 10, Promemoria, 27.6.1766.

13 3 Neu Nr. 664, f. 16, Hausverwalter Trüstedt (Trüstedt) an den Hofcommissarius, 24.5.1782: Wegen ihrer bevorstehenden Ankunft habe die Herzoginwitwe befohlen, ihr Zimmer täglich stark zu heizen, nun fürchte er Brandgefahr. Der Schornsteinfeger hatte bereits gemeldet, dass zwei Schornsteine geborsten seien (3 Neu Nr. 664, Promemoria an den Kammerrat Gebhardi, 25.5.1782).

14 3 Neu Nr. 664, f. 18, Registraturvermerk Henninges über Anzeige des Hausverwalters, 6.4.1789.

15 3 Neu Nr. 664, f. 63, Kammerkollegium an Hofmarschallamt, 21.8.1815: Mit dem Schornsteinfeger Chiappino aus Wolfenbüttel (ein Italiener wie viele in diesem Berufszweig in jener Zeit) wurde ein Sechs-Jahres-Vertrag geschlossen, wonach er jährlich acht Mal die Schornsteine und vier Mal die Kamine zu reinigen hatte.

16 3 Neu Nr. 668, f. 3, Instruktion für Uhrmacher Rollmeyer in Wolfenbüttel, 2.4.1816; ebd., f. 18, Oberhofmarschallamt an Kasse, 11.10.1832: Ende der Zahlung von jährlich 6 Talern nach Schlossabriss.

Der Anfang vom Ende

Einen besonderen Einschnitt stellte die Zeit der Franzosenherrschaft im Königreich Westphalen dar, in der sich das Ende bereits ankündigte. Der neue König Jérôme hatte allenfalls Interesse am Grauen Hof, dem Braunschweiger Stadtschloss, nicht aber an dem abgelegenen Antoinettenruhe. Im Januar 1808 wurde der Besuch des Königs erwartet. Um Antoinettenruhe in einen vorzeigbaren Zustand zu versetzen, wurden 76 Personen aus dem Gericht Asseburg zu Handdiensten verpflichtet.¹⁷ Vermutlich hat der König das Schloss aber erst im Zusammenhang mit seiner Reise nach Braunschweig besucht; schließlich lag Antoinettenruhe auf dem Weg zum Schloss Richmond, wo er am 16.5.1808 abends eintraf.¹⁸

Was er bei diesem Besuch gesehen hat, geht aus einer Beschreibung hervor, wonach sich neben dem Schloss *ein so genannter Park* mit Terrassen, Rasenplätzen, Hecken und dergleichen befand. Im Orangeriehaus wurden *noch jetzt eine ziemliche Anzahl Orangen und andere ausländische Bäume und Gewächse* aufbewahrt. Vor dem jenseits der Straße liegenden *Haus für die Hofleute* und der Gärtnerwohnung lag ein mit Taxushecken durchschnittener und verzierter Garten, außerdem ein Küchengarten, der auf Lebenszeit einem Gastwirt namens Rapmund überlassen worden war. Dessen Aufgabe war es, bei Anwesenheit des Hofes für die Beköstigung der Bedienten zu sorgen.¹⁹ Im Lechelnholz schließlich befand sich ein Platz von 2 bis 3 Morgen Größe, mit einem Stackett eingefasst und mit ausländischen Bäumen und Sträuchern bepflanzt; einen ähnlichen Platz gab es außerdem neben einem im Wald erbauten Pavillon.²⁰

Im Laufe der folgenden Jahre verschlechterte sich jedoch der Zustand von Schloss und Park durch den Umstand, dass beides nicht mehr durch den Hof genutzt wurde. Eine Beschreibung aus dem Jahre 1812 verdeutlicht, dass sich das Schloss und die Nebengebäude zu diesem Zeitpunkt schon in einem bedenklichen Zustand befanden.²¹ Bei einigen kleineren und wenig repräsentativen Nebengebäuden lohnte sich eine Reparatur nicht mehr,

17 3 Neu Nr. 664, f. 83, Promemoria des Präfekten des Okerdepartements, 22.3.1808.

18 Heinrich MACK: Zur Geschichte der Stadt Braunschweig in der Franzosenzeit, Teil 1, in: BsM 22 (24.10.1897), S. 169-173, hier: S. 172. Vgl. auch Dorothea PUHLE: Das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Königreich Westphalen. Braunschweig 1989 (Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch 5), S. 268. Das Datum Mai 1807 ließ sich nicht nachweisen (so angegeben bei Hans Adolf SCHULTZ: Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes. Braunschweig 1980, S. 67). Noch einmal soll sich der König am 18.5.1811 für ein paar Stunden in Antoinettenruhe aufgehalten haben (evtl. Verwechslung mit 1808?, Datum ohne Quellennachweis bei TUTE / KÖHLER (wie Anm. 1), S. 37; KLÖSSEL (wie Anm. 1)).

19 Nach seinem Tod hatten dessen Töchter die Nutzung auf Lebenszeit erhalten, vgl. 3 Neu Nr. 670, f. 8-18, Inventar von 1812. Vgl. auch 50 Neu 2 Wolfb Nr. 8: Prozess der Kammer gegen die Erben des verstorbenen Gastwirts Rapmund in Wolfenbüttel wegen eines Gartens bei Antoinettenruhe. Der Gastwirt Otto Georg Dietrich Rapmund starb am 21.7.1814 im Alter von 83 Jahren (1 Kb Nr. 1355, S. 122).

20 8 Alt Wolfb Nr. 251, Bericht des Amtmanns zu Wolfenbüttel an den Generalintendanten des fürstlichen Hauses, 10.2.1808.

21 12 Neu 5 Nr. 5666, f. 26-28, Beschreibung, 1.12.1812 (Anhang Nr. 1). Vgl. auch Inventar von 1812 in: 3 Neu Nr. 670, f. 8-18.

so dass noch 1812 ein kleiner Pavillon bei der Fasanerie auf Abbruch meistbietend verkauft wurde, ebenso ein Bauernhaus aus Eichenfachwerk.²²

Noch schwerer wog vermutlich der Abbruch des am westlichen Gartenrand gelegenen großen Orangeriehauses im Herbst 1813. Freilich darf man sich hier keinen repräsentativen Steinbau vorstellen, wie man ihn aus großen Schlössern kennt. Vielmehr handelte es sich um einen aus Eichenholz errichteten Fachwerkbau mit Ziegeldach und 16 mit Läden versehenen Fenstern.²³ Daneben gab es im Garten Penses-y noch ein kleineres Glashaus, das für die Unterbringung aller Bäume im Winter unentbehrlich war, da der Platz in der eigentlichen Orangerie nicht ausreichte. Aus diesem Grund bat der Gärtner 1799 dringend um Reparatur der zerfallenen Fensterseite, da man den hineingetriebenen Schnee sonst kiepenweise hinausschaffen müsse.²⁴

Über den Inhalt und die aufwändige Pflege der Pflanzen, die Zu- und Abgänge geben mehrere Inventare Auskunft.²⁵ 1766 wurden nicht weniger als 196 größere Kübel- und 148 kleinere Topfpflanzen gezählt, darunter allein 146 Zitruspflanzen verschiedenster Art und Qualität, ferner Granatapfelbäume, Oleander, Lorbeer und Lorbeerkirschen, Feigenbäume, Zypressen, Myrthen, Hibiscus und andere Malvengewächse, Kerzen-Palmlilien (*Yucca gloriosa*), Malabarnuss (Indisches Lungenkraut, *Justicia adhatoda*) und einige Kakteen (*Cereus serpens*, *peruvianus* und *minor*). Weitere Pflanzen hatte der Gärtner noch privat in einem kleineren Glashaus im Garten Penses-y, gezogen, darunter Aloen und Ananas.²⁶ Großes Aufsehen erregte 1760 eine amerikanische Aloe (*Aloe maxima*, es ist aber wohl eine *Agave americana* gemeint), die unter der Pflege des Gärtners Neuholz nach „nur“ 32 Jahren (statt der erwarteten 100 Jahre) zur Blüte gebracht worden war und im Mai etwa 20 Fuß, im Juli sogar 34 Fuß hoch ausgetrieben war und etwa 6000 Blütenknospen aufwies. Mit Erlaubnis der Herzogin durfte diese Seltenheit fremden Pflanzenliebhabern gezeigt werden.²⁷

Im Sommer wurden die Töpfe nach draußen gebracht und verliehen dem Barockgarten am Lechlumer Holz eine exotische Note. Die Früchte wurden in der herzoglichen Konditorei verarbeitet.²⁸

22 3 Neu Nr. 664, f. 31/32, Taxation und Verkaufsprotokoll, 15.5./19.5.1812: „Dieser Pavillon bildet eine Elypse die im großen Durchmesser 30 Fuß und im kleinen Durchmesser 20 Fuß hat, ist aus eichen Holz construiert, dessen Fächer mit Lehmsteinen ausgemauert sind, und ruhet auf einer Plinte von Sandsteinquadern. Das Dach bildet eine Kuppel, die mit Schindeln gedeckt ist.“ Beschreibung des 1783 errichteten Bauernhauses: „Das benannte Gebäude ist 54 ½ Fuß lang, 19 ½ Fuß breit und 13 Fuß in einer Etage hoch, ist aus eichen Fachwerk construiert, mit Bruchsteinen ausgemauert und mit Stroh gedeckt.“

23 12 Neu 5 Nr. 5666, f. 26-28, Beschreibung von 1812.

24 3 Neu Nr. 663, f. 6, Bericht des Hofmarschallamts an den Herzog, 30.8.1799.

25 3 Neu Nr. 670, f. 8-18, 21-25, 27-32, 35f., Inventare aus den Jahren 1806, 1810, 1811 und 1812.

26 3 Neu Nr. 662, f. 10-13, Inventar, 29.9.1766. Ein weiteres undatiertes Inventar (ebd., f. 39f.), vmtl. auch aus dieser Zeit, listet nicht weniger als 64 Arten an Zitrusfrüchten auf, geordnet nach „Aranza“, Pomo da Sina“, „Limon“ und „Pomme d'Adamo“. Die größten Bäume waren 3 Fuß hoch.

27 Braunschweigische Anzeigen, 39. St., 14.5.1760, Sp. 636; 299 N Nr. 67, Notizzettel von Friedrich Jeep mit Exzerpten aus dem Braunschweigischen Anzeigen, 39. St. (Mai) und 58. St. (Juli) 1760.

28 3 Neu Nr. 663, f. 6, Bericht des Hofmarschallamts an den Herzog, 30.8.1799, darin ein Lob für den Gärtner Neuholz, der seine Orangerie vorzüglich im Stande habe und vergleichsweise viele Früchte an die Konditorei liefern könne.

Damit die Pflanzen auch den Winter in nördlichen Gefilden überstanden, fielen allerdings erhebliche Heizkosten für die drei Öfen an. Bereits nach dem Tod der Herzogin Antoinette Amalie im Jahre 1762 erschien es daher nach einer Inventur ratsam, den Orangeriebestand zu verkleinern und überzählige Pflanzen in die größere Orangerie des Schlosses Salzdahlum zu schaffen. Falls ein längerer Aufenthalt in Antoinettenruhe geplant sei, sei es kostengünstiger, die in Kübeln befindlichen Pflanzen befristet wieder zurückzuholen.²⁹

Möglicherweise wurde dieser Plan aber noch nicht umgesetzt, denn aus demselben Grund wurde im Frühjahr 1781 erneut angeordnet, die Orangerie zu verkleinern und Pflanzen andernorts unterzubringen.³⁰ Diesmal stand der Zeitpunkt wahrscheinlich im Zusammenhang mit der künftigen Nutzung Antoinettenruhes als Sommersitz der unlängst verwitweten Herzogin Philippine Charlotte. Nach dem Einsturz der baufälligen Orangerie in Salzdahlum wiederum gelangten 1797 rund 40 Orangenbäume nach Antoinettenruhe, während man im Gegenzug auch welche zur Versteigerung abgab. Ein weiterer Zuwachs ergab sich 1805 durch den Verkauf des Schlosses in Vechelde zwecks künftiger Nutzung als Erziehungsanstalt. Zu den Pflanzen, die vermutlich von dem bis 1792 in Vechelde lebenden Herzogsbruder Ferdinand erworben worden waren, zählten u. a. fünf Pomeranzenbäume, sechs Feigenbäume und ein Granatbaum.³¹

Die ersten Jahre der Franzosenherrschaft überstanden die Orangeriepflanzen im Großen und Ganzen gut. Zwar gab es einige Verluste, was die Gärtner vor allem auf die schadhafte und nicht erneuerten Kübel zurückführten, so dass man Pflanzen ins Freiland setzen musste. Dies änderte sich ab 1810, als mehrfach Pflanzen und Gartenbänke nach Braunschweig geliefert werden mussten.³² 1810 ließ sich außerdem der französische Tapetenfabrikant Bramerel zwei Orangenbäumchen aus der Orangerie von Antoinettenruhe ins Wolfenbütteler Schloss übersenden, auch der jüdische Konsistorialpräsident Israel Jacobson hatte sechs dieser Bäume als Geschenk für sein Gut Wöltingerode erhalten.³³ 1812 schließlich wurde alles, was noch übrig war, mitsamt Wagen und Geräten nach Braunschweig geschafft. Vermutlich sollten die Pflanzen zur Verschönerung des Braunschweiger Schlossgeländes dienen, das in dieser Zeit zur Residenz für König Jérôme ausgebaut wurde.

Das nun leer stehende Orangeriegebäude wurde, wie bereits erwähnt, im folgenden Jahr abgerissen. Die Materialien hatte ein Handwerker aus Braunschweig erstanden und teilweise für Bauten in seiner Wohnung verwendet.³⁴ Nur die letzten sechs Ruten Steine hatte er vorerst in Antoinettenruhe gelassen, und das sollte sich im Nachhinein als Fehler erweisen, denn nach dem Ende des Königreichs Westphalen erkannte die wieder eingesetzte Landesregierung den unter französischer Herrschaft abgeschlossenen Kauf nicht an und verlangte eine Nachzahlung; so habe man es auch mit den unrechtmäßig verkauften Resten des Schlosses Salzdahlum gehalten. Weil der Käufer daraufhin notgedrungen

29 1 Alt 23 Nr. 425, f. 45-53a, Bericht des Hofmarschallamtes, 10.7.1762.

30 3 Neu Nr. 670, f. 27-32, Inventar vom 4.11.1806.

31 3 Neu Nr. 670, f. 27-32, Inventar vom 4.11.1806.

32 3 Neu Nr. 670, f. 26, Notizen und Belege des Hofgärtners Giebel zum Inventar von 1812.

33 3 Neu Nr. 665, f. 27, Bericht des Hofgärtners Giebel, 2.12.1813.

34 3 Neu Nr. 664, f. 70, Gesuch des Seilermeister Röttger, 19.9.1815.

verzichtete, konnte man das Material für Reparaturarbeiten am Schlosse selbst sowie an herrschaftlichen Bauten in Wolfenbüttel verwenden.³⁵

1830 verschwand wieder ein Nebengebäude, nämlich das alte Gartengebäude am Alten Weg, das der Stadtbaumeister Krüger auf Abbruch erwarb.³⁶ Im selben Jahr stürzte eine Wagenremise im Garten Pensens-y ein, und etwa 1832 wurde auch das dortige kleine Gewächshaus wegen Baufälligkeit auf Abbruch verkauft.³⁷

Die Bevölkerung nutzt das Schlossgelände auf ihre Weise

Einen seiner letzten Höhepunkte erlebte das Schloss am 19.10.1814 zum Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, als Herzog August, der ältere Bruder von Herzog Friedrich Wilhelm, dort ein glänzendes militärisches Fest veranstaltete, an dem die in Braunschweig und Wolfenbüttel stehende Infanterie, Artillerie, Ulanen und Husaren teilnahmen. Während für den Herzog und die Offiziere zwei Tafeln vor dem Schloss aufgebaut wurden, bewirtete man die siegreichen Truppen im Hintergrund des Gartens.³⁸

Auch wenn das Schloss nicht mehr als herzoglicher Wohnsitz genutzt wurde, war das Gelände keineswegs ständig verlassen. Es entwickelte sich vielmehr zu einem beliebten Ausflugsziel für die Bevölkerung. So erinnerte sich ein Zeitgenosse an schöne Spaziergänge nach Antoinettenruhe und zum Sternhaus. Dessen Treppe war in der Regel das weiteste Ziel und der Ausruheplatz der Spaziergänger, denn schon damals zog die schöne Welt die Promenade an der oft staubigten Chaussee, der lebhaften Passage wegen, dem weit schöneren Spaziergange um den Wall vor, besonders des Sonntags, wo der Braunschweigische Weg der Ort war, den man nicht versäumte, um zu sehen und gesehen zu werden.³⁹

Die verwitwete Drostin von Lauingen ließ es sich 1831 sogar ausdrücklich genehmigen, in dem kleinen Pavillon ihren Tee einnehmen zu dürfen.⁴⁰ In diesem Jahr gab es auch noch einmal ein Fest in Antoinettenruhe, allerdings trafen sich dort diesmal nicht Mitglieder der Herzogsfamilie, sondern ihre Untertanen, die am 8.5.1831 mit herzoglicher Genehmigung die Huldigungsfeier für den neuen Herzog Wilhelm mit Gottesdienst, einem Bankett für etwa 300 bis 400 Personen, Ball und einem vom Kaufmann Seeliger finanzierten Feuerwerk begingen.⁴¹

Auch andere Nutzer fanden sich: Weil sich das Wild aus dem benachbarten Lechlumer Holz gern im Schlosspark aufhielt, wünschte der damalige Jagdpächter, die Tiere bis dorthin zu verfolgen und im Park erlegen zu dürfen.⁴² Bedenklicher erschien eine weitere

35 3 Neu Nr. 664, f. 65-82, Korrespondenzen zwischen Röttger, dem Hofmarschallamt und anderen Behörden, 4.9.1813 – 15.9.1816.

36 34 N Nr. 1081, Protokoll, 9.10.1830; ebd., Stadtgericht an Bauverwaltung, 1.10.1830: Verkauf für 87 Taler.

37 3 Neu Nr. 672, f. 49/51, Oberbauverwaltung an Oberhofmarschallamt, 14.6.1831 und Antwort, 16.12.1831; f. 103-105, Gärtner Hennecke an Hofmarschallamt, 7.7.1834.

38 JEEP (wie Anm. 5).

39 Der komplette Text findet sich in Anhang Nr. 2.

40 3 Neu Nr. 665, f. 10, Oberhofmarschallamt an Schlossverwalter, 12.4.1831.

41 299 N Nr. 67, Notizzettel von Friedrich Jeep mit Exzerpten aus: Annalen 1831, S. 168 Nr. 39.

42 50 Neu 5 Nr. 6556, Polizeibehörde an Kammerkollegium, 9.11.1819.

Nutzung, die zu herzoglichen Zeiten undenkbar gewesen wäre: 1817 beschwerte sich der Kommandant der Schlosswache über den Schlossverwalter, der die über der Wache befindliche Stube als Schafstall nutze, was nicht nur Lärm, sondern auch üble Gerüche verursache und dem Gebäude schade.⁴³

Besonderes Aufsehen erregte auch ein Plan, den die Gymnasiasten der Großen Schule im Frühjahr 1829 umsetzten, nachdem es am 18.6.1828 zur Gründung der sogenannten „Turngemeinde“ gekommen war.⁴⁴ In Ermangelung eines schulnah gelegenen geeigneten Platzes errichteten die Gymnasiasten in einem Teil des Schlossgartens eine „Turn-Anstalt“ für gymnastische Übungen. Es handelte sich um etwa einen halben Morgen Landes am alten Braunschweiger Weg (heute Alter Weg), von hochstämmigen Buchen und Hainbuchen umgeben, mit Moos und kümmerlichem Gras bewachsen, der keine Spur einer früheren Gartenanlage mehr aufwies. Der Pächter des Gartengeländes aber beschwerte sich, dass die Schüler den Platz ungefragt mit Stangen und Balken versehen, und mit Grand, eine Art Kies, befahren hätten.⁴⁵ Die Schüler argumentierten damit, dass der fragliche Platz sich ja gar nicht unmittelbar vor dem Schloss, sondern 50 bis 60 Fuß entfernt befinde. Ihr bisheriger Übungsplatz diesseits der Oker sei bei Hochwasser stets von Überschwemmungen bedroht.⁴⁶ Weil die Geräte nicht ohne weiteres zu entfernen waren, wurde das Vorhaben für das laufende Jahr geduldet, im nächsten Jahr aber müsse alles wieder entfernt werden.⁴⁷ 1830 ergab sich aber eine andere Möglichkeit für einen Turnplatz im Lechlumer Holz, die sogenannte „Turnallee“. Als dieser Platz abgeholzt wurde, nutzten die Schüler in den Jahren 1867 bis 1872 einen weiteren Turnplatz im Lechelnholz, rechts neben der Wirtschaft Antoinettenruhe, der allerdings nicht so schön und ungestört wie der erste gewesen sei.⁴⁸ Der alte Seminarleiter Jeep erinnerte sich noch gern an seine Schulzeit, wo man dort am Mittwoch- und Sonnabendnachmittag von 16-18 Uhr geturnt habe, um dann unter Trommelschlag gemeinsam den Neuen Weg entlang zurück zur Stadt zu ziehen.⁴⁹

43 3 Neu Nr. 664, f. 61f., Kommandant Nordenfels an Hofmarschallamt, 11.12.1817.

44 Barbara BARTKOWSKI-STIEMERT, Kerstin GOEBEL: Klimmzüge. Die Wolfenbütteler Gymnasial-Turngemeinde. Ein Beitrag zur Schul- und Stadtgeschichte. Wolfenbüttel 2003, S. 61-63.

45 34 N Nr. 7136, Oberhofmarschallamt an Polizeidirektion Wolfenbüttel, 29.3.1829, ebenso in 3 Neu Nr. 665, f. 12.f., Polizeidirektor Dedekind an Hofmarschallamt, 31.3.1829. Der Polizeidirektor Dedekind, *von der Nützlichkeit jener Übungen in physischer und moralischer Hinsicht* überzeugt, versprach den Schülern und deren Eltern, sich bei der Forstbehörde für die Genehmigung einzusetzen, nahm aber irrtümlich an, das fragliche Gelände gehöre nicht mehr zum Schlossgarten, sondern schon zum angrenzenden Forst.

46 34 N Nr. 7136, Gymnasiasten an Hofmarschallamt, 20.12.1829: *Im Frühjahr 1828 vereinigten sich mehrere Schüler des hiesigen Gymnasiums zur Errichtung einer Anstalt, welche Ausbildung der körperlichen Stärke und Gewandtheit zum Zweck hat, und im Laufe des verflossenen Sommers wurden die zu diesem Behufe dienenden Leibesübungen auf einer der herzoglichen Kammer gehörigen Wiese abgehalten. Bis Ostern 1829 habe das der Pächter auch erlaubt.*

47 34 N Nr. 7136, Protokoll Staatsministerium, o. D.

48 55 Neu Wolf Nr. 243, Genehmigung der Nutzung einer 2 Morgen großen Fläche neben der vom Gastwirt Hölzte gepachteten Fläche für dessen Gasthaus, 9.5.1867, dort auch Lageplan.

49 Friedrich JEEP: Das Lechelnholz in alter und neuer Zeit. Zugleich auch zum 75jährigen Jubiläum der Gymnasial-Turngemeinde. In: Beilage zum Wolfenbütteler Kreisblatt, 117. Jg., Nr. 139 und 140, 17./18.6.1903 (aus: 222 N Nr. 67). 1872 wurde eine Turnhalle am Harztorwall errichtet, so dass der Platz im Freien nicht mehr benötigt wurde, vgl. BARTKOWSKI-STIEMERT / GOEBEL (wie Anm. 44), S. 63.

Pläne zum Verkauf und Abbruch des Schlosses

Im Laufe der Jahre verfiel das Schloss immer mehr, da alle Überlegungen für andere Verwendungszwecke letztlich im Sande verliefen. Ein Umbau zur Fabrik etwa kam nicht in Betracht, weil in unmittelbarer Nähe kein Wasser zur Verfügung stand.⁵⁰ Gegen eine Nutzung des Gebäudes als Gastwirtschaft oder privates Wohngebäude sprachen die zu erwartenden hohen Renovierungskosten.⁵¹

Nachdem im März 1832 noch einmal Gelder in die Instandhaltung geflossen waren,⁵² wurde der Hofbaumeister Ottmer mit einer Untersuchung der Bausubstanz beauftragt und stellte dabei fest, dass der Zustand besser als erwartet sei und *die Instandsetzung des gedachten Schlosses eines Ausbaues durchaus nicht unwerth sein würde*.⁵³

Die von ihm hierfür veranschlagte Summe gab aber dennoch den Ausschlag für die Entscheidung zum Abbruch, denn *nach einem vom Hofbaumeister Ottmer erstatteten Berichte ist die bauliche Beschaffenheit des herzoglichen Schlosses zu Antoinettenruhe in einem so schlechten Zustande, dass allein die dringendsten Reparaturen, um es nothdürftig hinzuhalten, einen Kostenaufwand von 7500 Talern, die gänzliche Herstellung des Schlosses mit Inbegriff der dazu gehörigen Nebengebäude aber mindestens 21.600 Taler erfordern würde, wenn es die Absicht wäre, dasselbe für die Herzogliche Hofstatt wieder zu benutzen*. Das aber stünde in keinem Verhältnis zum Wert der Gebäude.⁵⁴

Damit das noch verwertbare Baumaterial nicht weiter verfallende, habe der Herzog verfügt, nicht nur das Schloss selbst, sondern auch das daneben gelegene Wachgebäude und das im Garten Pensens-y gelegene Gewächshaus auf Abbruch zu verkaufen.⁵⁵

Als bald wurden die Pläne in die Tat umgesetzt. Laut Bekanntmachung in der Braunschweigischen Nationalzeitung sollte am 28.9.1832 eine Auktion im Schloss Antoinettenruhe stattfinden, bei der verschiedene alte Möbel (Spiegel, Tische, Sofas, Schränke und

50 34 N Nr. 1081, Stadtmagistrat an Herzogliches Finanzkollegium, 9.6.1830.

51 34 N Nr. 1079, Stadtmagistrat an Kammerkollegium, 29.4.1828.

52 12 Neu 13 Nr. 45075, Oberbauverwaltung an Staatsministerium, 22.3.1832.

53 3 Neu Nr. 672, f. 52f., Hofbaumeister Ottmer an Oberhofmarschallamt, 12.12.1831: *Durch den Zimmermeister Krüger sen. aus Wolfenbüttel ließ ich nun die schlechtesten Stellen des Gebäudes von Brettern und dergleichen entblößen, wobei sich der Zustand desselben ergab wie folgt:*

1. *Die Fundamentmauer hat sich zwar an verschiedenen Orten etwas gesenkt, dies scheint jedoch gleich nach Vollendung des Baues geschehen zu sein und stehen deshalb keine nachtheilige Folgen mehr zu erwarten.*
2. *Die äußeren Fachwerkwände des Schlosses bedürfen besonders in der unteren Etage einer Unterschwellung, die übrigen Hölzer sind im Durchschnitt gut und bedürfen nur einer mäßigen Reparatur.*
3. *Die Balkenlagen sind im Durchschnitt in wagerechter Lage und sind nur hin und wieder anzuschuhen nöthig.*
4. *Das Dachwerk hat sich ziemlich gut erhalten.*
5. *Das Innere der unteren Etage hat an einigen Stellen vom Schwamm gelitten, woran der Mangel an frischer Luft die Ursache sein mag, indem der dortige Schloßverwalter die Thüren und Fenster zu selten geöffnet hat. Die obere Etage ist hinsichtlich des Rohbaues noch im guten Zustande.*
6. *Von den Tischler-Arbeiten haben die Fenster am meisten gelitten, die inneren Thüren, Fußböden und Pannehle können mittelst einer mäßigen Reparatur größtentheils beibehalten werden.*

54 12 Neu 5 Nr. 5666, Oberhofmarschallamt an Staatsministerium, 29.5.1832.

55 12 Neu 5 Nr. 5666, Oberhofmarschallamt an Staatsministerium, 29.5.1832, ebenso in 3 Neu Nr. 672, f. 57.

ähnliches) gegen Barzahlung erworben werden konnten.⁵⁶ Wie eilig man es nun hatte, zeigt die Anfrage des mit dem Abbruch beauftragten Kammerbauconducteurs Blumenstengel, ob er schon am 24.9. mit den Arbeiten beginnen könne. Da das Schloss ja noch nicht ausgeräumt sei, könne einstweilen mit dem Abbruch der großen Freitreppe und der Entfernung der Gehweg- und Kanalplatten der Anfang gemacht werden.⁵⁷

Äußerst spät erst wurden die Abbruchpläne in der Bevölkerung bekannt und riefen allerseits großes Entsetzen und Bedauern hervor. Eine von mehreren angesehenen Bürgern unterzeichnete Petition an den Herzog wurde aufgesetzt, auf die eine offizielle des Stadtmagistrats folgte. Die Angelegenheit eilte nun sehr, denn mit dem Abbruch des Westflügels war mittlerweile begonnen worden. Am 2.10.1832 wurde eine Deputation der Stadt – die Herren Walterling, Stakmann und Pfeifer – vom Herzog persönlich im Schloss Richmond empfangen und konnte ihr Anliegen vorbringen. Sie schilderten, welche Niedergeschlagenheit und Bekümmernis der Abbruch bei sämtlichen Einwohnern hiesiger Stadt hervorgerufen habe. *Es ist seit den letzten acht Tagen, wo der Abbruch des Schlosses begonnen, nur Eine Stimme darüber laut geworden, Greise und Kinder sprechen sich deshalb mit Wehmuth, mit traurenden Herzen aus.*⁵⁸ Fast ein Jahrhundert lang sei Antoinettenruhe Sommersitz der herzoglichen Familie gewesen, und gern erinnere die Bürgerschaft sich an die Zeiten, *in welchen sie das Glück genoß, der erhabenen Familie ihrer Landesfürsten die schöne Jahreszeit hindurch in der Nähe, in dem hiesigen Stadtgebiete, ihre Huldigung darbringen, ihre Wünsche und Bitten unterthänigst vortragen zu können.*⁵⁹ Gerade jetzt habe man die Hoffnung gehegt, den Herzog wieder öfter in Antoinettenruhe zu sehen. *Mehrere fürstliche Schlösser, welche selbst die weise Sparsamkeit des Durchlauchtigsten Herrn Carl Wilhelm Ferdinand für nothwendig hielt, haben während der Französischen Usurpation des Landes zu existiren aufgehört.*⁶⁰ Braunschweig selbst entbehrt der Zeit eines eigentlichen Residenzschlosses.⁶¹ *In mehrern Jahren wird der Neubau desselben nicht vollendet seyn; die übrigen Fürstlichen Sitze in der Hauptstadt aber sind zum eigentlichen Aufenthaltsorte des Landesherrn wohl nie bestimmt gewesen.*

Diesen Mangel mögte das Schloss Antoinetten-Ruh weniger fühlbar machen. Seine Lage zwischen den beiden Hauptstädten des Landes in einer sehr annehmlichen Gegend, der best cultivirtesten und fruchtbarsten des Herzogthums, der Umfang der Schloßgebäude werden vor Allem dessen Erhaltung empfehlen [...]. Im Vertrauen auf die Gnade unsers Durchlauchtigsten Landesherrn wagen wir ferner noch hervorzuheben, dass Wolfenbüttel mehr denn irgend eine Stadt im Lande eine besondere Berücksichtigung verdienen mögte. Die Stadt verdankt ihren Ursprung, und ihren früheren Wohlstand ledig-

56 35 Z Nr. 2, Braunschweigische-Nationalzeitung vom 25.9.1832. Eine Liste der zu versteigernden Objekte konnte nicht ermittelt werden, bekannt ist lediglich eine Beschwerde des für den Wolfenbütteler Stadtbezirk zuständigen Auktionators, der dagegen protestierte, dass die Auktion nicht durch ihn, sondern durch einen herzoglichen Beamten erfolgen sollte (34 N Nr. 3744, Polizeidirektion an Oberhofmarschallamt, 26.9.1832. Vgl. auch 3 Neu Nr. 672, f. 62-65).

57 3 Neu Nr. 672, f. 58, Kammerbauconducteur Blumenstengel an den Hofmarschall, 22.9.1832.

58 34 N Nr. 1081, Magistrat und Deputierte der Stadt Wolfenbüttel an Herzog, 1.10.1832. Ebenso in 3 Neu Nr. 672, f. 68f.

59 34 N Nr. 1081, Stadtmagistrat an Staatsministerium, 24.9.1832.

60 Hier ist in erster Linie an das zwischen 1811 und 1813 abgerissene Schloss Salzdahlum zu denken.

61 Nach dem Schlossbrand von 1830.

*lich der früher in derselben bestandenen Fürstlichen Hofhaltung; durch den Verlust des Hofs ist ihr unersetzlicher Schaden erwachsen. Mit dem Abbruche von Antoinetten-Ruhe aber würde jede Hoffnung, jenen Verlust nur in etwas ersetzt zu sehen, verloren gehen.*⁶²

Wie man gehört habe, solle das Schloss abgebrochen werden, weil es angeblich vom Schwamm befallen und nicht mehr zu reparieren sei. Nach dem Urteil von Sachverständigen treffe dies jedoch mitnichten zu. Kleinere Schäden am Holz seien vielmehr auf die mangelnde Lüftung in der letzten Zeit zurückzuführen, würden aber die Standhaftigkeit des Schlosses nicht beeinträchtigen und seien mit geringen Kosten zu reparieren, so dass es gut und gern noch weitere hundert Jahre stehen und als Sommersitz dienen könne. Dies hätten selbst die mit den Abbrucharbeiten befassten Arbeiter gesagt.⁶³

Der Herzog hörte die Deputierten zwar freundlich an, ließ sich aber auf ihre Argumente nicht ein und befasste sich auch gar nicht erst mit der überreichten Bittschrift. Mehrfach verwies er auf den von ihm mit eigenen Augen gesehenen Schwammbefall, *weshalb schon eine Reparatur, die zu 7000 Talern veranschlagt worden sey, nicht thunlich erscheine.*⁶⁴ Weil die Deputierten nicht nachließen und darum baten, sich bei einer erneuten Besichtigung mit Sachverständigen die Angelegenheit noch einmal vor Ort anzusehen, kürzte der Herzog das Gespräch ab und machte deutlich, dass es keineswegs nur um den Schwamm ging und die Entscheidung gegen Antoinettenruhe längst gefallen war. Er bemerkte, *daß das Schloß überhaupt nicht zweckmäßig gebauet sey, eine feuchte Lage habe, daß insbesondere die Einrichtung der untern Etage nicht convenire, daß, wenn diese der oberen gleich eingerichtet sey, dass Schloß wol noch eher conservirt werden könne. [...] Seine Durchlauchten geruheten zwar die Bemerkung zu machen, daß das Schloß eine angenehme Erinnerung an die Vorzeit und Höchstderen Vorfahren gewähre; blieben indessen bey dem Beschlusse stehen, und äußerten nur in jener Unterhaltung die Worte: Es kann ja in der Folge ein Mal ein anderes angemesseneres Gebäude dort erbauet werden.*⁶⁵

So mussten die Deputierten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Einen Teilerfolg immerhin hatten die Wolfenbütteler einige Tage vorher erzielt. Die Empörung in der Bevölkerung bezog sich nämlich nicht nur auf den Abbruch als solchen, sondern besonders auch auf den Umstand, dass er durch Arbeiter aus Braunschweig erfolgen sollte. Besorgt meldete der Magistrat an das Staatsministerium, man befürchte Tumulte unter den Wolfenbütteler Tagelöhnern und Bauhandwerkern, die ohnehin nur ein geringes Einkommen hätten, erst recht in der bevorstehenden kalten Jahreszeit.⁶⁶ Wenn der Abbruch schon sein müsse, solle der lukrative Auftrag wenigstens an die eigene Bevölkerung gehen. Weil der zuständige Kammerbauconducteur Blumenstengel sogar Drohungen erhalten hatte, bat er um Militärschutz. Der Stadtkommandant postierte daher schon ab vier Uhr morgens zwei Wachen vom Poli-

62 12 Neu 5 Nr. 5666, f. 40, Bürger an Herzog Wilhelm, 14.9.1832.

63 Diese Argumentation findet sich in der schriftlichen Petition und auch im Protokoll der Deputierten über ihr Gespräch mit dem Herzog, vgl. 34 N Nr. 1081, Stadtmagistrat an Staatsministerium, 24.9.1832; 34 N Nr. 1081, Protokoll, Wolfenbüttel, 2.10.1832.

64 34 N Nr. 1081, Protokoll, Wolfenbüttel, 2.10.1832.

65 34 N Nr. 1081, Protokoll, Wolfenbüttel, 2.10.1832. Heute stehen dort das Forstamt und das Forstplanungsamt.

66 34 N Nr. 1081, Stadtmagistrat an Staatsministerium, 24.9.1832.

zeimilitär am Schloss, eine weitere Wache sollte etwaige Unruhestifter schon am Herzogtor aufhalten.⁶⁷ Zum Äußersten kam es jedoch nicht, vielmehr warteten die Arbeiter noch die Antwort auf das vom Magistrat an das Staatsministerium gerichtete Gesuch ab.

Schon einen Tag später traf der herzogliche Befehl ein, dass die bereits eingesetzten zehn braunschweigischen Arbeiter mit Lohn für zwei Tage entlassen und durch Arbeiter aus Wolfenbüttel und Umgebung zu ersetzen seien.⁶⁸

Die Materialverwendung

Mancherlei Überlegungen wurden angestellt, auf welche Weise das beim Abbruch gewonnene Material nutzbar gemacht werden könnte. So wurden der Oberbauverwaltung die noch brauchbaren Teile für Reparaturarbeiten oder Neubauten von Kasernen sowie für den Umbau des Braunschweiger Ägidienklosters zu einer Gefangenenanstalt überlassen. Die Schlossuhr wollte man für den Neubau des 1830 abgebrannten Schlosses in Braunschweig reservieren.⁶⁹ Was sich hierfür nicht eignete, wurde am 3. Juli 1834 vor Ort versteigert.⁷⁰ Wie die erhaltene Auktionsliste zeigt, wurden die Reste von Antoinettenruhe dabei in alle Winde verstreut und existieren möglicherweise noch in völlig anderer Funktion auf dem einen oder anderen Wolfenbütteler Grundstück. Die einzigen etwas auffälligeren Objekte waren zwei schadhafte Figuren in Sphinxgestalt.⁷¹ Eine Rute Bruchsteine fand eine neue Verwendung bei der Bauunterhaltung der Leipziger Straße.⁷²

Angemerkt sei noch, dass die Wolfenbütteler Bürger nach dem völligen Verschwinden des Schlosses die Hoffnung auf einen Nachfolgebau noch nicht aufgegeben hatten, immerhin hatte der Herzog in der bereits dargestellten Unterredung diese Möglichkeit wenigstens angedeutet. 1834 plante er auch tatsächlich den Ankauf eines Grundstücks in der Nähe von Braunschweig zwecks Errichtung eines Jagdschlusses oder einer Fasanerie. Der Wolfenbütteler Stadtmagistrat machte sich sogleich Hoffnungen auf eine Wiederbelebung von Antoinettenruhe und unternahm einen entsprechenden Vorstoß, wurde aber abschlä-

67 12 Neu 5 Nr. 5666, f. 38f., Stadtkommandant Wendehack an Rittmeister Küster, Kommandeur des zum Polizeidienst bestimmten Militärdetachements, 24.9.1832; 34 N Nr. 1081 Stadtmagistrat an Staatsministerium, 24.9.1832.

68 34 N Nr. 1081, Bülow an N. N., 25.9.1832.

69 12 Neu 5 Nr. 5666, Oberbauverwaltung an Staatsministerium, 16.8.1832; ebd., Antwort mit Genehmigung, Artilleriegespanne für den Transport zu verwenden, 28.8.1832; 3 Neu 668, f. 19, Schlossbaukommission an Schlossverwalter Thiele in Braunschweig, 14.10.1832, wegen einstweiliger Verwahrung der Schlaguhr und der zwei Glocken.

70 Angeboten wurden u. a. ca. 800 teils schadhafte Steinplatten, 7 Podestplatten, 5 Satz Brunnensteine, 78 Trittsteine, 175 Quadersteine, 4 schadhafte Schornsteinaufsätze sowie größere Mengen an Bauholz und Bruchsteinen, für welche 551 Taler Reingewinn in die Kasse des Oberhofmarschallamtes flossen (3 Neu Nr. 665, f. 80, Zeitungsankündigung, 1./2.7.1834; ebd., f. 7, Verzeichnis der dem Hofregistrator Engel übergebenen Baumaterialien, 29.6.1834).

71 3 Neu Nr. 665, f. 83-89, Liste der verkauften Gegenstände, 3.7.1834, hier: f. 88v, lfd. Nr. 241: 2 *schadhafte Figuren / Sphinx / Röwer 5 Rtlr 17 Gr.*

72 3 Neu Nr. 665, f. 78, Quittung des Wegebau-Conducteurs Hellemann über 4 Taler, 29.11.1834. Mit der Leipziger (Heer-)Straße war in damaliger Zeit der Neue Weg gemeint.

gig beschieden, da die Entfernung zur Residenz zu groß und die Örtlichkeit auch nicht passend dafür sei.⁷³

Pavillon (Rundtempel)

Zu den vorläufig nicht abgerissenen Bauten zählte auch der bereits erwähnte Pavillon im Lechlumer Holz, den die Herzogin Philippine Charlotte hatte errichten lassen.⁷⁴ Er bestand aus steinernen Säulen und wurde von einer Kuppel gekrönt. Zur ursprünglichen Planung gehörte außerdem ein steinerner Sarkophag, den die später im Dom beigesetzte Herzogin zu ihrer letzten Ruhestätte bestimmt hatte.⁷⁵

1833 wandten sich einige Wolfenbütteler mit einem Nutzungsvorschlag an den Herzog. Es sei doch schade um den schönen Bau, der einst ein beliebtes Spaziergangsziel der Schlossbesucher gewesen sei. Sie baten darum, den Pavillon der Stadt Wolfenbüttel zu schenken, um ihn zu einem würdigen Lessingdenkmal umzugestalten, woran es der Stadt bisher gemangelt habe.⁷⁶ Gedacht war zunächst an eine Aufstellung auf dem Schlossplatz, später wurden auch die Wallanlagen, insbesondere der Corneliusberg hinter der Trinitatiskirche oder der Wall am Harztor in Betracht gezogen. Das Vorhaben scheiterte jedoch aus mehreren Gründen: Man befürchtete zu große Schäden beim Abbau, ferner müsse der Pavillon bei einem Standort auf dem Schlossplatz durch einen Unterbau erhöht werden,

73 34 N Nr. 1083, Gesuch von 14 Wolfenbütteler Bürgern an den Herzog, 9.10.1833; 12 Neu 5 Nr. 5666, Staatsministerium an Ständeversammlung, 4.3.1834; 34 N Nr. 1082, Stadtmagistrat an Oberhofmarschallamt, 15.3.1834 und Antwort, 23.3.1834. Vgl. auch 3 Neu Nr. 672, f. 98f., Stadtmagistrat an Herzog, 15.3.1834: *Sie wagen dabei unterthänig zu bemerken, wie jener Platz, zwischen den beiden ersten Städten des Landes, am Abhange eines anmuthigen Gehölzes mit der Aussicht auf ein reizendes Thal im Hintergrunde auf das ferne Gebirge, zu Anlegung eines Fürstlichen Lust- und Jagd-Schlosses, wie kein anderer, gelegen [!] sein möchte.*

74 127 Neu Nr. 402, f. 29, Zeichnung des Kammerbaumeisters Gotthard, o.D., vmtl. Juli 1834, vgl. Abb. 5 und 6. Der Bau wurde 1780 von Wilhelm von Gebhardi entworfen und begonnen, doch zog sich die Fertigstellung hin, denn erst 1795 wurde er von Christian Gottlob Langwagen vollendet und dabei völlig umgestaltet (Claus RAUTERBERG: *Bauwesen und Bauten im Herzogtum Braunschweig zur Zeit Carl Wilhelm Ferdinands 1780-1806*. Braunschweig 1971 (Braunschweiger Werkstücke 46), S. 63f.). Ein Foto findet sich ebd., Abbildungsanhang Abb. 12.

75 Den Plan einer Nutzung als Grabtempel gab sie später allerdings wieder auf und wurde, wie auch andere fürstliche Familienmitglieder, im Braunschweiger Dom bestattet, vgl. Ingrid MÜNCH: *Testament und Begräbnis der Herzogin Philippine Charlotte v. Braunschweig-Lüneburg (1716-1801)*. In: *BsJb* 68 (1987), S. 51-82, hier: S. 73.

76 127 Neu Nr. 402, f. 1-4, Gesuch von 14 Wolfenbütteler Bürgern an den Herzog, 9.10.1833, ebenso in 34 N Nr. 1083: *Er hat in diesem Lande sein Leben beschlossen, aber das Land, welches er durch seine Verdienste geschmückt hat, ist ihm den Beweis seiner Anerkennung schuldig geblieben. Wiewohl er in Braunschweig seine Ruhestätte gefunden hat, ist bis auf diesen Tag der Ort unbekannt, wo seine Gebeine niedergelegt sind, und der Fremde, der in andern Städten die Denkmäler gesehen, wodurch man große Mitbürger geehrt hat, staunt über die Vernachlässigung, die einem Lessing widerfahren ist. Es sei Wunsch der Einwohner, denselben auf dem dortigen, mit Baumalleen schön verzierten Schloßplatze, unweit der Bibliothek, zu errichten, wo er über dem Lessingschen Monumente, das gegenwärtig vor dem Eingange derselben ganz unscheinbar steht, sich als Tempel erheben könnte. Das werde schöner aussehen als das ähnliche Leibnizdenkmal in Hannover.*

um die gewünschte Wirkung zu erzielen, und die Wallanlagen kamen wegen der geringen Grundfläche doch nicht in Betracht. Die Kosten, die aus Spenden der Bevölkerung aufgebracht werden müssten, würden sich auf ungefähr 1200 Taler belaufen. Darauf zogen die Befürworter des Projektes ihren Vorschlag wieder zurück. Der Förster wurde angewiesen, bis zu einer anderweitigen Nutzung ein Auge auf den Pavillon zu haben, damit er nicht beschädigt würde.⁷⁷

1842 schließlich wurde er auf herzoglichen Befehl auf die höchste Stelle des Zuckerbergs, die so genannten Charlottenhöhe beim Schloss Richmond, versetzt.⁷⁸ Als dieses Gelände in Privathand übergang, wurde er 1873 erneut abgebrochen und im Richmond-Park in Okernähe aufgebaut. Nach 1937 musste er wegen Bauplanungen im Zusammenhang mit der Reichsjugendakademie weichen und scheint verloren gegangen zu sein.⁷⁹

Der Verkauf des Gehölzes

Um 1834 war die ursprüngliche Struktur des einstigen Parks nur noch in groben Zügen erkennbar. Auf dem südlich vor dem Schloss gelegenen Gelände gab es keine gepflegten Zierbeete mehr, sondern nur noch eine Wiese.⁸⁰ Gleiches galt für den Bereich der ehemaligen Orangerie. Zuletzt hatte man sich 1820 um eine Aufforstung der Lindenallee bemüht und dort 40 junge Bäume angepflanzt.⁸¹

Doch nun sollte das Gelände anderweitig genutzt werden und zwei Jahre nach dem Schlossabriss auch der Schlosspark verschwinden. In den Braunschweigischen Anzeigen wurde angekündigt, dass am 3. April 1834 die im herzoglichen Park zu Antoinettenruhe befindlichen Bäume und Gesträuche, *bestehend aus mehreren hundert Stück Buchen, Eichen, Linden, Kastanien und andern Bäumen*, öffentlich meistbietend verkauft werden sollten.⁸² Zusätzlich wurde der Verkauf bei den Ortsvorstehern der umliegenden Dörfer bekannt gemacht.⁸³ Ein umfangreicher Katalog listet nicht weniger als 568 Bäume auf,

77 127 Neu Nr. 402, 22f., Kammerbaumeister Gotthard an Baudirektion, 5.7.1834, f. 24, Baudirektion an Kammerdirektion, 14.8.1834, f. 25f., Bau- an Kreisdirektion, 14.8.1834, f. 28, Johann Julius Steding namens der Bittsteller an Magistrat, 8.10.1834, ebenso in 34 N Nr. 1083. Bereits 1829 war die Aufsicht über das Gebäude dem damaligen Schlossverwalter aufgetragen worden (3 Neu Nr. 664, f. 46, Kammerkollegium an Oberhofmarschallamt, 7.12.1829).

78 3 Neu Nr. 504; TUTE / KÖHLER (wie Anm. 1), S. 105f.

79 Heinz-Joachim TUTE, Gert-Dieter ULFERTS mit Beiträgen von Karin Schrader und Elisabeth E. Kwan: Richmond. Bilder aus 115 Jahren Geschichte. Braunschweig 1993, S. 30. Dieser Rundtempel ist also nicht zu verwechseln mit dem heute am Westufer des Spielmannsteichs stehenden Rundtempel, der sich dort erst seit dem Jahr 2000 befindet und dessen Kuppel sich deutlich von dem auf älteren Fotos überlieferten Bau aus Antoinettenruhe unterscheidet. Wohl ursprünglich aus Salzdahlum kommend, fand er seinen Weg über Braunschweig und Triangel bei Gifhorn nach Braunschweig (http://www.braunschweig.de/leben/im_gruenen/gruenanlagen/Rich_Ken.html, 24.06.2013).

80 3 Neu Nr. 673, farbiger Lageplan, 3.2.1834, Abb. 7.

81 3 Neu Nr. 663, Forstmeister Praun an Hofmarschallamt, 23.12.1820.

82 3 Neu Nr. 674, f. 2, Verfügung des Bekanntmachung in den Anzeigen, 25.3.1834.

83 3 Neu Nr. 674, f. 32, Bekanntmachung des Holzverkaufs bei den Ortsvorstehern von Salzdahlum, Kl. Stöckheim, Mascherode, Ahlum, Melverode, Atzum, Apelnstedt, Rüningen, Gr. Stöckheim, Thiede, Leiferde, Wendessen, Geitelde.

deren Standorte genau beschrieben sind. Links vom Eingang des Parks etwa, dem vormaligen Wachthause gegenüber, standen 14 wilde Kastanienbäume, an der großen halbrunden Terrasse befanden sich 43 Kopflinden, im großen Bosquet wuchsen unter anderem eine Tanne und 22 Eichen, während die Allee um das kleine Bosquet aus 135 Linden bestand. Hinzu kamen die Obstbäume aus dem ehemaligen Schlossverwaltergarten, überwiegend Pflaumenbäume (168), von denen die meisten als alt und schlecht bezeichnet werden. All diese Bäume waren, ebenso wie das zum Verkauf stehende Unterholz, zur Nutzung als Bau- oder Brennholz bestimmt. Weitere 86 Linden schienen noch für eine Verpflanzung geeignet zu sein.⁸⁴ Für die Rodung, den Abtransport und das Planieren der Rodelöcher waren die Käufer selbst zuständig. Tatsächlich konnten alle Bäume, die teils einzeln, teils in Gruppen angeboten wurden, verkauft werden, wobei das Oberhofmarschallamt einen Gesamtpreis von 762 Talern erzielte.⁸⁵ Die Rodungsarbeiten zogen sich noch drei Wochen hin, dann war der einst so prächtige Park verschwunden.⁸⁶

Die Abschaffung der Militärwache am Lechlumer Holz

1829 wandte sich die Wolfenbütteler Polizeidirektion mit einem besorgten Schreiben an das Kammerkollegium:⁸⁷ Man habe gehört, dass zusammen mit den Hauptgebäuden des Schlosses auch das am Eingang des Schlossgartens neben der Chaussee gelegene Wachthaus verkauft werden solle. Die hier stationierte Militärwache hatte bislang die Aufgabe, nicht nur das Schloss selbst zu bewachen, sondern auch im Lechlumer Holz zu patrouillieren, um Durchreisende zu schützen und Holzfrevl zu verhindern. Man fürchte nun, dass mit dem Gebäude auch die Wache selbst verschwinden solle, was unbedingt zu vermeiden sei, denn die Chaussee führe *mitten durch das Lecheln Holz, welches an der östlichen Seite sich weit hin erstreckt und für Vagabunden und Raubgesindel viele Schlupfwinkel enthält, so daß dieses, wenn solches nicht fernerhin, wie bisher seit unendlichen Jahren geschehen ist, durch Aufstellung eines Posten und durch Patrouillen auf den Wegen im Holze abgeschreckt wird, ungehindert Gewaltthätigkeiten an den Durchreisenden verüben könnte*. Man habe es wohl nur der Wache auf Antoinettenruhe, welche man schon in der Mitte des Weges – oben auf dem Berge, wo ehemals das Sternhaus stand – zu Hilfe rufen könne, zu verdanken, dass es hier bislang fast keine Beraubungen und Gewalttätigkeiten gegeben habe. Wenn es nicht zu vermeiden sei, das alte Wachthaus zu verkaufen, möge man doch um der öffentlichen Sicherheit willen ein neues Gebäude im Holz errichten und die Wache dorthin verlegen.⁸⁸ Dieses Ansuchen schlug das Kammerkollegium jedoch ab und forderte die Polizeidirektion vielmehr auf, Vorschläge zu machen, wie künftig auf andere Weise für die Sicherheit im Lechlumer Holz gesorgt werden kön-

84 3 Neu Nr. 674, f. f. 4-6, Verzeichnis der Bäume im Park, 3.2.1834.

85 3 Neu Nr. 674, f. 11/12, 12.4.1834. Erhalten sind auch die Listen mit den Namen der Käufer und den Preisen, f. 14-29.

86 3 Neu Nr. 674, f. 41, Gesuch des Kreisgerichtsschreibers Kotte um Entlohnung für die Aufsicht über die im Vorjahr versteigerten Bäume und die Rodungsarbeiten, 25.6.1835.

87 34 N Nr. 1080, Polizeidirektion an Kammerkollegium, 6.8.1829.

88 34 N Nr. 1080, Polizeidirektion an Kammerkollegium, 6.8.1829.

ne.⁸⁹ Ein wirkliche Lösung für das Problem fand man dort aber nicht. Zum Schutz vor Forstfrevlern könne man eventuell die jetzt nahe vor dem Herzogtor gelegene Försterwohnung in das Wohngebäude im Küchengarten Pensens-y verlegen. Aber solange es den Forstbedienten nicht zur Pflicht gemacht würde, nächtlich im Holz zu patrouillieren, würde nur der in Hörweite des Forsthauses befindliche geringe Teil des Waldes vor Forstfrevlern geschützt sein. Die Sicherheit der Reisenden wäre damit auch nicht gewährleistet. Eine Wache aus Zivilpersonen wäre wahrscheinlich ebenso teuer wie die militärische, wenn man ihr ein schickliches Lokal bereit stellen und eine hinlängliche Mannschaft mit Ablösungsmöglichkeit einstellen würde. Am besten wären noch abendliche Patrouillen des regulären Militärs oder der Dragoner. Aber auch diese müssten irgendeine Unterkunft für schlechte Witterung haben. Deutlich wies man seitens der Polizeidirektion noch einmal auf die Wichtigkeit einer sicheren Durchreise durch das Lechlumer Holz hin. Die Verhältnisse seien hier andere als beispielsweise im Harz oder Weserraum, wo es auch keine Patrouillen gebe. Dort seien die Landstraßen aus Furcht zur Nachtzeit sowieso leer, und Raubgesindel finde dort die Mühe des nächtlichen Auflauerns zu selten belohnt. *Hier dagegen auf der Straße zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel sind in Folge des täglichen und stündlichen Verkehrs, in welchem die Bewohner beider Städte und der nächsten Umgebung mit einander stehen, zu jeder Tageszeit Passagiere anzutreffen, bei denen Geld und Geldwert zu finden ist. Manche Geschäfte und sonstige Veranlassungen zu jenem Verkehr sind überdies der Art, dass sie die Rückreise vor Einbruch der Nacht nicht gestatten. Sollte in der Folge die nächtliche Passage durch das Lechlum-Holz unsicher werden, so würde dies in jenem Geschäftsverkehr eine ungemeine Störung und Hemmung hervorbringen, und hieraus im Allgemeinen sowohl als für die dabey beteiligten Personen ein Schaden erwachsen, der durch die Ersparniß der Kosten, welche die Wache bei Antoinettenruh verursacht, sicherlich nicht aufgewogen würde. [...] Bis jetzt hat sich das Braunschweigische Land der Sicherheit seiner Straßen zu erfreuen gehabt. Höchst beklagenswerth wäre es, wenn es diesen Ruf verlöre.*⁹⁰

Im April 1833 wurde die Wache am Lechlumer Holz endgültig eingestellt, nachdem die letzten Baumaterialien der abgebrochenen Gebäude abtransportiert worden waren. Besorgt wandte sich nun auch der Wolfenbütteler Magistrat an die Kammer mit der Bitte um eine Ersatzlösung, die dringender denn je sei, habe doch die Nahrungslosigkeit und Armut in den Klassen der Handwerker und Tagelöhner zugenommen und damit auch die Gefahr des Straßenraubes. Letztere werde auch durch die Wolfenbütteler Strafanstalt vergrößert, *aus welcher fast täglich mehrere Sträflinge nach Abbüßung der Strafe mit einem Laufpasse entlassen und auf freien Fuß gesetzt werden. Dergleichen Verbrecher finden in dem nahe gelegenen Holze einen sicheren Schlupfwinkel, aus welchem sie mit geringerer Gefahr vor Entdeckung von Neuem ihr Gewerbe beginnen können.*⁹¹ Die Bitte um Beibehaltung des Wachtlokales wurde daher erneuert. Die Wache am Herzogtor sei doch viel zu weit weg, man brauche jedes Mal eine Wegstrecke von 15 Minuten, weshalb der Vorschlag wiederholt wurde, den Förster ans Lechlumer Holz zu versetzen und von hier

89 34 N Nr. 1080, Kammerkollegium an Polizeidirektion, 26.8.1829.

90 34 N Nr. 1080, Polizeidirektion an Kammerkollegium, 13.9.1829.

91 34 N Nr. 1080, Stadtmagistrat Wolfenbüttel an Kammerkollegium, 26.11.1832.

aus durch einige, ihm noch besonders zu diesem Behuf beyzugebende Gehülfen das Holz bewachen und die Nacht hindurch diese auf der Straße patrouillieren zu lassen. Daneben möge man dem hier stationierten, zum Polizeidienst bestimmten Militärdetachement die Auflage erteilen, abwechselnd zur Nachtzeit auf der Straße mit zu patrouillieren, besonders zur Messezeit.⁹²

Eine Entscheidung ließ jedoch auf sich warten, und die Besorgnis der Stadtväter angesichts der bevorstehenden langen und dunklen Winternächte wuchs, zumal Diebstähle in der Umgebung bereits zugenommen hätten. *Diese allgemeine Besorgniß wird jetzt sehr vermehrt durch den ganz neuerlich in dem nahen Dorfe Salzdahlum verübten doppelten Raubmord⁹³ und die im vorigen Winter auf der Celleschen Heerstraße bey Oelper statt gefundene Ermordung eines diese Straße passirenden Fuhrmanns durch zwey Verbrecher, von welchen die hiesige Gegend unsers Vaterlandes seit langen Jahren keine Beyspiele hat, deren Erinnerung aber den durch das Lechlumer Holz zur Nachtzeit Reisenden Angst und Sorgen einflößen müssen, wenn die Chaussee, zu deren Seiten so viele Schlupfwinkel sich vorfinden, nicht durch Wachen und Patrouillen gesichert werden sollte.*⁹⁴

Das Staatsministerium wies jedoch darauf hin, dass es in Wolfenbüttel bereits ein besonderes Militärkommando gebe, dem auch die Sicherung des Lechlumer Holzes obliege, und schließlich erscheine *eben in der Folge der großen Frequenz dieser Straße, die besorgte Gefahr nicht so bedeutend [...], dass die beträchtliche Ersparung, welche aus Aufhebung der qu[ästionierten] Wache hervorgeht, unberücksichtigt bleiben dürfte.*⁹⁵

Raubüberfälle gab es aber auch weiterhin, so im Jahre 1835.⁹⁶

Die neue Forstwohnung

Für den bereits erwähnten Gedanken, die Dienstwohnung des Försters an das Lechlumer Holz zu verlegen, sprachen nicht nur Sicherheitsgründe. Auch der damalige Förster Lüders selbst hatte ein Interesse daran, sei doch seine bisherige Dienstwohnung durch die nahe gelegene Oker des öfteren Überschwemmungen ausgesetzt und daher höchst ungesund. Die große Entfernung sei auch für die Verhinderung von Forstfreveln hinderlich, denn natürlich würde Lüders, so oft er aus dem Forstrevier nach Hause gehe, von allen vor dem Tor woh-

92 34 N Nr. 1080, Stadtmagistrat Wolfenbüttel an Kammerkollegium, 26.11.1832.

93 Vgl. 103 N Nr. 339 Bd. 1, S. 536, lfd. Nr. 8 und 9: Am 20.6.1833 wurden Marie Catharine Rosenthal (78 J.) und ihr Ehemann, der Kotsaß und Altvater in Niederdahlum, Heinrich Conrad Rosenthal (74 J.) „in ihrem Bette“ bzw. „in seiner Schlafkammer“ ermordet gefunden, die Tat geschah vermutlich gegen Mitternacht. Beerdigt am 25.6.1833. Vgl. dazu 32 Neu Nr. 2654, 1835/36: Prozess gegen den Tagelöhner Joh. Heinrich Christoph Kißner aus Leiferde, Tischlermeister Heinrich Rabke aus Obersickte und Viktualienhändler Heinrich Andreas Peters in Braunschweig wegen des an den Eheleuten Leibzüchter Konrad Rosenthal in Salzdahlum verübten Raubmordes.

94 34 N Nr. 1080, Stadtmagistrat an Kreisdirektion, 3.7.1833. Im November wurde außerdem die Beraubung eines Frachtfuhrmannes gemeldet sowie eine Zunahme bei den Forstfreveln (34 N Nr. 1080, Stadtmagistrat an Kreisdirektion, 27.11.1833).

95 34 N Nr. 1080, Staatsministerium an Kreisdirektion, 24.12.1833.

96 Verfahren gegen den Tagelöhner Johann Franz Adolph Meyer wegen Straßenraubs an der unverehelichten Wilhelmine Weferling im Lechlumer Holz zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, 1835 (30 Neu Fb.6 Nr. 1704).

nenden Gärtnern beobachtet, und gerade diesen gab er die Schuld an den bedeutenden Verstümmelungen des Baumbestandes. Bis er wiederum von seiner Wohnung aus alle Gärten passiert und den Wald erreicht habe, seien die Forstfrevler längst von aufgestellten Wachen gewarnt worden.⁹⁷ Sein Wunsch, ihm das östlich der Chaussee gelegene einstige Kavalierhaus als Dienstwohnung anzuweisen, scheiterte daran, dass es noch von dem alten Gärtner Hennecke genutzt wurde.⁹⁸ Nach Prüfung aller Möglichkeiten kam man zu dem Ergebnis, dass ein Neubau notwendig werden würde, für den aber nach Möglichkeit Material des abgebrochenen Schlosses zu verwenden sei. So kam es, dass der Kammerbaumeister Gotthard bei der schon erwähnten Auktion manches Brauchbare ersteigerte. Das alte Wachthaus wollte man umbauen, um anschließend zwei oder drei Polizeisoldaten darin unterzubringen, während aus dem Küchengebäude Stallungen für den Förster werden sollten.⁹⁹ So entstand in den Jahren 1836/37 ein Gebäude im *englisch-gothischen Styl*, das im März 1898 abgebrochen und durch das 1897 dahinter errichtete heutige Gebäude ersetzt wurde.¹⁰⁰ Das alte Forsthaus, in dem heute die gleichnamige Gastwirtschaft untergebracht ist, wurde 1837 von dem Kaufmann Louis Seeliger ersteigert.¹⁰¹

Der Grundstücksverkauf

Lange schon, bevor Schloss und Park verschwunden waren, hatte es Überlegungen zur künftigen Nutzung des frei gewordenen Geländes im Umfang von etwa 50 Morgen gegeben. 1828 hatte der Branntweinbrenner Klaue aus Wolfenbüttel ein Angebot für das gesamte Gelände gemacht, wobei er besonderen Wert auf die östlich der Chaussee gelegenen Grundstücke legte, die bereits gärtnerisch genutzt wurden, im Gegensatz zu dem überwiegend steinigem Boden im eigentlichen Schlossgarten.¹⁰² Inwieweit Klaues Idee, eine Gastwirtschaft zu betreiben, ernst gemeint war, muss offen bleiben. Der Kauf kam wegen des zu niedrigen Gebots und der mangelnden finanziellen Sicherheiten nicht zustande, zumal gemutmaßt wurde, Klaue wolle die Ländereien nur günstig erwerben, um

97 50 Neu 5 Nr. 2231, Forstmeister Lüders an die Forstdirektion in Braunschweig, 13.2.1831; 50 Neu 5 Nr. 2232, Kammerdirektion der Forsten und Jagden an Staatsministerium, 25.5.1833.

98 50 Neu 5 Nr. 2231, Oberhofmarschallamt an Forstdirektion, 1.4.1831.

99 50 Neu 5 Nr. 2232, Baudirektion an Kammerdirektion der Forsten und Jagden, 18.6.1834.

100 Vgl. 55 Neu Wolf Nr. 38, Beschreibung des Kreis-Baumeisters Kruse, 12.2.1845: [Das Wohnhaus] ist 71 1/2' [Fuß] lang, 40' tief, hat ein durchgehendes Souterrain, eine Haupt-Etage und dann noch in der Mansarde Dachräume. Das Gebäude ist in englisch-gothischem Style aus einem Ueberreste des ehemaligen Lustschlosses Antoinettenruhe im Jahre 1836/7 hergestellt, hat 3 Umfangswände von Fachwerk und einen von Bruchsteinen massiv aufgeführten Westgiebel. Vgl. Abb. 8, in: 76 Neu Fb. 2 Nr. 2303, o. D., einem Schreiben der Baudirektion an den Kreis-Baumeister Müller beigelegt, 3.12.1869. Zu Abbruch und Neubau siehe JEP (wie Anm. 5). Zum Bau von 1897 siehe 12 Neu 13 Nr. 17870; detaillierte Beschreibung mit Plänen in: 55 Neu Wolf Nr. 338, f. 1-33, 19.4.1906.

101 50 Neu 5 Nr. 2232, Stadtgericht an Kammerdirektion der Jagden und Forsten, 31.1.1837. Von den so gewonnenen 800 Talern wurden 671 für den Ankauf von zwei Waldmorgen des vormaligen Parks samt Wach- und Küchengebäuden verwendet, der Rest floss in den Neubau.

102 34 N Nr. 1079, Protokoll des Stadtmagistrats, 15.4.1828.

die einzelnen Parzellen später gewinnbringend verkaufen und so sein Unternehmen überhaupt erst finanzieren zu können.¹⁰³

Im April 1829 wurde die Kammer mit der Versteigerung von Schloss und Park betraut, doch scheiterte der erste Versuch im Oktober 1829 daran, dass die abgegebenen Gebote dem Herzöglichen Finanzkollegium zu gering erschienen.¹⁰⁴ Der zur Stellungnahme aufgeforderte Wolfenbütteler Magistrat freilich konnte das nachvollziehen, da der Boden im Schlossgarten und auch in einem großen Teil des Küchengartens sehr unfruchtbar sei. Außerdem seien beide Gartenbereiche wegen der nahen Lage am Wald sehr den Beschädigungen durch das Wild, eventuell auch Diebstählen ausgesetzt, wenn erst die Wache verschwunden sein würde. Man bezweifle, dass eine Aufteilung des Geländes in kleinere Parzellen höhere Einnahmen erzielen würde. Die Käufer müssten ohnehin schon Mühe und Kosten investieren, um den schlechten Boden zu verbessern. Wenn nun auch noch die Kosten für die Einfriedung eines relativ kleinen Grundstückes hinzu kämen, lohne sich die Sache kaum noch. Keinesfalls dürfe man Parzellen von nur einem oder gar einem halben Morgen anbieten, sonst sei es nicht mehr möglich, jeder Parzelle einen eigenen Zugangsweg zu gewähren.¹⁰⁵

Nachdem der Schlosspark im Frühjahr 1834 verschwunden war, leitete das Hofmarschallamt den Verkauf der Grundstücke in die Wege. Vorangegangen war eine Vermessung und Einteilung in 34 Parzellen von einem Morgen Größe, die in west-östlicher Richtung ausgerichtet waren.¹⁰⁶ Acht kürzere und breitere lagen südlich des einstigen Schlossgeländes am Neuen Weg, während die übrigen vom der alten Braunschweiger Straße (heute Alter Weg) aus zugänglich waren. Ausgespart blieben die Stücke mit dem ehemaligen Wach- und Küchengebäude, weil hier eine Nutzung als Forstbedientenwohnung vorgesehen war. Brunnen gab es nur auf den Parzellen 8 und 20, die deshalb etwas teurer waren. Generell führte die Lage zu deutlichen Preisunterschieden: So waren die als Holz- und Grasgarten geltenden nördlichen 29 Morgen preiswerter, während man für die im Süden liegenden 10 Morgen kultiviertes Land mehr bieten musste. Am teuersten waren die etwas breiteren am Neuen Weg südlich des einstigen Schlosses gelegenen Parzellen (zwischen 267 und 121 Taler), während die preiswerteren zwischen 42 und 64 Talern zu haben waren.¹⁰⁷ Preismindernd wirkte sich beispielsweise ein steiniger oder von Wurzeln durchsetzter Boden aus, da es großer Anstrengungen bedürfen würde, um die Spuren der jahrelangen Nutzung als Park zu beseitigen und den Boden wieder urbar zu machen.¹⁰⁸ So fanden sich unter vielen Rasenflächen noch die Spuren der zahlreichen barocken Pfade, die sie einst durchkreuzt und aus einer fast einen Fuß dicken festgefahrenen Schicht

103 34 N Nr. 1079, ebd., und Stadtmagistrat an Kammerkollegium, 29.4.1828.

104 3 Neu Nr. 672, f. 2, Herzog an Kammer, 10.4.1829. Vgl. auch 34 N Nr. 1081, Stadtmagistrat an Finanzkollegium, 9.6.1830. Dieser war der Ansicht, dass die abgegebenen Gebote dem tatsächlichen Wert entsprächen und bei einer erneuten Versteigerung schwerlich mehr zu erwarten sein würde.

105 34 N Nr. 1081, Stadtmagistrat an Herzögliches Finanzkollegium, 9.6.1830.

106 Vgl. Plan in 39 Neu 25 Nr. 16: Garten zu Antoinettenruhe von Wolfenbüttel, gemessen 1834 durch E. H. Bruns, Vgl. Abb 4. Ein ganz ähnlicher Plan von E. H. Bruns findet sich in 3 Neu Nr. 374, f. 44.

107 39 Neu 25 Nr. 16, Verzeichnis der Käufer nebst Geboten im Protokoll vom 16.11.1834. Vgl. auch 3 Neu Nr. 673, f. 51-64, Verkaufsprotokoll, 15.11.1834, und f. 65, Verzeichnis der Höchstgebote nebst Beschreibung der Parzellenqualität.

108 Das folgende aus: 3 Neu Nr. 672, f. 86, H. C. G. Franz an den Oberhofmarschall, 24.1.1834. Zu diesem Zeitpunkt war der Park noch nicht gerodet.

Grand, also Kies, bestanden hatten. Und weil die einst niedrigen Hainbuchenhecken nicht mehr beschnitten worden waren, hatten sie mittlerweile eine beachtliche Größe erreicht. Auf anderen Parzellen wiederum standen noch Linden und Kastanien als Überbleibsel der früheren Alleen, die die künftigen Eigentümer würden beseitigen müssen. Wer ein Grundstück am Wald erwerben wollte, würde gut daran tun, es einzufrieden, denn Rehe und Hasen hätten die vorhandenen Gartenfrüchte sehr beschädigt. Der mit der Wertschätzung der Parzellen beauftragte Gutachter glaubte dennoch, dass angesichts der großen Nachfrage der Wolfenbütteler Berufsgärtner nach nahe gelegenen Gartenland ein ordentlicher Preis erzielt werden könnte, zumal die Hainbuchen gern als Bohnen- und Erbsenstangen genutzt würden.

Nach einer Zeitungsankündigung konnten Kaufinteressenten am 15.11.1834 am ehemaligen Schlosswachegebäude ihre Gebote abgeben.¹⁰⁹ Der endgültige Verkauf erfolgte im Februar 1835 und erbrachte einen Erlös in Höhe von 3860 Talern. Die Käufer, von denen die meisten gleich mehrere Parzellen erwarben, waren überwiegend Berufsgärtner.¹¹⁰ 1893 wurden einige dieser Parzellen, nämlich jene neben der Oberförsterei (ca. 3 $\frac{3}{4}$ Morgen groß) durch den Samsonischen Legatenfonds angekauft.¹¹¹ Hier wurde später das noch heute bestehende Gebäude der Samsonschule errichtet.

Zuletzt war nur noch der östlich der Chaussee gelegene Garten Pensens-y unverkauft geblieben. Diesen hatte der Hofgärtner Giebel zwischen 1814 und 1820 gepachtet, wofür er sich verpflichtete, *die Reinigung der Gänge des großen fürstlichen Gartens, welche zur Promenade dienen, und die Plätze vor dem Fürstl. Schlosse auf eigene Kosten zu besorgen, und solche stets gehörig im Stande zu erhalten*. Später kam die Verpflichtung hinzu, den Seminaristen und Schullehrern in Wolfenbüttel auf Verlangen Unterricht in der Baumzucht und Obstkultur zu erteilen.¹¹² Als Pächter folgte 1820 der Gärtner Hennecke, dessen Pachtverhältnis immer wieder stillschweigend verlängert wurde, als Entschädigung für ein nicht erfülltes Anstellungsverprechen als Hofgärtner.¹¹³ Erst als er 1853 verstarb, wurde auch der letzte Teil des Schlossgeländes öffentlich meistbietend veräußert. Er umfasste gut 10 Morgen und war mit dem ehemaligen Kavalierhaus sowie einigen sehr

109 39 Neu 25 Nr. 16, darin: Braunschweigische Anzeigen, Nr. 244, 14.10.1834, Nr. 263, 5.11.1834: Ankündigung des Stadtgerichts Wolfenbüttel. Letztere auch in 3 Neu Nr. 674, f. 45. Dort finden sich die einzelnen Gebote für jede Parzelle.

110 39 Neu 25 Nr. 16, Verkaufsprotokoll vor Stadtgericht, 20.2.1835: Gärtner Conrad Beddig: Parzellen 1,2, Gärtner Rudolph Höltje 3, Gärtner Christian Höltje 4, 9, 32, Gärtner August Höltje 5, Gärtner Carl Anton Mittendorf 6,7,15, Leinewebermeister Isensee 8, Schneidermeister Behrens 10-14, Generalaufseher Riekes 16-27, vormaliger Bedienter Kistner 28-30, Gärtner Wilhelm Behrens 31, Gärtner Andreas Behrens 33, Fleischermeister Berking 34.

111 34 N 5 Nr. 492, Stadtmagistrat an Kreisdirektion, 7.10.1893.

112 3 Neu Nr. 670, f. 3ff, Pachtvertrag zwischen Hofmarschallamt und Hofgärtner Giebel, 9.4.1814, Nachträge vom 29.4.1816 und 17.4.1817.

113 3 Neu Nr. 672, f. 12-16, Oberhofmarschallamt an Staatsministerium, 12.5.1829. Ferdinand Friedrich Hennecke erhielt nie die gewünschte Anstellung als Schlossgärtner – das Amt war offensichtlich eingesparrt worden –, hatte aber seit 1820 wenigstens die Aufsicht über die Gärten zu Antoinettenruhe. Erhalten sind mehrere Gesuche, ihm das von ihm erst urbar gemachte Gelände weiterhin pachtweise zu belassen. Offenbar mochte man ihn und seine Familie nach so vielen Jahre nicht vertreiben, und so blieb noch jahrelang alles beim alten Zustand, bis Hennecke im hohen Alter von 86 Jahren am 9.5.1853 starb (103 N Nr. 440 Bd. 3, S. 309).

baufälligen Stallgebäuden bebaut. Bei der Versteigerung am 18.10.1853 vor dem Stadtgericht Wolfenbüttel erhielt der Gärtner Carl Höltje den Zuschlag für 5020 Taler.¹¹⁴

Antoinettenruhe als Gaststätte und Ausflugsziel

Damit begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte von Antoinettenruhe. Der neue Eigentümer hatte von vornherein nicht nur eine gärtnerische Nutzung im Sinn, sondern griff vielmehr ein Vorhaben wieder auf, das schon der bereits erwähnte Brantweinbrenner Klaue 1828 gehabt hatte, nämlich die Einrichtung einer Gastwirtschaft. Der damals zu einer Stellungnahme aufgeforderte Stadtmagistrat äußerte zwar keine grundlegenden Bedenken, solange das Lokal nur dem geselligen Vergnügen der Einwohner aus Stadt und Umgebung diene und keine Fremden beherbergt würden. Bedeutende Einnahmen würden hier aber niemals zu erzielen sein, immerhin gebe es schon das Forsthaus, das näher an der Stadt liege, und weitere zwei Gasthäuser für minderbegüterte Einwohner. Viele von ihnen hätten ohnehin eigene Gärten und würden daher kein Gasthaus besuchen.¹¹⁵ Mit dem Abbruch des Schlosses hatte sich dieser Plan dann erst einmal erledigt.¹¹⁶

Der neue Eigentümer Höltje freilich schätzte die Erfolgsaussichten für sein Unternehmen optimistischer ein und sollte in dieser Hinsicht auch Recht behalten. 1855 erbat er vom Stadtmagistrat die Konzession für den Ausschank von Kaffee und Tee im ehemaligen Kavalierhaus. Eine Konkurrenz für die übrigen Gastwirte am Neuen Weg sei nicht zu befürchten, da man ihn in erster Linie wegen der schönen Lage und der Spaziermöglichkeit im Lechlumer Holz aufsuchen würde. Der Magistrat erteilte denn auch wunschgemäß die Konzession mit der Begründung: *Der Garten wird nördlich und östlich von dem anmuthigen Lechlumerholze entfernt [!] und eignet sich durch diese Lage und seine mäßige Entfernung von der Stadt ausnehmend gut zu einem Vergnügungsorte für das hiesige Publicum, besonders für die große Zahl von Personen, denen solche Etablissements wie das Weghaus, der Thieder Lindenberg, der Bungenstedter Thurm wegen zu großer Entlegenheit nicht zusagen. Überdem ist der Garten wegen der Breite der Wege und wegen der Größe des darin befindlichen Hauses mehr als irgend ein anderer zu einem derartigen Unternehmen qualificirt und eigentlich nur in solcher Gestalt recht nutzbar zu machen.*¹¹⁷ Außerdem wurden auch zwei Waldmorgen zur Anlage von Wegen und Aufstel-

114 12 Neu 5 Nr. 5666, f. 12f., Hofmarschallamt an Generalhofintendantur, 17.9.1853; ebd., f. 11 u. 5f., Generalhofintendantur an Staatsministerium, 17.9.1853 u. 4.2.1854. Die erlöste Summe wurde später zur Arrondierung einiger kleiner Gärten am Blankenburger Schlossberg verwendet, wodurch die Umgebung des Schlossberges umgestaltet und verschönert werden konnte (23 Neu Nr. 1029/19, Staatsministerium an Ausschuss der Landesversammlung, 6.2.1854: Genehmigung zum Erwerb von verschiedenen, in den Park zu Blankenburg einwinkelnden Gärten, Hofmarschallamt an Generalintendantur, 3.3.1854).

115 34 N Nr. 1079, Stadtmagistrat an Kammerkollegium, 29.4.1828.

116 JEEP (wie Anm. 49).

117 34 N 3 Nr. 3934, Gesuch Höltjes an den Stadtmagistrat, 3.4.1855; ebd. die oben zitierte Stellungnahme des Stadtmagistrats für die Kreisdirektion, 30.4.1855; ebd., Übersendung der Konzession durch die Kreisdirektion, 8.5.1855.

lung von Tischen und Bänken zwischen den Bäumen hinzugepachtet.¹¹⁸ An Pfingsten 1856 konnte die Wirtschaft eröffnet werden. Bald stellte sich jedoch heraus, dass sich der Kaffeeausschank allein für Höltje nicht rechnete, da er einiges in die Erneuerung des Saales investiert hatte. So gingen in den Folgejahren immer wieder Gesuche um Ausweitung der Konzession beim Magistrat ein. Eine Kegelbahn kam hinzu, später auch Billard. Höltjes größter Wunsch, Tanzveranstaltungen mit Klavier- und Blasmusik abhalten zu dürfen, wurde dagegen immer wieder abgewiesen. Gleiches galt für die Idee, während der Sommerferien des Hoftheaters Theateraufführungen auf einer Sommerbühne bei Antoinettenruhe zu veranstalten.¹¹⁹ Zu groß war die Befürchtung, dass das Lokal mit seiner großen Entfernung zur Stadt und den damit verbundenen geringen polizeilichen Kontrollmöglichkeiten auch Frauen mit fragwürdigem Ruf anlocken könnte. Vergeblich betonte der Wirt, dass die übrigen Gartenwirtschaften vor dem Herzogstore vor allem von Gärtnern und weniger gebildeten Gästen besucht würden, in Antoinettenruhe dagegen ein gebildetes Publikum verkehre, sogar die *anständigsten, reichsten und hochgestellten Persönlichkeiten Braunschweigs* würden durch die romantische Lage angezogen.¹²⁰ Zum Beweis dieser Aussage legte er eine Liste vor, auf der etwa 75 Gäste mit ihrer Unterschrift erklärten, dass sie Antoinettenruhe oft und gern aufsuchten und es bedauern würden, wenn das reizvolle Ausflugsziel wegen mangelnder Unterstützung des Wirts nicht mehr existieren könnte. Dazu zählten in der Tat viele Persönlichkeiten des gehobenen Bürgertums; die Berufsbezeichnungen reichen vom Advokaten, Oberlehrer, Amtsverwalter und Doktor bis zum Steuerrat, Kreis- und Amtsrichter, und auch der Archivar Schmidt-Phiseldack verweilte gern hier, knapp hundert Jahre, bevor seine damals noch in der Kanzleistraße befindliche Behörde ganz in der Nähe auf dem Gelände von Antoinettenruhe eine neue Heimstatt finden sollte.¹²¹

Der Umstand, dass Antoinettenruhe in erster Linie eine Sommerwirtschaft war, führte zu Beginn der kälteren Jahreszeit regelmäßig zu Umsatzeinbrüchen, die durch die Konkurrenz des im Süden der Stadt an der Eisenbahnstrecke gelegenen Kaffeehauses verstärkt wurden. Die Lage verbesserte sich erst, als Höltjes Witwe 1881 schließlich eine Konzession für den kompletten Gaststättenbetrieb einschließlich Branntweinausschank erhielt.¹²²

In den folgenden 90 Jahren erfreute sich Antoinettenruhe weit über Wolfenbüttel hinaus großer Beliebtheit, was in den Jahren um 1898/99, 1903-05 und 1925/26 mehrere Er-

118 55 Neu Wolf Nr. 243, Pachtvertrag vom 2.8.1855; später auf 6 Morgen in den Forstorten Lechelnholz und Dachsbau erweitert, vgl. Nachtrag vom 21.7.1867; vgl. auch 55 Neu Wolf Nr. 503, Übertragung auf Witwe Höltje, 19.11.1881, dort auch Lageplan vom Juli 1894.

119 34 N Nr. 3981, Gesuch Höltjes um Konzession für eine Braunschweiger Theatertruppe, 30.1.1860. Das Gesuch wurde abgelehnt, da die Truppe nur aus Dilettanten, Handwerkern, Schreibern usw. bestehe, die lediglich eine Konzession für geschlossene Vorstellungen im Kaffeehaus erhalten hätten.

120 34 N 3 Nr. 3934, Gesuch Höltjes, 8.2.1857; ebd., Gutachten der Stadt an die Kreisdirektion, 1.10.1859; ebd., Gesuch Höltjes, 13.6.1862.

121 34 N 3 Nr. 3994, Gesuch Höltjes mit Unterschriftenliste, 14.1.1863.

122 34 N 3 Nr. 3994, Konzession für Elisabeth Höltje, geb. Thielemann vom 22.12.1881. Carl Höltje war am 31.10.1881 verstorben (55 Neu Wolf Nr. 243 und 503). Nachfolger wurde sein Schwiegersohn Th. Röber, der das Grundstück am 1.7.1897 an Gustav Lutz aus Braunschweig verkaufte, vgl. JEEP (wie Anm. 5).

weiterungsbauten zur Folge hatte.¹²³ Neben den Restaurationsräumen gab es schließlich einen ausgedehnten Kaffeegarten, einen Musikpavillon und den 1902 neben dem einstigen Kavalierhaus errichteten großen Saal, der gern für Feiern von Verbänden und Vereinen, aber auch Kundgebungen und Sportveranstaltungen genutzt wurde.¹²⁴

Es blieb übrigens nicht die einzige Einrichtung dieser Art auf dem einstigen Schlossgelände. Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Hotelier Emil Fischer dort, wo heute die Hochhäuser an der Ecke Alter Weg / Forstweg stehen, eine Kurheilanstalt eingerichtet. Damit seine Gäste sich im Lechlumer Holz erholen könnten, bat er 1896 darum, Ruhebänke im gegenüberliegenden Waldstück anlegen zu dürfen.¹²⁵ Später wurde daraus das „Genesungsheim der Braunschweigischen Krankenkassen“.¹²⁶

Doch zurück zur Ausflugsgaststätte Antoinettenruhe. Im Juni 1970 ereignete sich dort – ausgerechnet nach einem Feuerwehrfest – eine Brandkatastrophe, bei welcher der große Fachwerksaal bis auf die Grundmauern nieder brannte. Verhindert werden konnte lediglich ein Übergreifen der Flammen auf das 1749 errichtete Kavalierhaus und den Hotelbereich.¹²⁷ Dies bedeutete auch das Ende der Waldgaststätte. Der gesamte Komplex wurde abgerissen und das Grundstück als Bauplatz verkauft. Die letzten Eigentümer investierten den Erlös in ein neues Hotel-Restaurant an der Einmündung des Alten in den Neuen Weg, dessen Name „Antoinette“ die Erinnerung an die Vergangenheit wach hält.

Anhang Nr. 1:

Beschreibung von 1812¹²⁸

„Beschreibung und Taxation der zu dem Königlichen Schloße Antoinettenruhe gehörigen Gebäude und Gärten!

Das Königliche Schloß Antoinettenruhe liegt an der Chaussée nach Leipzig zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel $\frac{3}{4}$ Meile von erst- und $\frac{1}{4}$ Meile von letztgenanntem Orte.

123 Aus den Unterlagen zur Brandversicherung gehen nähere Angaben zur Baugeschichte hervor. Demnach wurde das 1749 erbaute Kavalierhaus (ein Fachwerkhaus aus Steinen und Eichenbalken mit Holzbalkendecken) 1895-1899 durch einen Schankraum, einen Wohnhausanbau, eine Veranda und eine Verkaufsbude ergänzt (Lageskizze in 55 Neu Wolf Nr. 243, aus dem Jahr 1897). 1902 wurden elektrische Beleuchtungsanlagen auf den Freiflächen im Wald installiert, In den Jahren 1903-1905 folgten u. a. der große Konzertsaal, eine neue Veranda und ein weiteres Wohnhaus, 1925/26 wurde der Schankraum durch einen Anbau erweitert, es entstand eine Bühne und ein Toilettenhaus. Mehrfach wurden außerdem Wirtschaftsgebäude, wie Ställe, Waschhaus und Schuppen erneuert. Neuer Eigentümer wurde 1902 Emil Beilicke, 1926 Gustav Kahl, zuletzt Eugen Müller (55 Neu Wolf Nr. 243 und 503; 131 N, Zg. 52/79 Nr. 950, Ass.-Nr. 1227).

124 Vgl. Abbildungen in: Wolfgang Lange: Wolfenbüttel in alten Ansichten. Zaltbommel 1978; Wolfgang LANGE, Karin LANGE: Wolfenbüttel in alten Ansichten. Bd. 2. Zaltbommel 2002.

125 K 10507, Entwurf zu einem Restaurationsgebäude im Lechlumer Holze bei Wolfenbüttel (Fischers Kurhotel), 1892; 55 Neu Nr. 244, Gesuch des Hoteliers Emil Fischer, 2.5.1896, mit Lageplan der betreffenden Waldfläche im Umfang von 7 Morgen.

126 Abbildungen in Wolfgang LANGE: Wolfenbüttel in alten Ansichten, Zaltbommel 1978.

127 Schadensberichte und zahlreiche Fotos der Brandstätte in 62 Nds Zg. 47/1985 Nr. 3. Vgl. Abb. 10.

128 12 Neu 5 Nr. 5666, f. 26-28. Die Rechtschreibung wurde beibehalten, lediglich die Satzzeichen wurden modernisiert. Vgl. auch BESSING (wie Anm. 1), CD-Anhang, S. 57-59

Rechts¹²⁹ an der Straße liegt der Lustgarten, in welchem sich das Schloss, das Küchen- und Wachgebäude, ein Orangeriehaus und die Schlossverwalter Wohnung befinden.

Linker Seite ist der Küchengarten, worin das sogenannte Cavalirhaus, die Gärtnerwohnung und mehrere Oeconomiegebäude erbauet sind.

Das Ganze liegt in einer flachen Gegend, wird gegen Norden durch das Lechelnholz, gegen Westen durch die alte Wolfenbüttelsche Heerstraße, gegen Süd und Ost durch Acker und Gärten begrenzt.

Tritt man von erst genannter Heerstraße ab, durch ein hölzernes Gitterthor in den Lustgarten, so steht auf der rechten Seite das Küchen und Wachgebäude, welches mit der Giebelseite unmittelbar auf die Chaussee stößt. Es ist dasselbe aus 2 Etagen von eichen Fachwerk erbauet, mit Barn und Bruchsteinen ausgemauert und mit Ziegeln gedeckt.

Diesem schräg gegenüber, etwa in einer Entfernung von 25 bis 30 Fuß liegt das Schlossgebäude. Es besteht aus einem Corps de Logis mit 2 um $\frac{1}{2}$ Fuß zurückspringenden Flügeln, ist aus eichen Fachwerk und zwar das Corps de Logis in 2, die Flügel aber nur in 1 Etage hoch erbauet und mit Barnsteinen ausgemauert. Die sämtlichen Dächer sind mit Schiefer gedeckt, auch befindet sich in dem Dache des Corps de Logis eine Uhr. Vor dem Gebäude ist ein freier Platz, der links durch einen Kastanienhain und rechts durch ein Bosquet begrenzt wird. Auf der hintern Seite ist ein in halber Zirkelform gebildeter Rasenplatz, der von dem Lechelnholze eingeschlossen, mit dem Schloße aber parallel durch eine Allée, die sich bis an die alte Wolfenbüttelsche Straße erstreckt, geöffnet ist.

An der linken Seite der Allée liegt etwa 7 Ruthen entfernt das Orangerie Gebäude aus eichen Fachwerk erbauet, mit Bruchsteinen ausgemauert und mit Ziegel gedeckt. Ohnweit diesem Hause liegt an der Westseite des Gartens unmittelbar an der Wolfenbüttelschen Heerstraße die Schloßverwalter Wohnung mit einem Holz und Ziegenstalle von eichen Fachwerk in 1ner Etage erbauet und mit Ziegeln gedeckt.

Der Werth dieser sämtlichen Gebäude, wovon das Schloß und das Küchengebäude in mittlerem, das Orangeriegebäude und die Schloßverwalterwohnung ist [muss heißen: in] sehr schlechten Zustande sind, ist 3650 Taler.

Der Garten selbst, der ein Trapezium bildet, ist im französischen Geschmacke angelegt, in welchem Hecken, Bosquets und Wege mit einander abwechseln. Der Flächeninhalt desselben beträgt, mit Inbegriff der Plätze, worauf die Gebäude stehen, 35 Morgen 24 Ruthen, wovon der Morgen, da der Boden nicht der Beste ist, nur zu 50 Taler, mithin für den ganzen Garten 1760 Taler anzunehmen sein.

Diesem gegenüber liegt an der linken Seite der Chaussee der Gemüsegarten, zu welchen man ebenfalls durch ein hölzernes Gitterthor gelangt. Etwa 90 Schritt von dem Eingange steht das sogenannte Cavalirhaus, in welchem jetzt der Gärtner wohnt. Es ist aus eichen Fachwerk in einer Etage erbauet, mit Barn und Bruchsteinen ausgemauert und mit Ziegeln gedeckt. Die hintere und vordere Seite ist zwischen 2 Vorsprüngen mit Arcaden versehen, über welche sich Erker erheben. Mit diesem Gebäude im rechten Winkel nach Norden zugekehrt, steht das Backhaus, worin zugleich die Durchfarth in den Oeconomiehof ist, in einer Etage aus eichen Fachwerk erbauet und theils mit Barn, theils mit Bruchsteinen ausgemauert und mit Ziegeln gedeckt.

129 Die Bezeichnungen „links“ und „rechts“ beziehen sich auf die Blickrichtung von Norden nach Süden.

Der Oeconomiehof enthält die Wohnung des Gärtners mit einen daran grenzenden Pferdestalle und Wagenremise. Diesem gegenüber liegt der Schweine- und Kuhstall, an welchen rechts und links Planken stoßen, die den Hof auf dieser Seite einschließen. Sie sind sämtlich aus eichen Fachwerk in einer Etage erbauet und mit Ziegeln bedeckt.

Etwa in einer Entfernung von 10 Schritt von der Wagenremise steht in gleicher Linie mit derselben ein aus tannen Holz erbauer Holzstall, der mit tannen Brettern verschlagen und mit Ziegeln gedeckt ist.

Von diesen in einiger Entfernung befindet sich, etwas vorspringend das Gewächshaus von eichen Fachwerk erbauet, mit Bruchsteinen ausgemauert und mit Ziegeln gedeckt.

Das Cavalir- und Backhaus, die Wohnung, Pferdestall und Wagenremise und das Gewächshaus sind in einen mittelmäßigen Zustande, der Kuh-, Schweine- und Holzstall aber sehr schlecht, und haben sämtlich einen Werth von 790 Talern.

Der Gemüse- oder Küchengarten ist blos zum Nutzen eingerichtet. Er bildet ein verschobenes Viereck und enthält mit Inbegriff der Plätze, worauf die Gebäude stehen, 10 1/3 Morgen, wovon der Morgen, weil der Boden cultivirter und besser ist, auf 70 Taler, also der ganze Garten auf 723 1/2 Taler angeschlagen werden kann.

Diesemnach würde also der Werth sämtlicher Gebäude mit Einschluß der Gärten betragen 6923 1/3 Taler oder 26897 fr 15 ct.

Braunschweig den 1^{sten} Sept. 1812 CLiebau“

Anhang Nr. 2:

Erinnerungen des Porträtmalers Heusinger, 12.7.1834.¹³⁰

Über dem Thore führte der Wall zu einem andern Bollwerk, welches einen Garten umgab, wo unter schönen Linden auf der Brustwehr eine Bank stand, welche gern besucht wurde, weil man von da die Aussicht auf die Braunschweigische Chaussee und die Passage durchs Thor hatte. Dies ist der Grund, warum man einen Theil dieser Anhöhe mit einigen Linden und der Bank conservirt hat, welcher noch steht, wo aber die Aussicht durch das im Vordergrund fehlende Wasser und das Abtragen des Schlosses Antoinettenruh, welches man mit dem Lechlenholze ehemals vor sich sah, bedeutend verlohren hat.

[...] Vor dem Herzogthore an der Braunschweiger Chaussee links an dem Holz lag das Lustschloß Antoinettenruh mit dem im französischen Geschmack angelegten Garten, der von der Chaussee durch eine hohe Hecke und eine Reihe ganz alter dicker von unten auf belaubter Linden getrennt war. Den Vorhof des Schlosses bildete ein im Halbkreis von dem dicken Wald umgebener Platz, von dem eine Allee zwischen dem Holze und Garten zu einem am alten Braunschweigischen Wege liegenden Pavillion führte, wo man eine schöne Aussicht auf Wolfenbüttel und den Brocken hatte, der von hier gesehen den Hintergrund des schönen Thurmes bildete. Schlangenwege führten vom Schlosse und der Chaussee in verschiedenen Richtungen durch das Holz nach dem Sternhause, welches in der Mitte und höchsten Gegend des Lechlenholzes in Sternform gebauet, rechts und links

130 VI Hs 11 Nr. 120a, f. 87f. (es gibt noch eine spätere Abschrift VI 11 Nr. 120 mit geringfügigen Abweichungen), auszugsweise veröffentlicht in: Fritz BARNSTORF: Der Porträtmaler Johann Heusinger (1769-1846) und seine Erinnerungen an die heimatliche Landschaft um den Elm, in: Braunschweigische Heimat 1968, S. 47-52 und 88-91.

von der Chaussee umschlossen wurde. Von diesem Mittelpunkt aus waren sechs Alleen durch den Wald gehauen, deren jede einem Fenster eine Aussicht gewährte, und die großen Flügeltüren, zu denen zwei große breite steinerne Treppen führten, sahen auf die Chaussee nach Braunschweig und Wolfenbüttel, und an der letzten Seite sah man von der hohen Treppe dieses hochliegenden Hauses auf den hinter dem Forsthause hervorragenden Harz. Diese Treppe war in der Regel das weiteste Ziel und der Ausruheplatz der Spaziergänger, denn schon damals zog die schöne Welt die Promenade an der oft staubigten Chaussee, der lebhaften Passage wegen, dem weit schöneren Spaziergange um den Wall vor, besonders des Sonntags, wo der Braunschweigische Weg der Ort war, den man nicht versäumte, um zu sehen und gesehen zu werden, aber das Forsthaus war damals eine ganz unscheinbare, unbewohnt scheinende Wohnung des Hegereuters, von Kaffeegärten keine Spur, und nur Ein Gartenhaus in der Nähe von Antoinettenruh existirte, welches bloß von Männern, mehrentheils jungen Advokaten, besucht wurde, die ein Glas Bier oder vielleicht Kaffee tranken. Das schöne Geschlecht promenirte bloß nach dem Holze. Vor einigen Gärten standen ein Paar Bänke von einer darüber gezogenen Linde beschattet, wo auf einem Tische kleine Teller mit Kirschen, Erdbeeren oder Stachelbeeren zum Verkauf standen, und es wurde als großer Luxus angesehen, wenn ein Paar Frauenzimmer, oft nur ältliche Damen, sich dabei ausruhten und etwas genossen. Gewöhnlich wurde ein Butterbrodt und dergl. mitgenommen und auf der Sternhaustreppe verzehrt. Jetzt ist Antoinettenruh mit Garten, Hecken und alten Bäumen, Alleen und Pavillon nicht mehr zu sehen, und alles flaches Gartenland. Im Holze sind alle alten Buchen, die man nirgends schöner fand, und der Wald auch zum Theil, ganz niedergehauen, und die Stelle des Sternhauses ist freyer Platz mitten im Holze, und die ehemaligen Alleen, die am Sternhause sich zu Einem Mittelpunkte vereinigten, durch Umhauen der Bäume und Aufwachsen des Unterholzes auch fast verschwunden, und nur noch für den sie mit Aufmerksamkeit Suchenden zu finden. Doch um auch das Gute der jetzigen Zeit zu würdigen, gestehe ich, daß der große neue Saal im Forsthause mit seinen Aussichten eine schöne Anlage ist, die für die Sternhaustreppe wohl entschädigen könnte, wenn er dem ganzen Publikum offen stände. Auch die Plätze im Garten, wo die schöne Welt sich an schönen Tagen versammelt und genießt, sind für das gesellige Leben zweckmäßiger, als das ehemalige bloße Promeniren, obgleich damals die Kosten solcher Vergnügungen geringer waren.

Abb. 1: 51 Slg Nr. 49: Antoinettenruhe, Ansicht von Süden, Kopie eines Gemäldes von Wahnschaffe durch den Zeichenlehrer Meier 1846.

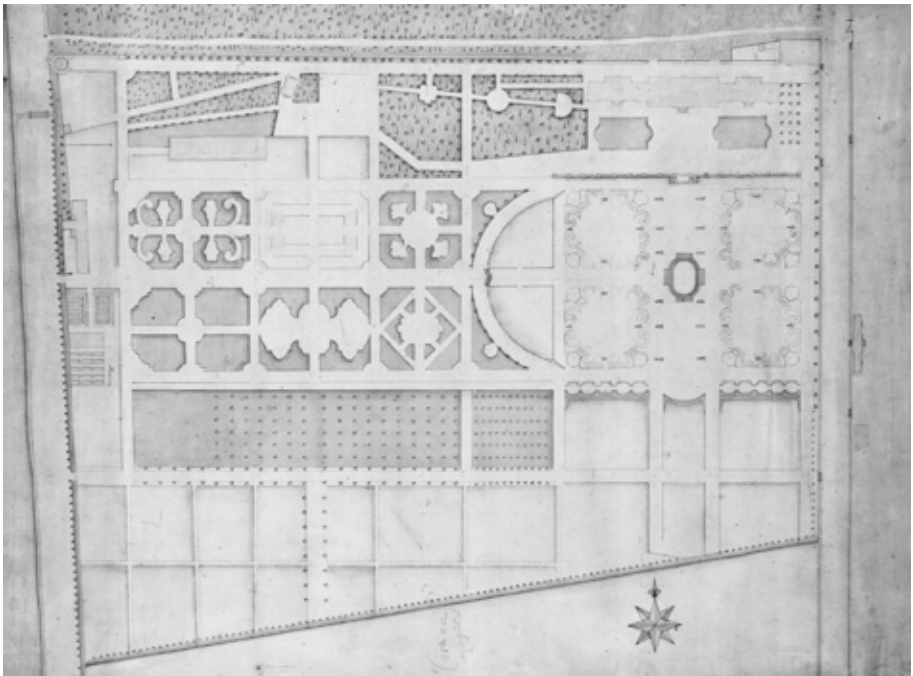


Abb. 2: K 908: Plan des Schlosses und Gartens Antoinettenruh vor Wolfenbüttel, um 1765, Zeichnung, farbig, 1: 500.

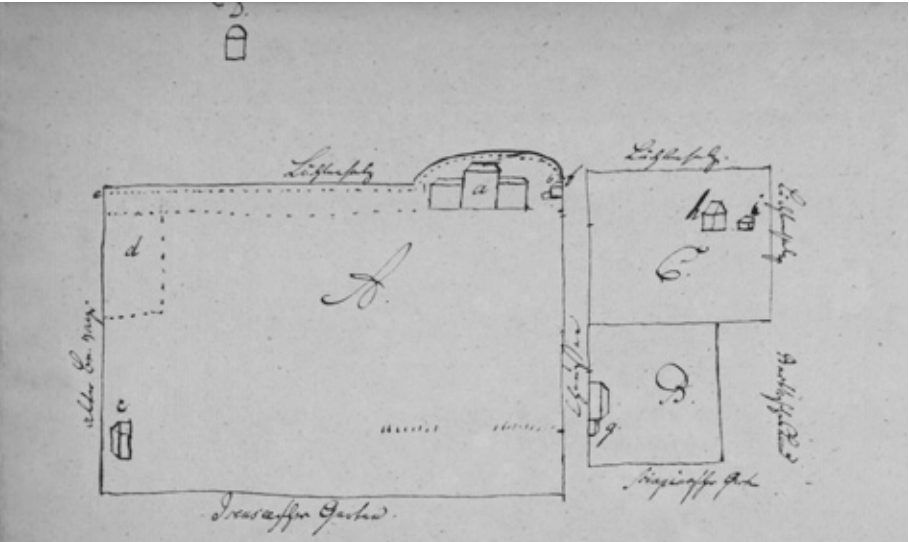


Abb. 3: 34 N Nr. 1079: Lageskizze des Schlossgeländes Antoinettenruhe und angrenzender Gärten, ca. 1831. A: Schlossgarten mit Lustschloss a, Wachhaus b, Schlossverwalterhaus c, B: Garten des Gastwirts Rapmund, C: 3) Gemüsegarten des Gärtners Hennecke, Kavalierhaus h, und Stallgebäude i, D: Pavillon im Lechlumer Holz.



Abb. 5: 127 Neu Nr. 402, f. 29, Rundtempel der Herzogin Philippine Charlotte, Zeichnung des Kammerbaumeisters Gotthard, ca. 1834.
Abb. 4: 39 Neu 25 Nr. 16, Vermessungsplan von E. H. Bruns mit Aufteilung des Schloss- und Parkgeländes in Parzellen zum Verkauf, 1834.



Abb. 6: ehemaliger Standort des Rundtempels im Lechlumer Holz, Foto Silke Wagener-Fimpel.

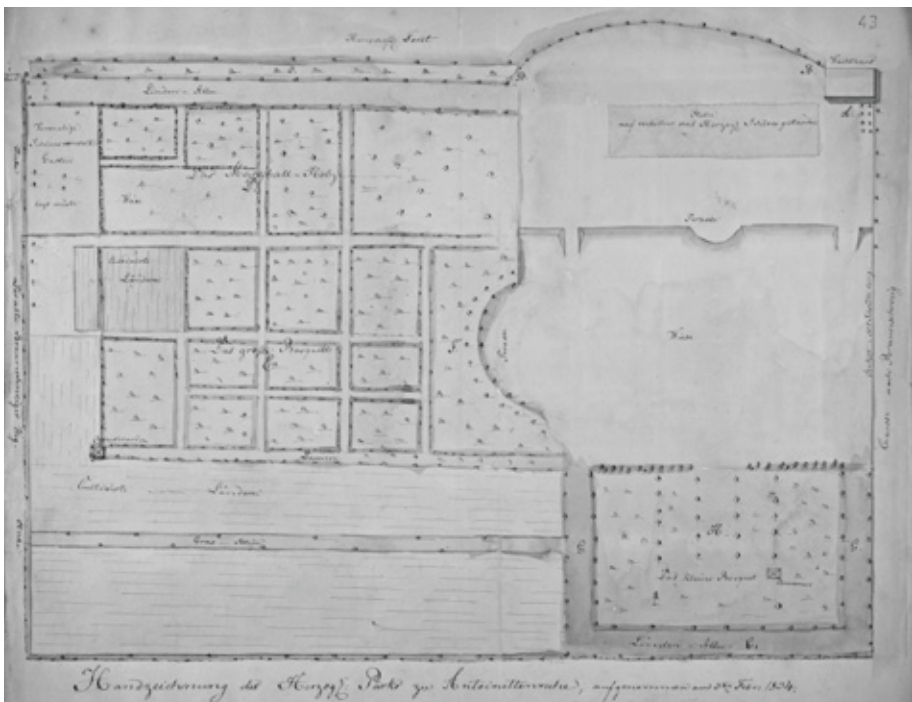


Abb. 7: 3 Neu Nr. 673, Bl. 43, Handzeichnung des herzoglichen Parks von Antoinettenruhe nach Abriss des Schlosses, 3.2.1834.



Abb. 8: 76 Neu Fb. 2 Nr. 2303: Forstgebäude Antoinettenruhe, 1836/37 aus den Überresten des Schlosses und Wachgebäudes erbaut.



Abb. 9: K 16949-1: Luftbild, 1939. Erkennbar ist das Kavalierhaus neben dem großen Saal. Auf der linken Seite sieht man das Areal des einstigen Schlossparks und den durch die Straßenführung des Forstwegs ausgesparten ehemaligen Standort des Schlosses.



Abb. 10: 62 Nds Zg. 47/1985 Nr. 3: Fotos der abgebrannten Gaststätte, im Hintergrund das erhaltene Kavalierhaus.



Die Braunschweigische Notariatsordnung von 1850 im Kontext.

Versuch einer kleinen Notarsgeschichte des Braunschweiger Landes – 2. Teil: Von der '48er Revolution bis 1961

von

Daniel Reupke

1. Einleitung

Folgend dem Jubiläumsjahr der Reichsnotarordnung (RNotO)¹ von 1512 soll der vorliegende Versuch² einer weniger bedeutenden, aber dennoch beachtenswerten Erscheinung in der deutschen notarrechtlichen Gestaltung gewidmet sein: der braunschweigischen Notariatsordnung von 1850. Zeichnete der erste Teil³ des Aufsatzes noch die Entwicklung von den Anfängen bis zur ,48er Revolution nach, so soll der nun folgende zweite Teil den Zeitraum bis 1961 abdecken. In jenem Jahr – vor einer halben Dekade – wurde die Bundesnotarordnung (BNotO) in ihrer Neufassung verkündet, welche allerdings in geringfügig anderer Form bereits 1937 – also vor rund 75 Jahren – als erste reichseinheitliche Regelung in Kraft trat. Dies setzt einen passenden Schlusspunkt für eine Betrachtung, die im Hochmittelalter begann und deren Hauptteil im Folgenden abgehandelt werden soll. Dabei wird nicht nur auf die Braunschweigische Ordnung an sich eingegangen, sondern es sollen auch die Veränderungen bis 1961 dargestellt werden, die Wirkung dieser Gesetzgebung auf ähnliche Vorhaben geprüft und wichtige handelnde Personen nähergebracht werden. Der nachfolgende Teil des Versuchs lässt aufgrund seines Umfangs die angekün-

-
- 1 Die als umfassender Jubiläumsband entstandene Publikation Mathias SCHMOECKEL; Werner SCHUBERT (Hg.): *Handbuch zur Geschichte des deutschen Notariats seit der Reichsnotariatsordnung von 1512*. Baden-Baden 2012 (Rheinische Schriften zur Rechtsgeschichte 17) konnte für diesen Beitrag leider nicht mehr vollständig ausgewertet werden. Eine Anzahl der dortigen Beiträge greift das Desiderat auch dieses Aufsatzes auf und beschäftigt sich detail- und kenntnisreich mit dem Notariat in den Provinzen. Für die vorliegende Betrachtung besonders relevant ist der Aufsatz von Stephan Meder: Hannover. Zur Geschichte des Notariats auf dem Territorium des heutigen Niedersachsens, S. 387-418.
 - 2 Um die Fußnoten zu entlasten werden die in der Einleitung angesprochenen Quellen- und Literaturangaben erst unter den relevanten Kapiteln aufgeführt. Im Text steht die Abkürzung „O“ für „Ordnung“, „NotO“ für Notarsordnung, „VO“ für „Verordnung“, „Art.“ für „Artikel“, Ziffern bezeichnen einzelne Abschnitte, LG bedeutet Landgericht, OLG bedeutet Oberlandesgericht.
 - 3 Der 1. Teil des Versuchs einer kleinen Notarsgeschichte des Braunschweiger Landes erschien im Braunschweigischen Jahrbuch 92 (2011), S. 167-187 und behandelte die Zeit bis 1848.

digte Kollektivbiographie außen vor, welche an anderer Stelle nachgereicht werden soll.⁴ Eine Zusammenfassung beider Teile wird den Schluss bilden.

2.6 (Fortsetzung) Die Justizreformen von 1850

Die elementaren Revolutionen⁵ des Jahres 1848⁶ trafen das Herzogtum Braunschweig nicht.⁶ Herzog Wilhelm (1806/1830-1884)⁷ hatte seit der Augustrevolution von 1830⁸ das Land in eine Phase behutsamer Modernisierung – eine ‚institutionelle Revolution‘ – geführt. Es gelangen Fürst und Regierung, während in Berlin, Dresden und Wien Barrikadenkämpfe tobten, durch konzilianten Umgang mit den Forderungen der einzelnen Gesellschaftsgruppen, die Ruhe im Land aufrechtzuerhalten. In den darauf folgenden Jahren mussten die offensichtlichen Missstände jedoch mit einigen Reformen bekämpft werden, die in Braunschweig schnell und mutig angegangen wurden. Politisch wurden dabei Teile der links stehenden Justiz (Hollandt, Lucius, Aronheim) durchaus geschont, worauf eine starke Homogenisierung der politischen und juristischen Führungsschicht des Herzogtums fußte. Zu den Braunschweiger Abgeordneten im Parlament der Frankfurter Paulskirche gehörten so auch der Rechtsanwalt und Notar August Hollandt⁹ und der Oberlandesgerichtsrat Gustav Langerfeldt (1802-1883)¹⁰. Insbesondere die nachhaltige Bauernbefreiung (seit 1834) und die 1863 eingeführte Gewerbefreiheit wirkten sich positiv auf Handel und Industrie aus.

4 Hier sei zunächst auf das Kapitel 1.6 von Thomas HENNE: Die Juristen in Braunschweig im 19. und 20. Jahrhundert – ein Beispiel. In: Joachim RÜCKERT; Jürgen VORTMANN (Hg.): Niedersächsische Juristen. Ein historisches Lexikon mit einer landesgeschichtlichen Einführung und Bibliographie. Göttingen 2003. S. XLVII-LV.

5 Zur Revolution von 1848 vgl. Wolfram SIEMANN: 1848/49 in Deutschland und Europa: Ereignis, Bewältigung, Erinnerung. Paderborn, u.a. 2006.

6 Gerhardt SCHILDT: Von der Restauration zur Reichsgründung (1815-1871). In: Horst-Rüdiger JARCK; Gerhard SCHILDT (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. 2. Aufl. Braunschweig 2001, S. 751-786, insbesondere S. 777-783.

7 Stefan BRÜDERMANN: Braunschweig-Lünburg, Wilhelm, Herzog von. In: Horst-Rüdiger JARCK (Hrsg.): Braunschweigisches biographisches Lexikon. 19. und 20. Jahrhundert [BBL 1996]. Braunschweig 1996, S. 95f.

8 Gerhardt SCHILDT: Von der Restauration zur Reichsgründung (1815-1871). In: JARCK; SCHILDT (wie Anm. 6), S. 772-777.

9 Thomas HENNE: August Christoph Theodor Hollandt. RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 155f.: Hollandt hatte in Göttingen Rechtswissenschaft studiert und war als Linksliberaler sowohl Mitglied des Vorparlamentes (mit Trieps) und des Paulskirchenparlamentes, als auch MdL und Präsident der Landesversammlung.

10 Markus KLEMMER: Gustav Anton Friedrich Langerfeldt. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 374; Karl Wilhelm MÜGEL: Gustav Anton Friedrich Langerfeldt. In: BBL 1997, S. 369f.: Langerfeldt war Sohn eines Textilfabrikanten und hatte Jura in Göttingen und Heidelberg studiert. Zunächst als Advokat und Notar tätig war er 1848 OLG-Rat, als er ins Paulskirchenparlament (rechtes Zentrum/Casino) gewählt wurde (neben dem Pfarrer Karl Heinrich Jürgens, Stadtoldendorf und dem Kaufmann Friedrich Stoll, Holzminden vgl. zu dem Abgeordneten des Paulskirchenparlaments Heinrich BEST; Wilhelm WEEGE: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Düsseldorf, 1996.), 1849 trat er als Innen- und Kultusminister in das Landesministerium ein.

Viele dieser Namen finden sich auch unter anderen als Mitglieder der neu gebildeten Justizkommission, unter denen zahlreiche der wechselnden Teilnehmer gleichzeitig Anwälte und Notare waren.¹¹ So gehörten ihr bekannte Juristen wie Hollandt, Rothschildt und Trieps für Braunschweig, sowie Schaper und Schulz aus Wolfenbüttel an.¹² Die Kommission sollte den Justizapparat des Landes reorganisieren und modernisieren, doch ihr Schwerpunkt lag zunächst auf der Taxordnung (TaxO), enthält doch der Schriftverkehr des Advokatenvereins meist nur Korrekturen bezüglich der Gebührenberechnung.¹³ Hinzu kam der Wunsch, die Anzahl der Notare auf die Hälfte der Advokaten eines Kreises zu beschränken; ein verändertes Landkaufverhalten im Braunschweigischen nach den Reformen zum bauerlichen Grundbesitz im Zuge der Bauernbefreiung senke auch die Bedeutung der Notare auf dem Lande.¹⁴

Zunächst wurde am 20. April 1848 das Gesetz über die Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Verfahrens beschlossen, welches zum 21. August 1848 in das neue Gerichtsverfassungsgesetz mündete: Das Obergericht in Wolfenbüttel bildete künftig drei Senate, die jeweils Berufungsinstanzen in Zivil- und Strafsachen (Geschworenengericht) waren. Für die Rechtsprechung vor Ort wurden zum 1. Juli 1850 25 Amtsgerichte errichtet. Diesen waren die Kreisgerichte als Berufungsinstanzen übergeordnet sowie das Stadtgericht in Braunschweig für Körperverletzung. Zum 28. Dezember 1850 entstand aus dem Kaufgericht ein Handelsgericht. Der Kassationsgerichtshof wurde aus den drei Senatspräsidenten und den vier ältesten Räten des Obergerichtes gebildet (31. Oktober 1850); zum 1. September 1855 wurde das Oberste Appellationsgericht aufgelöst und lediglich mit Schaumburg-Lippe blieb die Kooperation für letztinstanzliche Entscheidungen bestehen.¹⁵

Bereits am 1. Februar 1850 verabschiedete die Landesversammlung eine Advokatenordnung.¹⁶ Diese sah ein gemischtes System vor: Die Advokaten waren unbeschränkt, die Anwaltschaft beschränkt und abhängig von dem jeweiligen Gericht, wo stets Anwaltszwang herrschte. Es gab fünf Advokaten, die nur unter der Einführung eines Anwalts auftreten können, 14 Advokat-Anwälte für die unteren Instanzen und 60 Obergerichtsadvokaten;¹⁷ aus diesem Kreis rekrutierten sich auch künftige Notare.

11 StadtA BS, H III 6:15, Advokatenverein, Abt. II.

12 Entwurf einer Gebühren-Taxe für die Advokaten, Prokuratoren und Notare des Herzogthums Braunschweig. Braunschweig: Vieweg, 1847. S. 53. Stadtbibliothek Braunschweig I 13-262. Sie ist bereits im 1. Teil des Versuchs, S. 185-187 besprochen worden.

13 StadtA BS, H III 6:15, Advokatenverein, Abt. I C.

14 StadtA BS, H III 6:15, Advokatenverein, Abt. I D.

15 GVS 1848, S. 39; vgl. zu diesen Entwicklungen Herbert MUNDHENKE: Die Entwicklung der braunschweigischen Justizverfassung von 1814 bis 1877. In: Werner SPIESS (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte des Gerichtswesens im Lande Braunschweig (Oberlandesgerichtsbezirk Braunschweig). Braunschweig 1954 (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte, 14). S. 107ff.

16 NLA-StA WF Wolfenbüttel, 23 Neu 846; GVS 1850, Nr. 17. Eine umfassende Darstellung findet sich bei Reinhard HEINEMANN: Von der Advokaten- zur Rechtsanwaltskammer. Ein Beitrag zur Geschichte der braunschweigischen Rechtspflege. In: Braunschweigisches Jahrbuch 51 (1970), S. 122-159.

17 Alexander BRIX: Organisation der Advokatur in Preussen, Oesterreich, Sachsen, Oldenburg, Braunschweig, Baden, Württemberg, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Schweiz, Frankreich und England nebst einer Einleitung quellenmässig dargestellt. Wien, 1868, S. IX, 175-184.

Darauf folgte am 5. beziehungsweise 10. März 1850 das Gesetz zur Errichtung der Justizprüfungskommission mit Sitz in Wolfenbüttel (§ 2).¹⁸ Sie bestand aus einem Präsidenten und vier Mitgliedern, wobei zwei davon und der Vorsitzende aus dem Bereich der Obergerichte, einer aus dem Bereich der Obergerichtsadvokaten stammen mussten (Re-numeration: Präsident: 200RT, Mitglieder: 150 RT, Sekretär: 100RT; § 1). Nach § 5 waren die Zulassungsvoraussetzungen zur Prüfung, dass der Prüfling männlich, Braunschweiger, zwischen 21 und 25 Jahren alt, sowie, dass er *sich über sein sittliches Verhalten gehörig erweist*. Die erste Prüfung erfolgte über allgemeine Bildung und erforderliche Rechtskenntnisse und führte zum *candidatus iuris* (§ 4). Darauf folgte eine praktische Ausbildung: ein Jahr an einem Amts-/Stadtgericht, sechs Monate bei einem Staatsanwalt/Untersuchungsrichter, ein Jahr bei der Landesverwaltung/den Kommunalbehörden, sechs Monate bei einem Anwalt; danach konnte man Gerichtssekretär werden (§ 6). Innerhalb der nächsten fünf Jahre war nun ein Zeugnis über sittliches Verhalten beizubringen und die Zweite Prüfung anzuschließen, die das Ziel *der Befähigung desselben zu dem Amte eines Kreis-, Amts- oder Stadtrichters, eines Staats-Anwaltes, eines Advokaten oder Notars* hatte (§ 7). Die Prüfung, die Theorie und Praxis verbinden sollte, ermöglichte nach § 8 auch die Ernennung zum Advokat oder Notar. Höhere juristische Ämter (Obergericht, Kreisgerichts-Direktor, Oberstaatsanwalt, Substitut, Obergerichtsadvokat) waren jedoch an eine Dritte Prüfung gebunden, die *wissenschaftliche juristische Bildung und praktische Geschicklichkeit ... ermitteln* sollte und innerhalb von drei Jahren nach der Zweiten Prüfung abgelegt werden musste (§ 9). Das Nichtbestehen einer Prüfung hatte die vollständige oder zeitweilige Zurückstellung zur Folge, die Prüfungsgebühren (§ 11: Erste Prüfung: 8 RT, Zweite Prüfung: 12 RT, Dritte Prüfung: 16 RT) waren in jedem Fall zu zahlen. Transitorisch befähigten die früher abgelegten Notariatsexamina weiterhin zur Ausübung einer Notariatsstelle (§ 14).

Ein kultur- wie rechtsgeschichtlich spannendes Fundstück stellt die Prüfungsinstruktion (VO vom 27. November 1850)¹⁹ zu § 3 des eben beschriebenen Gesetzes dar, die hier stichwortartig zusammengefasst werden soll:

Allgemeines

§ 2 Prüfungskommission ist Kollegialorgan, mindestens drei Prüfer müssen anwesend sein, Präsidentenstimme entscheidet

§ 3 unterschiedliche Prüfungen nach Zweck der Kandidaten; zwei Prüfungen jährlich nach Ostern und nach Michaelis

Erste Prüfung

§ 4 Anmeldung vier Wochen vor Prüfungstermin

18 Carl BEGE; Wilhelm GOERTZ: Repertorium der Gesetz- und Verordnungssammlung für die Herzoglich-Braunschweigischen Lande. Fortgesetzt von Wilhelm Goertz. 7. Theil: 1. Jan. 1849 bis dahin 1853. Wolfenbüttel, 1854, S. 56; BRIX (wie Anm. 17), S.185-188; GVS 1850, Nr. 8. Vgl. auch die Darstellung von Reiner NICHTERLEIN: Ausbildung, Prüfung und Fortbildung der Juristen im Gebiet des Oberlandesgerichts Braunschweig. In: Rudolf WASSERMANN (Hg.): Justiz im Wandel. Festschrift des Oberlandesgerichts Braunschweig. Braunschweig 1989. S. 153-190, insbesondere S.159f.

19 BRIX (wie Anm. 17), S. 188-195.

§ 5 schriftlich mit Gesuch (Geburtsort und -datum, Stand und Wohnort des Vaters, Schulbildung und juristische Studien, Zulassungserklärung als Kandidat der Rechte, Wohnort des Prüflings und Datum; Nachweis als Untertan, des Alters, des sittlichen Betragens)

§ 6 bei mangelhaftem Antrag Nachfrist oder Zurückweisung

§ 7 bei Zulassung Besuch der Kommissionsmitglieder bis einen Tag vor der Prüfung durch den Kandidaten [sic!]

§ 9 dort werden Prüfungsort und -zeit genannt; Kommission bestimmt über Anzahl der Zulassungen

§ 10 Schriftliche Prüfung soll Fragen enthalten zu Gemeinem Recht, Gemeinen Prozessen, Rechtsgeschichte, Rechtsphilosophie, leichte Rechtsfälle, die teils lateinisch, teils deutsch zu beantworten oder entscheiden sind, Fundstellen aus dem Corpus juris civilis oder canonici sind zu erklären, Einzelzimmerarbeit mit Abgabefrist unter Aufsicht, Fragen für alle Prüflinge gleich; Antwort, Entscheidung oder Erklärung in der Sprache der Aufgabe und nummeriert auf der rechten Hälfte eines Papiers im Folioformat zu schreiben ohne Hilfen oder Literatur; Abgabe mit Name und Datum, Termin für mündliche Prüfung, Prüfungsprotokoll

§ 11 Zirkulargutachten

§ 12 Mündliche Prüfung in deutscher Sprache, um *zu erforschen* [...], *ob dieselben* [die Kandidaten] *gute natürliche Fähigkeiten und eine gesunde Beurteilungskraft besitzen, auch deutliche und zusammenhängende Kenntnisse in der Theorie der Rechtsgelehrsamkeit sich erworben haben*; Prüfungsprotokoll

§ 13 nach Mitgliedsgutachten gemeinschaftliches Zeugnis; Notenstufen: vorzüglich, gut, hinlänglich, evtl. mit A./B. abgestuft; Zustellung

§ 14 bei Nichtbestehen und Hoffnung auf Besserung Nachprüfung innerhalb ein bis zwei Jahren, bei weiterem Nichtbestehen endgültig durchgefallen

Zweite Prüfung

§ 15 innerhalb von fünf Jahren nach der Ersten Prüfung und nach dreijähriger praktischer Ausbildung, Zeugnis über Fleiss und sittliches Verhalten ist vorzulegen

§ 16 Prüfungsaufgabe besteht in einer Zivil- oder Kriminalsache zur prozessualen Parteischrift/Verteidigungsschrift, oder Verschriftlichung eines mündlichen Plädoyers, in einer Zivil- oder Kriminalsache zur Entscheidung und Erörterung, sowie Aufnahme eines Gutachten oder eines Aktes als Hausarbeit innerhalb von drei Monaten

§ 17 Literarische Hilfsmittel, Reinschrift im Folioformat mit Inhaltsverzeichnis, paginiert, geheftet mit Eidesstattlicher Versicherung

§ 18 Gutachten der Kommissionsmitglieder

§ 19 Zurückweisung oder Nachfrist bei Nichtbestehen

§ 20 bei Bestehen weitere Prüfung, weiterer Aktenkurzvortrag mündlich

§ 21 freier Vortrag, Fragen bei mündlicher Prüfung

§ 22 weitere mündliche Prüfung über praktische Fähigkeiten, die über die bisherigen schriftlichen Ausarbeitungen hinausgehen

§ 23 Prüfungsprotokoll

Dritte Prüfung

§ 24f. schriftliche Arbeit über eine Civil- oder Kriminalsache innerhalb von drei Jahren nach der Zweiten Prüfung, Frist auf zwei Monate in Wolfenbüttel, Prüfung zielt auf hohe Kenntnisse und besondere Leichtigkeit und Sicherheit im Umgang mit der Materie

§ 27 Transitorisch werden alle bestehenden Prüfungsverfahren auf die zweite Prüfung umgestellt

Gegenüber Preußen gibt es die Besonderheit, dass keine Öffentlichkeit der Prüfung vorgesehen ist (AB 1), eine Prüfungskommission definiert ist (wechselt in Preußen je nach Prüfungsinstanz (AB 2f.), nicht mehr als vier Kandidaten pro Termin (AB 4) geprüft werden, deutsche und lateinische Sprache (BB A1) gefordert wird, eine Ausbildung bei Kommunalbehörden möglich ist (BB A3), es einen gemeinrechtlichen Schwerpunkt gibt (BB B2), nur Prüfungsfälle gegeben werden (BB B3), die praktischen Stationen weniger genau definiert sind (BB C2) und ein wissenschaftlicher Anspruch (E1 2b) erhoben wird; auch differieren einzelne Fristen.²⁰ Dies führt zu dem Schluss, dass die Braunschweiger Prüfung, ohne weiter dafür eine Ursache finden zu können, als besonders anspruchsvoll gelten darf, jedoch den Prüfern auch einen großen Spielraum hinsichtlich Ablauf und Bewertung gab, was bei der indigenen Rekrutierung des juristischen Personals im Herzogtum problematisch gewesen sein könnte.

Des Weiteren legte die Justizkommission 1849 den Entwurf zu einer Notariatsordnung vor, der durch Drucke bei Vieweg (welcher Kommissionsmitglied war, s. u.) schnell verbreitet wurde. Der sehr umfangreiche Entwurf, der mit der wenige Monate später beschlossenen, gekürzten Ordnung in weiten Teilen übereinstimmte, soll im Folgenden in Auszügen bzw. Stichworten wiedergegeben werden:

Titel I Von den Notaren und ihrem Amte

§ 1 *Die Notare sind die ausschließlich mit der freiwilligen Gerichtsbarkeit beauftragten öffentlichen Beamten. Ausgenommen ist das Hypotheken- und Depositenwesen.*

§ 2 *Das Amt eines Notars ist lebenslänglich. Von dem ihm bei der Anstellung anzuweisenden Wohnsitze und speziellen Geschäftsbezirke kann er ohne seine Zustimmung nicht versetzt werden.*

§ 3 *Die Notare dürfen, wenn sie zu einer den Gesetzen nicht widerstreitenden Amtshandlung von dispositionsfähigen Personen aufgefordert werden, dieselbe nicht verweigern, widrigenfalls sie den Requirenten für den Schaden haften, und nach den von der Notariatskammer zu begutachtenden Umständen auch strafbar sind. Außerhalb ihres Bezirks sind sie ihre amtliche Thätigkeit auszuüben nur befugt.*

§ 4 *Der Notar muß an dem ihm angewiesenen Orte wirklich wohnen, von jeder über 3 bis zu 14 Tagen dauernden Entfernung aus seinem Bezirke der Notariatskammer durch deren in seinem Kreise wohnendes Mitglied Anzeige machen, zu einer längeren Entfernung aber bei Herzoglichem Staatsministerium um Urlaub nachsuchen.*

§ 5 *Der Notar darf mit Ausnahme der Nogoizirung von Kapitalen und Grundstücken weder Nebengeschäfte betreiben, noch ein Amt annehmen. Ausnahmsweise, wenn örtliche*

20 BRIX (wie Anm. 17), S. 31-45.

Verhältnisse solches im Interesse des Publikums angemessen erscheinen lassen, und die Notariatskammer dafür stimmt, wird Herzogliches Staatsministerium einem Advokat-Anwalte oder einem Justizbeamten, letzterem jedoch nur für Rechnung des Staas, das Notariatsamt übertragen bis sich für den Bezirk ein zur ausschließlichen Ausübung des Notariats Geeigneter meldet.

Titel II Ernennung

§ 6 Ernennungsvoraussetzungen sind die Braunschweigische Staatsbürgerschaft, die Vollendung des 25. Lebensjahres und das Bestehen der Zweiten Staatsprüfung

§ 7 sowie ein Gutachten durch Notariatskammer; Ernennung durch den Landesherrn

§ 8 Eid vor dem Kreisgericht: *Ich schwöre, daß ich das mir übertragene Amt eines Notars in Gemäßheit der bestehenden Gesetze und Verordnungen mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit ausüben will, so wahr mir Gott helfe.*

Hinterlegung von Unterschrift und Dienstsiegel

§ 9 Zahl der Notare nach *Bedürfnissen des Publikums*

Titel III Notariatsurkunden

§ 10 Verbot von Verwandtenakten

§ 11 [als 10 in der Quelle gekennzeichnet] Zeugenzwang oder zweiter Notar

§ 12 der Vertragsparteien müssen Identität nachweisen

§ 13 Inhalte der Urkunde:

1) *Vor- und Zunamen des Notars, sein Amt und seinen Wohnsitz;*

2) *Vor- und Zunamen der Zeugen oder des zweiten Notars, Stand oder Gewerbe und Wohnort derselben;*

3) *Vor- und Zunamen, Stand oder Gewerbe und Wohnort der Parteien;*

4) *Tag, Monat und Jahr der Aufnahme der Urkunde;*

5) *die geschehene Aufforderung des Notars zur Aufnahme der Urkunde, von wem sie ergangen, sowie das Nichtvorhandensein der §. 10 und 11 erwähnten Verwandtschaft oder Schwägerschaft des Notars, der Zeugen oder des zweiten Notars mit den Parteien.*

§ 14 Abfassung in Fließtext

§ 15 Verlesung der Urkunde; Unterschriften, *Schreibens unkundigen Parteien aber [...]* unterkreutzen

§ 16 Zusätze nur an den Seiten des Instruments

§ 17f. Beglaubigungen und Wechselproteste

§ 19 Aufbewahrung und Einregistrierung von Testamenten

§ 20 Erstellen von Ausfertigungen

§ 21 so aufgenommene Urkunden sind *öffentliche Urkunden*

Titel IV Register und Verzeichnisse

§ 22 Register aller Urkunden, Aufbewahrung von Testamenten *in einem eisernen Kasten*

§ 23 Form des Registers als chronologisches Verzeichnis worin unter fortlaufender Zahl die Namen der Parteien, ihr Wohnort, der Gegenstand der Urkunde und die Zeit der Aufnahme zu bemerken sind; zur Prüfung an die Notariatskammer in der ersten Jahreswoche

§ 24 Notar oder seine Erben müssen Akten, Testamente und Siegel an die Notariatskammer übergeben

Titel V Testamente

§ 25f. Eröffnung von Testamenten auf Depositenschein, Protokoll der Verlesung, Eintragung in das Register

Titel VI Stempelpapier

§ 27-29 Formalia des Stempelpapieres

Titel VII Gebühren

§ 30 Notar darf Gebühren laut Taxordnung erheben und kostenfrei betreiben, über Streitigkeiten entscheidet die Notariatskammer

Titel VIII Amtsführung

mit Geldstrafen von 1 bis 100 Talern werden Verstöße gegen die ordnungsgemäße Amtsführung (§ 31), gegen die Registerführung (§ 32) und das Verlassen des Amtssitzes (§ 33) geahndet, ebenso die Nichtbenutzung des Stempelpapiers; Notar haftet aus seiner Tätigkeit (§ 31)

Titel IX Amtsentlassung und -aussetzung

§ 35 über Entlassung und Suspendierung entscheidet das Appellationsgericht

Titel X Notariatskammer

§ 36 Notariatskammer vertritt alle Notare, diese ist dem Staatsministerium unterstellt

§ 37 Aufgabenbereiche der Kammer: Disziplinargewalt, Schiedsstelle (zwischen Notaren und gegenüber Dritten), Gutachten über Kandidaten und bei Gebührenerhebung

§ 38 Disziplinarmaßnahmen: Warnungen, nicht öffentlicher Verweis, Geldstrafen bis zu 100 Taler, öffentlicher Verweis, Androhung der Suspendierung

§ 39 Kammer hat neun Mitglieder und ebenso viele Stellvertreter, drei aus dem Kreis Braunschweig, zwei aus dem Kreis Wolfenbüttel und je einen aus den anderen Kreisen

§ 40 Mitglieder wählen die Notare des jeweiligen Kreises, deren Stellvertreter aus allen Kreisen, mit absoluter Mehrheit auf drei Jahre, wobei die Hälfte der Notare eines Kreises anwesend sein müssen, unentschuldigtes Fehlen zieht 5 Taler Strafe nach sich, Wahl kann bei Wiederwahl abgelehnt werden, im Todesfalle erfolgt Neuwahl

§ 41 dreijährige Wahlperiode, Wahltermin sechs Wochen vor ihrem Ende

§ 42 Kammer wählt mit absoluter Mehrheit aus ihren Mitgliedern: Vorsitzenden, Stellvertreter, einen Schriftführer, einen Kassenführer

§ 43 Vorsitzende beruft Versammlungen ein und leitet diese, er überwacht alle Dienstgeschäfte, Verzeichnisse und den Schriftverkehr

§ 44 Kammer ist beschlussfähig, wenn mindestens fünf Mitglieder anwesend sind und entscheidet mit absoluter Stimmmehrheit; bei Stimmgleichheit gibt in Disziplinarstrafsachen die gelindere Meinung, ansonsten der Vorsitzende den Ausschlag

§ 45 Kammer zeigt Strafsache dem Oberstaatsanwalt an

§ 46 Versäumen von Versammlungen wird mit einer Strafe von 2 bis 5 Talern geahndet

§ 47 Jahresversammlung zur Entlastung des Vorstandes und für allgemeine Besprechungen, Versammlungsprotokoll geht an die Behörden

§ 48 Notare müssen Kammerbeschlüssen Folge leisten, Zuwiderhandlungen können behördlicherseits verfolgt werden

§ 49 Kammer führt ein Siegel, genießt Portofreiheit und kann in einem staatlichen Gebäude ein Archiv einrichten

§ 50 Kosten der Kammer werden durch beitreibbare Mitgliedsbeiträge und Strafgebühren bestritten

Titel XI Transitorische Bestimmungen

§ 51 Ausscheidungszwang von Notaren zur Erfüllung der Normzahl: Alter und Ortsgebundenheit, sowie das Los entscheiden

§ 52 ausscheidende Notare haben ein Vorzugsrecht auf die Patente der verbliebenen Amtsinhaber

§ 53 bis zur Publikation abgelegte Prüfungen bleiben gültig

§ 54 die Kreisgerichtsdirektoren prüfen, welche Notare im Amt verbleiben sollen

§ 55 alle anderen müssen Akten und Siegel abgeben

§ 56 Inkrafttreten vier Wochen nach der Publikation

§ 57 sofortiges Erlöschen aller früheren Regelung.

Verglichen mit den in diesem Beitrag bereits ausreichend beschriebenen, vorbildlichen Ordnungen aus Alt-Braunschweig, Frankreich, Westfalen und dem rheinischen Preußen fallen keine herausragenden Besonderheiten auf. Vielmehr tendierten Entwurf und verabschiedete NotO dazu, aus diesen Vorbildern die wichtigsten Punkte wiederaufzunehmen und in einer bemerkenswerten Genauigkeit aufzuführen.

Genauso wie die Braunschweigische Notariatsordnung von 1850 einen Schlusspunkt unter die Rezeption des alten Rechts setzt, ist sie auch in der Ausgestaltung für die Zukunft klar. Erwähnt sei, dass die Notare öffentliche Beamte waren (§ 1), die neben den Gerichten mit derselben Vollstreckbarkeit Urkunden ausfertigen durften (§ 21). Die Kopplung der Anzahl von Notarstellen an die Einwohnerzahl (§ 9) war bereits im *Loi Ventôse* (Art. 31) und der Westfälischen Ordnung (2.1.31) angelegt; die rigorose Streichung von Stellen ist jedoch bemerkenswert (§ 51), wie die Anzahl der Amtsinhaber immer ein Streitpunkt bleiben sollte. Auch war das Notariat mit der Advokatur vereinbar (§ 5), was Beleg für die Vermischungen in der Braunschweiger Ordnung ist und den Bereich liberale Wirtschaftsordnung und auskömmliche Lebenshaltung berührt; das Nur-Notariat französischer Prägung war bereits in der Restauration aufgeweicht worden (VO vom 21.04.1814, besprochen an der entsprechenden Stelle des 1. Teils dieses Versuchs). Während die Anforderung einer akademischen Ausbildung (§ 6) ebenfalls der westfälischen (2.2.43) und altbraunschweigischen Ordnung folgte, ist in der neuen Rechtsetzung zwar die Ernennung durch den Landesherrn, jedoch kein Eid auf diesen oder die Landesverfassung vorgesehen (§ 9). Gebührenhöhen wurden nun nach einer Taxordnung (§ 30) festgelegt und nicht nach der Üblichkeit wie noch 40 oder 100 Jahre zuvor. Die Vorgaben zur Form der Urkunden (Titel III) rezipieren eindeutig die präzisen Vorschriften des Königreichs Westfalen, Registerführung und Testamentsbehandlung (Titel IV und V) zeigen französische Vorbilder, tendieren aber auch zu den knappen Vorgaben der Ordnung von 1752 (7.); hier wäre der Rekurs auf eine eigene, überkommene Rechtsordnung genauso mitzudenken, wie die Bedeutung des napoleonischen Code Civil für das Testamentsrecht.

Herauszustellen ist die Gründung der Notarskammer als Standesorganisation (Titel X), deren Aufgaben klar definiert werden, darunter fiel besonders die Wahrnehmung der Disziplinar Gewalt (§§ 32-34), die erst bei schwerem Vergehen auf die Justizbehörden überging (§ 35). Zu ihren Aufgaben zählten aber auch die Prüfung der Register und die Entgegennahme der Aktenbestände eines verstorbenen Notars (wie 1752), sowie gutachterliche Tätigkeiten in Ernennungs- und Gebührenfragen, was ihr eine ausgesprochen

wichtige Stellung gab. Gerade bei der Kammer ist auffällig, dass sie auf der einen Seite mehr Aufgaben wahrzunehmen hatte, als in Frankreich üblich und sich hier eher nach der alten westfälischen Ordnung orientiert. Gegenüber dieser waren auf der anderen Seite ihre Organe jedoch weniger stark demokratisch legitimiert (vgl. 4. Titel des Dekrets vom 17. Februar 1809, besprochen an der entsprechenden Stelle des 1. Teils dieses Versuchs). Neu sind schlussendlich die Vorschriften zu den Stempelbögen (Titel VI), was mit veränderten steuerlichen Bestimmungen zu tun hatte.

Im Falle der NotO bestand die Justizkommission aus Degener, Rhamm, Schmid, v. Schmidt-Phiseldeck, Trieps und Vieweg²¹, also zum größten Teil aus entsprechend ausgebildeten Juristen mittleren Alters, die teilweise bereits auch praktisch als Anwälte oder Notare gearbeitet hatten. Der Kommission lag ein Entwurf²² seitens des Staatsministeriums vor, der durch Stellungnahmen der Kreisverwaltungen und der Gerichte aller Instanzen ergänzt wurde und der gegenüber dem Erstentwurf bereits auf 42 Paragraphen gestrafft worden war.²³ Die Motivation der Vorschriften geht aus dem Bericht der Kommission vor dem Landtag am 17. Februar 1850 hervor:²⁴ Diese stellte zunächst fest, dass die momentan auf der RNotO von 1512 und diversen Reskripten der Zeit der Restauration fußende Rechtslage lediglich *transitorischen und provisorischen* Charakter habe.²⁵ Anzustreben sei explizit eine dem französischen *Loi Ventôse* folgende Regelung.²⁶ In der Folge wurde sich mit zwei

21 NLA-StA WF, 23 Neu 846, f. 58. Zu den Mitglieder der Kommission vgl. Thomas HENNE: Eduard Karl Friedrich Wilhelm Rhamm. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 404; Friedrich Wilhelm MÜLLER: Eduard Karl Friedrich Wilhelm Rhamm. In: BBL 1996, S. 485f.: (1808-1891) stammte aus einer Juristenfamilie und hatte in Göttingen und Heidelberg studiert. Als gemäßigter Liberaler war er seit 1848 MdL, seit 1848 arbeitete er am Amtsgericht Calvörde, später war er Präsident des Obergerichts und gutachterlich tätig. – Susanne SCHOTT: Albert Schmid. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 415; Erich TÖPPERWIEN: Albert Schmid. In: BBL 1996, S. 529; Wolfgang ZSCHACHLITZ: Vom Hochverräter zum Chefpräsidenten: Albert Schmid, der erste Oberlandesgerichtspräsident. In: WASSERMANN (wie Anm. 18), S. 314-327: (1812-1891) studierte als Pfarrerssohn Rechtswissenschaft in Göttingen. Politisch links-liberal machte er juristisch eine typische Karriere vom Anwalt über das Richteramt zum ersten OLG-Präsidenten (1879). – Ulrich MEYER-HOLZ: Jakob Peter Eduard Trieps. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 181-184; Joachim SCHMID: Jakob Peter Eduard Trieps. In: BBL 1996, S. 614: (1811-1884) erhielt als Sohn eines Korbmachers frühzeitig staatliche Förderung, die ihm das Studium in Göttingen und Jena ermöglichte. Er war nach Tätigkeit als Advokat und Notar zunächst Obergerichtsrat und Präsident des Obergerichts in Wolfenbüttel, dann Minister für Justiz und Kultus, als welcher er sich um die Umorganisation der Justizwesen vor dem GVG von 1879 (Lösung einer großartigen nationalen Aufgabe vgl. Motivation der NotO, die in einer Reichsvereinheitlichung aufgehen sollte) und dem Entwurf des Regentschaftsgesetzes in den 1870er Jahren bedeutende Verdienste erwarb. Er arbeitet darüber hinaus an den Obergerichten von Hamburg und Lübeck und bei dem Entwurf des Handelsgesetzbuches für den Deutschen Bund. – GABRIELE HENKEL: Hans Heinrich Eduard Vieweg. In: BBL 1996, S. 629: (1796-1869) um den es sich hier vermutlich handelt, war Sohn des gleichnamigen Verlegers und dementsprechend Herausgeber und Publizist, 1848 bis 1867 auch MdL. – Susanne SCHOTT: Wilhelm Justus Eberhard v. Schmidt-Phiseldeck In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 416: (1769-1851) hatte noch in Helmstedt studiert und war danach Verwaltungsbeamter. Aufgrund seines beschriebenen Alters und Gesundheitszustandes ist es möglich, dass es sich nicht um diesen Schmid-Phiseldeck handelt, es ist jedoch der einzige mit zutreffenden Lebensdaten. – Das Kommissionsmitglied Degener ist vermutlich der gleichnamige Blankenburger Advokat, vgl. HEINEMANN (wie Anm. 16), S. 123.

22 NLA-StA WF, 23 Neu 846, f. 27-31v.

23 Die Abstimmungsvorlage ist abgedruckt ebd., f. 27-33.

24 Ebd., f. 47-58.

25 Ebd., f. 49.

26 Ebd., f. 3, 49f.

Hauptfragen beschäftigt, nämlich, ob ein entsprechendes Nur-Notariat in Braunschweig eingeführt werden könne und ob den Notaren eine eigene, disziplinierende Selbstverwaltung überlassen werden dürfe.²⁷ Überlegungen bezüglich der Einkommensmöglichkeit von Nur-Notaren, der Abgrenzung deren Geschäftstätigkeit von den Beurkundungskompetenzen der Stadt- und Landgerichte beziehungsweise der zivilen und der streitigen Gerichtsbarkeit, sowie mögliche Einnahmeverluste der Staatskasse führten in der Abwägung zu einer Ablehnung des französischen Modells für das Herzogtum. Vielmehr wollte man auf Signale *durch die Gründung und Entwicklung eines deutschen Bundesstaates* [sic!] warten.²⁸ Dennoch sollten die ausgefertigten Urkunden der als Beamte anzusehenden Notare vollen öffentlichen Glauben wie die der Gerichte besitzen und in einer vereinheitlichten Form ausgestellt werden.²⁹ Zur Aufnahme von Testamenten sollten auch die Notare unter vereinfachten, an die französische Gesetzgebung des Code civil angelehnten Bedingungen berechtigt sein.³⁰ Den Notaren sollten Nebengeschäfte in beschränktem Maße wie das *Negociierung von Capitalien* oder das Bekleiden von Gemeindeämtern erlaubt sein.³¹ Die Aufsicht müsse jedoch durch die Kreisgerichte und nicht durch die Kammer gewährleistet werden,³² da eine Notariatskammer mit den Kompetenzen nach dem *Loi Ventôse* auch an die unabhängige Stellung der Notare gebunden sei, die ja bereits verneint wurde.³³ Damit wurde der sehr innovative, französisch inspirierte Entwurf durch die (lokalen) Gegebenheiten verwässert, wobei der Blick auf die Bedürfnisse der Bevölkerung offenbar gewollt und notwendig war. Insgesamt wirkt die zur Abstimmung vorgelegte Ordnung damit wie ein Kompromiss, durchaus auch wie ein erneutes Provisorium, was von der Kommission implizit bedauert wurde. Schließlich wurde dem Beschluss der nachdrückliche Wunsch nach einer Fortentwicklung auf der Basis der NotO – hin zu einer stärkeren Trennung von freiwilliger und streitiger Gerichtsbarkeit – beigegeben.³⁴ Die ebenfalls in diesem Zusammenhang diskutierte Taxordnung ist bereits im ersten Teil des Versuchs besprochen worden. Sie wurde mit Beschluss zum 13. März 1850 zurückgestellt und die Beratungen nicht wieder aufgenommen, so dass alles beim Alten blieb.³⁵

Während die parlamentarischen Verhandlungen eine insbesondere juristische Komponente zeigen, offenbart die publizistische Diskussion auch praktische Fragen: So wurde im Braunschweigischen Magazin öffentlich ein Schlagabtausch um diese Themen ausgetragen, der sich besonders spannend und durchaus fundiert darstellte: Im Spätherbst 1849 argumentierten dort nämlich der Wolfenbütteler Amtsassessor Matthiae, die Anwälte und Notare Huch, Markworth und Rothschildt sowie ein Diskutant A.B. aus H. auf einem teilweise hohen, wissenschaftlichen Niveau über die Frage, ob die Freiwillige Gerichtsbarkeit künftig den Notaren oder diesen und den Amtsgerichten gleichermaßen überlassen

27 Ebd., f. 49v.

28 Ebd., f. 50-52.

29 Ebd., f. 52, 54r.

30 Ebd., f. 55f.

31 Ebd., f. 53v.

32 Ebd., f. 57v.

33 Ebd., f. 52v.

34 Ebd., f. 52, 81.

35 Ebd., f. 89.

werde solle. Entsprechend der Personenkonstellation fiel auch die Frontstellung aus. Matthiae bestand auf einem Verbleib der Beurkundungskompetenz bei den niederen Gerichten, wo sie traditionell angesiedelt sei. Diese würden juristisch kompetentere und preislich günstigere Arbeit verrichten und wären durch die Bevölkering besser zu erreichen. Die Notare könnten nur auf unbeeidigte und abhängige Schreiber und Zeugen zurückgreifen, an den Gerichten arbeitete jedoch unabhängiges und verbeamtetes Personal, was gerade für die Aufnahme von Testamenten unabdingbar sei. Auch sei durch den *mit eichenen Thüren und drei festen Schlössern versehene[n] Depositenschrank* die sichere Aufbewahrung der Urkunden gewährleistet. Dem entgegen hielten die Notare, dass Privatinteressen auch in Privathände gehörten und die Bauern ohnehin *eine Scheu* vor den Beamten und Gerichten hätten; Huch sah den Notar sogar als eine Art Dienstleister gegenüber seinen Kunden, im Gegensatz zu den Richtern, deren Hauptaufgabe schließlich die Rechtsprechung sein sollte. Bei beiden bestehen ähnliche Prüfungsvoraussetzungen, bei beiden gäbe es ein Aufsichtsgremium (vorgesetztes Gericht oder Kammer) und die Unterschiede in den Gebühren seien eine Ansichtssache. Auch die Aufbewahrung der Urkunden sei kein Problem, da viele Notare bereits Stahlschränke besäßen, die feuersicherer seien als der Depositenschrank des Stadtgerichts. A. B. schloss seine Ausführung mit einem abgewandelten Bibelzitat (1. Thess. 5, 21): *Darum prüfet Alles, ihr Bürger und Bauern in der Ständeversammlung, und das Beste behaltet*.³⁶

In den Sitzungen vom 23. und 28. Februar wurde zunächst der Entwurf *mit großer Majorität angenommen*, sodann die Änderungen und weitere Anträge sukzessive abgearbeitet und weitgehend angenommen.³⁷ Ein besonderes Wort sei hier über das Dienstseigel verloren: Dieses solle *in der Mitte ein Roß und im Kreise um dasselbe* [den] *Vor- und Zunahmen des Notars mit der Bezeichnung: Herzogl. Braunsch. Notar in (Wohnort:)* führen.³⁸ Der so beschlossene Entwurf wurde daraufhin dem Staatsministerium vorgelegt, das vor allem eine Schärfung der Formulierung in § 18 betreffend den öffentlichen Glauben der Urkunden forderte, welche schon als Urkunde selbst nicht erst als Ausfertigung entsprechende Eigenschaft haben sollte.³⁹ Am 13. März wurde nach der geforderten Abänderung des Paragraphen die gesamte Notariatsordnung angenommen. Die NotO wurde zum 19. März beschlossen und am 15. April 1850 veröffentlicht.⁴⁰ Den rein rechtlichen Regelungen folgte bald auch die praktische Anwendung: Bemerkenswert ist, dass bereits wenige Monate nach den neuen Justizgesetzen ein Formularbuch für die Notarskanzleien⁴¹ gedruckt wurde. Dabei wurde direkter Bezug auf den neuen Rechtsrahmen genommen (z. B. Siegelvorschriften bei Hinzuziehung eines zweiten Notars), der ein solches Werk notwendig machte. Dieses Buch wurde nach Beratung vom 29. Juni 1850 durch den Advokaten-Verein herausgegeben, die entsprechend vorgedruckten Formulare waren

36 Braunschweigisches Magazin v. 6.10.1849 Nr. 40, S. 316-320; 13.10.1849 Nr. 41, S. 321-327; 27.10.1849 Nr. 43, S. 337-347; 10.11.1849 Nr. 45, S. 357-364; 1.12.1849 Nr. 48, S. 380-383; Zitate S. 319, 323, 347.

37 NLA-StA WF, 23 Neu 846, f. 77-80.

38 Ebd., f. 82v.

39 Ebd., f. 87.

40 BEGE; GOERTZ (wie Anm. 18), 7. Theil, S. 56; GVS S. 259-268, Nr. 18.

41 Formulare zu Notariatsverhandlungen nach Massgabe d. Notariats-Ordnung vom 19. März 1850. [Braunschweig] 1850. S. 2; zu finden in Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (im folgenden HAB) M: Re 49 (4).

bei Krampe zu 7 Gutegroschen mit individuellem Titelblatt (Name des Notars, usw.) erhältlich. Nicht nur, dass damit das gedruckte Formular ungewöhnlich früh in die Braunschweiger Schreibstuben Einzug hielt (USA etwas später, Preußen um 1890). Auch ist der Stil der Formblätter beachtlich modern und praxisorientiert: Der bislang übliche geschachtelte Kanzleistil war nur selten anzutreffen, die Sätze waren bestenfalls mittellang, die Wortwahl klar und sachlich ohne jede Fremdwörter. Die Seiten 14 bis 16 des Formularbuches enthalten eine übersichtliche Form der Taxe von 1847, wobei für die Notare hervorgehoben wird, dass bare Auslagen nach Nr. 25 bis 27 der Anwaltstaxe vergütet werden sollen und die einzelne Seite einer Urkunde ein Viertel der vollen Gebühr kostet, während das Honorar pro Fall nicht unter einer halben Bogengebühr fallen darf.

2.7 Die Wirkung der Braunschweigischen NotO auf Notariatsordnungen im Niedersächsischen und die reichsweiten Vereinheitlichungsversuche

Stellt man die Bedeutung der Braunschweigischen NotO von 1850 in Rechnung, so müsste man annehmen, dass sie Einfluss auf die nachfolgenden Rechtsetzungen dieser Art in Deutschland hatte. Eine Bewertung dieser These ist zunächst schwierig, da für viele deutsche Kleinstaaten die Aufarbeitung der nur als Quellen vorliegenden Gesetze und Verhandlungen noch nicht oder nur unzureichend geschehen ist. Der Umfang dieses Beitrags lässt jedoch weitere umfangreiche Quellenstudien nicht zu, so dass hier vor allem auf Sekundärliteratur zurückgegriffen werden muss. Bei dieser Betrachtung stehen natürlich die Staaten Norddeutschlands im Vordergrund, die zeitnah eigene Notariatsordnungen erließen.

In diesem Zusammenhang wäre zunächst das Königreich Hannover zu nennen: Bereits 1834 wurde hier ein Stempelgesetz erlassen,⁴² dass seinerseits auf die im ersten Teil dieser Darstellung (S. 185) dargestellte Diskussion um Scholz' Vorschlag zu einer Gebührenordnung in Braunschweig Einfluss gehabt haben dürfte. Gemäß dem Gerichtsorganisationsgesetz vom 8. November 1850 wurde am 18. September 1853 für das Königreich eine sehr ausdifferenzierte NotO mit 85 Paragraphen beschlossen.⁴³ Die zeitgenössischen Kommentare von Bojunga und Schrader⁴⁴ geben neben dem Gesetzestext auch die Regierungsmotive und die Antworten der Ständeversammlung wieder. Auch wenn sich hier keine Hinweise auf die Braunschweiger Ordnung finden lassen, so kann man bei der zeitlichen Nähe davon ausgehen, dass ein wichtiger Anstoß aus dem kleinen Nachbarstaat kam und dessen Gesetzgebung in Hannover rezipiert wurde. Dennoch werden in den genannten Schriften unter Hinweis auf die territoriale Heterogenität des Königreiches lediglich Bezüge zu den hessisch-hanauischen und kurbraunschweigischen NotO genannt, des Weiteren das Preußische Landrecht und die Preußische Gerichtsordnung als Einflüsse herausgehoben.⁴⁵

42 Georg Andreas Friedrich SCHRADER: Notariats-Ordnung für das Königreich Hannover vom 18. September 1853 mit erläuternden und kritischen Bemerkungen auch Anlagen A. bis C., enthaltend: Protocoll-Formulare, Auszug aus dem Stempelgesetze und Gebührentaxe für die Notare. Hannover 1854. S. 89-100.

43 NLA-HStA Hannover, Hann 173 Acc. 30/87 Nr. 313f.

44 J. C. A. BOJUNGA: Die Notariatsordnung für das Königreich Hannover. Hannover 1853; Schrader (wie Anm. 42).

45 BOJUNGA (wie Anm. 44), S. 6, 12, 16, 22; SCHRADER (wie Anm. 42), S. 17-20.

Das Großherzogtum Oldenburg als nächst größerer Staat im Niedersächsischen hatte das Notariat nach 1815 vollständig abgeschafft. Die Beurkundungen wurden von den Gerichten und den Ortsvorstehern geleistet. Das Staatsgrundgesetz von 1852 sah nun die Wiedereinführung der Notariate vor. 1860 wurde ein Entwurf⁴⁶ angenommen, der wegen eines Flüchtigkeitsfehlers jedoch nicht verkündet wurde. Bei der Wiedervorlage 1863 war das vorgesehene Anwaltsnotariat in der Präferenz dem Nur-Notariat gewichen, so dass die Vorlage abgelehnt wurde. Erst 1921 kam es zum Erlass einer NotO, die den Ausführungsgesetzen zum Bürgerlichen Gesetzbuch folgend nach preußischem Vorbild gestaltet war.⁴⁷ Das Notariat konnte sich aber bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts nicht flächendeckend durchsetzen, als bereits die Diskussion um die Reichsnotariatsordnung begonnen hatte.⁴⁸

Ebenfalls zu berücksichtigen wäre für die Fragestellung das Großherzogtum Mecklenburg, in dem sich zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Lage des Notariats unübersichtlich gestaltete: Eine Vielzahl von Stellen und Institutionen war zur Beurkundung und Rechtsberatung berechtigt – Folge von Ämterhäufung und alter Patrimonialgerichtsbarkeit. Die Rechtsetzung entsprach bis in diese Zeit noch der Notariatsordnung Kaiser Maximilians. Darüber hinaus regelten wenige Verordnungen besondere Einzelfälle; ein Formularbuch aus dem Jahr 1833 zeigt für seine Zeit auffällig altmodische Auffassungen der Arbeitsabläufe in der Kanzlei.⁴⁹ So war in Mecklenburg auch die Forderung nach klaren Regelungen, insbesondere der Einführung des Anwaltsnotariats, anzutreffen, welches die Qualität der notariellen Arbeit verbessern und die Einkommen der Notare absichern sollte, wobei preußische und hannoversche Vorbilder bemüht werden, aber auch Hamburg und Österreich als Gegenbeispiele genannt wurden.⁵⁰ Die diversen Vereinheitlichungen nach der Reichsgründung wurden in den 1870er und 1880er Jahren auch im Großherzogtum nachvollzogen,⁵¹ ein eigenes Notariat mit VO vom 26. Januar 1880 beziehungsweise gemäß NotO vom 10. Juni 1905 installiert.⁵²

Weiterhin soll ein Blick auf die niedersächsischen Kleinstaaten geworfen werden, mit denen Braunschweig durch das gemeinsame Oberste Appellationsgericht traditionsgemäß verbunden war: In Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck-Pyrmont wurden notarrechtliche Regelungen erst mit den unter preußischem Einfluss stehendem Ausfüh-

46 NLA-StA Oldenburg, 133 Nr. 74 und 31-15-65 Nr. 8.

47 NLA-StA Oldenburg, 36 Nr. 1927, 133 Nr. 1483-1485, 133 Nr. 15856.

48 Eugen v. FINKH: Die Einführung des Notariats in Oldenburg. In: DNotZ 21 (1921), S. 373-381, hier S. 373; Werner HÜLLE: Die historischen Grundlagen des Anwalts-Notariats im Lande Oldenburg. In: DNotZ (1976), S. 517-528, hier S. 522-528.

49 Karl Ferdinand BELITZ: Vollständiges Handbuch für Notarien, zunächst in den Großherzoglich Mecklenburgischen Staaten. Parchim 1833.

50 Die Lage der Notarien in Mecklenburg. In: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg, 11 (1861), S. 581-585. Der Verfasser ist mit einem Kreuz und einem Stern gekennzeichnet, namentlich aber nicht genannt.

51 Joachim GRABOW: Anwaltsgerichtsbarkeit in Mecklenburg-Vorpommern. In: 10 Jahre Rechtsanwaltskammer Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin 2000, S. 35; Dietrich SCHÜNEMANN: Vorwort. In: 10 Jahre Rechtsanwaltskammer Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin 2000, S. 1.

52 Hans-Ulrich MÜLLER: Die Entwicklung des Notariats in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung von Preußen. Dessau 1937. S. 48.

rungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) im Jahre 1901 eingeführt.⁵³ Für Schaumburg erarbeitete das Landgericht Bückeburg nach 1879 einen Entwurf für den Landtag des kleinen Fürstentums, der jedoch nicht über dieses Stadium hinaus kam; weitere Bemühungen folgten in den 1920er Jahren.⁵⁴ Die erst 1909 erlassene NotO für das Fürstentum Waldeck-Pyrmont weist keine Besonderheiten, sowie vor allem preußische und reichsdeutsche Bezüge auf.⁵⁵

So muss man an dieser Stelle konstatieren, dass die Braunschweigische Notariatsordnung von 1850 einen nur geringen Einfluss auf zukünftige Gesetzgebungsinitiativen hatte. Vielmehr ist auffällig, dass Preußen zunehmend zum Schrittmacher der notarrechtlichen Gesetzgebung wurde und nach der Reichsgründung 1871 viele preußische Regelungen reichsweiten Vorbildcharakter erlangten.

Erst 1845 erging für das rechtsrheinische Preußen das vom französisch-rheinischen Recht beeinflusste Gesetz über das Verfahren bei Aufnahme von Notariatsinstrumenten, welche man von Anfang an als Notariatsordnung auffassen konnte, und das Gesetz über die Form einiger Rechtsgeschäfte.⁵⁶ Zwei Jahre später wurde ein Ehrenrat als Standesorganisation zur Wahrnehmung einer niedrigen Disziplinargewalt gebildet.⁵⁷ 1871 wurde ein Notarsverein für das gesamte Deutsche Reich gegründet, der später zum Notarsverein für Deutschland und Österreich-Ungarn umfirmierte. Er zerfiel und wurde um 1900 durch eine Neugründung ersetzt, welche bereits ein Jahr später 1.000 Mitglieder hatte.⁵⁸

Was auf Vereinsebene schon früh möglich war, darum bemühte sich die Politik zunächst vergeblich: Zwischen 1868 und 1874 unternahm der preußische Justizminister Adolf Leonhardt den Versuch, das preußische Notariatsrecht zu vereinheitlichen. Im Umfeld der Gesetzgebung zum Gerichtsverfassungsgesetz (GVG) des Deutschen Reiches von 1876 versuchte das Justizministerium, einen durch das rheinisch-französische Recht beeinflussten Entwurf (Kurlbaum-Entwurf nach Friedrich Adolf Ferdinand Kurlbaum) zu lancieren, welcher aber im Bundesrat scheiterte.⁵⁹ Ebenfalls 1876 legte der bayerische Notar Eduard Graf im Auftrag des Vorstandes des Notariatsvereins für Deutschland und Österreich einen Entwurf für eine modernisierte, reichseinheitliche NotO vor.⁶⁰ Allen

53 (Heinrich) BECHER (Hg.): Die Ausführungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuche – Sammlung der von den Bundesstaaten zur Ausführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs und seiner Nebengesetze erlassenen Gesetze und mit Gesetzeskraft versehenen Verordnungen. München 1901. Bd. 1 und 2.

54 NLA-StA Bückeburg, L 23 Nr. 191 und L 4 Nr. 4924. An dieser Stelle möchte sich der Verfasser beim Staatsarchiv Bückeburg und Herrn Dr. Hendrik Weingarten für seine freundliche Unterstützung bedanken.

55 Notariat in den Fürstentümern Waldeck und Pyrmont. In: Zeitschrift für das Notariat und die freiwillige Rechtspflege der Gerichte in Bayern (1909), S. 119f.

56 Werner SCHUBERT (Hg.): Materialien zur Vereinheitlichung des Notarrechts (1872-1939). Entwürfe zu einer Reichsnotarordnung von Friedrich Adolf Ferdinand Kurlbaum (1872), von Eduard Graf (1876) und Hermann Oberneck (1930) sowie Quellen zur Reichsnotarordnung von 1937. Köln 2004 (Schriften der Deutschen Notarrechtlichen Vereinigung 20); Adolf WEISSLER: Das preußische Notariat im Geltungsgebiete der Allgemeinen Gerichts-Ordnung. Unter Benutzung der gesetzgeberischen Vorarbeiten zu den beiden Gesetzen vom 11. Juli 1845 dargestellt. Berlin 1888. S. 366ff.

57 PreußischeGS, 1847, 169ff.

58 Adolf WEISSLER: Die Gründung des Deutschen Notarvereins. In: Zeitschrift des Deutschen Notarvereins DNotV 1 (1901), S. 1-11.

59 SCHUBERT (wie Anm. 56), S. 1f., 6f.

60 SCHUBERT (wie Anm. 56), S. 8f., 107ff.

Entwürfen ist gemein, dass sie versuchten, den Notar zwischen Beamtem und freiem Dienstleister klar zu positionieren, die Ausbildungs- und Anstellungsvoraussetzungen deutlich zu definieren, die Trennung zwischen Rechtsanwaltschaft und Notarschaft herauszuarbeiten und eine einheitliche Beurkundungspraxis festzuschreiben. Diese Zusammenfassung referiert auf die Probleme, die bereits bei der Gestaltung der Gesetzgebung im Herzogtum Braunschweig diskutiert worden waren.

Die Vereinheitlichung gelang erst im Zuge der Reichsgründung: Als Erstes wurde durch ein Gesetz vom 08. April 1880⁶¹ in den Gebieten des gemeinen Rechts in Preußen die Notariatsordnung von 1845 eingeführt. Mit den Gesetzen vom 12. und 13. April 1888⁶² sowie vom 15. Juli 1890 wurde die Zulassung von Anwaltschaft und Notariat, dort wo ein lokales Bedürfnis gegeben war, erlaubt und gleichzeitig wurden den Amtsgerichten beschränkte Beurkundungsbefugnisse gegeben,⁶³ womit sich eine ähnliche Situation wie in Braunschweig ergab. Das Bürgerliche Gesetzbuch von 1900 erweiterte zwar die Beurkundungszuständigkeit der land- und gemeinrechtlichen Notare erheblich (§§ 125, 128 BGB), versagte ihnen aber in § 925 BGB die Entgegennahme der Auflassung, vor allem aus steuerlichen Gründen. Das Beurkundungsrecht wurde in den Grundzügen vereinheitlicht durch das *Reichsgesetz über die Freiwillige Gerichtsbarkeit* (Reichs-FGG) von 1898 (dort die §§ 167-184) und durch das Testamentsrecht des BGB. Den Lückenschluss zur Reichsgesetzgebung vollzog man in Preußen durch das *Preußische Gesetz über die Freiwillige Gerichtsbarkeit* (Preußisches-FGG) vom 21. September 1899.⁶⁴ Nach Art. 31 Preußisches-FGG waren für die Aufnahme von Urkunden der freiwilligen Gerichtsbarkeit die *Amtsgerichte und die Notare zuständig*. Der 6. Abschnitt enthielt die Bestimmungen über die *Amtsstellung der Notare* (Art. 77-103 Preußisches-FGG): Zur Bekleidung des Amtes eines Notars war befähigt, *wer in einem Deutschen Bundesstaate die Fähigkeit zum Richteramt*“ erlangt hatte (Art. 77 Preußisches-FGG). Die Ernennung des Notars erfolgte durch den Justizminister auf Lebenszeit (Art. 78 erster Satz Preußisches-FGG).⁶⁵ Die Ernennung eines Rechtsanwaltes zum Notar konnte nur für die Zeit erfolgen, während welcher er bei einem bestimmten Gericht zur Rechtsanwaltschaft zugelassen war (Art. 78 zweiter Satz Preußisches-FGG).⁶⁶ Sein Amtsbezirk, in dem er Residenzpflicht hatte (Art. 79 Preußisches-FGG), entsprach dem Oberlandesgerichtsbezirk, für den der Notar zugelassen worden war (Art. 80 Preußisches-FGG).⁶⁷ Er durfte immerhin nun ohne Genehmigung unbesoldete Gemeindeämter übernehmen (Art. 82 Preußisches-FGG).⁶⁸ Über die Originalakten hatte der Notar ein Inhaltsverzeichnis zu führen, das neben der Nummer die Namen der Beteiligten, sowie Datum und Art des Geschäftes aufführte (Art. 95 Preußisches-FGG).⁶⁹ Diese muss-

61 PreußischeGS 1880, S. 177ff.

62 PreußischeGS 1888, S. 52 und 72.

63 Hermann JASTROW: Formularbuch und Notariatsrecht auf Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Zum Gebrauch für Richter, Notare, Rechtsanwälte und Referendare. Im Anschluss an das C. F. Koch'sche Formularbuch. 15. Auflage. Berlin 1910. Bd. 1, S. 10.

64 PreußischeGS 1899, S. 349 ff.

65 JASTROW (wie Anm. 63), Bd. 1, S. 119.

66 Ebd., S. 120.

67 Ebd., 121f.

68 Ebd., 124f.

69 Ebd., S. 140-142.

ten vierteljährlich vom Amtsgericht abgezeichnet werden. Die Aufsicht über die Notare und das Disziplinarrecht war wie nach den §§ 7 und 93 der 1880er-Gesetze geregelt. In den Jahren darauf wurden auch die Gesetze zur Kostenfestsetzung erneuert: Einer aktualisierten Taxordnung⁷⁰ trat am 31. Juli 1896 ein neues Stempelgesetz hinzu, welches in der Regel 1/12 des Geschäftswertes als Stempelsteuer festsetzte.⁷¹ Es folgten noch eine Gebührenordnung und ein Gerichtskostengesetz.⁷²

Preußen übernahm also durch sein politisches Gewicht im Reich die Schrittmacherrolle,⁷³ unbeschadet dessen, dass viele der in Preußen und dem Reich nach 1871/1890 eingeführten Bestimmungen bereits Entwurf, Diskussionsgegenstand und zumindest teilweise auch geltendes Recht im Herzogtum Braunschweig waren. Dem durch die reichsweiten Vereinheitlichungsbestrebungen entstandenen Veränderungsdruck konnte sich jedoch auch das kleine Land in Norddeutschland nicht entziehen. Schließlich wurde das Landesrecht zunehmend vom Reichsrecht überdeckt oder in den Hintergrund gedrängt.

2.8 Die Entwicklung im Freistaat Braunschweiger Land bis zum Ersten Weltkrieg

Dieses Gewicht Preußens war Folge der Reichsgründung im Spiegelsaal zu Versailles im Jahre 1871 am Ende des deutsch-französischen Krieges,⁷⁴ der im Reich wie in Braunschweig einen Industrialisierungsschub und darauf die Gründerkrisen mit sich brachte. Motor des Aufschwunges waren hier die überaus produktive Landwirtschaft und die mit ihr verbundenen Branchen der Zuckerindustrie und des Maschinenbaus.⁷⁵

Als großes Problem erwies sich nach 1866 die isolierte Lage des Herzogtums innerhalb Preußens. In den 1870er und 1880er Jahren verfolgte Preußen eine anti-welfische Politik, die für das welfische Herzogtum Nachteile bei den Wirtschaftsbeziehungen und insbesondere dem Eisenbahnbau und -anschluss zeitigte. Noch viel nachteiliger erwies sich der kinderlose Tod Herzog Wilhelms im Jahre 1884: Diesem hätte nun eigentlich ein Welfe aus der Hannoverschen Linie folgen müssen. Da man dort nicht bereit war, auf die Ansprüche in Hannover zu verzichten, wandten sich der braunschweigische Regentschaftsrat aus Landesinteressen und die preußische Regierung aus Hohenzollernschen Interessen gegen diese Lösung. Was folgte war ein Tauziehen um den Braunschweiger Thron, welcher bis 1913 von den Regenten Albrecht (1837/1885-1906)⁷⁶ und Johann Alb-

70 Ebd., Bd. 2, S. 558-600.

71 Ebd., S. 601-686, hier 644f.

72 Ebd., S. 687-698 und 699-721.

73 Im Bereich des Notarrechts bereits herausgearbeitet bei MÜLLER (wie Anm. 52).

74 Vgl. zum Deutsch-Französischen Krieg: Jan Ganschow, Olaf HASELHORST, Maik OHNEZEIT: Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. Vorgeschichte, Verlauf, Folgen, Graz 2009; François ROTH: La guerre de 1870, Paris 1990; Theodor SCHIEDER (Hrsg.): Reichsgründung 1870/71. Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen, Stuttgart, Seewald, 1970; David WETZEL: A Duel of Giants. Bismarck, Napoleon III, and the Origins of the franco-prussian War, Madison Wisc. 2001.

75 Gerhard SCHILDT: Die Industrialisierung. In: JARCK; SCHILDT (wie Anm. 6), S. 787-820.

76 Stephanie BORRMANN: Albrecht Prinz von Preußen. In: BBL 1996, S. 469f.

recht (1857/1907-1913/1920)⁷⁷ verwaltet wurde. Erst durch die „Traumhochzeit“ Ernst August v. Cumberlands (1887/1913-1918/1953)⁷⁸ mit der Hohenzollern-Prinzessin Victoria Luise (1892/1913-1918/1980)⁷⁹ konnte wieder ein Welfe den Thron besteigen.⁸⁰

Die Braunschweigische Thronfolgefrage beschäftigte die zunehmend selbstreflexive Landespolitik. Während Nationalliberale und Sozialdemokraten nacheinander die bedeutenden politischen Kräfte des Landes auf Reichsebene waren, hielten sich – bedingt durch das braunschweigischen Drei-Klassen-Wahlrecht – die alten, häufig welfischen Eliten an der Spitze der Landesverwaltung, und dies insbesondere im Bereich der Justiz. So wären hier LG-Präsident Adolf Dedekind⁸¹ sowie die OLG-Richter Dedekind jun. und Hampe zu nennen. Der Richter Wilhelm Kulemann⁸² stimmte 1890 gegen das Sozialistengesetz im Reichstag und die Juristen Friedrich Wilhelm Spies⁸³ und Viktor v. Liebe⁸⁴ vertraten die Braunschweiger Interessen am Reichsgericht in Leipzig. Wurden diese Herren auch alle sehr geschätzt, gingen doch in dieser Zeit keine besonderen Impulse mehr durch die Braunschweiger Justiz auf die Reichsebene aus.⁸⁵ Große Bedeutung für das kleine Herzogtum sollten nun vielmehr die in vielen Bereichen notwendigen, reichsweiten Anpassungen haben:

77 Gerhard SCHILDT: Johann Albrecht Herzog von Mecklenburg. In: BBL 1996, S. 406.

78 Gerd BIEGEL: Ernst August Herzog von Braunschweig-Lüneburg. In: BBL 1996, S. 90f.

79 Gerd BIEGEL: Victoria Luise Herzogin von Braunschweig-Lüneburg. In: BBL 1996, S. 94f. Vgl. hier auch die Biographie von Gerd BIEGEL: Victoria Luise. Kaisertochter, Herzogin und Braunschweiger Bürgerin. Braunschweig 1992; und die autobiographische Schrift VICTORIA LUISE: Im Glanz der Krone. Göttingen 1967.

80 Zur Braunschweigischen Thronfolgefrage vgl. Hans PHILIPPI: Preußen und die braunschweigische Thronfolgefrage 1866-1913. Hildesheim 1966 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 25, Niedersachsen und Preußen 6).

81 Peter OESTMANN: Karl Julius Adolf Dedekind. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 331f.; Burkhard SCHMIDT: Karl Julius Adolf Dedekind. In: BBL 1997, S. 134: (1829-1909) als Sohn des Rechtsprofessors Julius Dedekind studierte er in Göttingen und machte eine Karriere im Richteramt, die ihn bis zum OLG-Rat (1879) und LG-Präsidenten (1892) brachte, obgleich er für pro-welfische Schriften disziplinarrechtlich belangt wurde; er war Herausgeber der Zeitschrift für Rechtspflege im Herzogtum Braunschweig. Vgl. auch Burkhard SCHMIDT: Dr. Adolf Dedekind – ein streitbarer Welfe. In: Edgar ISERMANN; Michael SCHLÜTER (Hg.): Justiz und Anwaltschaft in Braunschweig 1879-2004. 125 Jahre Oberlandesgericht und Rechtsanwaltskammer Braunschweig. Braunschweig 2004. S. 195-200.

82 Carsten GRABENHORST: Wilhelm Kulemann. In: BBL 1996, S. 357; Thomas HENNE: Wilhelm Kulemann. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 266f.: (1851-1926) entstammte einer Beamtenfamilie und studierte in Göttingen und Berlin. Er war Amtsrichter in Gandersheim und Braunschweig, dann für die Rechtsliberalen MdR, bis er in der Bemühung um Sozialreformen auf den linken Flügel der Liberalen wechselte. Wegen seiner Nähe zu sozialistischen Ideen und Personen wurde er von Spies und Trieps gemaßregelt und aus dem Justizdienst entfernt.

83 Thomas HENNE: August Friedrich Wilhelm Spies. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 423f.: (1830-1901) war Sohn des Oberappellationsgerichtsrates gleichen Namens und studierte in Göttingen Rechtswissenschaft. Nach einer klassischen Richterkarriere (gefördert von Trieps) wurde er 1879 erster Braunschweiger Richter am Reichsgericht in Leipzig. 1889 gab er diese Stelle an v. Liebe ab und wechselte als Justiz- und Kultusminister ins braunschweigische Landesministerium.

84 Thomas HENNE: Viktor Friedrich August v. Liebe. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 379f.; ders.: Viktor Friedrich August v. Liebe. In: BBL 1996, S. 381f.: (1838-1906) war Sohn des Rechtsanwalt und Notars, späteren Ministers und Diplomaten gleichen Namens. Zunächst als Kreisrichter in Wolfenbüttel tätig wurde er 1889 Reichsgerichtsrat in Leipzig; mit seiner bedeutenden Publikationstätigkeit beeinflusste die Rechtssetzung seiner Zeit bis hin zum ersten Entwurf des BGB.

85 Zu diesem Abschnitt Klaus Erich POLLMANN: Das Herzogtum im Kaiserreich (1871-1914). In: Horst-Rüdiger JARCK; Gerhard SCHILDT (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. 2. Aufl. Braunschweig 2001. S. 821-854, Zitat S. 829.

1879 wurden im Zuge des GVG die Kreisgerichte in zwei Landgerichte – Braunschweig und Holzminden – umgewandelt, welche sowohl Straf-, Zivil- und Handelsgerichtsgebiete hatten, aus dem Obergericht wurde das Oberlandesgericht, welches nunmehr in Braunschweig und nicht mehr in Wolfenbüttel tagte. Eine weitere Welle der Veränderungen erfasste das Herzogtum nach 1890: Das LG Holzminden wurde aufgelöst und in Braunschweig wurden in den folgenden Jahren ein Gewerbe- und ein Kaufmannsgericht, sowie ein Verwaltungs- und ein Militärversorgungsgericht eingerichtet.⁸⁶ Im Jahre 1891 sollten auch die Beschränkung der Anzahl der Notare erstmalig seit 1847 geändert werden.⁸⁷

Kreis	Braunschweig	16	Notare
Kreis	Wolfenbüttel	4/5	Notare
Kreis	Helmstedt	3	Notare
Kreis	Gandersheim	3	Notare
Kreis	Holzminden	2	Notare
Kreis	Blankenburg	2	Notare

Weitere Anpassungen an die veränderten Bedürfnisse der erhöhten Geschäftstätigkeit insbesondere in der Hauptstadt des Herzogtums als Folge der Industrialisierung sollten allerdings nicht mehr stattfinden.⁸⁸ Es wurden immer öfter Reichsgesetze in Braunschweig umgesetzt, bis hin zum Einführungsgesetz des Bürgerlichen Gesetzbuches⁸⁹, welches gemeinsam mit den Bestimmungen zur Freiwilligen Gerichtsbarkeit insbesondere auf die alltägliche Arbeit in den Notarskanzleien größeren Einfluss hatte, indem es die oben angeführten Regelungen detailliert für das Herzogtum übernahm (vgl. Kapitel 2.7).

Revisionen an der Notariatsgesetzgebung hatten bis dahin nur noch im Kleinen stattgefunden. Bereits wenige Tage nach dem Beschluss der NotO waren Änderungen notwendig geworden: Am 10. Juli 1850 teilte das Staatsministerium der Landesversammlung mit, dass einige durch das Ministerium gutgeheißene Änderungsvorschläge der Versammlung nicht mehr in den Gesetzestext eingearbeitet werden konnten. So sollte per Deklaration im Gesetz spezifiziert werden, dass Verwandtenakte nicht beurkundet werden dürfen, Änderungen im Originalprotokoll ungekennzeichnet eingerückt werden können und alle beglaubigten Urkunden einschließlich der Testamente öffentliche Urkunden sind. Die Quellenlage weist jedoch darauf hin, dass die maßgeblich von August Hollandt vorgebrachten Änderungswünsche im folgenden Jahr zwischen Landesversammlung und Staatsministerium wegen Arbeitsüberhäufung hin und her geschoben wurden. Nachdem zum 21. Juni 1851 das Staatsministerium Veränderungen in der AdvokatenO genehmigt hatte teilte es im Frühjahr 1852 mit, die Vorgänge zu den Akten legen zu wollen; Notar Hollandt wurde empfohlen, sich direkt an den Minister zu wenden, da *kein dringendes Bedürfnis* nach den gewünschten Änderungen vorläge.⁹⁰

86 Klaus MEYER: Zur Geschichte der Gerichte im Herzogtum und Land Braunschweig und im heutigen Landgerichtsbezirk Braunschweig. In: ISERMANN; SCHLÜTER (wie Anm. 81), S. 27-47.

87 NLA-StA WF, 2 Z 587, NLA-StA WF, 23 Neu 846, f. 101, Brg. Tageblatt v. 03.11.1891 und Brg. Anzeiger v. 03.11.1891 Nr. 258; Die Zahlen differieren in den einzelnen Quellen, die GVS 1897, Nr. 16 nennt für Wolfenbüttel fünf Notarstellen.

88 NLA-StA WF, 2 Z 587, Brg. Landeszeitung vom 14.12.1903 Nr. 587.

89 Die braunschweigischen Ausführungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuche und dessen Nebengesetzen mit amtlichen Begründungen. Braunschweig 1900.

90 NLA-StA WF, 23 Neu 846.

In den Verhandlungen über ein Handelsgesetzbuch für die deutschen Bundesstaaten im Jahre 1858 musste der § 29 der NotO geändert werden, da nun nur noch Handelsmaklern erlaubt sein sollte, Kredite oder Grundstücksgeschäfte zu betreuen.⁹¹

Am 12. März 1864 beschäftigte sich die Landesversammlung aufgrund einer Petition aus der Anwaltschaft mit der Freigabe der Advokatur wegen der allgemeinen Gewerbe-freiheit. Zwar musste auf diese Freigabe noch bis zum 1. April 1876 gewartet werden, als sie per Reichsgesetz vollzogen wurde;⁹² doch wurde anlässlich dieser Sitzung die 3. Staatsprüfung als *totde Einrichtung* aus der Justizprüfungsordnung gestrichen.⁹³ Diese war bereits vor ihrer Aufnahme in die Prüfungsordnung kritisiert worden (z. B. in der Generalversammlung des Advokatenvereins am 22. Juli 1849), da die schwierige Prüfungssituation, Standesunterschied und Alter es stets schwer machen würden, geeignetes Personal zu finden,⁹⁴ jedoch dauerte es wiederum fast vierzig Jahre, um die Kritik im Zuge reichsweiter Angleichung anzunehmen.

In den Jahren nach 1890 wurde durch Otto Haeusler⁹⁵ regelmäßig die Streichung oder Erleichterung des Zeugenzwangs der NotO in die Landesversammlung eingebracht. Dieses Ansuchen stand im Zusammenhang mit der Abschaffung des Zeugenzwangs in Preußen im Jahre 1890, nachdem bereits die Notariatsordnung im jungen Reichsland Elsaß-Lothringen – das so genannte „Gesetz vom 26. Dezember 1873“ – als erste Ordnung zur Aufnahme von Urkunden keine Zeugen mehr vorschrieb.⁹⁶ Des Weiteren sollten nun eine Änderung der Stempelregelungen durchgeführt und endlich eine Stempelordnung eingeführt werden.⁹⁷ Haeuslers Forderung griff 1898 nochmals der Rechtsanwalt und Notar Wilhelm Semler⁹⁸ auf, in dem er die lästige Formalität der Zeugen beseitigt sehen wollte; jedoch wurde dieser Wunsch mit Hinweis auf die baldige Einführung des BGB abgelehnt.⁹⁹

Per Reskript des Obergerichtes an die Kreisgerichte wurde den Notaren 1867 erlaubt, in beschränktem Umfang ihre Gebühren auslagenfrei bei den Gerichten beizutreiben.¹⁰⁰ Ebenfalls im Zusammenhang mit den reichsweiten Vereinheitlichungen wurde 1878 der § 24 betreffend die Kosten von Grundbuchsachen aufgehoben.¹⁰¹ Die letzte originär Braunschweigische Gesetzgebung in diesem Bereich war das Kostengesetz für Gerichte

91 NLA-StA WF, 23 Neu 846, f. 94.

92 GVS Nr. 31, S. 121f.

93 NLA-StA WF, 23 Neu 846.

94 StadtA BS, H VII:115.

95 Michael SCHLÜTER: Präsident der Anwaltskammer Otto Haeusler. In: ISERMANN; SCHLÜTER (wie Anm. 81), S. 201-206: (1823-1900) war Advokat und seit 1850 Notar, später Präsident der Braunschweiger Rechtsanwaltskammer.

96 Zum Notarrecht in Elsaß-Lothringen vgl. Daniel REUPKE: L'impact de la loi française à la rive gauche du Rhin et de la loi allemand sur la region mosellane: l'exemple du règlement notarial de la loi du 25 ventôse an XI en comparaison de la « Gesetz vom 26. Dezember 1873 ». In: François ROTH (Hg.): La Lorraine et les pays de la rive gauche du Rhin (Sarre, Palatinat, pays de Trèves) du XVIIIe siècle à nos jour, Moyenmoutier 2011, S. 49-62.

97 NLA-StA WF, 23 Neu 846, f. 94v, 99.

98 Horst-Rüdiger JARCK: Wilhelm Semler. In: BBL 1996, S. 565f.

99 NLA-StA WF Wolfenbüttel, 23 Neu 846, f. 103f.

100 BEGE; GOERTZ (wie Anm. 18), 9. Theil, S. 214.

101 NLA-StA WF, 23 Neu 846, f. 94.

und Notare von 1908¹⁰², eigentlich die Ausführungsbestimmungen und landesrechtlichen Regelungen zum Deutschen Gerichtskostengesetz: Zweck dieses Gesetzes war es, die auf verschiedene Vorschriften verstreuten Gebührenvorgaben in einem Gesetz zu bündeln.¹⁰³ Durch eine entsprechende Staffelung sollten darüber hinaus die Einnahmen der Staatskasse erhöht werden.¹⁰⁴ Als Grundlagen wurden das Preußische Gerichtskostengesetz sowie die von diesem beeinflussten Vorschriften des Großherzogtums Sachsen-Weimar hinzugezogen.¹⁰⁵ Jedoch wurden alle Gebührenklassen und -stufen gestrafft: In drei Tarifen – A, B und C – und 36 Wertklassen eingeteilt steigen die Gebühren von wenigstens 20 Groschen in Tarif C für die Wertklasse unter 20 Mark bis auf maximal 90 Mark in Tarif B für Gegenstandswerte zwischen 90.000 und 100.000 Mark.¹⁰⁶

Nachdem bereits 1879 und 1899 die Sätze der Taxordnung vor allem für die Notare leicht angepasst worden waren, wurden nun die Gebühren nochmals leicht erhöht und umstrukturiert. Niedrige Ansätze in den unteren Wertklassen sollten die Schwellenangst der Bevölkerung, ihre Geschäfte zum Notar zu tragen, herabsetzen. Auf einen Ausgleich dafür in den oberen Wertklassen verzichtete man allerdings, schließlich können sich die Auftraggeber *nicht beklagen, wenn sie dafür eine angemessene Vergütung zahlen müssen*.¹⁰⁷ Die Mindesthöhe einer Gebühr betrug 1,50 Mark (§ 136), wobei in den niedrigen Wertklassen die Beurkundung durch die Gerichte günstiger wäre.¹⁰⁸ Auf allen Urkunden musste der Notar seine Gebührenberechnung durchführen (§ 143). Für Beurkundungen außerhalb seines Dienstortes erhielt der Notar ein Tagegeld von 3 Mark (§ 139).¹⁰⁹ Er bekam auch für Entwürfe eine Bezahlung (§ 140) und durfte einen Kostenvorschuss verlangen (§ 142). Die Betreibung ausstehender Gebühren, könnte er weiterhin kostenfrei nach Prüfung durch das Amtsgericht bestreiten (§ 144). Grundsätzlich galten für den Notar alle Vorschriften zur Kostenberechnung in der freiwilligen Gerichtsbarkeit gemäß den Bestimmungen des ersten Teils des Kostengesetzes bis auf die Gebührenbefreiung bestimmter Personen oder Sachen in § 11 und 12 (§ 135);¹¹⁰ ihm war allerdings in manchen Fällen die Anwendung anderer Bestimmungen wie der ReichsgebührenO für Rechtsanwälte freigestellt.¹¹¹

Bemerkenswert ist noch, dass auf Wunsch aus Kreisen der Notarschaft der § 163 Abs. 2 Nr. 3 des Kostengesetzes den § 34 Abs. 2 des Ausführungsgesetzes zum Freiwilligen Gerichtsbarkeitsgesetz aufhebt, wonach der Notar vor der Beurkundung die Verwandtschaftsverhältnisse der Beteiligten durch Nachfrage zu klären habe, da dies *lächerlich*

102 Braunschweigisches Kostengesetz für Gerichte und Notare und Braunschweigische Gebührenordnung für Rechtsanwälte und Gerichtsvollzieher. Braunschweig 1908; nachgewiesen in HAB M: Gn 6412, NLA-StA WF (Dienstbibliothek); benutzte Ausgabe Bayerische Staatsbibliothek München J.pract. 140 t. Die Gebührentafeln sind auf S. 231 bis 234 und 237 bis 240 aufgeführt.

103 Ebd., S. 4.

104 Ebd., S. 3f.

105 Ebd., S. 4.

106 Ebd., S. 199, Tarifanlage.

107 Ebd., S. 5.

108 Ebd., S. 164f.

109 Ebd., S. 167.

110 Ebd., S. 164.

111 Ebd., S. 167.

wirke.¹¹² Nach Auskunft der Bibliotheken des Amts- und des Land- beziehungsweise Oberlandesgerichts Braunschweig gibt es in deren Beständen keine weitere relevante Literatur zu diesem Thema, jedoch findet sich für die Zeit um 1900 noch ein wie erwartet preußischen Vorbildern folgendes Formularbuch.¹¹³

2.9 Weitere Entwicklungen in Braunschweig und dem Reich bis 1945

Mit den revolutionären Umwälzungen, die das Deutsche Reich am Ende des Ersten Weltkrieges erfassten, sollte sich auch die Situation des Notariats als ein ‚privilegierter Stand‘ ändern. Am 8. November 1918 – drei Tage vor dem Waffenstillstand von Compiègne – hatte sich in Braunschweig ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet und das fünf Jahre zuvor bejubelte Herzogpaar war abgedankt. Dem Intermezzo einer Räterepublik folgten im Frühjahr 1919 demokratische Wahlen aus denen als Sieger eine SPD-geführte Landesregierung hervorging.¹¹⁴

Zu den vielen, in großer Eile hervorgebrachten rechtlichen Neuerungen gehörte mit dem Gesetz vom 8. April 1919 die Freigabe des Notariats – nun konnte jeder Rechtsanwalt zum Notar ernannt werden, deren Anzahl nicht mehr beschränkt war.¹¹⁵ Im Umfeld dieser Gesetzgebungsverfahren kam es zu einem öffentlich ausgetragenen Disput zwischen dem Landgerichtspräsidenten Wicke und dem profilierten Rechtsanwalt Nathan (Norbert Ernst) Regensburger¹¹⁶ über die Juristen jüdischer Konfession als Notare. Regensburger hatte als Landtagsabgeordneter in einer Rede während des Verfahrens behauptet, dass im alten Herzogtum jüdische Juristen nur verzögert als Rechtsanwälte und nie als Richter zugelassen worden seien und nur ein einziger (Aronheim)¹¹⁷ im Jahre 1914 Notar geworden wäre.¹¹⁸ Wicke entgegnete, dass jüdische Juristen die Ernennungen mehrfach zurückgewiesen hätten, und verwahrte sich gegen den unterschwelligen Vorwurf des Antisemi-

¹¹² Ebd., S. 6 und 194f., dort Kommentar Nr. IV

¹¹³ Franz WAGNER: *Bureaubuch des Rechtsanwalts und Notars*. 5. und 6. ber. Auflage. Berlin 1906; nachgewiesen in Stadtbibliothek Braunschweig I 37-974. – An dieser Stelle möchte sich der Verfasser bei den Bibliotheksverantwortlichen des AG bzw. des LG/OLG Braunschweig für ihre Unterstützung bei der Recherche nach entsprechenden Titeln bedanken.

¹¹⁴ Hans-Ulrich LUDEWIG: *Der Erste Weltkrieg und die Revolution (1914-1918/19)*. In: JARCK; SCHILDT (wie Anm. 6), S. 915-944, hier S. 933f., 940.

¹¹⁵ Mitteilung in DNotZ 19/7 (1919), S. 275; die neu ernannten Notare werden aufgeführt in NLA-StA WF 2 Z 587, Neue Nachrichten v. 21.05.1919 und Allgemeiner Anzeiger v. 26.05.1919 und Brg. Landeszeitung v. 20.06.1919.

¹¹⁶ Thomas HENNE: Norbert (Nathan) Regensburger. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 402; Dieter MIOSGE: Dr. Norbert Regensburger – Rechtsanwalt und Braunschweiger Politiker. In: ISERMANN; SCHLÜTER (wie Anm. 81), S. 218-228; Burkhard SCHMIDT: Norbert (Nathan) Ernst Regensburger. In: BBL 1996, S. 479.

¹¹⁷ Dessen Großvater(?) Adolf Aronheim (1818-1880) wurde das Notariat 1845 verweigert, vgl. Thomas HENNE: Adolph Aronheim. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 311f.; Gerhard SCHILDT: Adolf Aronheim. In: BBL 1996, S. 31f.

¹¹⁸ NLA-StA WF, 2 Z 587, Brg. Landeszeitung v. 03.04.1919 Nr. 92 und v. 07.04.1919 Nr. 95.

tismus.¹¹⁹ Die reichsweit wahrgenommene Auseinandersetzung endete ohne weiteres Ergebnis; Regensburger wurde Ende des Jahres zum Notar ernannt.¹²⁰

Die Jahre der Weimarer Republik waren im Freistaat Braunschweig gekennzeichnet von starken Spannungen zwischen Arbeiterschaft auf der einen, sowie Bürgertum und Bauern auf der anderen Seite. Daraus folgten wechselnde politische Mehrheiten und eine Instabilität, die nachhaltige Veränderungen unmöglich machte¹²¹; die Justizorganisation des Landes wurde gestrafft, eine größere Anzahl Beamte aus Preußen rekrutiert.¹²² So war ein Kennzeichen der letzten Koalition aus SPD und DDP nämlich eine prozentual geringe, im reichsweiten Vergleich jedoch bemerkenswerte Zunahme liberal-demokratisch orientierter höherer Staatsbeamter.¹²³

Zu diesen gehörte auch Louis Levin: Er war 1860 im preußischen Tworog geboren worden und hatte sich in Berlin bereits einen Namen als Verfasser juristischer Literatur zu den Themen richterliche Amtsführung und Freiheit des Anwaltsberufes gemacht. Die nicht unumstrittene Ernennung des israelitisch erzogenen Juristen zum Oberlandesgerichtspräsidenten erfolgte 1922; er übte das Amt bis 1930 aus und verstarb 1939 in Berlin.¹²⁴ Während seiner Braunschweiger Dienstzeit nahm er 1925 am Notartag in Heidelberg teil, anlässlich dessen die Notare jene bekannten *Zehn Thesen zur Vereinheitlichung des deutschen Notariats* postulierten.¹²⁵ Es ist nun gut möglich, dass auch Anregungen dieses reichsweit geachteten und nachhaltig rezipierten Juristen in die in den folgenden Jahren nachdrücklicher werdenden Wünsche der Notare Eingang fanden, passen sie doch auch in sein Oeuvre. Aus den Vorschlägen entwickelte der jüdische Berliner Rechtsanwalt und Notar Hermann Oberneck seinen Entwurf zu einer Reichsnotarsordnung,¹²⁶ welche jedoch nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 keine Chance auf Verwirklichung mehr hatte.

Vielmehr wurde von den neuen Machthabern am 13. Februar 1937 eine Reichsnotarordnung (RNotO) beschlossen, welche am 1. Juli 1937 in Kraft trat.¹²⁷ Wesentliche Punkte waren der hohe Anspruch an die Ausbildung künftiger Notare, da die Befähigung zum Richteramt (§ 3 Abs. 1 RNotO) und ein vierjähriger praktischer Vorbereitungsdienst (§ 5) vorgesehen war. Das Gesetz enthielt ein Bekenntnis zum Nurnotariat (§ 7) und stellte die Notare wieder unter Aufsicht der Justizbehörden (§ 65), womit die Bedeutung der Notarkammern wiederum sank. Verbunden mit der Gebührenordnung vom 25. November 1935

119 NLA-StA WF, 2 Z 587, Brg. Landeszeitung v. 05.04.1919 Nr. 94 und v. 08.04.1919 Nr. 96.

120 NLA-StA WF, 2 Z 587, Brg. Landeszeitung v. 21.10.1919 Nr. 223.

121 Bernd ROTHER: Der Freistaat Braunschweig in der Weimarer Republik (1919-1933). In: JARCK; SCHILDT (wie Anm. 6), S. 945-980.

122 Thomas HENNE: Louis Levin. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 378f.; Erich TÖPPERWIEN: Louis Levin. In: BBL 1996, S. 379f.; WASSERMANN (wie Anm. 18), S. 11-120, hier S. 30, 34.

123 ROTHER (wie Anm. 121), S. 965.

124 WASSERMANN (wie Anm. 18), S. 31-33 und 36; Dieter MIOSGE: Ergänzende Mitteilungen über Louis Levin (1865-1939). In: BsJb 93 (2012), S. 209-214.

125 NLA-StA WF, 2 Z 587, Allgemeine Zeitung v. 12.09.1925.

126 SCHUBERT (wie Anm. 56), S. 225-288.

127 Hierzu ausführlich Johannes GSÄNGER: Das Berufsrecht der Reichsnotarordnung vom 13. Februar 1937 und die Auswirkungen auf die Selbständigkeit der notariellen Standesvertretung – unter besonderer Berücksichtigung der Notare im Rheinland. Baden-Baden 2010 (Schriften zum Notarrecht 17).

sollte dem Berufsstand künftig ein ausreichendes Einkommen gewährleistet werden.¹²⁸ Jedoch waren viele Regelungen unter Vorbehalt und mit Übergangsfristen ausgestattet; Ausnahmen gab es außerdem für das Amtsnotariat in Baden und das Bezirksnotariat in Württemberg, so dass eine reichsweite Vereinheitlichung letzten Endes nicht erreicht wurde.¹²⁹ Es fielen mit der Reichnotarsordnung von 1937 auch im Freistaat Braunschweig etliche landesrechtlichen Regelungen. Das neu formulierte Leitbild des *Rechtswahrs* (§ 1) beinhaltete die Eigenschaften *arisch* und *politisch zuverlässig*.¹³⁰ Wie bei vielen Gesetzen jener Zeit war es also auch hier das Ziel, die Notarschaft gleichzuschalten und jüdische Amtsträger aus der Berufsgruppe zu entfernen.¹³¹ Waren die Juden in Braunschweig in nicht unbedeutender Zahl als geachtete Vertreter in den juristischen Berufen und auch im Notariat vertreten, so wurden sie nun verfolgt und aus Amt und Würden verstoßen.

2.10 Die Zeit nach 1945

Nach den Verheerungen des Zweiten Weltkriegs, Hunger und Zerstörung, standen in der unmittelbaren Nachkriegszeit andere Probleme zur Lösung an, als notarrechtliche Gesetzgebungen. Im Bereich der Justiz war das Hauptthema auch im wiedererstandenen Freistaat Braunschweig eine mehr oder minder gelungene Entnazifizierung. Der bedeutendste politische Einschnitt war nun das Aufgehen des Landes in das neu gegründete, spätere Bundesland Niedersachsen.¹³² Mit der Gebietsreform von 1978 kam auch eine Justizreform im Land in Gang, zu deren wesentlichster Neuerung gehörte, dass 1998 der Bezirk des Landgerichts Göttingen nunmehr zum OLG-Bezirk Braunschweig gehörte.¹³³

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg verband sich das Notariat nun nicht mehr mit Diskussionen um die Ausgestaltung von Regeln, sondern um deren angemessene Ausfüllung durch eine entsprechende Amtsführung, was schließlich den Blick weg von den Buchstaben des Gesetzes auf die Menschen hinter den Schreibpulten lenkte. Da Braunschweig keine eigene Gesetzgebungskompetenz mehr besaß und Niedersachsen auf eine Landesnotariatsordnung verzichtete, wurden nun einzelne Juristen als herausragende Vertreter ihrer Profession zu Trägern einer berufsständischen Identität: Allgemein erlangte durch gutachterliche Tätigkeit und politische Wirksamkeit beispielsweise der ehemalige OLG-Präsident von Braunschweig und Celle Bruno Heusinger¹³⁴ als Präsident des Bundesgerichtshofs oder der Präsident des braunschweigischen Oberlandesgerichts Ru-

128 Ebd., S. 185f.

129 Ebd., S. 186f.

130 Ebd., S. 186.

131 Ebd., Kap. C I 4 a).

132 Gudrun FIEDLER: Nicht mehr Land und doch Region (1945-1989). In: JARCK; SCHILDT (wie Anm. 6), S. 1119-1170.

133 Manfred FLOTHO: Ein justizhistorisches Drama: Die Eingliederung des Landgerichtsbezirks Göttingen in den Oberlandesgerichtsbezirk Braunschweig. In: ISERMANN; SCHLÜTER (wie Anm. 81), S. 57-62.

134 Manfred FLOTHO: Bruno Louis Viktor Heusinger. In: BBL 1996, S. 272f.; Hans-Erhard MÜLLER; Thomas HENNE: Bruno Heusinger. In: RÜCKERT; VORTMANN (wie Anm. 4), S. 293-301.

dolf Wassermann¹³⁵ bundesdeutsche Bedeutung. Einer der vielen wichtigen Notare der Nachkriegszeit war Kurd Semler¹³⁶, 1952-1954 für die Christdemokraten Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig. Endlich nicht zu vergessen sind die ersten Frauen in der Männerdomäne Notariat: Frau Becker-Döring und Frau Elstermann-Gast erhielten ihre Ernennungen zu Beginn der 1950er Jahre.¹³⁷

Erst am Ende des Wirtschaftswunders – im Jahre 1961 – wurde eine bundeseinheitliche Notarsordnung (BNotO) erlassen. Diese rezipiert in wesentlichen Teilen die RNotO von 1937 mit allen bereits dargestellten Schwächen, insbesondere die Ausnahmebestimmungen für das Nurnotariat in Baden (§ 115 BNotO). Notare sind nun *unabhängiger Träger eines öffentlichen Amtes* (§ 1), die durch die Justizbehörden der Länder beaufsichtigt werden (§§ 92-94). Dem Nurnotariat als Norm ist das Anwaltsnotariat gleichgestellt (§ 5), die Bundesnotarskammer und die Notarskammern der Oberlandesgerichtsbezirke sind nun Körperschaften des öffentlichen Rechts und Selbstverwaltungsorgane (§§ 65-91). Inhaltlich als *taugliches Berufsrecht* angesehen, wich sie lediglich im *Rechtswahrebegriff* von dieser ab; zahlreiche durch das Grundgesetz (Art. 138) gesicherte Ausnahmeregelungen (§§ 111-121) verhinderten auch bei dieser Ordnung die Entstehung eines Bundesnotariats.¹³⁸

Mit dem Ende des Landes Braunschweig verliert sich so auch jede eigenständige notarrechtliche Gesetzgebung. Auf der anderen Seite entstand aber kein bundeseinheitliches Notariat. Die Region Braunschweig brachte jedoch erneut oder immer noch eine Anzahl bedeutender Juristen hervor die auch im Notariat ihr Amt auszufüllen wussten. Weiterhin von großer Bedeutung sind die Notariatskammern, und das Vorhandensein einer auf ein stolzes historisches Erbe zurückblickenden Braunschweiger Kammer darf als wichtiger Überrest einer eigenen rechtlichen Tradition in den Braunschweiger Landen als besonders wichtig eingeschätzt werden.

3. Zusammenfassung

Dies führt den Verfasser zu der eingangs gestellten Frage über die Bedeutung und Wirkung der Braunschweigischen Notariatsordnung von 1850 und der notarrechtlichen Gesetzgebung insgesamt. Die vorliegende Betrachtung lässt zwei Schlüsse zu: Das Braunschweiger Notarrecht war zu jeder Zeit – sowohl 1752 als auch 1850 – außergewöhnlich modern. Dies bestätigt die in so vielen anderen Zusammenhängen bereits gemachte Feststellung, dass sich das kleine Land besonders für zukunftsweisende Experimente eignete.¹³⁹ Mehrere braun-

135 Dieter MIOGE: Verabschiedung des Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Rudolf Wassermann. In: ISERMANN; SCHLÜTER (wie Anm. 81), S. 191-194.

136 Katja SCHLIWINSKI: Kurd Semler. In: BBL 1996, S. 565.

137 Für beide Juristinnen gibt es keine greifbaren Belege. An dieser Stelle möchte sich der Verfasser bei der Vizepräsidentin der Notarkammer Braunschweig, Frau Rechtsanwältin und Notarin Maria Anna Bruns, Rosdorf für ihre Mühe und die freundliche Unterstützung bedanken.

138 GSÄNGER (wie Anm. 127), S. 181-184, 191.

139 Beispielsweise Uwe MÜLLER: Infrastrukturpolitik in der Industrialisierung. Der Chausseebau in der preussischen Provinz Sachsen und dem Herzogtum Braunschweig vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Berlin 2000 (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 57).

schweigische Landesgesetze waren unbestritten in ihrer Zeit fortschrittlich und vorbildlich; zu nennen wäre etwa das von 1840 bis 1871 gültige Strafgesetzbuch, welches die peinliche Gerichtsordnung Karl V. von 1533 ersetzte. Hampes Darstellung des Braunschweigischen Privatrechts bedeutete eine besondere Leistung. Auch wurden Braunschweiger Juristen durch Publikations- oder Gutachtertätigkeiten oft reichsweit rezipiert.

Dennoch hatte die NotO von 1850 als erste ‚deutsche‘ Notarordnung nicht die erwartete oder angenommene Wirkung. Wichtigste Quelle waren der Entwurf zur NotO von 1849 und die Motivationen im Gesetzgebungsverfahren, welche die besten Beispiele für einen auf einem hohen intellektuellen Niveau und zum Teil öffentlich vollzogenen Diskurs sind. Umso überraschender und unbefriedigender wirkt die Erkenntnis, dass die Rezeption dieser ersten deutschen Notariatsordnung eher unterbelichtet blieb. War sie doch viel mehr als bisher angenommen vom französischen Recht und insbesondere der Westfälischen Notariatsordnung von 1809 beeinflusst und ist insofern nicht das erste Beispiel einer alleinstehenden deutschen Notariatsordnung, sondern eine Weiterverarbeitung traditioneller Bestände und eine Verwebung innovativer Ideen auf der Grundlage regionaler Besonderheiten. So entstand eine für ihre Zeit moderne und auf Rechtssicherheit für die Klienten bedachte NotO, die den Notar als Beamten sah, seine Urkunden glaubhaft und vollstreckbar machte und die Verbindung mit der Anwaltschaft ermöglichte.¹⁴⁰ Eine gut ausgebildete Notarschaft, die sich insgesamt aus einer geschlossenen Gruppe von Juristen rekrutierte, sowie Prüfungsordnung, Kostengesetze und Formularbücher bekräftigten die Erkenntnis eines weit fortgebildeten Notariats. Bedingt durch die Ereignisse der Reichsgründung und der damit einhergehenden, erdrückenden Vorherrschaft Preußens über das Deutsche Reich geriet die Braunschweiger Ordnung in den Hintergrund; reichseinheitliche Gesetzgebung wurde demnach preußisch beeinflusst und einzelne Landesregelungen verloren so oder so ihr Gewicht.

In etlichen Punkten muss dieser Beitrag leider an der Oberfläche bleiben; hier versteht er sich als eine Materialsammlung, die zu genaueren Betrachtungen anregen soll. Genau so musste der Versuch einer Kollektivbiographie der Braunschweiger Notarschaft¹⁴¹ entfallen: Dies erklärt sich nicht aus Materialmangel, sondern im Gegenteil aus einer so großen Menge an Quellen und möglichen Herangehensweisen, dass eine systematische Analyse bereits ein neuer Beitrag wäre, der zu einem nicht zu ferne liegenden Zeitpunkt nachgeholt werden soll – das Forschungsfeld ist jedenfalls geöffnet.

140 Hier irrt Meder (wie Anm. 1), S. 406f., wenn er behauptet, dass die Verbindung von Notariat und Anwaltschaft nur eine gesetzlich zugelassene Ausnahme gewesen sei. Tatsächlich waren alleine sieben von acht Präsidenten der Anwaltskammer des Betrachtungszeitraums gleichzeitig auch Notare (vgl. Präsidenten der Rechtsanwaltskammer. In: ISERMANN; SCHLÜTER (wie Anm. 81), S. 170-180.). Auch die diversen vorgebrachten Biographien ergeben ein ähnliches Bild, dass schlicht auf der Einkommenssituation des Berufsstandes fußte. Meders Angaben über die Paragraphenanzahl der NotO weichen ebenfalls von den hier gemachten ab.

141 Vgl. für die Richter und Staatsanwälte Markus BERNHARDT: Was ist des Richters Vaterland? Justizpolitik und politische Justiz in Braunschweig zwischen 1879 und 1919/20. Berlin 2011, S. 182-249.

Tagebücher des Privatiers und Berufsspielers August von Walbeck in Wolfenbüttel (1815-1847)

von

Gisela Babnik

Einleitung: Biedermeierzeit und schriftliche Selbstdokumentation in Wolfenbüttel

von Dieter Lent

Mit der Stadt Wolfenbüttel stehen weit mehr als 200 Personen in Beziehung, die seit dem Mittelalter von Bedeutung für die allgemeine deutsche und auch für die engere braunschweigische Landesgeschichte sind.¹ Die historisch unauffälligen Bewohner der Stadt sind für die Biedermeierzeit in den Wolfenbüttelschen Adressbüchern der Jahre 1835 und 1841 aufgeführt und bleiben fast ausnahmslos stumm. Es ist insofern ein Glücksfall für die Stadtgeschichtsforschung,² dass für die gesamte Vormärzperiode 1815 bis 1847 die äußerst umfang- und inhaltsreiche geschlossene Tagebuchserie eines Angehörigen der Oberschicht, aus der Familie von **Walbeck**, erhalten geblieben ist, die sozusagen eine persönliche „Innenansicht“ des Alltagslebens der Stadt vor Ort für Tag und Stunde vermittelt: eine Sicht auf das erlebte und miterlebte Wolfenbüttel. Der Tagebuchschreiber zählte höchstwahrscheinlich zur 2. Sozialklasse Wolfenbüttels (u. a. Akademiker), die im Jahre 1841 nur aus 3,7 % der damaligen Wohnparteien bestand, während die größtenteils am Rand des Existenzminimums lebende Unterschicht der 5. Sozialklasse mit 59,0 % vertreten war.³ Die räumliche und geistige Enge der damaligen bedeutungslosen „kleinen Landstadt“ Wolfenbüttel mit ihren rd. 7.800 Einwohnern (1823) wird dadurch deutlich, dass die Abtragung der Festungs-

1 Namentlich aufgelistet zum Stichwort Wolfenbüttel in: Deutsche Biographische Enzyklopädie, hrsg. von Rudolf VIERHAUS. 2. Auflage, Bd. 12/2 (Ortsregister). München 2008, S. 997 f.; BBL 2006, S. 781 f. (Ortsindex); BBL 1996, S. 701 (Ortsindex).

2 Da eine ausführliche wissenschaftliche Stadtgeschichte (insbesondere betr. die Wirtschaftsentwicklung) fehlt, ist als Einführung und vorläufiger Überblick nützlich: Jochen BEPLER: Kleine Wolfenbütteler Stadtgeschichte. Regensburg 2011 (mit Literaturhinweisen); für die Vormärzzeit ist eine ungewöhnlich detailreiche und umfangreiche aber kaum bekannte annalistische Quelle das ungedruckte Manuskript „Wolfenbüttels Chronik“ von Friedrich JEEP [bis 1919 reichend], Bl. 108-152 = 88 eng beschriebene Seiten mit Tagesereignissen der Jahre 1815 – 1847 [insbesondere Veranstaltungen jeder Art, Vereinsleben, Personen, Stadtverwaltung, Unterhaltungsbetrieb, Theater und viel Musik etc.] (NLA – StA WF: VI Hs 15 Nr. 114).

3 Klaus-Walther OHNESORGE: Wolfenbüttel. Geographie einer ehemaligen Residenzstadt. Braunschweig 1974, S. 112 ff., S. 132. Zum prozentualen Bevölkerungsanteil der anderen Sozialklassen: 1. Klasse 0,3 % (Adel im Staatsdienst etc.), 3. Klasse 11,2 % (gehobener Mittelstand), 4. Klasse 25,8 % (unterer Mittelstand: Handwerksmeister, untere Beamte).

bollwerke, Wälle und Gräben erst von 1804 bis 1836 vorgenommen wurde.⁴ Noch 1841 blieben die Stadttore nachts geschlossen und drei Toreinnehmer (am Herzogtor, Harztor und Augustor) kontrollierten mit sechs Torvisitatoren den Stadtzugang. Eine „Torakzise“, d.h. eine Einfuhrsteuer für bestimmte Waren wurde noch bis 1859 erhoben, und das „Brückengeld“ für Reit-, Last- und Zugtiere sowie Personen sogar bis 1874 eingezogen. Bis 1841 musste Sperrgeld für nach Schließung der Stadttore nachts ein- oder auspassierende Personen sowie von Zug- und Lastvieh entrichtet werden. Mindestens bis 1838 gab es noch auf den Straßen „Gassenkot“, der verpachtet wurde.⁵ Bei der Einwohnerschaft fallen neben den vielen herzoglichen und städtischen Beamten anzahlmäßig die 21 Advokaten, 44 Leineweber, 46 Schneider und 71 Schuhmacher auf, auch später ausgestorbene Gewerbe wie Seifensieder, Knopfmacher und Kesselflicker, dazu die 40 Gast-, Speise- und Schankwirte. Handwerk und Handel hatten nur lokale Bedeutung und die zehn Fabriken (Tabak, Textilien, Essig, Tapeten, Kämme usw.) waren wohl überwiegend nur größere Handwerkerbetriebe.⁶ Die räumliche Enge und die bescheidene Wirtschaftskraft drücken Wolfenbüttel auch nachwirkend später noch das Signum des spießig-philisterhaften Kleinstadtwesens auf. Zwei Wolfenbütteler Lokalsatiren spiegeln das amüsant gewissermaßen als Schlüsselliteratur ab. Der Wolfenbütteler Buchhändler Carl **Niedmann** (1805-1830) veröffentlichte unter Pseudonym bzw. anonym die geistvolle und witzige Persiflage der kleinstädtisch-beschränkten Einwohnerschaft in: „Krähwinkel wie es ist. Ein Sittengemälde“ (1828) sowie 1829 die entsprechende groteske Tragikomödie „Die Verschwörung in Krähwinkel“, die beide Erbitterung in Wolfenbüttel auslösten.⁷ Der Bruder von Ricarda Huch, der Schriftsteller Rudolf **Huch** (1862-1943), gab ebenfalls unter Pseudonym 1895 als Lokalsatire den Tagebuchroman „Aus dem Tagebuch eines Höhlenmolches“ heraus, worüber sich ganz Wolfenbüttel aufregte. Er äußert, die dortige völlig banausische Philisterbevölkerung sei nur materialistisch eingestellt und inmitten einer Rübenregion nur an Zuckerpreisen und Essen interessiert. In seinen Lebenserinnerungen beschreibt Huch das dort „sehr sichtbare Philistertum“ in Wolfenbüttel während seiner dortigen Berufsjahre 1888 bis 1897.⁸ Wilhelm **Raabe** wohnte von 1856 bis 1862 in Wolfenbüttel und hatte zeitlebens stärkste familiäre Bindungen an diese Stadt (Mutter, Schwester, Schwiegermutter usw.). Sein Bild ist zeitweise durch angebliche Spätbiedermeierlichkeit und als braunschweigischer Stammtischphilister (Kleidersellerrunde etc.) überschattet gewesen.⁹ Allerdings zeigte er häufig verzwickte Sympathie für die verschrobene Enge abseitiger „alter Nester“ und Sonderlinge. In seinem Roman „Abu Telfan“ erklingt ein oft zitiertes Lob auf das behagliche „Philistertum“, woraus alle großen Deutschen ein Drittel ihrer Kraft geschöpft hätten und endet mit einem Lebehoch auf „Bier-

4 OHNESORGE (wie Anm. 3), S. 57, 97. S. auch der Beitrag M. Fimpel in diesem Jahrbuch

5 Wolfenbüttelsches Adressbuch 1841, S. 19, S. 139; KYBITZ. In: Finanzarchiv 5 (1888), S. 199; JEEP (wie Anm. 2), Bl. 140 (26.10.1834).

6 Dsgl. (wie Anm. 5), S. 21, S. 101 ff.; Mechthild WISWE: Wolfenbüttels gewerbliches Leben im Spiegel des Adressbuches von 1835. In: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel 19 (1973), S. 103 ff.

7 Beiträge zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel, hrsg. von Josef KÖNIG. Wolfenbüttel 1970, S. 116 ff.; BBL 1996, S. 441.

8 Mein Weg. Lebenserinnerungen. Zeulenroda 1937, S. 270-317.

9 F. SENGLE über Biedermeiertradition bei Raabe: siehe Wilhelm Raabe, hrsg. von Leo LENSING. Braunschweig 1981, S. 77 ff.; Cecilia von STUDNITZ: Wilhelm Raabe. Düsseldorf 1989, S. 213 ff.

krug und die Kaffeekanne..., den Strickstrumpf und das Tintenfass“!¹⁰ Auf die Ambivalenz von Raabes Hochschätzung des Philistertums (teilweise nur als Schriftstellermaske) kann hier nur hingewiesen werden.¹¹ Der Wolfenbütteler Heimatschriftsteller und Journalist Kurt **Meyer-Rotermund** (1884-1977) hat in mehreren Büchern seine Heimatstadt beschrieben und seine Lebenserinnerungen unter den vielsagenden Titel „Letztes Biedermeier um die Jahrhundertwende“ (1956) gestellt.¹² Er bekräftigte Raabes Diktum von der Bedeutung des deutschen Philistertums und hat einen Sammelband „Das Buch der deutschen Kleinstadt“ (1920) herausgegeben.¹³ Einen sehr informativen Stadtführer versah er mit dem Titel: „Liebe kleine Herzogsstadt. Ein Führer durch die Stadt Wolfenbüttel und ihre Umgebung“ (Wolfenbüttel 1934). Dort wird auf Seite 68 ein Preislied auf Wolfenbüttel in fünf Strophen von dem damaligen Mitarbeiter an der Herzog August-Bibliothek und späterem hochbedeutenden Goetheforscher Hans **Gräf** (1864-1942) abgedruckt, wo er den Slogan „Liebe kleine Herzogsstadt“ als adäquaten Ruhmestitel preist.¹⁴ Dieser liebenswert betuliche Wolfenbüttel-Slogan wurde gern gebraucht und erweckt Biedermeierassoziationen. Er steht ganz im Gegensatz zur internationalen Geltung Wolfenbüttels durch Berühmtheiten wie die Herzog August-Bibliothek, Lessing, die Physiker Elster und Geitel. Auch als Festungsstadt und Sitz eines jahrhundertealten Strafgefängnisses hatte Wolfenbüttel wenig liebenswertes. Passender war selbstverständlich der Name „Lessingstadt“, der schon 1929 anlässlich des Lessingjahrs in Umlauf kam und zwischen 1946 und 1950 auch populär wurde.¹⁵ Das Wolfenbüttel partiell anhaftende Etikett der biedermeierlichen Philisterhaftigkeit setzt sich also folglich aus mehreren, sich gegenseitig verstärkenden Komponenten (Niedmann, Huch, Raabe, Meyer-Rotermund) zusammen.

Die Biedermeierzeit ist die Epoche des sogenannten „Vormärz“ (vor 1848) und der politischen Reaktion unter Metternich. Zwei braunschweigische Sozialhistoriker, die Professoren Mitgau und Schildt haben Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur und Mentalität der Biedermeierzeit intensiv beschrieben.¹⁶ Die bekannten Epochencharakteristika brauchen hier nicht weiter erläutert zu werden: Flucht ins unpolitische Private, in die Idylle, Ausschwärmen in geistig-kulturelle Sphären, Ruhebedürfnis, Vereins- und Geselligkeitsbetriebsamkeit, Familiensinn, Gefühlskultus, das „Glück im Kleinen“ usw. Wichtig ist, dass die Selbstreflexion und das Tagebuchschreiben in dieser Epoche sehr dominierend waren.¹⁷ Tagebücher zählen in der modernen Fachsprache zu den sogenannten „Egodoku-

10 Wilhelm Raabe, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Karl Hoppe, Bd. 7. Göttingen 1969, S. 357 f.

11 Hans Oppermann: Wilhelm Raabe. Reinbek 1970, S. 89 ff., S. 131.

12 BBL 1996, S. 417.

13 Meyer-Rotermund: Wolfenbüttel und seine Literaten. Wolfenbüttel 1965, S. 33 ff., S. 73 ff.; Ders.: Die Lessingstadt und ihr Kulturspiegel. Wolfenbüttel 1973, S. 7 f.

14 Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964, S. 709 f. (Artikel „Gräf“).

15 Die Lessingstadt Wolfenbüttel und ihre Dichter Lessing, Raabe, Busch. Wolfenbüttel 1929; Paul Raabe: Lessingstadt? Fragen – Wege – Hoffnungen (Sonderdruck Wolfenbüttel 1978). – Friedrich Jeep sprach schon 1903 von der „lieben, einsamen Lessingstadt“ (Anfang der Jugenderinnerungen“ in: NLA – StA WF 222 N 12).

16 Hermann Mitgau: Das Biedermeier und die Umformung des Bürgertums. In: Ders.: *Gemeinsames Leben 1770 bis 1870 in braunschweigischen Familienpapieren*. Wolfenbüttel 1948, S. 5-35; Gerhard Schildt: *Aufbruch aus der Behaglichkeit: Deutschland im Biedermeier 1815-1847*. Braunschweig 1989.

17 Mitgau (wie Anm. 16), S. 19; Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit*, Bd. 2. Stuttgart 1972, S. 993 [= Standardwerk zur Biedermeierzeit].

menten“,¹⁸ d. h. zu den direkten Selbstzeugnissen mit Auskunft über sich selbst, wie Autobiographien, Memoiren und Briefe. Der Reiz dieser Egodokumente und ihre Beliebtheit bestehen darin, dass in berühmten Sinnsprüchen formuliert nichts für den Menschen interessanter ist als der Mensch¹⁹ und dass das eigentliche Studium der Menschheit der Mensch sei.²⁰ Goethe erklärte, jeder Mensch erlebe „in seinem Innern eine ganze Weltgeschichte“ und Heinrich Heine bilanzierte schließlich lapidar: „Unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte“. Tiefschürfend äußert Goethe als zeitlebens unermüdlicher Diarist zum Tagebuchwesen: „Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsbald zu einem historischen machen.“²¹ Es gibt verschiedene Typen von Tagebüchern: einesteils vorwiegend objektivistisch, die Umwelt und Mitwelt oder Zeitereignisse dokumentierend oder eher andererseits subjektivisch Selbstbetrachtung fixierend, ferner thematisch spezialisierte (Reisen, Krieg usw.) oder allgemeine unspezialisierte Diarien.²² In der Stadt Braunschweig beginnt die Tagebuchüberlieferung im Mittelalter bereits mit dem lateinischen Zisterziensertagebuch einer Nonne für die Jahre 1484-1507.²³ Für die Stadt Wolfenbüttel konnten angeregt durch Frau Dr. Babniks Aufsatz von mir auf Anhieb bei einer mehrtägigen überschläglichen speziellen Recherche rd. 30 Tagebücher und Tagebuchähnliches (vielfach nur fragmentarisch) ermittelt werden, die einen direkten Bezug zur alten Residenz- und Festungsstadt und heutigen modernen Wohnstadt haben.²⁴ Als Beispiele seien genannt nur die Dienstagebücher des Wolfenbütteler Amtmanns Hilbrand van dem Dyke am Herzogshof für die Jahre 1445-1450²⁵ und des Scharfrichters Hans Adam (1656-1672),²⁶ des Herzogs **Ferdinand Albrecht II.** (für 1709)²⁷ sowie des Vizekanzlers G. S. A. von **Praun** (für 1757-1764).²⁸ **Lessing** hinterließ ein Notiztagebuch seiner italienischen Reise 1775.²⁹ Aus den letzten zwei Jahrhunderten stammen u. a. die Tagebücher des Obersten A. W. von **Nordenfels**, Kommandant von Wolfenbüttel („Denkwürdigkeiten“, bearbeitet vom obengenannten Carl Niedmann 1830), und von Wilhelm Raabe aus sei-

18 Eva SCHLOTHEUBER: Klostereintritt und Bildung. Tübingen 2004, S. 322, S. 584.

19 Goethe-Taschenlexikon. Bearb. von Karl Justus OBENAUER. Stuttgart 1955, S. 220.

20 Brockhaus-Enzyklopädie. Bd. 18. 17. Aufl. Wiesbaden 1973, S. 427.

21 Goethes Gespräche. Hrsg. von Flodoard von BIEDERMANN. Wiesbaden 1949, S. 129; Heinrich Heine, Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred WINDFUHR. Bd. 7/1. Hamburg 1986, S. 71; Lexikon der Goethezitate. Hrsg. von Richard DOEBEL. Zürich 1968, Sp. 891 f.

22 Literatur zum Tagebuchwesen: Paul RAABE: Quellenrepertorium zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 2. Aufl. Stuttgart 1966, S. 59 – 73 [dabei Listen von wichtigen Tagebüchern]. – Literatur-Lexikon, hrsg. von Walther KILLY, Bd. 14. Gütersloh 1993, S. 416 ff. – Friedrich SENGLE (wie Anm. 17), S. 214-237, S. 993-998. – E. SCHLOTHEUBER (wie Anm. 18), passim. – Lexikon des Mittelalters, Bd. 8. München 1997, Sp. 423 ff. (Artikel „Tagebuch“).

23 SCHLOTHEUBER (wie Anm. 18), passim.

24 Ungedruckte Diarien sind zum Beispiel im NLA-StA WF nachgewiesen in den Findbüchern zu den Beständen 250 N, 276 N, VI Hs 11, 39 A Slg, 1 Alt 22, VI Hs 5. – Zu konsultieren wäre ebenfalls die Herzog August-Bibliothek in Wolfenbüttel.

25 Auf dem Weg zur herzoglichen Residenz Wolfenbüttel im Mittelalter. hrsg. von Ulrich SCHWARZ. Braunschweig 2003 (QuF 40), S. 285 ff.

26 Gesine SCHWARZ: Scharfrichter und Abdecker des Landes Braunschweig in der Frühen Neuzeit. In: BsJb 85 (2004), S. 60 ff.

27 NLA-StA WF: 1 Alt 22 Nr. 596.

28 NLA-StA WF: VI Hs 5 Nr. 18, 20.

29 Eine Reise der Aufklärung: Lessing in Italien 1775. Hrsg. von Lea RITTER SANTINI. Bd. 1. Berlin 1993, S. 121-176.

nem Aufenthalt in Wolfenbüttel 1857-1862.³⁰ Ferner erwähnt seien die Diarien der Pädagogin Henriette **Schrader-Breymann** († 1899),³¹ des Bibliotheksdirektors Gustav **Milch-sack** († 1919),³² von Konsistorialrat Vitus **Dettmer** (1899 bis 1916 in Wolfenbüttel)³³ und Dr. Hermann **Kleinau** (1902-1978), Staatsarchivdirektor in Wolfenbüttel von 1938 bis 1967.³⁴ Von den damals 60 zusätzlich von mir ermittelten Autobiographien und Memoiren Wolfenbüttel betreffend seien nur erwähnt die Erinnerungen des Arbeitshausinsassen 1892/1893 in der Kommissie Carl **Twede**³⁵ und die von biedermeierlicher Kleinstädtereier berichtenden Jugenderinnerungen des Lokalhistorikers Friedrich **Jeep** (1850-1922).³⁶ Zeitlich folgen die Lebenserinnerungen von Otto von **Heinemann** († 1904), Leiter der Wolfenbütteler Bibliothek,³⁷ des Schriftstellers Rudolf **Huch** († 1943),³⁸ des Generalfeldmarschalls Wilhelm **Keitel** (1882-1946) über seine Wolfenbütteler Militärdienstjahre 1901 bis 1914³⁹ und des Bibliotheksdirektors Dr. Paul **Raabe** (1927-2013).⁴⁰ Autobiographisch getönt als Gemisch aus Dichtung und Wahrheit mit Wolfenbüttelbezug sind aber auch Literaturwerke wie das Elogium „Guelfis oder Niedersächsischer Lorbeerhain“ (1669) des Barockpoeten Sigmund von **Birken**, der Jugendroman „(Magischer) März“ (1929, 1937) des Heimatschriftstellers Konrad **Beste** sowie der politische Roman des kommunistischen Schriftstellers Werner **Ilberg** „Die Fahne der Witwe Grasbach“ (1948).⁴¹ Es wäre sinnvoll, einmal eine möglichst vollständige Liste aller ermittelbaren Egodokumente mit Wolfenbüttelbezug zusammenzustellen.

Walbecks Tagebücher sind nicht psychologisch tieferschöpfend auf seelisch-charakterliche Selbstzergliederung gerichtet, sondern haben lebenspraktische Bedeutung. Das Leitwort ist die eigene „Lebensordnung“ (siehe Tagebuchanfang 1830), die Behagen („sich wohl befinden“) und solide Lebensumstände erzielen soll. Dieser durch die Tage-

30 Wilhelm Raabe und Wolfenbüttel. Bearb. von Dieter MATTHES. Eine Ausstellung des Niedersächsischen Staatsarchivs Wolfenbüttel. Göttingen 1981, S. 21 und passim; Raabe-Verzeichnis. Hrsg. von Manfred R. W. GARZMANN. Braunschweig 1985, S. 15, S. 27 f.; Kurt HOFFMEISTER: „Ich habe Lust mehr zu schreiben.“ Wilhelm Raabe, Schriftsteller in Wolfenbüttel. Braunschweig 2000.

31 Mary J. LYSCHINSKA: Henriette Schrader-Breymann. Ihr Leben aus Büchern und Tagebüchern. 2 Bde. Berlin 1922. – Vgl. Neue Deutsche Biographie, Bd. 23. Berlin 2007, S. 505 f.

32 BBL 1996, S. 419 f.

33 Kataloge der Herzog August-Bibliothek, Neue Reihe: Die neueren Handschriften der Gruppe Novissimi. Bearb. von Renate GIERMANN. Frankfurt/M. 1992, S. 64, S. 239.

34 BBL 1996, S. 319 f.; NLA-StA WF: 300 N 42.

35 Carl TWELE: „Der Arbeitshäusler“. Hrsg. von Paul HUGGER und Silke WAGENER-FIMPEL. Zürich 2006.

36 „Aus einer kleinen Stadt“. In: Unterhaltungsblatt-Sonntagsbeilage der Braunschweigischen Landeszeitung, 10. Jg., 1903 (11.1. und 18.1., 26.3., 2.8. und 16.8.) [s. auch NLA-StA WF 222 N 12].

37 BBL 1996, S. 256 f.

38 Reinmar FÜRST und Wolfgang KELSCH: Wolfenbüttel: Bürger einer fürstlichen Residenz. Wolfenbüttel 1982, S. 44 f.; Neue Deutsche Biographie. Bd. 9. Berlin 1972, S. 708 f.

39 BBL 1996, S. 316; Dieter LENT: Bemerkungen zu Hitler-Interpretationen von Braunschweigern. In: BsJb 93 (2012), S. 149 ff.; Generalfeldmarschall Keitel, Verbrecher oder Offizier? Erinnerungen ... Hrsg. von Walter GÖRLITZ. Göttingen 1961, S. 12: ungedruckte Lebenserinnerungen bis 1914 [317 Blätter].

40 Paul RAABE: Bibliosibirsk oder Mitten in Deutschland. Zürich 1992.

41 Reinmar FÜRST und Wolfgang KELSCH: Wolfenbüttel: Bürger einer fürstlichen Residenz. Neue Folge, Wolfenbüttel 1983, S. 54 f. (Birken), S. 60 f. (Beste); Deutsche Biographische Enzyklopädie. Hrsg. von Walther KILLY. Bd. 5. München 1997, S. 247 (Ilberg); BBL 2006, S. 86 f. (Birken); dsgl. 1996, S. 60 (Beste), S. 297 (Ilberg); Jürgen KUMLEHN: Jüdische Familien in Wolfenbüttel. Braunschweig 2009, S. 296 – 317 passim, S. 188 ff. (Ilberg).

buchführung unterstützten Lebensordnung war seiner Meinung nach die Erhaltung seines Vermögens und eine „längere Lebenszeit“ zu verdanken. Ohne auffälliges Interesse am öffentlichen Leben, dem herzoglichen Hof sowie dem Kulturbereich (1841 existierten in Wolfenbüttel immerhin zwei Buchhandlungen) kreisten seine Notate um seine reinpersönliche tägliche Befindlichkeit. Da seine ausgeprägten Charakterfehler, nämlich Völlerei, Alkoholismus und Kartenspielsucht sein Behagen zeitlebens außerordentlich störten, ist das Tagebuch erfüllt von harscher Selbstkritik und damit gemäß Goethes Empfehlung Instrument der Selbstkontrolle und Selbstdisziplinierung, zugleich aber auch ein historisches Dokument für seine Erben (Vorworte zu den Bänden 1830 und 1837). In diesem Sinne erfüllt Walbeck wenn auch eingeschränkt auf das banale leib-seelische Wohlbehagen eines Philisters den uralten berühmten antiken Weisheitsspruch: „Erkenne dich selbst“, den man in seinem Fall verkürzen müsste zu: „Kenne dich selbst.“ Walbeck verkehrte häufig im Gasthaus Forsthaus, wo auch der berühmte Humorist Wilhelm **Busch** später von 1862 bis 1899 regelmäßig als Sommergast weilte.⁴² In einem Antwortbrief an den Wolfenbütteler Archivdirektor Dr. Paul Zimmermann äußert der scharfsichtige Menschenkenner Busch am 14. Juni 1893 sein „erleckliches Misstrauen“ gegen Autobiographien; auch bekennt er 1892, am schwersten sei zu erreichen, „dass man sich selbst hinter die Schliche kommt“.⁴³ Walbeck hatte zwar ein sehr banausisches Lebensziel, aber im ständigen Disput mit sich ist er, fixiert für sich und seine Nachkommen, sich selbst immerhin auch auf die Schliche gekommen.

Die Fülle der Informationen in Walbecks Tagebüchern konnte Frau Dr. Babnik in ihrer Analyse nur in Auswahl andeutend ausbreiten. Jedenfalls ist diese Tagebuchserie eine bisher ganz unbekannte Geschichtsquelle für das gehobene Bürgertum der früheren Residenz- und Festungsstadt im Biedermeier sowie das erst seit den 1970er Jahren aufgekommene Fach „Alltagsgeschichte“. Als Ärztin konnte sie Gesundheitszustand und Krankheiten des Diaristen kompetent analysieren und bestimmen.⁴⁴

Die den Tagebuchschreiber wohl kaum interessierende soziale Frage stand demgegenüber in Wolfenbüttel schon im Biedermeier auf der Tagesordnung, denn 85 % der damaligen Einwohner waren 1841 „Kleinbürger und arme Leute“ und um die Jahrhundertmitte ist eine Verarmungstendenz im dortigen Handwerk festzustellen.⁴⁵ Mit gutem Grund betitelte G. Schildt seine Biedermeiermonographie mit „Aufbruch aus der Behaglichkeit“. In den deutschen Städten waren etwa ein Viertel der Bevölkerung arm und unterhalb der Bauernklasse gab es zwei- bis dreimal mehr Landarme und Landlose. Deutschland wies Merkmale eines Entwicklungslandes auf.⁴⁶ Wie ein ferner Anhauch künftiger weltgeschichtlicher Erschütterungen ins kleinstädtische Wolfenbüttel wirkt deshalb der empörte Leserbrief von Karl **Marx** aus London 1871 über eine grell antikommunistische Falsch-

42 BBL 1996 (wie Anm. 1), S. 114.

43 Dieter LENT: Miscellanea zum Thema Wilhelm Busch und Wolfenbüttel. In: BsJb 68 (1987), S. 133 ff.

44 Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1815-1875 siehe Gerhard SCHILDT. In: Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigischen Landes vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Jörg LEUSCHNER. Bd. 3. Hildesheim 2008, S. 64-165; zur Wissenschaftssparte „Alltagsgeschichte“ siehe den Artikel in: Brockhaus: Die Enzyklopädie. Bd. 1. 20. Aufl. Leipzig 2001, S. 407 f.

45 OHNESORGE (wie Anm. 3), S. 132; Klaus ASSMANN (u. a.): Handwerker Einkommen am Vorabend der industriellen Revolution. Göttingen 1969, S. 65 ff.

46 SCHILDT (wie Anm. 16), S. 67, S. 153, S. 179 ff.; s. auch DERS. (wie Anm. 44), passim.

meldung (Warnung „vor dem roten Gespenst“, d. h. einer totalen Gesellschaftszertrümmerung) in der bekannten liberalen Wolfenbütteler „Zeitung für den deutschen Landmann“ (sogenannte „Rote Zeitung“), die 1867 durchaus arbeiterfreundlich eingestellt war.⁴⁷ Mit der Gründung der kommunistischen Partei 1919 in Wolfenbüttel steigerte sich die feindselige politische Zerklüftung der Wolfenbütteler Einwohner durch „Klassenkampf“ und Parteihasse bis zu den Bluttaten im Jahr der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933.⁴⁸ Im Vergleich zwischen zwei im Abstand von 100 Jahren erschienenen Schlüsselromanen, nämlich der höchst politisierten Wolfenbütteler Bevölkerung im Jahr 1930 bei **Ilberg** und der völlig ins skurrile Private zusammengedrückten Zustände in **Niedmanns** „Krähwinkel“ wird das Hauptcharakteristikum der Biedermeierepoche überdeutlich. Dennoch regte sich damals in der alten Residenzstadt politisches Erwachen. Die 1828 gegründete Turngemeinde der Großen Schule war unter der Devise „Vaterland, Freiheit, Ehre“ und schwarzrotgoldener Fahne freiheitlich national gesinnt, was bekanntlich im Deutschen Bund beargwöhnt oder verboten war. Von den 51 bekannten und größtenteils gerichtlich belangten oppositionellen studentischen Burschenschaftlern aus dem Herzogtum Braunschweig waren nicht weniger als 10 Mitglieder der Turngemeinde gewesen, darunter der bekannte Revolutionär von 1833 August Ludwig von Rochau.⁴⁹

Walbecks Tagebücher

1. Vorbemerkungen

Bisher nicht publizierte Privatakten aus den Beständen des Staatsarchivs in Wolfenbüttel sind die Quelle dieses Aufsatzes, der mit Hinweisen auf zeitgeschichtliche Zeugnisse und auf neuere naturwissenschaftliche Erkenntnisse erweitert worden ist. Darin wird das Lebensgefühl eines vormärzlichen Philisters vermittelt, der sich den kleinen Dingen im Leben zuwendet, die seinem Bedürfnis nach Frieden und Sicherheit in der privaten Idylle entsprechen.

Von 1810 bis 1847 schrieb der gutsituierte Bürger August von Walbeck⁵⁰ aus Wolfenbüttel 38 Jahrestagebücher, von denen 31 erhalten sind.⁵¹ Die gebundenen Kaufmanns-

47 Abgedruckt im sozialdemokratischen „Braunschweiger Volksfreund“, Nr. 10 vom 14. Juli 1871. – Georg ECKERT: Wilhelm Bracke und die Propaganda für den 1. Band des „Kapital“ von Karl Marx. In: BsJb 48 (1967), S. 103–109.

48 Siehe u. a. zwei maschinenschriftlich vervielfältigte kommunistische Darstellungen (beide vorhanden im NLA-StA WF): Robert SEEBOTH: Beiträge zur Geschichte der Wolfenbütteler Arbeiterbewegung. Wolfenbüttel 1979. – DERS.: Die politische Tätigkeit der KPD Wolfenbüttel in den Jahren 1919 bis 1956. Wolfenbüttel 2005.

49 Kurt SELLE: Oppositionelle Burschenschaftler aus dem Lande Braunschweig in der Zeit von 1820 bis 1848. In: BsJb 80 (1999), S. 101–141; Glaubenslehre, Bildung, Qualifikation. 450 Jahre Große Schule in Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1993, S. 218 ff.

50 August von Walbeck, *15. Oktober 1772 in Goslar, † 17. Januar 1848 in Wolfenbüttel, s. Anm. 69 und Anm. 70.

51 Niedersächsisches Landesarchiv-Staatsarchiv in Wolfenbüttel (künftig NLA-StA WF) VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 1 bis Bd. 31 [1815 bis 1847]: 31 Jahrestagebücher, Foliobände in Pappe (1), broschiert (6), Halbleder (24) sind dem Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel von den Erben nach 1923 übergeben worden. Ursprünglich wurden von 1810–1847 insgesamt 38 Tagebücher geschrieben. Sieben Bände sind verschollen.

bücher in Folio enthalten sorgfältige Eintragungen in Kurrentschrift, die ein Manuskript fast ohne Korrekturen entstehen ließen,⁵² das in Registern über die gemachten Ausgaben, über Wind und Wetter, mit Bemerkungen über Diät und Folgen davon⁵³ auch die Kosten für Haushalt⁵⁴, Personal⁵⁵, Handwerker⁵⁶ und Reisen⁵⁷ enthält.

Ausführlich schildert Walbeck sein leibliches Wohlergehen oder Unbehagen, korrelierend mit diszipliniertem oder maßlosem Lebenswandel⁵⁸ und klagt jahrzehntelang über das *unausstehliche Jücken* [sic]⁵⁹ einer derzeit noch unheilbaren Hautkrankheit mit eitrigen Schwären. Zusätzlich gibt es im Text vielfältige Aussagen zu Wertvorstellungen des Bildungsbürgertums vor knapp 200 Jahren und zu den Idealen einer Erziehung im Sinne des Humanismus, auch manchen Hinweis auf den damaligen Stand der naturwissenschaftlichen Forschung.

Historisch relevante Ereignisse wie die Schlachten bei Ligny und Waterloo⁶⁰, der Schlossbrand und Regierungswechsel in Braunschweig⁶¹ oder technischer Fortschritt durch den Bau der Eisenbahnstrecke von Braunschweig nach Wolfenbüttel⁶², auch Schicksalsschläge wie Hochwasser⁶³, Missernte⁶⁴ und daraus resultierende Teuerung sind Notate in diesen Tagebüchern. Wegen der Fülle der Aufzeichnungen an mehr als 11.000 Tagen war eine Auswahl unerlässlich. Aufschlussreiche Exzerpte aus den acht Jahrgängen 1815, 1816, 1817, 1830, 1837, 1838, 1841 und 1847 geben einen Einblick in die Themen dieser Diarien. Eine chronologisch geordnete Liste der Familiennamen von Freunden, Geschäftspartnern, Handwerkern und anerkannten Persönlichkeiten, ebenso die Auflistung von Gaststätten u. ä., kennzeichnet zum Abschluss dieses Aufsatzes das soziale Umfeld des Autors.

Wörtliche Zitate sind *kursiv* gedruckt, wenn es das Textverständnis zulässt.

Wenn dieser Aufsatz eine Anregung zu einer weiteren Aufarbeitung der Tagebuchnotizen unter lokalhistorischen, gesellschaftspolitischen und ökonomischen Aspekten ist, dann kann im Zusammenhang mit der umfangreichen Auflistung von Urkunden und Ak-

52 Auf Reisen transportierte Walbeck offenbar auch Papier, Federkiele und Tinten trotz Gefahr von Nässe und Beschädigung, denn die Schrift der in Wolfenbüttel getätigten Eintragungen ist nicht von der in Pyrmont zu unterscheiden.

53 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 16 [1830] Text auf dem Buchdeckel-Etikett.

54 Ebd. Bd. 1 [1815: 11. Jan. und 30. Jan. und 20. Juni]; Einkäufe: Hausrat, Vorrat, Kleidung.

55 Ebd. Bd. 1 [1815: 30. Sept. und 17. Oct. und 25. Dec.]; Lohnzahlungen.

56 Ebd. Bd. 16 [1830: 26. Febr.]; Kaminfeger, Haarschneider und Ebd. 19. März: Dachreparatur.

57 Ebd. Bd. 16 [1830: 20. August]: 2 Fuhren nach Driburg hin und zurück.

58 Ebd. Bd. 1 [1815: 29. Sept.] ... *Leidenstag zur Strafe für das Überschreiten der Mäßigkeit ... durch guten Franzwein gelang es, daß ich nicht auch zu brechen brauchte ...*

59 Ebd. Bd. 1 [1815: 2. August]: ... *da das unausstehliche Jücken* [sic] *nicht abnahm ...*

60 Ebd. Bd. 1 [1815: 25. Juni], s. a. Anm. 212..

61 Ebd. Bd. 16 [1830: 7./8. Sept.] Schlossbrand in Braunschweig und ebd. 28. Sept.

62 Ebd. Bd. 22 [1838: 30. Nov.].

63 Ebd. Bd. 16 [1830: 23. April] ... *das Wasser von dem Keller drang so mächtig empor, daß über 100 Eimer gefüllt wurden. Der Wasserstand ist überall bedeutend hoch, alle Wiesen und Niederungen überschwemmt.*

64 Ebd. Bd. 2 [1816: 22. Aug.]: ... *Sommerkorn noch lange nicht reif sondern grün wie im Juni.*

ten, die Rolf Volkmann 1980⁶⁵ zur Genealogie der Familie von Walbeck angelegt hat, eine facettenreiche Studie zum Lebensniveau der bürgerlichen Oberschicht in Wolfenbüttel entstehen.

2. Vorfahren, Lebenslauf und Habitus

Familie von Walbeck⁶⁶

Diese gut erforschte und dokumentierte patrizisch-adlige Familie führt ihren Namen vom Ort Walbeck bei Gardelegen, wird 1287 in Helmstedt und 1436 in Braunschweig genannt und starb 1962 in Braunschweig aus. Sie war ansässig im Magdeburger und Braunschweiger Raum. Die im Rat der Altstadt Braunschweig von 1441 bis 1613 vertretene Patrizierfamilie wird ab etwa 1650 zum Adel gerechnet. Im Jahre 1503 wurde die Familie mit 8 ½ Hufen und 2 Höfen in Bornum (Kreis Wolfenbüttel) belehnt und bildete ein nicht in die Rittermatrikel eingetragenes Gut, in dem Familienmitglieder auch wohnten. Bis 1807 galt Bornum als Walbeckisches sogenanntes Glebastengericht, d.h. Untergericht. Bornum wurde im 19. Jahrhundert allodifiziert und vor 1824 verkauft. August von Walbeck hatte noch andere Lehen⁶⁷ (Lehnbesitz insgesamt 72 Hufen, 33 Höfe, eine Mühle usw.).

Lebenslauf

Der Particulier⁶⁸ Conrad Heinrich Ulrich August von Walbeck, geboren am 15. Oktober 1772 in Goslar⁶⁹, gestorben am 17. Januar 1848 in Wolfenbüttel⁷⁰, lebte in Wolfenbüttel in der damaligen Okerstraße 142⁷¹ [heute Haus Nr.13⁷²].

65 NLA-StA 2° Zg. 266/81: Rolf VOLKMANN: Sieben Jahrhunderte Familie von Walbeck. Ursprung, Werdgang und Erlöschen einer Braunschweiger Patrizierfamilie. Grasleben 1980. Zum Folgenden siehe Rolf VOLKMANN und Sophie REIDEMEISTER: Genealogien Braunschweiger Patriziergeschlechter. Hrsg. von Werner SPIESS. Braunschweig 1948, S. 164 f.; Hermann KLEINAU: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. Hildesheim 1968 (Register), S. 846. – NLA-StA WF: Bestände derer von Walbeck: 243 N (= Akten), 118 Urk (= 483 Urkunden), s. a. 1 C Slg (= Siegelabdrücke und Petschafte) [alles abgegeben von 1923 bis 1971 von Kurd von Walbeck, seinen Erben und deren Nachlassverwalter S. von Henniges].

66 S. Anm. 65.

67 NLA-StA WF 243 N 31 von Walbecksche Ländereien bei Helmstedt 1763-1856.

68 NLA-StA WF 1 Kb 1329 N 831 A Seite 103; Zu pag. 72 Nro. 38 dieses K.-buchs. Zufolge eines Rescripts Herzogl. Consistorii vom 11. Aug.1847 [Nro] ... ist die, zwischen dem Particulier August von Walbeck und dessen Ehegattin Melusine ... bestehende Ehe ... getrennt. S. a. Meyers Großes Konversations-Lexikon 6. Aufl. Leipzig und Wien 1902-1909 (künftig: Lex.). Bd. 15, S. 471: Partikulier, ein Mann, der ohne Anstellung und Gewerbe von seinem Vermögen lebt.

69 Landeskirchliches Archiv in Wolfenbüttel KBF Kirchenbuch Nr.104 Taufen Goslar-Frankenber 1641-1890 Anno 1772 October Nr. 28: Hrñ Baron Johann Heinrich Von Walbecks Söhnlein Conrad Heinr. Ulrich August ... ist den 15. [Oct] geb. und den 20. ... im Hause getauft ...

70 NLA-StA WF 103 N Nr. 438 Bd X. Verstorbene 1848 S.159 Nr. 11 [Hauptkirche Wolfenbüttel]: Herr Conrad Heinrich Ulrich August von Walbeck ... den siebenzehnten Januar... [verstorben] ... an allgemeiner Wassersucht.

71 NLA-StA WF Q 4137 Wolfenbüttelsches Adreßbuch für das Jahr 1835, S. 70 v. Walbeck, Rentier Okerstr.142, desgl. für das Jahr 1841, S. 92. Das Haus in der Okerstraße 13 hat Walbeck von der Mitgift seiner Ehefrau (5.400 Taler) gekauft. s. Anm. 16.

72 Ebd. Wolfenbüttelsches Adreßbuch für das Jahr 1912, S. 126.

Er war ein Sohn des Johann Heinrich von Walbeck⁷³, Erb- und Gerichtsherr auf Bornum und dessen Ehefrau Joh: Cathar: Friederice Hagen.⁷⁴ Walbeck besuchte das Gymnasium Große Schule in Wolfenbüttel, das er mit Primareife verließ⁷⁵ und wurde 1791 an der juristischen Fakultät der Universität Helmstedt immatrikuliert.⁷⁶ Der Abschluss seines Studiums ist nicht dokumentiert.

1810 wurden der 38-jährige August v. Walbeck und die 16-jährige⁷⁷ Melusine ... Schröder, eines Hauptmanns bey dem siebten Infanterieregiment in dem vormaligen Hanöverschen Militär zu Hameln ... Tochter, in der Hauptkirche BMV in Wolfenbüttel von Propst Wittekop getraut,⁷⁸ und bis 1816 sind die Taufen ihrer vier Kinder in den Kirchenbüchern verzeichnet.⁷⁹ Walbeck lebte als Privatier von seinem Erbe, auch vom Meyer-, Erb- und Pachtzins für seinen Landbesitz⁸⁰ und war als Geldverleiher und Geldwechsler⁸¹ tätig. Er nannte sich Banquier⁸² und war in Wolfenbüttel fast täglich mit den Kartenspielen Whist oder L'ombre⁸³ beschäftigt. Einige Sommerwochen jeden Jahres hielt sich der Hausherr in Kurorten auf, wo er den Brunnen trank,⁸⁴ die Bäder nahm⁸⁵ und als Berufsspieler mit seinem Vermögen die Position eines für die Gewinnchancen günstigen Bankhalters⁸⁶ bei den Casinospielen Pharo [Pharo] und Roulett [Rolett]⁸⁷ übernahm, denn der Betrieb von Spielbanken wurde in den europäischen Staaten erst in der Mitte des 19. Jahr-

73 Johann Heinrich von Walbeck, *1741, † Braunschweig 1797 in Wolfenbüttel, s. Anm. 55.

74 Landeskirchliches Archiv in Wolfenbüttel: KBF Nr. 444 Tr.1750-1782, Trauungen Goslar Marktkirche 1771 S.1 42 Nr. XIII. Cathar: Friederice Hagen (1749-1814), s. a. Anm. 55.

75 NLA-StA WF 108 Neu, Zg. 80/2007, Nr.19 Matrikelbuch Bd. 1, S.148: Absolventen der Gr. Schule Wf 1768-1837. Zum dortigen Lehrbetrieb und Lehrangebot s.: Glaubenslehre, Bildung, Qualifikation. 450 Jahre Große Schule Wolfenbüttel. Berlin 1993, passim.

76 Die Matrikel der Universität Helmstedt 1685-1810, bearb. von Herbert Mundhenke. Hildesheim 1979, S. 289 (Nr. 11920): 1791 II [Nr.] 20 Walbeck, a, Conradus Henricus, Wolfenbüttelensis, Juli 14 CA [civis acad], RD [ritu depositionis initiati]; Heimatschule, jur.

77 NLA-StA WF 1 Kb Nr. 1330 N 831 S. 304 Getaufte 1811 Nr. 161, den 12. September, Alter der Mutter: 17.

78 Ebd. 1 Kb 1329 N 831 A Seite 72 Nr. 38 Copulirte 1810 [29. Nov.1810: Hauptkirche in Wolfenbüttel].

79 Ebd. 1 Kb 1330 N 831 Getaufte 1811 Nr. 161[Carl] und 1 Kb 1330 N 831 Getaufte 1813 Nr. 20 [Emilie] und 1 Kb 1330 N 831 Getaufte 1814 Nr. 58 [Emma] und 103 N Nr. 438 Bd. 1 Getaufte 1816 Nr. 64 [Robert]. Der älteste Sohn Carl Hermann (1811-1894) und dessen Sohn Curt v. W. (1855-1923) waren Husarenoffiziere. Von 1850 bis 1923 bekleideten sie nacheinander mit Unterbrechungen das Amt des Braunschweigischen Landstallmeisters. Mit dem Tod von Walbecks letzter Urenkelin 1962 in Braunschweig stirbt die Familie von Walbeck in der 17. Generation aus, s. a. Anm. 55.

80 NLA-StA WF 243 N 1-100 ff. [N 40].

81 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 2 [1816: 10. September: 7000 rthl bis zum 1.Juni 1817 zu 4 Prozent ... an SELIGER gegeben, wo ich also in Konnexion gekommen bin auf Wechsel und Bd. 3 [1817: 19. Januar: MEINECKE.

82 Ebd. Bd. 3 [1817: 8. September], s.a.Lex. 1904, Bd. 2, S.351: *Bankier (franz. Banquier...) ein Kaufmann, der Geld-, Kredit- und Effektengeschäfte macht ...*

83 Ebd. Bd. 1 [1815: 1. Januar] und Bd. 3 [1817: 4. Februar], s. a. Anm. 82.

84 Ebd. Bd. 2 [1816: 2. Juli].

85 Ebd. Bd. 2 [1816: 23. Juni ff.].

86 Lex. 1905, Bd. 8, S. 52: Glücksspiele ... *die meisten G. (namentlich Roulette, Lotterie etc.) sind so eingerichtet, daß ... die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens für die eine Partei (den Bankhalter) größer ist als für die andere (die Spielenden).*

87 NLA-StA WF VI Hs 11Nr. 246 a/ 2 Bd. 1 [1815: 31. August].

hundert durch obrigkeitliches Verbot oder Erlaubnis geregelt.⁸⁸ Wenn ihn die Spielsucht überwältigte, war seine Reue groß.⁸⁹ Als wohlhabender Bürger⁹⁰ mit einem patrizisch-adligen Stammbaum, der mehr als 500 Jahre zurück reichte, war er bestrebt, sein Vermögen zu bewahren und zu vermehren.

Trotz guter Vorsätze mit klar formulierten Vorstellungen von einer Lebensordnung⁹¹, durch die er Mäßigung beim Essen, Trinken und Glücksspiel anstrebt, ist sein Alltag von excessen⁹² und daraus resultierenden Selbstvorwürfen⁹³ geprägt: ... Die Gesundheitsabweichungen in meinem Körper sind mannigfaltig und compliziert ... doch verfügt mein Appetit mich Sachen zu genießen, die meinen Zustand verschlimmern⁹⁴... Wein und Schnaps im Übermaß⁹⁵... Die Plage einer chronischen Hautkrankheit⁹⁶ und akute Zahn- und Darmprobleme⁹⁷ sind eine intensive Beeinträchtigung seines Wohlbefindens, und seit 1817 klagt er über seine Eheprobleme.⁹⁸ Mit der Ehetrennung Mitte 1847⁹⁹ beginnt für ihn der physische und psychische Zusammenbruch, die Eintragungen enden am 1. Weihnachtstag 1847.

Habitus

Es gibt – soweit bis jetzt bekannt – kein Porträt August v. Walbecks, aber aus seinen Texten können Rückschlüsse auf sein körperliches Erscheinungsbild gezogen werden. Wegen der Maßlosigkeit bei den Mahlzeiten¹⁰⁰ wird er bei einer korpusculanten Statur an Atemnot gelitten haben, denn schon mit 44 Jahren notiert er: ... Der Gang nach dem Weghause, wo ich 3 Tassen Kaffee mittrank, wurde mir doch ein bischen sauer¹⁰¹. Trotzdem war die

88 Lex. 1905, Bd. 8, S. 52: Glücksspiele: *In Deutschland war Preußen bereits vor der Märzrevolution (1848) mit der Aufhebung der Spielbanken vorangegangen. In den 1868 annektierten Ländern wurde den ... Spielbanken die Fortdauer bis zum Schluß des Jahres 1872 gestattet.*

89 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 2 [1816: 8. Oktober].

90 Ebd. Bd. 1 [1815: 31. Dezember: Vermögen 9.802 rthlr] und Bd. 25 [1841: *die zu vertheilende Summe nach meinem Tode: 13085 rthlr in Louisdor und 15755 rthlr in Kurentl.*].

91 Ebd. Bd. 16 [1830: S. 1].

92 Ebd. Bd. 2 [1816: 23. Mai, *Himmelfarth Nach dem gestrigen exesse beyneha so disponiert, daß ich Morgens [sic] einen Schnaps nehmen mußte ...*

93 Ebd. Bd. 1 [1815: 25. Juli].

94 Ebd. Bd. 22 [1838: 10. Dezember].

95 Ebd. Bd. 1 [1815: 25. Juli: *[Daß ich] mich so leicht zu dem ... Trunk hinreißen lasse, ist eine unbeschreibliche Schwäche in meinem Charakter ... Wein und Schnaps im Übermaß sind der Ruin alles Glückes und Zufriedenheit ...*

96 Ebd. Bd. 1 [1815: 1. August: *Entsetzliches Jücken [sic]. auf dem Rücken ...*

97 Ebd. Bd. 16 [1830: ab 15. September Durchfall] und Bd. 25 [1841: ab 2. Januar Zahnschmerzen].

98 Ebd. Bd. 3 [1817: 20. April: ... *ich war so dumm, von 3 Uhr nach Tisch bis den anderen Morgen um 2 Uhr zu spielen und Alles zu vergessen, Frau und Kinder, erstere war so böse, daß sie sich wollte von mir scheiden lassen ich verdiente Vorwürfe darüber ...* und ebd. Bd. 16 [1830: 27. Dezember]: ... *verdrießliche Unzufriedenheit durch die häuslichen Conjuncturen ... verbittert und ebd. Bd. 22 [1838: 1. Jan.] ... Viele Sorgen, wenig Freuden waren das Resultat meiner Ehe, ... indem sie mein Gemüth verbitterten und mich zuletzt so verstimmt hatten, daß ich meine Frau nicht mehr in meiner Nähe haben, ja gar nicht sehen mochte!*

99 S. Anm. 68.

100 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 3 [1817: 20. Februar].

101 Ebd. Bd. 2 [1816: 16. Sept.] und Bd. 16 [1830: S. 1ff].

körperliche Bewegung, der Gang um den Wall¹⁰² in Wolfenbüttel, für ihn ein wichtiger Punkt seiner Lebensordnung.

Walbeck kleidete sich seriös, bezahlte eine *Schneiderrechnung* [für] 4 Röcke, 1 Hose mit Zuthaten und Knöpfen rthlr 21 gg 6¹⁰³ und notierte: ... Oberrock und Hose von Schneider Prag gut gemacht erhalten.¹⁰⁴ Zur Körperpflege hat er ... den ganzen Körper mit Wasser gereinigt, worauf besseres Befinden¹⁰⁵ ... und er kaufte ... 3 Waschbecken von Zinn.¹⁰⁶

Die Schulmedizin hatte derzeit noch nicht Bakterien oder andere Lebewesen als Krankheitserreger anerkannt, aber die Erkenntnis, dass die Ansteckungsgefahr durch Reinlichkeit und kalte Abreibungen des Körpers geringer ist, war schon durch Erfahrungswissen etabliert.

Walbecks Einkäufe lassen weitere Gewohnheiten erkennen. Er trank Kaffee, rauchte Pfeife,¹⁰⁷ schnupfte Taback¹⁰⁸ und ergänzte sein Tagespensum von einer dreiviertel bis ganzen Flasche Wein mit Schnaps.¹⁰⁹

Walbeck, der mit Geldverleih, Geldwechsel und Glücksspiel sein Vermögen vermehrte, hat vermutlich unter den Angehörigen der Oberschicht in der ehemaligen Residenzstadt Wolfenbüttel eine ambivalente gesellschaftliche Position bekleidet. Als Adliger war er kein Hofbeamter, aber er erfüllte seine selbst gewählten Verpflichtungen als wohlhabender freier Bürger. Die Aufenthalte in den Kurorten, den Zentren der internationalen Kommunikation, werden seinen geistigen Horizont über den Rahmen der ehemaligen Residenzstadt Wolfenbüttel hinaus erweitert und Weltkenntnis demonstriert haben. Bei Geldgeschäften galt Walbeck als zuverlässiger Partner. Er war ein fürsorglicher Hausvater, der Vorräte einkaufte und für die Zeiten, in denen er auswärts seine Berufsinteressen pflegte, einen Soldaten als Beschützer des Hauses einquartierte.¹¹⁰

3. Angestrebte ideale Lebensführung und die Realität

Nützliche Nachrichten nennt Walbeck seine Tagebuchaufzeichnungen: Tagebuch 1830 mit Registern über die gemachten Ausgaben, über Wind und Wetter mit Bemerkungen über Diät und Folgen davon. *Meine Erben sollen es ... nie vorsätzlich vernichten, da es manche Nach-*

102 Ebd. Bd. 1 [1815: 4., 5. Januar], Bd. 2 [1816: 27. Mai], Bd. 3 [1817: 24. Januar, 21. Dezember], Bd. 21 [1837: 2. Jan], vgl. Klaus-Walther OHNESORGE: Stadtgeographie von Wolfenbüttel. Braunschweig 1974 (Braunschweiger Geographische Studien 5), S. 57: „... die Festungswerke ... wurden ... ab 1804 [bis 1832] beseitigt“.

103 Ebd. Bd. 1. [1815: 11. August].

104 Ebd. Bd. 2 [1816: 16. September].

105 Ebd. Bd. 16 [1830: 8. September].

106 Ebd. Bd. 16 [1830: 27. März].

107 Ebd. Bd. 2 [1816: 25. Juni und ebd. 25. August].

108 Ebd. Bd. 1 [1815: 20. Juni in Hameln]: 15 Pfund Zucker, 5 Pfund Kaffee, 14 Pfund Schnupftabak, 8 Pfund *Räucher*[tabak].

109 Ebd. Bd. 1 [1815: 10. Januar und 23. September] und Bd. 3 [1817: 17. Februar].

110 Ebd. Bd. 16 [1830: 18. August]: ... *Fürs Schlafen im Hause an den Soldat BALNE während meiner Abwesenheit* [rthlr 2].

richten enthält, welche ein mal nützlich werden können. Wolfenbüttel den 1sten Januar 1830 C.H.U.A. von Walbeck¹¹¹. Das Vorwort zum Tagebuch für das Jahr 1837 enthält dann sein Vermächtnis: Dieses Tagebuch sollen meine Söhne und ihre Nachfolger mit den seit 1810 vorhergegangenen zu meinem Andenken nach meinem Tode aufbewahren und möchten sie denn auch zugleich meinen Rath annehmen, nach meinem Ableben selbst ein ähnliches Tagebuch zu führen und sich dadurch an eine Ordnung in allen Sachen zu gewöhnen, die nothwendig zum menschlichen Leben ist und der ich die Konservation meines Vermögens und eine längere Lebenszeit verdanke. A. von Walbeck.¹¹²

Mit einer von Walbeck verfassten **Lebensordnung**¹¹³, in der er, seiner humanistischen Bildung entsprechend, die hippokratische Diätetik und die epikuräische Mäßigung, Gelassenheit und Selbstdisziplin idealisiert, beginnt das Jahrestagebuch 1830:

Um sich wohl zu befinden ist ohngefähr nach=folgende Lebensordnung und Diät erforderlich:

1. *Alle Morgen früh genug aufstehen, im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr. Nach dem Aufstehen frisches Wasser und gegen 8 Uhr 3 mäßige Tassen nicht zu starken Kaffee trinken, eine Stunde später eine Pfeife rauchen und bis zum Mittagessen nichts wieder zu genießen.*
2. *Vor 7 oder 8 Uhr keine Geist und Augen anstrengende Beschäftigungen vor zu nehmen, vielmehr ein paar Stunden nach dem Aufstehen sich ganz ruhig zu verhalten. –*
3. *Bey Tische mäßig in Essen und Trinken zu seyn, möglichst alle Butter und Fett zu vermeiden und vor dem Essen ohne sich an das Wetter zu kehren eine Stunde durch Gehen in freier Luft sich körperliche Bewegung¹¹⁴ machen. Excesse bestrafen sich von selbst in steigender Progression nach dessen Größe. Nur strengere Diät in den auf den Exceß folgenden Tagen stellte das Wohlbefinden wieder her, aber nie Medicin oder Spirituöses.*
4. *Nach Tische sich ein paar Stunden ganz ruhig verhalten ... Beym Ausgehen nach 4 Uhr mäßige Bewegung durch Gehen, bis Füße und Hände eine gleiche warme Temperatur mit den übrigen Theilen des Körpers haben, aber nicht ... sich ... ermüdet fühlen.*
5. *... Aufenthalt in reiner ... Stubenluft ... Nach 8 Uhr Abends gar nichts mehr genießen ...*
6. *... Schlaf vor Mitternacht ist das beste ... Mittel zur Erholung ...*
7. *Allen Ärger und Verdruß ... jede Unannehmlichkeit vermeiden, die unsere Heiterkeit verstimmen ... Gar zu oft sind in Familien, wo eine Schwiegermutter dominieren will, ... Veranlassungen, welche die Ruhe und den inneren Frieden stören. ... Zerstreuung, Mäßigkeit, Bewegung des Körpers wirken allein, gleichgültiger gegen Alles zu werden; Unmäßigkeit im Essen und Trinken dabey versetzen das Gemüth in die größte Unzufriedenheit, welche den Verstand verwirrt ... Trostgründe der Religion vermögen dann viel, Verzeihen und Dulden ist süßer und beruhigender als Rache nehmen ...*

111 Ebd. Bd. 16 [1830]: Text auf dem Buchdeckel-Etikett und Bd. 31 [1847: 1. September].

112 Ebd. Bd. 21 [1837].

113 Ebd. Bd. 16 [1830: S.1 ff], s. a. Anm. 222-224.

114 Heutiges Wissen: Bei körperlicher Bewegung werden Botenstoffe, die Zytokine, aktiviert, z.B. Interferon. S. a. NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 1 [1815: 4./5. Januar] und Bd. 3 [1817: 24. Januar].

8. *An den Tagen, welche nicht mit zwey == unterzeichnet sind, ist ein größerer oder kleinerer Exceß von der Diät begangen ...*

In Driburg bestätigte sich wiederholt, daß das lange Sitzen am Spieltische und die Spiel-aggression selbst mein Befinden ... bey jeder Session verschlechterte, ... Zu meinem gesundheitähnlichem [sic] Befinden wäre es daher nöthig, ... daß ich nie eine Karte in die Hand nähme!!!

Walbeck hat seine Aufzeichnungen gegliedert mit dem Ziel, *Ordnung in allen Sachen* zu erreichen. In tabellierten Kaufmannsbüchern erfasste er:

Ad 1. Datum, gelegentlich Notizen über Wind und Wetter

Ad 2. Ernährung, Diät und Folgen, Allgemeinbefinden und Beschäftigungen

Ad 3. die gemachten Ausgaben,

hingegen werden die Einnahme-Bücher gesondert geführt.

Eine ähnliche Maxime formulierte auch ein Wolfenbütteler Zeitgenosse Walbecks, der gelehrte Arzt Johann Jacob Heinrich Bücking¹¹⁵, mit Begabung für Poesie und Metrik und mit realistischer Kennzeichnung der Leidenschaften:

Clima, Witterung, Lage des Orts seines Aufenthalts, und die Lebensordnung der Einwohner ... der umliegenden Gegend, sind für die Beschäftigung des practischen Arztes wichtige Gegenstände, da sie einen ... unlängbaren Einfluß auf den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen haben: ... Wir essen und trinken nicht immer. Auf Bewegung lassen wir Ruhe folgen, und fangen dann wieder an, zu arbeiten; Wachen hat seine Zeit und Schlafen auch; und diejenigen Ab- und Aussonderungen, worüber wir zu bestimmen haben, lassen wir von unserem Willen und unserer Bequemlichkeit abhängen; ein Mensch, der keine Leidenschaften hätte, würde ein Klotz seyn, aber ein Mensch, der nie ohne dieselben wäre, ein elendes Unding; und die unbändige Art derselben läßt uns doch wenigstens im tiefen Schlafe mitfrieden ...

Realität seines Lebenswandels

Walbeck missachtete im Alltag seine Ideale, denn seine Leidenschaften beherrschten ihn. Völlerei,¹¹⁶ Trunk¹¹⁷ und exesse¹¹⁸ beklagte er als Ursache für seinen gesundheitsschädi-

115 Johann Jacob Heinrich BÜCKING: Slg von Aufsätzen ... Stendal 1787, S. XXIV der Vorrede. Vgl. BBL 1996, S. 109.

116 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 2 [1816: 13. Oktober]: ... *zum Mittagessen 15 Stück Lerchen*; ebd. Bd. 1 [1815: 14. Dezember]: *am Abend von 8 Eyern Rührey*, Ebd. Bd. 3 [1817: 20. Februar]: ... *worauf ... Hirschbraten und gebratene Hechte vorgefahren [wurden], wovon ich wieder mehr aß als mir diente ... [Ich will es] mir zur Pflicht machen, künftig weniger zu genießen und mich in Acht zu nehmen, da ich nach zu vielem Essen mich stets unbehaglich fühle*] und ebd. Bd. 25 [1841: 16. Januar]: ... *bisweilen wird beim Essen mehr als das gewöhnliche ¼ getrunken, dann stellt sich leicht Obstruktion ein, auch esse ich gewöhnlich mehr als nach strenger Mäßigkeit sein sollte*].

117 Ebd. Bd. 1 [1815: 17. Juni]: ... *Das verfluchte Trinken kann ich mir nicht abgewöhnen*. Bd. 3 [1817: 3. Februar]: ... *grenzenlose Schwäche, sich so durch das Trinken hinreißen zu lassen, daß man elend und krank davon wird*.

118 Ebd. Bd. 2 [1816: 23. Mai]: ... *Nach dem gestrigen exesse ...*

genden Lebenswandel,¹¹⁹ und das Glücksspiel war für ihn Arbeit,¹²⁰ die gelegentlich zur Spielsucht wurde. Das erste erhaltene Tagebuch beginnt am Neujahrstag 1815: Seit mehreren Jahren das erste mal, daß ich mich nach der durchschwärmten Sylvesternacht erträglich befand. Den Abend verdarb ich mich wieder durch Semmelwurst und schlief nicht gut ... Weitere gekürzte Zitate skizzieren die folgenden Tage ... fehlende Bewegung ... zu viel Erbsen und Schweinefleisch, ... Klubbsouper... 5 Gänge ... 1b. Wein¹²¹ ... zu viel Rheinwein bei Bramere¹²² ... heute Diarrhoe und erst nach dem Essen mich angezogen, um 10 Uhr mit $\frac{1}{4}$ und 1 Schnaps zu Bette¹²³ ... Fühlte mich den Morgen so schwach, daß ich von meinem besten Weine zu Hasenbraten frühstückte und gieng statt Whist zu spielen aus dem Klubb nach [Roggemanns] ... Keller, wo ich ohne Essen $\frac{3}{4}$ trank¹²⁴ ... Der Seefisch bekam mir nicht gut, da ich durch die Chocolate nach Tisch den Magen überladen hatte und die 2^e Pfeife mich gleichfalls incommodierte, so, daß ich eschoffiert schlief¹²⁵ ... und am 17. Juni 1815 [hat er] den ganzen Tag mit Infundieren zugebracht¹²⁶ ... Daß ich ... mich so leicht zu dem ... Trinken hinreißen lasse, ist eine unbeschreibliche Schwäche in meinem Charakter. ... Der Wein und Schnaps im Übermaaß sind der Ruin alles [sic] Glückes und Zufriedenheit, die schreckliche Anüge folgt auf dem Fuße nach. Mittag 2 b. Bey Colson auch nicht wenig getrunken und darauf mir durch Schnaps zu helfen gesucht, worauf ich mich übergeben mußte ... ¹²⁷ Ich befand mich den Morgen so schlecht, daß ich Schnaps trank ... den ganzen Tag ... mich nicht ein mal wusch ... ¹²⁸

Glücksspiele

In Wolfenbüttel spielte Walbeck fast täglich Whist im Klubb,¹²⁹ auch im Casino¹³⁰ im Forsthaus und saß beim ... L'ombre auf der Krone bis 9 Uhr im Tabacksqualm.¹³¹ Wäh-

119 Ebd. Bd. 1 [1815: 29. September]: ... *Wieder ein Leidenstag zur Strafe für das Überschreiten der Mäßigkeit. Ich versuchte mich durch ... guten Franzwein auf zu helfen und es gelang doch so weit daß ich nicht auch zu brechen brauchte ... Den ganzen Morgen mußte ich indeß auf dem Sopha zubringen ...*

Bd. 2 [1816: 20. August, Pyrmont]: ... *Doch will ich in Zukunft es dahin ... bringen ... mich zu Hause an ... Ordnung und mehr Mäßigung zu gewöhnen.*

120 Ebd. Bd. 3 [1817: 7. August]: ... *elend, da ich bis Mitternacht 8 Stunden bey dem großen Spiele arbeiten muß* ... und Bd. 2 [1816: 4. September]: ... *So wäre nun die Arbeit für dieses Jahr abgethan und das Geld verdien t ...*

121 Ebd. Bd. 1 [1815: 5. Jan] ... *Großes Klubbsouper, wo ich noch gar 5 Gänge mit machte; den Mittag Hefersuppe und konnte den Abend viel essen zu 1 B: Wein ...*

122 Schreibweise auch „Bramarell“; zwei Brüder, deren Tapetenfabrik im Schlossgebäude betrieben wurde.

123 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 1 [1815: 23. Januar].

124 Ebd. Bd. 1 [1815: 26. Januar].

125 Ebd. Bd. 1 [1815: 14. Mai] incommodiert = stört; *eschoffiert* = frz. *echauffiert* = aufgeregt.

126 Ebd. Bd. 1 [1815: 17. Juni] infundieren = Zufuhr von Flüssigkeit, eingießen.

127 Ebd. Bd. 1 [1815: 25. Juli] Anüge = Ärger. Colson = Kaufmann in Braunschweig, ist Partner beim Glücksspiel.

128 Ebd. Bd. 2 [1816: 3. Januar].

129 Ebd. Bd. 3 [1817: 5. Januar].

130 Ebd. Bd. 1 [1815: 3. Januar] ... *Konzert* [Militärkonzert] *im Casino, wo ich Whist spielte.*

131 Ebd. Bd. 16 [1830: 27. März. Er spielte auch L'ombre am 25. und 27. Februar 1830], s. Lex. 1908 Bd. 20, S. 580: Das Whist (Vorgänger von Bridge): wird von 4 Personen mit 52 Blättern gespielt, s. Lex. 1906 Bd. 12 S. 499: L'hombre, durch den Skat verdrängt [zu zweit oder zu dritt].

rend der Badesaison in den Sommermonaten waren in den Kurorten die Salzbäder anstrengend,¹³² und die Bankhalterspiele Pharo und Rollett¹³³ im Casino nennt er eine Beschäftigung, die eschoffiert und Peiniger und Ruin sei.¹³⁴ Das Spielen ist mir schädlich ... elend, da ich bis Mitternacht 8 Stunden bey dem großen Spiele arbeiten muß ... vom L'ombre und Whist en 2 bey $\frac{3}{4}$ [Wein] so eschoffiert, daß ich als ich mich um 11 Uhr hinlegte, ... eine sehr schlechte Nacht hatte ... Von meiner Dummheit in meiner unersättlichen Spielart sehr anigent¹³⁵ ... Walbeck hat aber auch Freude am Spiel, wie Zitate belegen: Eine hübsche Pharoparthie vor Tische ... Ein schönes Pharo, da ein Fremder den Anfang machte.¹³⁶ ... das Spiel war sehr interessant ...¹³⁷ Er weiß um die Gefahren: Sehr große Neigung Whist en 2 zu spielen ... die Erfahrung bestätigte sich, daß wenn man großen Hang zum Spiele hat, man viel verliert.¹³⁸ Jedoch am 11. Oktober 1816 erlebt er in Leipzig ein Fiasko beim Spiel mit einer überlegenen Clique von Gaunern, d. h. mit dortigen Spielern von Profession: ... der Kitzel zu spielen und wieder zu gewinnen nahm bey mir so zu, daß ich anfang R et N zu pointieren und 15 L'dor verlor. Darauf konnte ich die Zeit nicht abwarten, daß Pharo oder Schnitt war, ... nach dem Essen war ... das ganze Personal der Pointeurs ... erpicht, ... mir mein Geld abzunehmen ...

4. Wind und Wetter

Meteorologische Stationen mit Wetterbeobachtungen existierten im preußischen Harz und im Herzogtum Braunschweig seit 1876 bzw. 1878. Aber schon von 1826 bis 1829 wurden für das ganze Herzogtum meteorologische Messungen publiziert.¹³⁹ Als Privatier beobachtete Walbeck wie andere Tagebuchschreiber (u. a. Goethe) Wind und Wetter.¹⁴⁰ Er notierte in unregelmäßigen Abständen die Anzeigen des Barometers,¹⁴¹ des Thermome-

132 Ebd. Bd. 2 [1816: 26. Juni]: IV. Salzbad [in Pyrmont] ... bis 11 Uhr bey dem Pharo [sic] ... eschoffiert.. und 1816, 2. Juli: ... Auf meiner Stube 2 Glas Brunnen getrunken, da ich zum Gehen zu marode war. X. Bad auf der Saline. Allein da die Bäder mich zu sehr angreifen, muß ich sie weglassen ... eschoffiert ... 1816, 3. Juli: ... Ich fühlte mich so marode daß ich die Salzbäder aufgab.

133 Ebd. Bd. 2 [1816: 8. Juli]: ... Eine große Verlustkarte von 159 L'dor und 160 Ducaten ... im ... Pharo und Rollett ... Vgl. Lex. 1908, Bd. 15, S.764: Pharo (Pharao, Faro): Hasardkartenspiel. Dem Bankier, der die Höhe des Minimaleinsatzes (point) zu bestimmen hat, steht eine beliebige Anzahl von Pointeurs (Spielern) gegenüber, Bd. 17, S.196: Auch beim Roulette (Drehscheibe mit numerierten Fächern, in die eine kleine Elfenbeinkugel bei entgegengesetzter Drehung fällt) sind die Vorteile der Bank ganz unverhältnismäßig bedeutend (sog. Bankvorteil), sodass die sog. Pointeure bei häufigem Spiel mit Sicherheit verlieren.

134 Ebd. Bd. 2 [1816: 5. Juli]: ... mußte honoris causa auf dem Kaffeuhause das Spiel [machen] wieder eschoffiert] und ebd. Bd. 16 [1830: 12. Aug]: ... Spiel ist der Peiniger und Ruin meiner Gesundheit ...

135 Ebd. Bd. 3 [1817: 19. Februar] und Bd. 3 [1817: 7. August und 22. Dezember].

136 Ebd. Bd. 16 [1830: 12. Juli und 29. Juli].

137 Ebd. Bd. 2 [1816: 8. Juli].

138 Ebd. Bd. 3 [1817: 18. Januar].

139 Dieter LENT: Von Kälteintern und Hitzesommern. Wetterbeobachtung und Witterungsgeschehen im Lande Bs seit dem Frühmittelalter: Ein Streifzug durch die unerforschte südostniedersächsische Klimageschichte. In: BsJb 88 (2007), S. 15 ff. Vgl. Friedrich GÜNTHER: Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. Hannover 1888, S.165 ff.

140 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a / 2 Bd. 16 [1830] Etikett auf dem Buchdeckel,

141 Ebd. Bd. 2 [1816: 27. Mai].

ters¹⁴² und der Wetterfahne,¹⁴³ auch Trockenheit oder Niederschlag,¹⁴⁴ aber er wertete die gesammelten Fakten nicht für Hypothesen und Beweise aus.

Der Leser wird informiert über Kälte um 19 Grad¹⁴⁵ oder über einen Regentag, an dem aber der [sic] Barometer in die Höhe gegangen¹⁴⁶ war oder über NW-Wind, wenn der Ofen heulte,¹⁴⁷ über Regen und Sturmschauer¹⁴⁸ und dass die Windrichtung drehte von NO im Sinken des Barometers ... leider gen W¹⁴⁹ oder dass ohne Regen und Schnee ... glattes Eiß auf dem Fußwege vor dem Thore¹⁵⁰ die gewünschte Bewegung behinderte.

Aber woher erhielt August v. Walbeck in Wolfenbüttel die Anregungen? Walbeck hat die Hannöverschen Anzeigen abonniert,¹⁵¹ vielleicht las er auch die täglichen Wettervoraussagen im sogenannten Hundertjährigen Kalender, die im Braunschweigischen Kalender von Johann Heinrich Meyer für die Jahre 1815 bis 1848 abgedruckt waren.¹⁵² Eventuell hatte er auch in der herzoglichen Großen Schule am Unterrichtsfach Naturlehre teilgenommen.¹⁵³ Jedenfalls war er an naturwissenschaftlichen Forschungen interessiert, denn im Januar 1815 kaufte er ein Billet zu physicalischen Experimenten der Luftarten und Säuren,¹⁵⁴ aber nach der Veranstaltung gibt er keine Beschreibung der Versuchsanordnungen oder der Wirkung der Experimente.

5. Reisen, Mobilität

In den ausgewählten acht Jahrestagebüchern berichtet Walbeck über seine Sommeraufenthalte in den Kurbädern Pyrmont,¹⁵⁵ Driburg,¹⁵⁶ Kissingen¹⁵⁷ und über seine Arbeit am Spieltisch.¹⁵⁸ Walbeck fuhr im eigenen Wagen¹⁵⁹ in Begleitung eines Bedienten, der accor-dirt ... jährlich einen Rock und Oberrock, 2 Paar Hosen, 2 Westen und alte Stiefel und auf Reisen wenn er sich selbst beköstigt 8 gg Zulage erhielt.¹⁶⁰ Entweder mietete Walbeck

142 Ebd. Bd. 1 [1815: 3. Jan.].

143 Ebd. Bd. 25 [1841: 2. Jan.].

144 Ebd. Bd. 3 [1817: 19. April] und Bd. 16 [1830: 20. Juni].

145 Ebd. Bd. 1 [1815: 3. Jan.].

146 Ebd. Bd. 3 [1817: 19. April].

147 Ebd. Bd. 16 [1830: 1. Jan.].

148 Ebd. Bd. 16 [1830: 20. Juni].

149 Ebd. Bd. 22 [1838: 2. Jan.].

150 Ebd. Bd. 25 [1841: 2. Jan.].

151 Ebd. Bd. 22 [1838: 10. Dezember]. Pränumeration der Hannöverschen Anzeigen -- gg 21 1/3.

152 Der „Hundertjährige Kalender“ (seit 1704) war als Wettervorhersage völlig wertlos.

153 *In der Quinta ... bei der Naturlehre Fragen der Witterungen und Luftzeichen behandelt*: Vorlesungsverzeichnis der Großen Schule ab 1771.

154 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 1 [1815: 27. Januar].

155 Pyrmont seit der Römerzeit bekannt. Wunderquelle 16. Jh., 1914 „Bad“ Pyrmont.

156 Driburg erste Badesaison 1782; 1919 Verleihung des Prädikats „Bad“.

157 Kissingen Heilquelle seit 823; erster Kurgast 16. Jh., der Ort führt die Bezeichnung „Bad“ seit 1883.

158 Vgl. Anm. 120.

159 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 1 [1815: 10. September] und Bd. 2 [1816: 21. Juni].

160 Vgl. Anm. 188.

Postpferde mit einem Postillion,¹⁶¹ der die Pferde nach 3 Stunden wechselte¹⁶² oder er entlieh gelegentlich die Pferde seiner Partner Colson aus Braunschweig oder Schoenewolf aus Kassel,¹⁶³ jedoch fuhr er 1837 nach Kissingen mit dem Postwagen.¹⁶⁴ Die Rückreise von Kissingen nutzte er zur Besichtigung von Würzburg. Er beschrieb ... die Hofkapelle ... prächtige Marmorsäulen ... Vergoldung ... die alles bisher Gesehene übertraf ... Meßgewänder mit Gold und Silber ..., er erlebte auf einem Dampfschiff¹⁶⁵ eine Rheinfahrt von Bingen bis Cölln und kehrte über die Porta Westphalica, Minden nach Wolfenbüttel zurück.

Die tagelangen Fahrten auf ausgefahrenen Straßen boten gelegentlich Überraschungen. So stürzte 1816¹⁶⁶ der Wagen an einem Regentag auf einer kleinen Brücke hinter Peine um. Eindrucksvolle Erlebnisse waren ... der Markt in Hameln und daher Verkehr und lebhaft¹⁶⁷; ... Verkehr in Hannover als etwas neues. In Herrnhäusen [sah er] die Wasser springen; [auch in Hannover] ... wie ... drey Kerls zusammen am Galgen hiengen.¹⁶⁸ Von Höxter bis Holzminden war der Weg schlecht, er hat daher die Allee bis Corvey, dessen schöne Gebäude immer mehr in Verfall gerathen, zu Fuße zurück gelegt¹⁶⁹ ...

Eisenbahn

Das erste Teilstück der ersten deutschen Staatseisenbahn verlief von Braunschweig nach Wolfenbüttel und wurde am 1. Dezember 1838 offiziell eingeweiht. Walbecks Wahrnehmung dieser neuen Epoche belegen Zitate: Der Dampfswagen kam am 27. Nov. 1838 zum 2. Male versuchsweise, mit 5 großen Passagierwagen an. 3 Tage später ... kam der Herzog¹⁷⁰ mit Gefolge auf der Eisenbahn zur Einweihung und nahm bei v. Unger ein Frühstück ein. Wir sahen das Ganze unter der Chausseebrücke durcheilen ... und am 1. Dec. 1838 kamen...die Dampfswagen ... 4 mal an und giengen 4 mal ab ... Die Eisenbahnwagen waren beinahe ganz voll von Fahrlustigen ... und am 7. Dec. 1838 war ... auf dem Forsthouse von den Braunschweigern ein Mittagessen bestellt, wozu Herr v. Unger uns gar persönlich aufgefordert hatte ... Der ungeheuerste Lärm vom lauten Prahlen und Lachen, ein Durcheinanderlaufen der Herren war so affrös¹⁷¹ als möglich, dabei das Essen sehr ordinair um 1 Uhr zu Tische, um 3 Uhr alle Br. zu den Dampfswagen zurück. Sehr selten wol ein mal habe ich mich bei einem Dinner so anigiert, wie unter diesen Eisenbahnpassagieren¹⁷² ...

161 NLA-StA WF VI Hs11Nr.246 a/2 Bd. 2 [1816: 28. September] *Gegen ½ neun Uhr [aus Halle] mit einem sehr guten Postillion abgefahren ... gegen 12 Uhr auf der Station ... nach 2 Uhr in Leipzig ... Logis genommen.*

162 Ebd. Bd. 2 [1815: 10. September]: *Vor 6 Uhr von Nordheim ... 9 Uhr in Seesen frische Pferde.*

163 Ebd. Bd. 1 [1815: 5. September (Colson) und 9. September (Schoenewolf) und 1816, 21. Juni (Colson)].

164 Ebd. Bd. 21 [1837: 27. Juni] ... *ich besorgt, die große Reise 36 Stunden lang auf dem Postwagen [bis nach Kissingen] nicht aushalten zu können.*

165 Ebd. Bd. 21 [1837: 12. August].

166 Ebd. Bd. 2 [1816: 19. Juni].

167 Ebd. Bd. 1 [1815: 31. Mai].

168 Ebd. Bd. 3 [1817: 17. Juni und 18. Juni und 19. Juni].

169 Ebd. Bd. 16 [1830: 16. August] auf dem Rückweg von Driburg.

170 Herzog Wilhelm (1806-1884) regierte 1830-1884.

171 frz. affreux = abscheulich.

172 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 22 [1838: 30. November und 7. Dezember].

Am 8. Dec. 1838: Der M. v. Specht¹⁷³ und Carl¹⁷⁴ waren mit dem Dampfwagen gekommen und giengen um 4 damit wieder retour ... am 12. Dec. 1838 ... Carl fuhr mit dem Dampfwagen zurück ... und am nächsten Tag ... M. v. Specht fuhr um 4 Uhr mit dem Dampfwagen zurück ... Bis zum 15. Dec. 1838 hatte Walbeck seine Neigung auf der Eisenbahn nach Br. zu fahren, um eine Uhr zu kaufen, unterdrückt, aber am 17. Dec. 1838 ... fuhr [er] um 10 Uhr mit dem Dampfwagen nach Br... fuhr gegen 4 mit dem Dampfwagen retour ...

Im April 1841 wurde der 47. Geburtstag der Ehefrau Meline¹⁷⁵ gefeiert. Specht [fuhr um 7 Uhr], dem ich wie gewöhnlich bis zum Bahnhofs das Geleite gab.¹⁷⁶ 1841 war schon der Ausbau der Eisenbahnstrecke bis Schladen fertig gestellt worden, deshalb erreichte man südlich von Wolfenbüttel weitere Ziele: [Mai 1841] ... Reise nach Lauterberg wohin Emilie¹⁷⁷ von uns gebracht wurde ... bis Schladen mit der Eisenbahn ... von hier mit Wagen bis Vienenburg ... mit Wagen und Pferden nach Harzburg ... Andreasberg ... Lauterberg.¹⁷⁸ 16. [Juni 1841] Meline $\frac{1}{2}$ 7 ... mit Louise auf der Eisenbahn abgefahren mit vielem Gepäck und dadurch [mich] in eine friedliche Einsamkeit versetzt, wo ich ihre Beschwerden nicht an zu hören gezwungen bin.

6. Finanzgebarung

Eine exakte Aufführung der Währungseinheiten im deutschsprachigen Raum in der Zeit der Kleinstaaterei ist nur mit fundiertem Fachwissen möglich und überschreitet den Rahmen dieser Abhandlung, deshalb ist in diesem Aufsatz die Finanzsituation nicht dekodiert worden. Walbeck, der berufsmäßig mit Wechselkursen und Geldwerten, mit Gulden, Dukaten, Louisdor, Couranttalern, Florin, Talern und Gutegroschen vertraut war, ist durch das konfuse Münzwesen in den verschiedenen Staaten des Deutschen Bundes eher begünstigt gewesen, denn am Jahresende 1816¹⁷⁹ notiert er: ... müßte daher vorrätig seyn 13967 rthlr stattdessen habe ich 14166, welches in der Berechnung und Auswechselung der Münzsorten und leichten Goldes liegen kann ...

Am 31. Dezember eines jeden Jahres erstellte Walbeck in den Tagebüchern eine mehrere Seiten umfassende Jahresbilanz, in der er das frei verfügbare Einkommen ermittelte, d. h. die Einnahmen nach Abzug aller Ausgaben für die sechsköpfige Familie, das er dem Vermögen zufügen konnte. Die Jahresausgaben liegen 1815 bei etwa 4000 Talern, und im Jahr 1841 verbraucht er etwa 2500 Taler, aber Walbeck erläutert in einem Zusatz zur Jahresbilanz 31. Dec. 1841: 1841 waren so viele Ausgaben, daß sie sich über 2500 rthlr beliefen und mei-

173 NLA-StA WF 243 N IV Friedrich Carl von Specht (1791-1877), Pächter des Kammergutes Fürstenau bei Peine. S. war häufiger Gast bei Walbeck: NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 16 [1830: 14. Febr.]: ... C. v. Specht kam noch vor Tische und ebd. 27. Februar: ... Ich fand den C. v. S. zu Hause vor. Nach 1848 war Specht der zweite Ehegatte Melusine v. Walbecks, geb. Schröder. Es ist möglich, dass Walbecks Eheprobleme durch die häufigen Besuche Spechts verstärkt wurden.

174 NLA-StA WF 1 Kb 1330 N 831 1811 Nr. 161: Walbecks Sohn Carl, *12.9.1811.

175 NLA-StA WF VI Hs 11Nr.246 a/ 2 Bd. 25 [1841: 27. April].

176 Ebd. Bd. 25 [1841: 27. April].

177 NLA-StA WF 1 Kb 1330 N 831, S. 344 Getaufte 1813: Walbecks Tochter Emilie, *1813.

178 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 25 [1841: 22. Mai und 16. Juni].

179 Ebd. Bd. 2.

ne sämtlichen Einnahmen von 2200 rthlr zur Deckung derselben nicht ausreichen, daher 300 rthlr zugesetzt welche indeß dem Erbantheile meiner Töchter nicht abgehen.¹⁸⁰

Dann werden 13 Posten aufgezählt, u. a. für die Familie: für Robert 171 rthlr; für Robert 40 rthlr, für Emilie Kur in Lautenberg 100 rthlr, ... *an meine Frau* [zur Kur] *in Lautenberg* 12 L'dor, ... *an meine Frau nach Lautenberg* 40 und 108 ... *extraordinaire Ausgaben*. Im November: *Extra an Carl* 108 rthlr ... *Zum Ankaufe eines Pferdes*, ... für Holz 113 rthlr, *Weihnachtsgeschenke* per se 80 rthlr, *extraordinaire Ausgaben* 692 rthlr, also minus 305 rthlr.

Haushaltskosten

In jedem Monat zahlt der Hausherr 30 rthlr¹⁸¹ in die Haushaltskasse, zusätzlich kauft er auf Reisen Kleidung und Hausrat, fühlt sich auch für die Vorrathaltung verantwortlich. Sorgfältig notiert Walbeck kleine und große Beträge, die er für Einkäufe ausgibt. Um eine Vorstellung von einigen Posten und deren Preis zu vermitteln, werden hier einige Angaben zitiert: Am 11. Januar 1815 bezahlt er für 26 Pfund Hamburger Rindfleisch 7 rthlr 2 gg und für 15 Pfund Wachlichter¹⁸² 10 rthlr 16 gg. Am 25. Sept. 1816 beträgt die Summe für eine Holzlieferrung von 6 Klafter¹⁸³ 110 Stück Buchenholz und 4 Last á 3 rthlr 8 gg und 3 Haufen¹⁸⁴ Buchenholz à 4 rthlr 8 gg insgesamt 94 rthlr 8 gg. Dass der Kaufpreis für 15 Stück engl. Handseife (5 Kugeln á 3 Stück) etwa ebenso hoch ist wie der für 1 Paar Schuh oder für 1 Kaffee- und Milchtopf von Fürstenberger Porcellain¹⁸⁵ und dass 1/8 Centner Talglichter etwa denselben Wert haben wie 2 Pfund Taback oder 7 Porcellain Pfeyfen¹⁸⁶ und 1 Pfund Cacao viermal so teuer wie 1 Pfund Käse ist, stehe als Beispielauswahl für zahlreiche Einträge.

Kosten für Personal und Handwerker

1815 gab es in Walbecks Haushalt fünf Bedienstete. Haushälterin, Köchin, Kinderwärtlerin und Kindermädchen erhielten zu Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten das [sic!] Lohn oder Gehalt zwischen 3 und 5 rthlr, gelegentlich auch Biergeld von zwei Talern.¹⁸⁷ Der Bursche wird gesondert entlohnt. Das Personal wird durch Vertrag¹⁸⁸ mit individueller Namensnennung abgesichert, und für ... Personalsteuer und Kassentopf¹⁸⁹ ...

180 Ebd. Bd. 25 [1841] Jahresabschluss. Die Söhne erhielten eine Ausbildung, die Töchter eine Mitgift.

181 Ebd. Bd. 3 [1817:4./21./31. März je 10 rthlr] und Bd. 16 [1830: 6./20./26. September je 10 rthlr].

182 Das ist Material für ca. 500 Teelichter oder ca. 100 „normale“ Kerzen oder ca. 200 „kleine“ Weihnachtskerzen.

183 1 Klafter = 5 m³. Vgl. Heinz ZIEGLER: *Alte Gewichte und Maße im Lande Braunschweig*. In: BsJb 50 (1969), S. 128-163, hier S. 156.

184 1 Haufen = 13,4 cm³.

185 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 2 [1816: 1.Oct.]: *Seife*, Bd. 1 [1815: 20. Juni]: *Schuh*, ebd. 20. Juli: *Porcellaine*.

186 Ebd. Bd. 2 [1816: 5. Juni] *Taback* und Bd. 16 [1830: 11. Oktober] *Lichter* und ebd. 30. September. *Pfeyfen*.

187 Ebd. Bd. 1 [1815: 30. September].

188 Ebd. Bd. 1 [1815: 17. Oktober]: *Einen neuen Bedienten Gustav KARSTEN schnell angenommen und demselben accordiert monatlich 6 rthlr, Weynachten 5 rthlr jede Reise 2 rthlr, jährlich einen Rock und Oberrock, 2 Paar Hosen, 2 Westen und alte Stiefel und auf Reisen ... 8 gg Zulage ...* Ebd. Bd. 3 [1817: 10. Januar]: ... *Jungfer REINECKE als Kindermädchen engagiert auf Ostern*.

189 Ebd. Bd. 2 [1816: 18. Juni] *Personalsteuer und Kassentopf* rthlr 1gg 4.

entrichtete Walbeck 1 rthlr 4 gg. Die Ausgaben für Schlosser,¹⁹⁰ Schmied¹⁹¹ und Schuster,¹⁹² Schneider,¹⁹³ Kaminfeger,¹⁹⁴ Holzhacker¹⁹⁵ und Dachdecker¹⁹⁶ werden beziffert. Es gab schon differenzierte Rechnungen, denn über die Dachreparatur ist Walbeck am 19. März 1830 empört: Die Reparatur des Daches hat mir schon viel Poltern die ganze Woche durch über dem Kopfe verursacht, da die faulen Kerls allodria ... treiben müssen und die eigentliche Arbeit in die Länge zu ziehen wissen um das [sic] Tagelohn zu steigern ...

7. Kultur

In den ausgewählten Akten wird niemals ein Kirchgang erwähnt, aber das Weihnachtsfest¹⁹⁷ wird feierlich begangen und ein Weihnachtsbaum illuminiert.¹⁹⁸ Hausmusik betont Walbeck nicht ausdrücklich, aber Klavierstunden der Kinder werden bezahlt,¹⁹⁹ und er selbst findet Entspannung beim Klavierspiel.²⁰⁰ Gelegentlich besuchte er gesellige oder kulturelle Veranstaltungen, die er mit wenigen Worten kommentiert: 1816, 3. August [in Pyrmont] ... *Ohnerachtet ich meiner Frau mit Widerwillen und Gründen das Tanzen abrieth, half doch Alles nichts, ich mußte sehen, daß sie auf dem Balle, den die Preußen zum Geburthstage ihres Königs gaben und wo ich dann in Schuh und Strümpfen ½ Stunde seyn mußte, gleich den ersten geschwinden Tanz mittanzte, Ihre Leidenschaft dazu ist nicht zu bekämpfen, sie wird ein Opfer davon werden.*²⁰¹

In Leipzig sah er am 30. Sept. 1816 Egmont²⁰² und am nächsten Tag die Corsen.²⁰³ Eine Woche später verließ er das Casino [in Leipzig], um in das Konzert zu gehen, wo [er] den größten Fortepianospieler hörte aus Prag Ignaz Moscheles²⁰⁴ und [sich] sehr über die wunderschöne Musik ergötzte. Auch als am 1. Juli 1830 der weltberühmte Paganini²⁰⁵ im Schauspielhause zu Br. ein Konzert gab, fuhr [er] selbst hin und hörte und sah einen Meister auf der Violine, wie er nie wieder auf Erden in ähnlicher Vollkommenheit existieren

190 Ebd. Bd. 3 [1817: 5. Januar]: ... für Eisenwerk zur Bratenmaschiene [sic] 12 rthlr und noch 10 rthlr 20 gg.

191 Ebd. Bd. 3 [1817: 25. Januar] Schmiederechnung.

192 Ebd. Bd. 3 [1817: 10. Juni]: ... an den Schuster Fraatz 9 rthlr 6 gg.

193 Ebd. Bd. 25 [1841: 3. August] Schneider Möhring für Ausbessern 1 rthlr 12gg.

194 Ebd. Bd. 16 [1830: 26. Februar] 5 Kamine zu fegen 10 gg.

195 Ebd. Bd. 16 [1830: 19. März] Schuhflicker Rechnungen 15 gg.

196 Ebd. Bd. 3 [1817: 10. Juni] 3 rthlr 16 gg., Bd. 16 [1830: 19. März] Schutt vom Boden weg zu karren 2gg.

197 NLA-StA VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. I [1815: 25. Dezember]: ... Weinachten [sic] an Meline rthlr 10; an die Fricken und Ebeln rthlr 4 ... Für Zuckerwerk und Honigkuchen zu Weynachtsgeschenken ...

198 Ebd. Bd. 25 [1841: 24. Dezember]: ... Heiliger Weinachtsabend ... Geldgeschenke ... Quartalslohn -- Spät 9 Uhr hatten die Kinder einen Weinachtsbaum illuminirt und die Geschenke für uns und die Schwiegermutter an selbst gestickten Sachen von Emilie, Emma und ihrem Töchterchen neben Würsten und einer Spickgans ausgekramt und uns Alte damit überrascht ...

199 Ebd. Bd. 16 [1830: 13. Januar und 1. Februar].

200 Ebd. Bd. 2 [1816: 1. November]: ... mich mit Klavierspiel, welches mir wieder Zeitvertreib gewährt, beschäftigt.

201 Ebd. Bd. 2 [1816: 3. August].

202 EGMONT, Erstdruck des Trauerspiels von GOETHE 1788.

203 Die CORSEN, Schauspiel, Leipzig 1799 von KOTZEBUE, August Ferdinand v., (1761-1819).

204 Ignaz MOSCHELES (1794-1870), Pianist, Komponist, prägte den Interpretationsstil vor Liszt.

205 Niccolò PAGANINI (1782-1840), berühmtester Violinvirtuose seiner Zeit und Komponist.

wird. In Kissingen hörte Walbeck am 29. Juli 1837 ein schönes Violinconcert von Sartori,²⁰⁶ 1841 blieb er in Braunschweig am 2. Sept. in einem Gartenconcert ... bis die Komödie angieng, wo die Oper Don Juan²⁰⁷ sehr viel Zuschauer hatte.

Nach einer Pause seit 1799 bekam Wolfenbüttel 1835 wieder einen Theatersaal im Schloss. In der Zwischenzeit wurden an anderen Spielstätten Schauspiele und Musikschauspiele aufgeführt, die u. a. in Jeeps ungedruckter Wolfenbütteler Chronik notiert werden²⁰⁸. Bei Walbeck liest man: 3. Jan. 1837 Theater ... Maximilians Brautfarth gefiel mir nicht ... 27. Nov. 1838 ... Die Räuber wurden im Theater gegeben, meine Frau mußte kurz vor Beendigung sich entfernen da ihr Ohnmacht anwandelte. 30. Nov. 1838 ... Abonnement für 3 Vorstellungen im Theater 2 Billett. 13. Dec. 1838 ... Da der Barbier von Sevilla gegeben wurde, war ich vom L'ombre dispensiert ... 1841 ging er am 7. September ins Theater und sah ein neues Lustspiel „Endlich hat er es doch gut gemacht“ ... – und wurde durch Lachen heiterer.²⁰⁹

Während der regelmäßigen Militärkonzerte²¹⁰ in der Garnisonsstadt Wolfenbüttel war es damals Sitte, dass das Publikum Wein trank und Whist spielte. Ein Festtag war am 1. September 1847: Waldmilitairconcert auf der Asse mit Feuerwerk ... wo wenigstens 3000 Menschen schon versammelt waren ... Spectakel ... Husarentrompeter machten ... in Denkte ihre schöne Music.. viel Interessantes gehört und gesehen ... sehnte mich ... nach meiner Lebensordnung.

8. Politik

Walbeck erwähnt in seinen Tagebüchern auch politisch relevante Ereignisse, so am 25. Juni 1815: Unser Herzog²¹¹ blieb am 16ten dieses [Monats] bey Charleroi²¹² und unser schönes Korps soll stark mitgenommen seyn. Indeß bestätigt sich ... [die] Niederlage der Franzosen.²¹³

Die Kleinstaaterei mit allen Konsequenzen hat keinen Einfluss auf das Privatleben des wohlhabenden Bürgers Walbeck. Die Zollstationen bei der Hinfahrt nach Leipzig werden nur wegen des Frühstücks und wegen des Appetits erwähnt: ... frühstückte 4 Trauben zu Wein und Wasser auf dem Braunschweigischen Zoll²¹⁴ und kam erst gegen 3 Uhr zu Halber-

206 Johann Georg SARTORI (1765-1799), Komponist.

207 Wolfgang Amadeus MOZART (1756-1791). Uraufführung des „Don Giovanni“ 1787 in Prag.

208 S. Anmerkung 2 in der Einleitung von D. LENT.

209 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 25 [1841: 7. September]. Komödie von A. J. v. MEDELHAMMER (1776-1838).

210 Ebd. Bd. 1 [1815: 3. Januar] *Konzert im Casino, wo ich Whist spielte* und 9., 23. Januar und Bd. 2 [1816: 23. September] und Bd. 3 [1817: 27. Januar]: ... *Daher im Konzerte mit Haeberlin 1 ½ B. Volnag... zu Hause 2 Glas* [getrunken] und Bd. 25 [1841: 2. September] Gartenkonzert, Bd. 31 [1847: 1. September] *Waldmilitairconcert*.

211 „Schwarzer Herzog“ Friedrich Wilhelm (1771-16.06.1815).

212 Am 16.06.1815 wurde Blücher bei Ligny, einem belgischen Dorf im Hennegau, von Napoleon besiegt. Am 15. Juni hatte Napoleon die Sambre bei Charleroi überschritten.

213 Am 18.06.1815 siegten Wellington und Blücher bei Waterloo über Napoleon.

214 Mattierzoll: Zollstation an der Grenze zu Preußen.

stadt an ...²¹⁵ Gegen ½ neun Uhr [aus Halle] ... abgefahren ... gegen 12 Uhr auf der Station²¹⁶ ..., wo ich meinen Appetit verwünschte ... – nach 2 Uhr in Leipzig²¹⁷ ...

1830 kommentiert Walbeck Aufruhr und Schlossbrand in Braunschweig, feierte aber in Wolfenbüttel Polterabend und Hochzeit einer Nichte am 8. und 9. September trotz Mobilmachung. 7. September 1830: Die gestrigen Vorfälle in Braunschweig zeugen von einer allgemeinen Volksjähörung,²¹⁸ da sie sogar den Herzoglichen Wagen mit Steinwürfen attackiert und seinen französischen Gesellschaftswagen abgeprügelt hatten. Der Herzog²¹⁹ will Gewalt brauchen, allein er kann sich nicht einmal auf sein Militair verlassen ... 8. September 1830: ... Nachricht, in vergangener Nacht sey das herzogl. Residenzschloß in Br. in Flammen aufgegangen. Alles war in banger Erwartung, was der rohe Pöbel zu Br. weiter beginnen würde. 4000 bewafnete [sic] Bürger und das ganze Militair waren auf den Beinen mit scharfen Patronen versehen. Man befürchtete die Rotte würde nach Wolfenbüttel kommen, wenn sie in Br. nicht mehr rauben und mordbrennen könnte, deshalb auch hier die Schützen aufgefordert wurden, zur Ruhe und Sicherheit des Eigenthums mit ihren Waffen sich bereit zu halten und mit unserem Militair, dessen sämmtliche Offiziere die Nacht in den Kasernen mit seyn mußten, jeden Auflauf zu sprengen und vorzüglich die Loslassung der Gefangenen [zu] verhindern. Heutig wurde der Polterabend meiner Nichte Minna Borntraeger und ihres Bräutigams Carlo Hoyer gefeiert. Ich konnte nicht umhin dabey als nächster Anverwandter zu erscheinen.

9. September 1830: ... [es] wurden des Abends alle unteren Etagen erhellte, um Alles auf den Straßen zu sehen und die Wachen verstärkt ... 10. September 1830: Specht²²⁰ aß mit uns, ritt aber sogleich wieder weg, da Prinz Wilhelm²²¹ angekommen war. 11. September 1830: Auf dem Forsthause versammelte Unruhe und Neugierde eine große Anzahl Menschen. Proclamation Prinz Wilhelms gefiel allgemein, nach Möglichkeit zur Herstellung der Ruhe mit zu wirken. 13. September 1830: ... mußte ich nach Br. fahren, wo ich dann **das abgebrannte Schloß** in seiner Zerstörung sah. Auch ein Fürst geht zu Grunde wenn er die Ordnung überschreitet und Tyrann seiner Unterthanen wird. 27. September 1830: ... man ... meint, daß Herzog Wilhelm die Regierung übernehmen ... werde, da die versammelten Landstände Heute darauf angetragen haben. 28. September 1830: ... Herzog Wilhelm hatte Heute die Regierung angetreten, welches durch 4 maliges Läuten aller Glocken und öffentliche Ankündigung auf dem Markte bekannt gemacht wurde, Abt Hufemeister hielt dabey eine Rede Abends war die ganze Stadt erleuchtet und ein noch nie Hier erlebtes Schießen und Feiern dauerte bis Mitternacht an.

215 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 2 [1816: 26. September].

216 Skeuditz: Zollstation an der Grenze Preußen/Sachsen.

217 NLA-StA VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 2 [1816: 28. September].

218 Volksjähörung = Gärung.

219 Mit Aufstand und Schlossbrand in Braunschweig 1830 wurde der junge Herzog Karl II (1804-1873) (reg. 1815-1830), Sohn des „Schwarzen Herzogs“, verjagt. Als „Diamantenherzog“ hinterließ er der Stadt Genf 20 Millionen Schweizer Franken. Vgl. Otto Böse: Karl II. Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ein Beitrag zur Metternichforschung. Braunschweig 1956.

220 S. Anm. 173.

221 Prinz Wilhelm (1806-1884), regierte 1830-1884, zweiter Sohn des „schwarzen Herzogs“, führte 1832 mit der „Neuen Landschaftsordnung“ eine konstitutionelle Verfassung ein. S. a. Anm. 219.

9. Gesundheit und Krankheit

Walbecks Ängste, Schuldzuweisungen und Selbstanklagen offenbaren den Wissensstand der damaligen Schulmedizin. Der Horizont des ärztlichen Wissens war beschränkt, weil man nur die Lokalisation und Beschaffenheit der Organe im **toten** menschlichen Leib²²² kannte, aber nicht deren Funktionsmechanismus im lebendigen Körper beurteilen konnte. Deshalb hatten Ärzte seit 2500 Jahren versucht, jede Abweichung vom Wohlbefinden des Menschen mit Theorien zu erklären. Seuchen, Krätze, eitrige Wunden und Schmerzen wurden als Folge der Verderbnis der Säfte im Innern des menschlichen Körpers angesehen. Diese Ansicht galt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und basierte auf zwei antiken Lehren:²²³ Die **Säftelehre** mit dem Schwerpunkt Diätetik²²⁴ und Warnung vor Miasmata und Contagiosa²²⁵ hatte Hippokrates postuliert, und die Lehre von den vier Temperamenten wurde von Galen im 2. Jh. n. Chr. ergänzt.

Präzise Forschungen der Mediziner am **lebenden** menschlichen Körper mit dem Ziel, gesunde und gestörte Funktionen zu beobachten und zu behandeln, gibt es erst seit etwa 150 Jahren, seit Schmerzlinderung;²²⁶ Infektionsprophylaxe²²⁷ und Blutstillung zuverlässig durchgeführt werden können.

Die Faszination, die von Walbecks Notizen ausgeht, liegt darin, dass unmittelbar nach der Epoche, in der Walbeck lebte, eine Kette von Erkenntnissen und Entdeckungen das Wissen der Ärzte veränderte. Heute gelten die Jahre 1858 und 1876 als Meilensteine auf dem Weg zur naturwissenschaftlich begründeten Medizin. Rudolf Virchow stellte die Körperzelle als kleinste Fabrik im Körper vor als Grundlage aller Lebenserscheinungen, die u. a. zuständig für Atmung, Ernährung und Krankheitsabwehr ist. Er löste mit seiner Lehre von der Cellularpathologie²²⁸ eine Revolution im medizinischen Denken aus, als er

222 HIPPOKRATES, griech. Arzt (460-377 vor Chr.) hatte schon Kenntnisse von Anatomie und Topographie.

223 *Säftelehre*, Humoralpathologie deutete die Funktionen des Körpers als ein Wechselspiel von verschiedenen Säften (Blut, Lymphe, Galle, Schleim). Hippokrates glaubte, die Ursache für alle inneren Krankheiten sei ein Ungleichgewicht und Vergiftung dieser Körpersäfte. Theorie: *Überfluss* erzeugt krankmachende Säfte, die aus dem erkrankten Körper geleitet werden müssen (durch Stuhlgang, mit Brech-Abführmitteln und Aderlaß). Die Temperamentenlehre: Claudius GALENOS (129-199 nach Chr., griech. Arzt der röm. Kaiserzeit) suchte eine Verbindung zwischen Körper und Seele des Menschen, benannte die Charaktere. Theorie: Zusammenspiel zwischen den vier Körpersäften gelbe Galle, Blut, schwarze Galle, Schleim und den spezifischen Gemütsregungen des Menschen, Abhängigkeit der Seelenstimmungen vom Mischungsverhältnis der Körpersäfte. Vier Menschentypen: cholerisch (zornig), sanguinisch (heiter), melancholisch (standhaft, genial, traurig), phlegmatisch (langsam) werden nach Körper und Geist unterschieden, werden aber auch abhängig von Klima, Lebensweise und Individualität des Menschen beurteilt.

224 Diätetik war seit Hippokrates ein Sammelbegriff (diaita = Lebensweise) für eine Lehre, die Gesunderhaltung von Körper und Seele durch eine geregelte Lebensordnung mit Mäßigung, Diät und Reinlichkeit propagierte. Noch 1799 kündigte Joh. F. E. Sievers an der Universität Helmstedt Vorlesungen über Diätetik an. <http://diglib.hab.de/varia/selecta/ed000131/start.htm> (23.9.2013).

225 Miasmata = giftig ansteckende krankheitserregende Erdausdampfungen, Contagiosa = durch Berührung übertragene ansteckende Materie.

226 H. WELLS (1815-1848), Zahnarzt (USA), 1844: erste Lachgasnarkose.

227 LOUIS PASTEUR (1822-1895): erhitzte 1855 Milch auf < 62 °, vernichtete Kleinlebewesen, die Gärung und Fäulnis verursachen. Ignaz Philipp SEMMELWEIS (1818-1865): Kalkwasser- oder Chlor- Desinfektion (chem.) oder Sterilisation (Hitze) der Tücher & Instrumente 1861. Joseph LISTER (1827-1912): Carbollantiseptikum zur Verhinderung der Wundinfektion 1867.

228 Die Cellularpathologie. Berlin 1858.

im Frühjahr 1858 in Berlin 20 Vorlesungen während der Semesterferien zu diesem Thema hielt, den Text von einem Stenographen protokollieren ließ und in Druck gab. Als dann 1876 der Niedersachse Robert Koch²²⁹ beweisen konnte, dass ein Lebewesen, das aus einer Zelle besteht, die Ursache für eine ansteckende Krankheit ist, wurde diese Entdeckung auch von der Schulmedizin akzeptiert. Die Säftelehre war nun obsolet, das Wissen von der Infektionsprophylaxe, das Pasteur, Semmelweis und Lister²³⁰ experimentell erworben hatten, wurde durch wissenschaftliche Methoden untermauert und bis dahin unvorstellbare diagnostische und therapeutische Möglichkeiten eröffneten sich.

Heute erleichtern Bild gebende Verfahren, präzise Laborwerte und mikroinvasive Methoden die zuverlässige Diagnostik und Therapie für Stoffwechsel- und Infektionskrankheiten, für Tumore und Degenerationen, aber die Zivilisationskrankheiten als Folge von Überfluss, Genußsucht und mangelnder Bewegung bleiben ein großes Problem. Für deren Prophylaxe haben Mäßigung, Disziplin und Reinlichkeit weiterhin eine kolossale Bedeutung.

Hautkrankheit

Seit Beginn der überlieferten Aufzeichnungen klagt Walbeck über sein Leiden durch eine Hautkrankheit, die damals Psora²³¹ genannt und auf mangelhafte Diät und ihre Folgen²³² zurückgeführt wurde. Beim Umgang mit seinen Ärzten hatte der Patient Walbeck Schuldgefühle: ... die alten Sünden wurden durch die neuen wieder sicht- und fühlbar ... wildes Fleisch ... Wunde ... sah aber böse aus ... Großer Kampf in mir, mich dem Hofrath Mühlbein²³³ an zu vertrauen, den ich nach dem Essen dann aufsuchte und mein Sündenbekenntniß ablegte, er gab mir 11 Pulverchen.²³⁴

Hahnemanns²³⁵ neue, homöopathisch genannte Therapie wurde zu Walbecks Zeiten mit positivem Interesse aufgenommen, aber Hahnemann schürte auch mit unbewiesenen Behauptungen zusätzliche Ängste zu allen Gewissensbissen der Patienten, so bei Walbeck: ... Mein Gesundheitsgegenstand bleibt sehr precar, da die Psora leicht zu jeder andern Krankheit ausarten kann.²³⁶

Exakt informiert Walbeck den Leser über die Lokalisation und Aktivität der Krankheit: ... Wegen meines Arms sehe ich mich genöthiget die Salzbäder wieder anzufangen,

229 Robert KOCH (*1843 in Clausthal †1910), Nachweis der Erreger von: Milzbrand (1876), Tbc (1882), Cholera (1883). Koch züchtete die Erreger auf einem Nährboden (kontrolliert und reproduzierbar) und erforschte die Eigenschaften der Erreger, damit „Gegengifte“ zur Vernichtung entwickelt werden konnten.

230 S. Anm. 227.

231 NLA-StA VI Hs11 Nr. 246 a/2 Bd. 16 [1830: 31. August] ... Der Rücken empfindet noch mehr gesteigertes Jücken, die Psora zeigt sich etwas von Driburger Brunnen aufgeregt oder erzeugt sich nach der fehlerhaften Diät]. S. a. R. M. BOHNSTEDT: Dermatologie. Köln 1960, S.169. Vom griech. Verbum psao stammen Namen für Hautveränderungen ab, die im alten Schrifttum auch für Lepra, Psoriasis u. a. verwendet wurden.

232 S. Anm. 53.

233 Mühlbein, gelehrter Arzt, auch Mühlenbein.

234 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 16 [1830: 14.bis18. April].

235 Samuel HAHNEMANN (1755-1843): Organon. 6. Aufl. Leipzig 1921 (§§ 80, 201). Reprint 2006: § 80 (S.134): ... die Psora, [ein] Hautausschlag mit unerträglich kitzelnd wohlüstigem Jücken, [ist die] wahre Grundursache fast aller übrigen unzähligen Krankheitsformen, welche unter den Namen von Krämpfen, Rhachitis, Krebs, Gicht, Hämorrhiden, Wassersucht, grauem Staar, Nierenstein, Lähmungen als eigene abgeschlossene Krankheiten figurirt.[Text gekürzt]. S. a. Anm. 256.

236 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a /2 Bd 16 [1830: 1.Sept.].

da **unter** ihm viele kleine Schwären voll Eiter sich zeigen.²³⁷ Wein und fehlerhafte Diät im Essen ... [haben] auf die alte Wunde gewürkt ... die roth und entzündet Feuchtigkeit von sich giebt. Ich muß nun mehr durchaus mich zwingen ... alle Fleischspeisen weglassen und ... noch weniger Wein zu genießen. Der Schaden unter dem linken Arm würde nicht so schlimm geworden seyn, wenn ich besser Diät gehalten hätte.²³⁸ ... das Jücken [sic] in ... ano²³⁹ nahm in der Nacht so überhand, daß es mich im Schlafen störte²⁴⁰ ... das Jücken in ano beinahe unerträglich, daher feucht kaltes Leinen zur Linderung probiert ... allein ... der Putenbraten bei Tische beförderten es von neuem, so daß in der Nacht die Plage wieder anfieng²⁴¹ ... [Jucken] noch stärker als Gestern ... daher wieder Leinenlappen in kalten [sic] Wasser zwischen die Kerbe gesteckt ...²⁴²

Diese Psora war – wenn man die Symptome und die Lokalisation berücksichtigt – offenbar die weit verbreitete Krätze. Die nachtaktiven Milben leben in Hautfalten von Achselhöhle, Kniebeuge und Gesäßfalte, nie auf der behaarten Kopfhaut, die Kratzwunden sind oft vereitert.²⁴³ Spätestens seit Linné²⁴⁴ hatte in der gelehrten Welt eine Diskussion über die Ätiologie der Krätze²⁴⁵ begonnen zum Thema, ob Milben die Ursache oder das Resultat dieser Hautkrankheit seien, aber diese Milbentheorie widersprach der sanktionierten Säftelehre und der Diätetik.

Darmerkrankung

Im Herbst 1830 erlebte Walbeck dramatische Ereignisse. Aufruhr, Schlossbrand und Regierungswechsel in Braunschweig betrachtete er distanziert, aber ein fast unbeherrschbarer Durchfall²⁴⁶ mit bis zu zwölf Mal Stuhlgang am Tag²⁴⁷ dauerte mehr als vier Wochen und erschütterte seinen Lebenswillen. Wegen der Austrocknung der Schleimhäute plagten ihn und seine Familienmitglieder Husten,²⁴⁸ Schwären,²⁴⁹ Tenesmen²⁵⁰ und Hin-

237 Ebd. Bd 2 [1816: 12. Juli in Pyrmont].

238 Ebd. Bd 2 [1816: 10. Juli in Pyrmont].

239 anus = After.

240 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 22 [1838: 8. Dezember].

241 Ebd. Bd. 22 [1838: 9. Dezember].

242 Ebd. Bd. 22 [1838: 10. Dezember].

243 Differentialdiagnose: 1. Psoriasis (Schuppenflechte), nicht ansteckende entzündliche Dermatoze, vorwiegend in der behaarten Kopfhaut und an Streckseiten der großen Gelenke (Kniescheibe, Ellenbogen). 2. Neurodermitis (atop. Ekzem) an Händen, Hals und im Gesicht bei Erwachsenen. 3. Allergien ohne exakte Lokalisation.

244 Carl v. LINNÉ (1707-1778), schwed. Arzt, Naturforscher, schuf ein System, das Mineralien, Pflanzen, Tiere ordnet.

245 Herrn D. Joh. Christ. JONAS' Zweifel über die Wichmannsche Theorie der Krätze. In: Baldingers Neues Magazin für Ärzte 11 (1789, 1), S.1-24: ... Hippokrates sagt: „Die Krätze entsteht von Schleim [Schleim ist einer der Vier Säfte] und ist mehr eine Unsauberkeit als eine Krankheit“. Jedoch die Milbentheorie, die auch Linné vertrat, wurde in der Schulmedizin nicht akzeptiert. Es galt: Milben leben in der Wunde, aber sie verursachen sie nicht.

246 Differentialdiagnose: 1. Lebensmittelvergiftung (Staphylokokkentoxin) oder Sommerdiarrhoe (Salmonellen). Dauer: wenige Tage. 2. Typhus: hohes Fieber und Exanthem sind obligatorisch. 3. Ruhr mit blutig-schleimig-eitrigem Durchfall. Dauer: i. A. maximal 2 Wochen.

247 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 16 [1830: 10. Oktober].

248 Ebd. Bd. 16 [1830: 5. Oktober].

249 Ebd. Bd. 16 [1830: 24. September]. Schwären = infizierte Hautwunden.

250 Ebd. Bd. 16 [1830: 9./10./11./13. Oktober]... *Drängen zum Stuhlgang und Urinieren...*

fälligkeit. Er behandelte sich mit Diät und den Hausmitteln Kamillenthee, Haferschleim und Reißwasser. Heute wird von jedem Mediziner die Krankheit, die schon der Patient als Laie mit dem Begriff Reißwasser²⁵¹ verbindet, mit der Diagnose Cholera²⁵² assoziiert. Im Herbst 1830 jedoch waren die europäischen Ärzte noch davon überzeugt, dass diese asiatische Seuche wohl die Küstenstädte, aber nie das Inland erreichen könne. Erst in der Retrospektive können schon die Monate vor dem Jahresende 1830 in die Epoche eingeordnet werden, in der die erste Choleraepidemie in Europa grassierte. Im Braunschweigischen Herzogtum wurden Maßnahmen gegen die Cholera zur Quarantäne für Reisende und zur Hygiene dann im Juni 1831 durch Erlass des Herzogs Wilhelm zur Pflicht.²⁵³

Walbeck trinkt Reißwasser. Warum? Die Ausscheidungen sahen wie Reiswasser aus, und Hahnemann lehrte das Prinzip Ähnliches mit Ähnlichem heilen (*similia similibus curantur*). Was lag näher als diese Reiswasser-Therapie? Obwohl Ursache und Wirkung dieser Behandlung nicht erforscht waren,²⁵⁴ brauchte der ausgetrocknete Körper des Patienten genau diesen Flüssigkeitsersatz – denn Reis, das Grundnahrungsmittel großer Teile der Weltbevölkerung – ist wegen des Gehaltes an Mineralstoffen, Kohlehydraten, Eiweiß, Vitaminen u. a. Substanzen auch vor 200 Jahren lebensrettend gewesen. Zitate belegen seine Qual: 15. September 1830 ... *nach dem Exceß*²⁵⁵ ... *Erkältung und Durchfall ... immer schläfrich ...* 16. September ... *muß noch strengere Diät eintreten und wenn sich der Durchfall dann nicht giebt, so muß der Arzt [sic] helfen ... Kamillenthee ... Haferschleim ...* 20. September ... *[wegen der] Mattigkeit, welche eher zu als abnimmt, ... consultirte ich Mühlenbein ... der auch nicht recht weiß, wo es fehlt, allgemeine Schwäche ... wird wol durch kein Arzneymittel bey ... der homöopathischen Diät behoben werden können.* 21. September ... *Gedanken immer mit meinem innern ... Siechthum beschäftigt ... das Lesen von Hahnemanns vortreflichem [sic] Werke über die chronischen Krankheiten*²⁵⁶ ... 22. September *mein Befinden [verschlechtert sich] fast täglich und es ist höchste Zeit eine ordentliche antipsorische Kur an zu fangen und so lange gewissenhaft fort zu fahren bis der Arzt mich ex nexu*²⁵⁷ *läßt oder bis ich den letzten Athem aushauche. So wie Jetzt kann es nicht bleiben entweder leidlich gesund oder todt ...* 24. September ... *Hinfälligkeit nimmt zu, ... auch die Verschlimmerung der Krankheit meiner Frau ... Nachricht, daß Carl in Br. bettlägrig ist, ... Blutschwären hat am After ...* 25. Sept. ... *Erfahrung bestätigt, daß ... homöopathische[n] Diät allein nicht ein chronisches Siechthum heil[t] wenn keine antipsorischen Mittel dabey gebraucht werden*²⁵⁸ ... 9. Oktober ... *Drängen zum Stuhlgang und Urinieren ..., daher Abend Reißwasser, worauf Besserung eintrat..* 10. Oktober ... *Unruhen im Leibe, 12 mal wenigstens Stuhlgang jedesmal nicht*

251 Ebd. Bd. 16 [1830: 9., 12. Oktober].

252 S. Anm. 229.

253 NLA-StA WF 111 Neu 3169 ...med. Maßnahmen betr. 1831-1886 und 111 Neu 3194: *Errichtung einer Contumazanstalt [hier: Quarantäne] vor Braunschweig 1831-1832.*

254 Wirkung von Bakterien war unbekannt, Laborwerte konnten noch nicht bestimmt werden.

255 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/ 2 Bd. 16 [1830: 9. September] Hoyers Hochzeit.

256 Samuel HAHNEMANN (1755-1843): *Die chronischen Krankheiten*. Leipzig 1835. Inhalt: Reine Arzneimittellehre, antipsorische Arzneien [Geheimrezepte] bei akuten und chronischen Erkrankungen, grundlegende Verstimmung des Körpers [wie Säftelehre], Miasmentheorie. S. a. Anm. 235.

257 nex, necis = Tod.

258 S. Anm. 235 und Anm. 256 mit dazugehöriger Aussage im Text.

viel mit Drängen zum Urinieren. Mühlenbein verordnete ... eine Leibbinde..11. Oktober ... vielmaliger Stuhlgang wenig breiartig ... unwiderstehlich, wenn der Urin drängt ... 12. Oktober ... Unruhe im Leibe ... Reißwasser. 13. Oktober ... Drängen zum Urinieren und Stuhlgänge ... nicht mehr so ungestüm ... 14. Oktober 1830 ... Mein Befinden besserte sich ...

Zahnprobleme

Von Januar bis September 1841²⁵⁹ war Walbeck erkrankt mit Zahnschmerz und mazerierenden²⁶⁰ Lymphknotenabszessen an Kopf und Nacken. Einige Zitate aus seinen Eintragungen in diesen Monaten schildern seine Beschwerden: *Zahnschmerzen an der rechten Seite ... //Blutschwäre hinter dem rechten Ohre ... Gefühl, als wenn Zähne zu lang wären /Knubbel über dem rechten Ohre aufgeschnitten, engl. Pflaster*,²⁶¹ *Meine rechte Backe von außen und von innen ... in den Zähnen, als wären sie zu lang, von Ziehen und unangenehmen Empfindungen attackiert //Anfang der Schwefelbäder // Mein eigener Kopf an der rechten Seite ist sehr attackiert, die Schwere [Schwäre] über dem Ohre hat viel Eiter. // Billets zu Schwefelbädern, da es mit dem rechten Ohre und hohlen Zähnen noch nicht in Ordnung ist // 14 tes Schw:bad // [Versuch]-- auf die rechte Backenblutschwäre ein Zugpflaster zu applicieren ... Ohngeachtet meiner Diät zeigt sich bald hier bald dort eine neue Pustel, obwohl alles Fleisch vom Schwein und sonstiges Fett nicht genossen wird./.. Schweren im Nacken und auf der Backe schmerzten im Liegen ... von neuem angeschwollen. 3. August: Ich gieng zu Dr. Beyer, der mir Chocoladen auflegte auf die Backe und ... Abführung verordnete und ... kein Fleisch ...*

Die Karies kannte man schon, eine Lymphknotenbeteiligung bei Zahnabszess galt – ebenso wie heute – als fatale Komplikation. Die Therapie mit Diät und Purgation (auch Reinigung des Wundgebietes mit Schwefelbädern)²⁶² im Sinne der hippokratischen Säftelehre wurde auch bei Zahnabszessen als Allheilmittel verordnet. Eine Zahnextraktion barg trotz geschickter Handwerkskunst²⁶³ der Wundärzte, Barbieri und Bader²⁶⁴ das Risiko von großem Blutverlust oder Kieferbruch bei Einsatz des Pelikan als Werkzeug.²⁶⁵

259 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 25 [1841: 2. Januar, 17., 23. Juni, 1., 16., 20., 26., 31. Juli, 2. August]: Zahnschmerz – Abszessspaltung *am Ohr* – Abführmittel – Schwären an Backe und Nacken.

260 Mazeration = Gewebeaufweichung.

261 englisches Pflaster = Wundpflaster.

262 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 25 [1841: 1.Juli].

263 HAB: Me 17 J. J. H. BÜCKING: Vollständige Anweisung zum Zahnausziehen, für angehende Wundärzte. Stendal 1782.

264 NLA-StA WF 2 Alt 11 137 Hochfürstl. Braunschweig-Wolfenbüttelsche Medicinal-Ordnung 1721. Die Ärzte [mit Universitätsstudium] durften innere Krankheiten behandeln, aber Barbieri, Bader und Chirurgen gehörten als Handwerker einer Zunft an, waren für sichtbare Krankheiten zuständig (Haut, Knochen, Zähne) und für Aderlass, Zahnziehen als Therapie.

265 HAB: Ma 279 J. J. H. BÜCKING: Sammlung von Aufsätzen und Beobachtungen aus den meisten Theilen der Arzneywissenschaft. Stendal 1787, S.147ff: Über das Bluten nach dem Zahnausziehen ... Wer die Mechanik des Pelikans [Extractionsinstrument] ... kennt, weiß auch, daß nur selten ein Zahn mit ihm ausgezogen werden kann, ohne daß ein Theil der Kinnlade ... losgebrochen ... werde.

10. Lebensende

In den letzten Monaten seines Lebens registriert Walbeck die Symptome seines physischen und psychischen Zusammenbruchs und seine Ängste.²⁶⁶ Merkwürdig ist der Eintrag am 2. Januar 1847: Junge grüne in einer blechernen Büchse verwahrte Erbsen. Geschenk von O v Specht²⁶⁷ schmeckten, – allein als ich ausging, bekam ich einen sehr heftigen Husten, der davon herrühren könnte, in dem sie Scherfe vom Bleche angezogen haben könnten ... Es wurde damals schon gewarnt vor Vergiftungen durch Messinggefäße, deren Kupfergehalt das Gemüse beim Kochen recht grün²⁶⁸ erhielt.

Ungeklärt wird bleiben, warum Walbeck schon 1838 auf dem Deckblatt des Tagebuches notiert hatte: *Mittel gegen Arsenic=Vergiftung. halbsaures Eisenhydrat.*

3. Januar 1847: ... *Meines Vorsatzes ungeachtet verführt mich dennoch täglich Appetit und Gewohnheit [zu viel zu essen]. Husten mit vermerter [sic] Stärke, ... hypochondrische Grillen ... Gedanken an den bald bevorstehenden Todt turbieren mein Gemüth, da ich darüber gegen keine Seele der Meinigen mich mittheilen kann ... [muß ich den Tod] nicht fürchten, da ich für Frau und Kinder nach rächten, Pflicht und Gewissen gesorgt habe und mein Testament und Tagebücher die nähern Bestimmungen enthalten.*

Seine Notate sind so präzise wie sie in dem Verlaufsprotokoll eines Krankenblattes zu lesen wären, z. B. 10. Juni 1847: Atemnot beim Treppenaufsteigen. 1847 hatte seine Ehescheidung²⁶⁹ Todesgedanken²⁷⁰ bewirkt. Immer noch plagten ihn seine Diätfehler.²⁷¹ Auch Bewegung und Kaltwasserabreibungen²⁷² helfen ihm nicht, seine Situation zu beherrschen. Das Haus wird verkauft.²⁷³ Die letzte Notiz, drei Wochen vor seinem Todestag: Möglichkeit der Besserung²⁷⁴ endet mitten im Satz, obwohl Walbeck das unvollständige Datum des nächsten Tages schon eingetragen hatte.²⁷⁵

266 NLA-StA WF VI Hs 11Nr. 246 a/2 Bd. 31 [1847: 12. September] *Todesgedanken*. 13. September *Gedanken an den baldigen Todt beschäftigen oft meine Phantasie*. 24. November ...*heftige Angst*...

267 S. Anm. 173 und Anm. 220.

268 HAB: Oe 95 [J. J. H. BÜCKING]: Diätetisch und öconomisches Kochbuch. Stendal 1790, S. LXIV: Höchstnöthige Anmerkung: Viele Wirthinnen [wollen] die Vitsbohnen recht grün, als wären sie frisch, zu Tische bringen, und [kochen sie deswegen] in messingenen Gefäßen. Aber diese grüne Farbe kommt vom Messing her und ist so schädlich, daß man eine solche Köchin geradezu auf Vergiftung anklagen dürfte.

269 NLA-StA WF VI Hs 11 Nr. 246 a/2 Bd. 31[1847: 5. Mai] ... *ich hätte consequent sein und dem Verlangen meiner Frau um Scheidung von mir nicht nachgeben sollen!*

270 Ebd. Bd. 31[1847: 12. September]:*Todesgedanken* [aber an demselben Tag]: *Bei Tische gute Sachen, geschmorten Hecht mit rothem Kohl, Apfelkuchen, Reines Claudes ...*

271 Ebd. Bd. 31[1847: 1. November]: *Hasenbraten, Gänsebraten ließ ich mir schmecken, wobei auch nicht wenig Champagner nachgetrunken*. Ebd. 1847: 24. November: *unverzeihlicher Diätfehler[da ich] roth Wein trank. und zu viel aß ... Ich fühlte mich darauf unfähig aus zu gehen, und im Bette überfiel mich die heftigste Angst und Unruhe, so daß ich schon nach 3 Uhr Robert wecken mußte, Feuer im Ofen an zu machen ...* Ebd. 27. November: *Freilich war es nöthig, strengere Diät zu halten.*

272 Ebd. Bd. 31 [1847: 10. Juni und 13. September].

273 Ebd. Bd. 31 [1847: 3. Dezember]: ... *Meline hat unser Haus an Herrn Wrede für 6000 rthlr glücklich verkauft ...*

274 Ebd. Bd. 31 [1847: 26. Dezember].

275 Ebd. Bd. 31 [1847: 26./27. Dezember].

11. Anhang: Liste von Personen und *Lokalen (Beispielauswahl aus dem persönlichen Umfeld)

Datum	Familienname *Treffpunkt, Lokal	Situation
3. Jan./27. Jan 1815	*Casino *Goldener Löwe	Militärkonzert, Whist Tanz
5. Jan.1815	Reuter	Geldverleih 5 ½ Per
5. Jan/ 6. Jan. / 20. Dec. 1815	* Klubb [Whist-Klubb bei Brama- rells, Tapetenfabrikanten]	Jahresbeitrag 2 rthlr/ Whist, Geselligkeit, Souper
7. Jan. 1815	*Roggemanns Keller	¾ Wein zu Gänsefleisch
7. Jan. 1815	Dr.Pauli, Arzt	Honorar
10./11. Jan. 1815	Otto	von ihm holl. Obligationen ...
11. Jan. 1815 28. Mai 1816	v. Schoenewolf aus Cassel, Partner b Spiel	1814 Gevatter bei Tochter Emma v. Walbeck
30. Jan 1815/ 3. Sept.1816	Colson/Brg, Partner beim Spiel	Kaufmann (Seife & Weste, Lederhandschuhe, Handkorb)
21. Mai1815 31. Aug. 1830 7. Dez. 1838	*auf dem Forsthause (bei Herrn v.Unger)	(sonntags) ... Essen ... Appetit ...
29. Mai /22. Nov. 1815/ 23. Dez. 1817	Haerberlin, Partner beim Spiel	mit Häberlin getrunken
17. Juni 1815 in Pyrmont	*Kaffeehaus *Kolston Secretär Schröder, Partner beim Spiel	in Pyrmont war Schöder „Scheff“(Partner Pape/Rüxleben/ Colson/ Brg, Häberlin, Schoenewolf/ Cassel)
15. Sept. 1815	Carl	v. Walbecks Sohn *1811
22. Nov. 1815	Nordenfelt	mit Häberlin & N. getrunken
13. Dez. 1815	an Kämmerer Bossenius	Hausmiete
2. Jan. 1816	Mackensen	Einladung zum Souper
3. Jan. 1816	Hammel und Niemeyer	Besuch
23. Mai/14. Nov/ 31. Dez. 1816	Herbst	Whist, am 27. Mai Spargelessen/ Geldverleih
27. Mai/ 1. Juni 1816	Barth, Wundarzt	auf Wein traktiert/ bei Gelegenheit der Zungenlösung
28. Mai 1816	Cleve	zahlte 18 L'dor zur Saison
28. Mai 1816	Hr.v.Breimann	Souper
31. Mai 1816	Schneider Prag	Rechnung bezahlt
31. Mai 1816	Robert	Geburt/ v. Walbecks 2. Sohn
1. Juni 1816	vom Förster Roediger	30 rthlr für Lampe von 1815
3. Juni 1816	Jude Braun	Geldwechsel
4. Juni 1816	Specht (Hausfreund)	nach Brg gefahren
4. Juni 1816	Herzog	Einkauf in Brg bei K. Herzog
4. Juni 1816	Brennecke	Wein getrunken
4. Juni 1816	Hilsen	Wein getrunken
11. Juni 1816	Leiste	800 rthlr retour erhalten
16. Juni 1816	Heinze,Wilhelm	Gevatter bei Roberts Taufe

Datum	Familienname *Treffpunkt, Lokal	Situation
16. Juni 1816	Seger	Gevatter bei Roberts Taufe
16. Juni 1816/ 8. Sept. 1830	Hessenmüller, Pastor	Roberts Taufe/ Hochzeit Hoyer- Bornträger
16. Juni 1816	Becker, Opfermann	Roberts Taufe
18. Juni 1816	Die Ebeln	erhält Lohn und Biergeld
18. Juni 1816	Die Fricken	erhält Lohn
18. Juni 1816	Thorhauer	Sohn des Kantors
20. Juni 1816	*Brenl	Einkauf in Hannover bei Brenl
4. Juli 1816	Graf Stauffenberg	Glücksspiel in Pyrmont
4. Juli 1816	Hertleb, Spielpartner	in Pyrmont
7 /10., Juli 1816	*Schaper	in Pyrmont Spiel und Schnaps
10. Juli 1816	Doetsch, Bursche Sigmund	in Pyrmont 5.8.1816 des Diebstahls verdächtigt, 18.8.1816 gekündigt
22. Aug. / 2. Sept. 1816	G.R. Trampel, Arzt	Pyrmont, gab Glaubersalz & Pulver (Tr. hat Heilquelle entdeckt)
27. Aug. 1816	Ritter, Kaufmann	1 Paar Pistolen an W. verkauft
27. Aug. 1816	Voss, Canonicus, Hildesheim	6 L'dor geliehen in Pyrmont (12. Juni 1817 zurückerhalten)
2. Sept. ff 1816	Rüxleben, Spielpartner	in Pyrmont/ in Leipzig/
3./4. Sept. 1816	Pape, Obrist, Spielpartner	in Pyrmont (wie Sekr. Schröder)
4. Sept. 1816	Prenth	in Pyrmont
4. Sept. 1816	Schmidt	erhält Trinkgeld in Pyrmont
4. Sept. 1816	*Ahles	in Hameln
4. Sept. 1816	*Reimerdes Höhe	Hameln
10. Sept. 1816	an Seliger	Geldverleih
18. Sept. 1816	O. L. v. Wisfeld	schickte 30 L'dor (geliehen)
24. Sept. 1816	Borntraeger, Jurist	Schwager von Walbeck/ Gevatterin
1813	Ehefrau geb. v. Walbeck	
24. Sept. 1816	Hettlig, Jurist	Prozess
24. Sept. 1816	das Gerhard'sche Haus	Kauf überlegt
25. Sept. 1816	Langenberg	Holz an W. verkauft
31. Dez. 1816		Hypothek
8. Okt. 1816	*Krimmer	Leipzig, Felle & Reisekoffer
8. Okt./11. Oct/ 12. Okt. 1816	Wolf, Gastwirt in Leipzig	auf der Messe mit Wolf/ überredet zum Glücksspiel mit Wolf
11. Okt. 1816	*Hotel de Pruss	in Leipzig, Spielcasino
11. Okt. 1816	*M. Grann	Essen und Kaffee
31. Dez. 1816	an Graetzel	Geldverleih
1. Jan. 1817	O. R. Waldeck	Partie L'ombre
1. Jan. 1817	Teichmüller	Partie L'ombre
9. Febr. 1817		
19. Jan. 1817	an Meinicke	Geldverleih
26. Jan. 1817/12./ 15. Okt. 1830	Bratenahl, Auctionator?	Geselligkeit/ B. hat Auftrag, Schulden einzufordern
30. Jan. 1817	Eberlein, Tischler	
10. Juni 1817	Fraatz, Schuster	bez. 9 rthlr 9 gg
10. Juni 1817	Heyn, Dachdecker	3 rthlr 6 gg
11. Juni 1817	Secr. Jürgens	zahlt Gulden?

Datum	Familienname *Treffpunkt, Lokal	Situation
13. Jan. 1830	Lohmann, Kantor	Klavierstunde
13. Jan. 1830	Strube, Organist	Klavierstunde
17. Febr. /28. April/ 10. Okt. 1830	Mühlenbein, Hofrat, Arzt [auch: Mühlbein]	homöopath. Kur (Hahnemann)/ Therapie gg Leibschmerz, Diarrhoe
25. Febr. 1830	* Krone	Ball, Geselligkeit
8. April 1830	Riemann	Hausbrand
17. Febr. 1830	Emma	v. Walbecks Tochter *1814
17. Febr. 1830	Emilie	v. Walbecks Tochter *1813
8. Sept. 1830	Hoyer, Carlo ∞ Bornträger, Minna	Bräutigam, Braut (Walbecks Nichte) Nacht, in der Schloss in Brg brannte]
3. Okt. 1830	v. Veltheim, Georg	mit Sohn Carl v. W. beim Militär
6. Okt. 1830	Prof. Brandes, Pädagoge	leitet Internat, in dem Sohn Robert *1816
28. Sept. 1830	Abt Hufemeister	hielt Rede, Revolte am Brg. Schloss
30. Nov. 1838	Herzog [Wilhelm] bei Herrn v. Unger	nahm ein Frühstück [auf dem Forsthaus]
1. Sept. 1847	Hoyers in Denkte	zum Essen

12. Resumée

Das Ziel der vorangegangenen Darlegungen war, einen Eindruck von den detaillierten Notaten dieser Tagebuchserie zu vermitteln und durch Zitate daraus zu belegen. Bemerkenswert ist allein schon der optische Eindruck, den der Leser von den Tagebüchern gewinnt. Walbeck signalisiert mit seiner Entscheidung, die Tagebuchnotizen über mehr als 30 Jahre systematisch in dasselbe Format der Spalten von Ausgabenjournalen einzutragen die zwanghaft-zuverlässige Gewissenhaftigkeit eines Melancholikers, wie er dem damaligen Zeitgeist entsprach. Seine persönlichen Erlebnisse, Gedanken, Gefühle und Sorgen hat er in vorgegebene Systeme eingeordnet. Der Text beginnt an jedem Tag auf der linken Seite mit den Zahlen zum Datum und sporadisch mit den Daten, die seine Wetterbeobachtungen liefern. Die Spalte daneben ist mit den Aufzeichnungen seiner Erlebnisse und Gedanken gefüllt. In einer weiteren Rubrik, vom Text klar abgehoben, werden seine täglichen Ausgaben in Talern und Gutegroschen beziffert. Dieses Arrangement präsentiert er seinen Nachkommen, und es beeindruckt auch heute noch. Mit Walbecks Diarien und Friedrich Jeeps²⁷⁶ ungedruckter Wolfenbütteler Chronik zusammen steht der Forschung umfangreiches, bisher ungenutztes Quellenmaterial zu Wolfenbüttel in der Epoche des Vormärz zur Verfügung.

276 S. Anm. 2 der Einleitung von D. LENT.

Einer gegen alle, alle gegen einen

Theodor Hardeweg und die Helmstedter Kommunalpolitik nach 1927

von

Matthias Krüger

Nur ein paar Jahre, von 1928 bis 1933, war Theodor Hardeweg konservativer Abgeordneter des Helmstedter Lokalparlaments. Mehr Zeit brauchte er nicht, um die halbe Stadt gegen sich aufzubringen. Hardeweg polarisierte wie kaum jemand zuvor und kaum jemand danach. Den einen galt er als bornierter Besserwisser, als Radaubruder und Politflegel. Die anderen sahen in ihm den standhaften Kritiker ausufernder Misswirtschaft und arroganter Bürokraten, den engagierten Anwalt der einfachen Leute – kurzum: einen Robin Hood im Provinzformat.

Irgendwo zwischen beiden Extremen wird die Wahrheit zu finden sein über einen Mann, der zu den schillerndsten Figuren der Ortsgeschichte Helmstedts gehört. Wenn gleich die heute noch verfügbaren Quellen einige biografische und wirkungsgeschichtliche Lücken lassen, zeichnen sie doch unverkennbar das Bild einer zwiespältigen Persönlichkeit: Hardeweg war ein strategisch und in größeren Zusammenhängen denkender Mensch voller Tatkraft und Ideen, der Heimat verbunden, couragiert, gescheit und rhetorisch versiert, aber auch eitel und rücksichtslos, sprunghaft und über die Maßen cholerisch. Als streitlustigen Hitzkopf kannten ihn damals die meisten. Dieser martialische Ruf mag die anfangs verbreitete Erwartung gestützt haben, einer wie er werde den im Rathaus regierenden Honoratioren schon kräftig den Marsch blasen. Insbesondere aus der unteren Mittelschicht, aus dem Milieu der kleinen Handwerker und Kaufleute, erntete Hardeweg Applaus.¹ Der Rückhalt bröckelte erst, als das Gerücht die Runde machte, mit dem Einklang von politischem Anspruch und privater Wirklichkeit sei es bei ihm wohl nicht weit her. Musste nicht tatsächlich befremden, dass der rechtsgerichtete Volkstribun immer wieder die kommunale Verschuldung geißelte und offenbar gleichzeitig beim Schlachter und beim bevorzugten Gastwirt notorisch in der Kreide stand?² Wie wollte jemand die Sanierung des maroden Stadthaushalts voranbringen, der immerzu am Rande des geschäftlichen Ruins dahindümpelte?³ Und munkelte man nicht auch sonst über manchen Fleck auf der Weste des Saubermanns von eigenen Gnaden?

Zusehends bekam Hardeweg in der allgemeinen Wahrnehmung⁴ ein Glaubwürdigkeitsproblem. Ihn scherte das freilich nicht. Er drehte den Spieß einfach um und schimpf-

1 Bericht der Kreisdirektion Helmstedt an den Braunschweigischen Minister des Innern vom 19.8.1931, NLA-StA WF 12 Neu 13 Nr. 16041/2.

2 Helmstedter Kreisblatt, Ausgabe vom 26.2.1931 (im Folgenden zitiert: HKB, Datum).

3 Urteil des Amtsgerichts Helmstedt vom 4.3.1932 – 3 D 3/32 –, NLA-StA WF 40 Neu 9 Nr. 132.

4 Die Lokalpresse berichtete über Hardewegs private Schwierigkeiten: HKB, 28.2.1931.



Theodor Hardeweg, 1954 (*Der Spiegel*, H. 7/1954 v. 10.2.1954, S.12)

te über jene, die seine vertraulichen Angelegenheiten etwa per Leserbrief⁵ öffentlich ausbreiteten. Die Reaktion blieb ohne Wirkung; man wusste ja, dass Hardeweg nur beklagte, was er im Meinungsstreit laufend selbst praktizierte, nämlich Widersacher gnadenlos bloßzustellen und persönlich zu diskreditieren. Klatsch und Tratsch wurden dadurch noch weiter angeheizt. Andere Affären traten hinzu, beschleunigten seinen Abstieg und machten ihn schließlich zur persona non grata der Stadtpolitik.

Theodor Hardeweg, gebürtiger Helmstedter des Jahrgangs 1895,⁶ entstammte einer prominenten Handwerkerfamilie. Vater Theodor Lange⁷ hatte 1883, im Alter von knapp 30 Jahren, die frühere Bäckerei Willecke, Ecke Braunschweigerstraße/Gröpern, erworben und eigenmächtig den Namen „Hardeweg“ angenommen.⁸ Ab 1905 bis zu seinem

Tod 1926 war er Obermeister der Bäckerinnung gewesen. Während dreier Legislaturperioden hatte das hochgeachtete Mitglied des Handwerkskammervorstands überdies der Braunschweigischen Landesversammlung bzw. dem Landtag und dort zuletzt, 1922/24, der Fraktion „Deutsche Volkspartei (DVP) und Wirtschaftsverband“ angehört.⁹ Mit Ehefrau Helene geb. Blume zog Theodor senior sieben Kinder¹⁰ groß. Theodor junior, der Zweitjüngste, wuchs unter dem Pseudonym auf und benutzte es anfangs in (rechtswidriger) Familientradition ausschließlich. Erst auf behördlichen Druck führte er „Hardeweg“ ab Mitte 1932 einige Zeit lediglich als Alias-Zusatz und später in der Bindestrichkombination „Lange-Hardeweg“.

Die Informationen über seine Schul- und Berufsausbildung sind rar. Der Bäckersohn machte offenbar die mittlere Reife und absolvierte eine Kaufmannslehre,¹¹ bevor er sich

5 Wie Anm. 2.

6 Ein unter dem 23.1.1933 beglaubigter Auszug aus dem Geburtshauptregister des Helmstedter Standesamts findet sich in NLA-StA WF 40 Neu 9 Nr. 134.

7 Zu ihm vgl. Beatrix HERLEMANN: Biographisches Lexikon niedersächsischer Parlamentarier 1919-1945. Hannover 2004, S. 139 f.; HKB, 8.7.1926.

8 Bericht der Stadtpolizeibehörde Helmstedt an das Amtsgericht daselbst vom 17.1.1933 (wie Anm. 6). Die dort überlieferte Geburtsurkunde spricht vom *Bäckermeister ... Theodor Lange genannt Hardeweg*.

9 HKB, 24.1.1922.

10 Auskunft des Stadtarchivs Helmstedt vom 4.6.2009.

11 Handschriftliche Angaben Hardewegs vom 14.6.1957, Landesarchiv Berlin, Signatur A Rep. 358-02 Nr. 46682.

1914 zum Militär meldete. Bis zur Katastrophe von 1918 dauerte der Kriegsdienst. Hardeweg – den Namen wollen wir hier beibehalten – schlüpfte dann im Freiwilligen Landjägerkorps von General Georg Maercker unter und war mit von der Partie, als Maercker-Truppen im Revolutionsapril 1919 vor Ort für Ruhe und Ordnung sorgten.¹² Das damalige Geschehen, das seine zu Hause vorgeprägte Antipathie gegen sozialistische Ideen gefestigt und verstärkt haben dürfte, brachte er in der 1932 publizierte Novelle „Der Kampf um Helmstedt“¹³ zu Papier – gewiss keine große Literatur, aber doch ein fesselndes Stück Zeitzeugenerzählung.

Die kommunalpolitische Bühne betrat Hardeweg Ende 1927. Zu dieser Zeit lag die (nur) dreijährige Wahlperiode¹⁴ der Stadtverordnetenversammlung in den letzten Zügen. Das Gremium hatte eine solide bürgerliche Mehrheit.¹⁵ 11 Abgeordneten dieses Lagers mit der „Vereinigten Wirtschaftsgruppe“ um Oberstudienrat Otto Kirchhoff¹⁶ und den Mandatsträgern von der Liste des Fabrikanten Robert Hampe an der Spitze saßen lediglich sechs von der SPD gegenüber. Alles schien in bester Ordnung. Aber es schien eben nur so. In Wahrheit waren die Bürgerlichen zerstritten. Die Sonderwünsche des jeweiligen Klientels passten oft genug nicht unter einen Hut; der kleinste gemeinsame Nenner regierte mehr schlecht als recht, und die einzige, freilich starke Klammer bildete ein rigoroser Anti-Sozialismus-Kurs, der nun allerdings beträchtlich an Zustimmung verlor. Bei den Landtagswahlen vom November 1927 hatte auch die Helmstedter SPD massiv zugelegt;¹⁷ in Braunschweig amtierte seither ein sozialdemokratischer Ministerpräsident, Dr. Heinrich Jasper.¹⁸

Vor dem Hintergrund blieb mit Blick auf das künftige Lokalparlament Schlimmes zu befürchten. Hektische Bemühungen der Bürgerlichen, den Schulterchluss sämtlicher Kräfte ihrer Anhängerschaft zu organisieren und die eigenen Chancen durch eine Einheitsliste zu verbessern, scheiterten an den internen Rivalitäten.¹⁹ Da schlug die Stunde Hardewegs: Wenn schon der Konsens im Bürgerblock nicht klappte, dann musste eben aus der Not eine Tugend gemacht und die Vielfalt der Angebote um eine ganz neue, attraktive Komponente ergänzt werden. So ließ sich der drohende Machtwechsel hin zur

12 Ebd.

13 69 Seiten. Gedruckt und erschienen bei Wild & Kühne, Helmstedt.

14 Vgl. § 31 der Städteordnung (StO) vom 15.11.1924, Braunschweigische Gesetz- und Verordnungssammlung S. 271 ff.

15 Hans-Ehrhard MÜLLER: Helmstedt, die Geschichte einer deutschen Stadt. Helmstedt 2. Auflage 2004, S. 736.

16 Kirchhoff, bereits von 1922 bis 1925 Ratsmitglied (ebd., S. 735), unterrichtete seit 1906 an den Landwirtschaftlichen Lehranstalten, wurde 1933 deren (letzter) Direktor und leitete ab 1944 bis zur Pensionierung 1949 das städtische Lyzeum; Matthias KRÜGER: Vor 80 Jahren: Schulkampf in Helmstedt. In: ALTSTADT-KURIER 2009, Heft 2, S. 17 ff., 21 (dort Anm. 13); 2010, Heft 1, S. 1 ff., 3.

17 MÜLLER (wie Anm. 15), S. 734; HKB, 28.11.1927.

18 Ernst-August ROLOFF: Braunschweig und der Staat von Weimar. Braunschweig 1964, S. 138 ff.; Martin GRUBERT: Anwalt der Demokratie: Heinrich Jasper (1875-1945). Ein politisches Leben in Braunschweig. Braunschweig 2009, S. 336 ff.

19 HKB, 20.1.1928. Die schließlich vereinbarte Listenverbindung von vier bürgerlichen Wahlvorschlägen (ebd. und 21.1.1928) stellte nur eine „kleine Lösung“ dar, weil sie die Hardeweg-Gruppe nicht einschloss.

Linken mit etwas Glück doch noch abwenden und zugleich das allzu behäbige Rathaus-Establishment während der kommenden drei Jahre auf Trab bringen. Hardeweg überzeugte u. a. Rechtsanwalt Hugo Weitz, Kohlenhändler Arnold Hesse und Kaufmann Friedrich Curdts von dem Projekt, und bald war eine vorzeigbare Kandidatenschar beisammen.²⁰ Einen zugkräftigen Namen für die Wahlbewerbung fand man ebenso rasch: Als „Jungbürgerliste“ wollten die Herren ins Rennen gehen. Jungbürger – das klang dynamisch; das suggerierte Aufbruchsstimmung und verhieß frischen Wind. Demgemäß fiel das *reformatorsche* Wahlprogramm aus. *Keine weitere Erhöhung der städtischen Schuldenlast*, forderte es kurz und bündig, *Kostensenkung im Schulwesen*, *Belebung von Handel, Gewerbe, Industrie* und schließlich *Vorwärts beim Verkehr in unserer Stadt*, die aufblühen solle nach Jahren des Stillstands und des Rückgangs.²¹ *Unter Ausschaltung jeglicher Partei- und Wirtschaftsinteressen* sei die *Bewegung* allein dem *Wohle ihrer Vaterstadt* verpflichtet.²² Gut besuchte Kundgebungen im „Schützenhof“ (Langer Steinweg)²³ zeigten an, dass die Jungbürger damit den richtigen Ton getroffen hatten.

Am Wahltag, dem 26. Februar 1928, wurde das abends zur Gewissheit. 7,1 Prozent der Stimmen konnten die Erneuerer von Rechts verbuchen. Das respektable Ergebnis bedeutete ein Mandat, und dessen Träger hieß Theodor Hardeweg. Mit sechs Abgeordneten des Wirtschaftsverbandes (28,6 Prozent), also der früheren „Vereinigten Wirtschaftsgruppe“ plus u. a. der DVP und den Haus- und Grundeignern, zog er ins Kommunalparlament ein. Je ein Vertreter der arg gerupften, zuvor dreiköpfigen Hampe-Mannschaft und der erstmals angetretenen „Liste Beamte und Angestellte“ komplettierten das bürgerliche Lager, dem die insgesamt neun Sitze für eine knappe Mehrheit reichten. Die SPD (44,9 Prozent) gewann zwar 10 Prozent und zwei Fraktionsmitglieder hinzu, brachte es aber lediglich auf acht Stadtverordnete,²⁴ darunter die einzige Frau.²⁵

Die spannende Frage war, ob die rechnerische Mehrheit auch tatsächlich „stand“ und ob sie – wenn ja – die ganze Periode über halten würde. Schließlich hatte der Hardeweg-Klub während des Wahlkampfes eine Politik der unabhängigen Mitte propagiert und Punkte gerade zu Lasten der „alten“ Rechten gesammelt, was deren Begeisterung über den potenziellen Partner gehörig dämpfte. Eine schwierige, konfliktgeladene Beziehung bahnte sich an. Nur: Die Allianz musste einfach sein, wollte man den Einfluss der SPD auf ein Minimum beschränken. Und genau das wollten Otto Kirchhoff, seit langem die graue Eminenz hinter dem hauptamtlichen Bürgermeister Dr. Hermann Velke (DVP)²⁶, und Theodor Hardeweg gleichermaßen.

20 HKB, 21.1.1928.

21 HKB, 26.1.1928.

22 HKB, 21.1.1928.

23 Ebd. sowie 20. und 23.1.1928.

24 Zum Ganzen MÜLLER (wie Anm. 15).

25 Es handelte sich um Margarethe Blohm: HKB, 17.3.1928. Zuvor hatte nur Helene Köllsch (SPD) den Sprung in die Stadtverordnetenversammlung geschafft. Sie gehörte dem Gremium von Dezember 1918 bis Ende Februar 1920 an: Reinhold WENDT (Bearb.): Bericht über die Verwaltung der Stadt Helmstedt in den Jahren 1913 bis 1925. Helmstedt 1926, S. 19.

26 Dr. Velke war seit 1919 im Amt und blieb es bis Ende 1933: Matthias KRÜGER: Helmstedts Bürgermeister zur Zeit der Weimarer Republik: Vom Aufstieg und Fall des Dr. Hermann Velke. In: ALTSTADT-KURIER 2004, Heft 2, S. 10 ff.; 2005, Heft 1, S. 17 ff.

So führten die Koalitionsverhandlungen zwischen dem Wirtschaftsverband und den vom Jungbürger dominierten fraktionslosen Abgeordneten zur Gründung der „Bürgerlichen Arbeitsgemeinschaft“,²⁷ eines reinen Zweckbündnisses, das schon bei der erstbesten Nagelprobe bedenklich wackelte: Der Rat der Stadt, die Behördenleitung aus vier unbesoldeten Dezernenten und – kraft Amtes – dem Bürgermeister, musste für die nächsten drei Jahre gebildet werden, und zwar per Verhältniswahl durch die Stadtverordnetenversammlung.²⁸ Zwei Stadtratsstellen konnten die Sozialdemokraten beanspruchen. Die beiden übrigen Posten wären den Bürgerlichen zugefallen, wenn die Arbeitsgemeinschaft einen einvernehmlichen Personalvorschlag zustande gebracht hätte. Doch der Versuch misslang kläglich. Hardeweg'sche Quertreiberei ist nicht belegt, indessen zu vermuten. Am Schluss nominierten der Wirtschaftsverband und die Troika der Einzelabgeordneten jeweils eigene Kandidaten – mit dem Ergebnis, dass nur ein Dezernentenstuhl für erstere reserviert und das vierte Amt per Losentscheid entweder an die Kirchhoff-Getreuen oder an Hardeweg & Co. zu vergeben war.

Erwartungsgemäß bestimmte die Stadtverordnetenversammlung am 16. März 1928 zunächst Tischlermeister Franz Hanisch und Justizobersekretär August Schnelle (beide SPD) sowie den Oberstudienrat zu Mitgliedern der Verwaltungsspitze. Beim anschließenden Losverfahren zogen Kaufmann Hans Henneke und die Wirtschaftsliste den Kürzeren; Hampe-Gefolgsmann Hermann Depold, der von Hardeweg unterstützte Bewerber, hatte die Nase vorn und saß fortan als verlängerter Arm (auch) des Jungbürgers in der Dezernentenrunde.²⁹

Die Sozialdemokraten hatten das Koalitionsgezerre natürlich aufmerksam verfolgt. Nun bliesen sie zum Sturm, weil ihnen die der Arbeitsgemeinschaft günstige Wahlarithmetik die schon sicher geglaubte Mehrheit in den Beschluss vorbereitenden Fachausschüssen der Stadtverordnetenversammlung („Kommissionen“) und damit die ohnehin trockenen Früchte des Sieges vom 26. Februar 1928 verhagelte. Ins Visier gerieten folgerichtig die fraktionslosen Abgeordneten, zuvörderst Theodor Hardeweg, das Zünglein an der Waage. Jetzt sehe die Bürgerschaft, dass das Gerede von der dritten Kraft, von Neutralität und Gemeinwohlorientierung der reinste Schwindel gewesen sei, polemisierte die SPD. Erst das Messer gegen die Herrschenden wetzen und dann klammheimlich zu den vorher Angefeindeten unter die Decke kriechen, und zwar zum Nachteil der kleinen Leute – das sei ja unerhört! Was hier *gespielt* werde, verletze die *Würde des Hauses* und stehe einmalig da in der Geschichte der Stadt.³⁰

Die Rechten ignorierten die Attacke. Sie konzentrierten sich auf die Sacharbeit. Häufig trugen die Parlamentsentscheidungen der folgenden Monate und Jahre den Jungbürger-Stempel, und häufig bekam ihnen das nicht schlecht. Der Beschluss etwa, den Schul-

27 Vgl. die entsprechende Mitteilung der Arbeitsgemeinschaft vom 16.3.1928 an den Vorsitzenden der Stadtverordnetenversammlung, Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 014-07 Nr. 28; HKB (wie Anm. 25).

28 § 66 Abs. 1 i. V. m. § 46 Abs. 2 StO.

29 HKB, 17.3.1928. Der konstituierenden Sitzung der Stadtverordnetenversammlung war ein (landesweiter) Streit über den kommunalverfassungsrechtlich korrekten Beginn der neuen Wahlperiode vorausgegangen: HKB, 29.2., 6.3., 7.3. und 8.3.1928.

30 HKB, 17.3.1928.

hausmeistern keine Sondervergütung für die Pausenmilchabgabe mehr zu zahlen und den Verkaufspreis entsprechend zu senken, hatte Hardeweg initiiert.³¹ Es ging zwar nur um ein paar Pfennige. Aber die weniger betuchte Bevölkerung dankte es ihrem Theo trotzdem. Und als der Rat empfahl, der staatlich-kommunalen Kraftverkehrsgesellschaft Braunschweig (KVG) im Zusammenhang mit der Einrichtung einer Zweigniederlassung auf dem Gelände der ehemaligen Abt'schen Möbelfabrik am Magdeburger Tor eine Bürgerschaft von 50.000 Reichsmark (RM) zu gewähren (*reine Formsache*, wie der Bürgermeister meinte)³², erhob Hardeweg am 6. Juli 1928 vehement Einspruch. Man müsse die Garantie mangels städtischer Gesellschaftsanteile an Bedingungen knüpfen, das drohende KVG-Monopol von vornherein zügeln und das Mögliche zugunsten Helmstedts und der Helmstedter/innen herausholen, verlangte er, sehr zum Ärger Dr. Velkes. Der Rat möge bei der Gesellschaft *Abmachungen über die Fahrpreise*, über sozialverträgliche Tarife einfordern, einen *regelmäßigen* (Linien-) *Dienst* auch während des Winters sicherstellen und u. a. darauf hinwirken, dass die Konkurrenz KVG-eigener Mietfahrzeuge den hiesigen Kraftdroschenbetreibern nicht das Wasser abgrabe.³³ Mit großem Engagement boxte Hardeweg seine Position durch. Keiner der Parlamentskollegen ahnte, dass ihn das Amtsgericht wenige Stunden vor der Bürgerschaftsentscheidung mit einer Geldstrafe gemäßregelt hatte. 20 RM, ersatzweise zwei Tage Gefängnis, waren die Quittung für Pöbeleien gegenüber einem Beamten.³⁴ Details der Missetat sind nicht bekannt. Es sollte der Beginn einer langen Reihe von Verurteilungen werden.

Die KVG-Angelegenheit ist ein Exempel dafür, dass Theodor Hardeweg ein seltenes Talent besaß, einmal verdiente Pluspunkte durch misstrauisches, nörglerisches Nachkarten früher oder später wieder zu entwerten. Obwohl die Kraftverkehrsgesellschaft sämtliche Bedingungen letztlich akzeptierte, suchte der Jungbürger das sprichwörtliche Haar in der Suppe. Er machte das Verhandlungsergebnis der Verwaltung zum Thema einer auf reinen Unterstellungen basierenden Anfrage in der Stadtverordnetenversammlung und behauptete ins Blaue hinein, das Rathaus bevorzuge die KVG zu Lasten örtlicher Unternehmen bei der Linienkonzessionierung,³⁵ die doch gar keine kommunale Aufgabe war. Alles schüttelte den Kopf. Aber Hardeweg war auch überregional in den Schlagzeilen,³⁶ und er frohlockte: Dem Bürgermeister, seinem Lieblingskontrahenten, hatte er es richtig gegeben!

Umgekehrt nutzte Dr. Velke jede Chance, den renitenten Volksvertreter kraft überlegenen Fachwissens öffentlich vorzuführen – so in der Debatte um städtische Zuschüsse für die Helmstedter Sportvereine. Hardeweg, wer sonst, hatte sie angestoßen. Nachdem er

31 „Der Jungbürger“, Ausgabe vom 30.3.1931, enthalten in: Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VI/002 Nr. 21.

32 Ratsvorlage für die Stadtverordnetenversammlung vom 20.6.1928, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 27).

33 Antrag Hardewegs an den Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung zur Sitzung vom 6.7.1928 (ebd.).

34 Vgl. aus den zahlreich überlieferten Strafregisterausügen z.B. die *Abschrift der Strafliste des Theodor ... Lange gent. Hardeweg* vom 13.11.1950, dort Nr. 1, Landesarchiv Berlin (wie Anm. 11)

35 Anfrage Hardewegs vom 10.10.1930 und Antwort Dr. Velkes vom 14.10.1930, Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D V 7 Nr. 5.

36 Braunschweiger Neueste Nachrichten, Ausgabe vom 28.10.1930.

(erfolglos) gegen eine Beihilfe zugunsten des Arbeiter-Sportkartells, das am Deutschen Bundes-Turnfest in Nürnberg teilzunehmen wünschte, aber die Reisekosten nicht allein bestreiten konnte,³⁷ und gegen die finanzielle Unterstützung der VfL-Pläne zur Erweiterung des Bötschenberg-Sportplatzes in die Offensive gegangen war,³⁸ forcierte er die Neuordnung des Förderwesens insgesamt: Hier gebe es eine Schiefelage, lautete seine Analyse. Die bürgerlich geprägten Vereine erhielten deutlich weniger Geld vom Rathaus als die im linken Kartell Zusammengeschlossenen. Das sei aus Gerechtigkeitsgründen nicht hinnehmbar. Wer eine eigene Anlage bewirtschafte, solle eine feste Summe bekommen, und zwar je nach Verein in unterschiedlicher Höhe (wobei die Staffelung sich niemandem erschloss und der Verdacht entstand, Hardeweg wolle seinem Jungbürger-Freund Robert Hasenfuß³⁹, Vorsitzender des Sportclubs 02, etwas Gutes tun; der höchste Zuschuss war nämlich für den SC vorgesehen). Im Übrigen solle ein bestimmter Betrag pro Vereinsmitglied gezahlt werden. Dürftige 300 RM solle der Sportausschuss, das sog. Stadtamt für Leibesübungen,⁴⁰ autonom verteilen können. Das Ganze sei rückwirkend schon im laufenden Rechnungsjahr zur Geltung zu bringen.⁴¹

Die Arbeitsgemeinschaft billigte das Konstrukt einmütig. Das seiner Verfügungsmasse beraubte Stadtamt inklusive der hinzugewählten Vereinsvertreter allerdings drohte geschlossen mit Rücktritt, und der Bürgermeister zückte genüsslich den Griffel, um den Beschluss förmlich zu beanstanden.⁴² Der Hardeweg-Modus sei rechtswidrig. Der Herr Kollege habe vor lauter Elan verschwitzt, dass der längst gebilligte Haushaltsplan entgegenstehe. Der übertrage die Mittelvergabe nämlich der Verwaltung bzw. dem Stadtamt für Leibesübungen. Die Stadtverordnetenversammlung dürfe daran nachträglich nichts mehr ändern. Und hinsichtlich der Zukunft möge das Parlament die Dinge ggf. per Etatbeschluss regeln.⁴³ Kleinlaut gab das Plenum der Beanstandung statt. Hardeweg war blamiert. Bei den Sportfunktionären hatte er einstweilen an Renommee verloren. Zur Wiedergutmachung votierte der Jungbürger später für den Erlass der Turnhallennutzungsgebühren, die die Stadt als einzige Braunschweigische Gebietskörperschaft von den Vereinen erhob.⁴⁴ Dass ein inhaltsgleicher Antrag des Arbeiter-Sportkartells knapp zwei Jahre zuvor mit und wegen seiner Stimme Schiffbruch erlitten hatte,⁴⁵ interessierte niemanden mehr.

Zu (tatsächlich oder vermeintlich) großer Form lief Hardeweg in den alljährlichen Haushaltsberatungen auf. Gelegenheit, sich zu produzieren, bestand reichlich. Über dem

37 HKB, 13.4.1929.

38 Ebd. und 18.5.1929.

39 Hasenfuß ist nach dem Krieg u. a. Bürgermeister und Landrat in Helmstedt geworden: Matthias KRÜGER: Ein Fußballplatz als Zankapfel: Der Helmstedter Kommunalkonflikt von 1924. In: ALTSTADTKURIER 2008, Heft 1, S. 5 ff., 8, dort Anm. 5.

40 Dieses Stadtamt war 1924 durch Satzung errichtet worden: Die Gemeinde, Beilage der Braunschweigischen Staatszeitung, Jg. 1924, Nr. 37, S. 163.

41 HKB, 12.10.1929. Der entsprechende, von zwei weiteren bürgerlichen Abgeordneten unterstützte Antrag datiert bereits vom 30.8.1929: Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 014-07 Nr. 29.

42 Gemäß §§ 144 f. StO.

43 Beanstandungsverfügung des Rats der Stadt vom 24.10.1929, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 41).

44 Wie Anm. 31.

45 HKB, 15.6.1929.

Etat 1928/29 zum Beispiel brütete das Lokalparlament einige Monate – kein Wunder; denn die kommunalen Finanzen brachten alle Beteiligten um den Schlaf. Seit 1925 schrieb das Rathaus kontinuierlich rote Zahlen,⁴⁶ und eine Änderung war nicht abzusehen. Bei einem Etatvolumen von jeweils knapp 2 Mio. RM hatte das Rechnungsdefizit 1925/26 ca. 124.000 RM und 1926/27 bereits mehr als das Doppelte (rd. 267.000 RM) betragen. Aus der Periode 1927/28 blieben zusätzlich 150.000 RM Schulden zu befürchten.⁴⁷ Die Kosten stiegen unaufhörlich, während die Steuereinnahmen in bedrohlichem Ausmaß zurückgingen.

Entsprechend pessimistisch gestalteten Rat und Bürgermeister ihren Planentwurf ab dem 1. April 1928. Auf noch einmal etwa 200.000 RM prognostizierten sie den aktuellen Fehlbedarf.⁴⁸ Das war ein willkommener Steilpass für die Opposition und den SPD-Fraktionsvorsitzenden Emil Neddermeyer.⁴⁹ Die Lage sei katastrophal und ein wahres Debakel. Schuld daran seien die *Politik der bisherigen Rathaus- und Ratsmehrheit sowie das verderbliche Wirken des schwarzrotweißen Ministerpräsidenten* zwischen 1924 und 1927.⁵⁰ Der Bürgerblock keilte zurück: Die Sozialdemokraten hätten doch immer die Hand gehoben, wenn es ans Geldausgeben gegangen sei, und vielfach hätten sie *noch höhere Summen* gefordert!⁵¹ Hardeweg fuhr einen Schlingerkurs zwischen den Fronten und hielt einerseits, der SPD-Position folgend, den Etatentwurf nicht für zustimmungsfähig (was ihm erneut den bürgermeisterlichen Zorn eintrug). Andererseits versuchte er ganz im Sinne seiner Arbeitsgemeinschaft, die linke Landesregierung politisch haftbar zu machen. *Die ordnungsgemäße Fortführung der städtischen Verwaltung sei bei den geringen Steuerüberweisungen aus Braunschweig unmöglich.* Der Freistaat müsse aber einfach helfen; eine Anhebung der kommunalen Abgaben sei kontraproduktiv und für die Jungbürger keine Option.⁵² Sogar der Anschluss Helmstedts an das gelobte (weil vermeintlich großzügigere) Preußen wurde diskutiert.⁵³

Von Hardeweg stammte die Idee, eine paritätisch besetzte Sonderkommission zu berufen, die den Haushaltsentwurf durchforsten und Einsparpotenziale aufspüren sollte.⁵⁴ Damit waren beide Seiten zufrieden. Die sechsköpfige Abgeordnetengruppe einschließlich Hardewegs ging in Klausur. Heraus kam freilich enttäuschend wenig. Kosmetik hier und da, Kleinkram, nichts wirklich Durchgreifendes⁵⁵ – nachhaltige Konsolidierung sah anders aus. Immer noch klaffte in dem Zahlenwerk, das der Stadtverordnetenversamm-

46 Ebd. und 22.6.1929.

47 HKB, 15.6.1929.

48 HKB, 28.4.1928.

49 Er hat vor Ort später als Bürgermeister (1946/47) und Oberkreisdirektor (1949 – 1951) gewirkt: Rolf VOLKMANN: Die wichtigsten Lebens- und Laufbahndaten der Helmstedter Kreisdirektoren, Oberkreisdirektoren und Landräte von 1833 bis 2008. In: Kreisbuch 2008. Hrsg. vom Landkreis Helmstedt. Helmstedt 2007, S. 197 ff., 214.

50 HKB, 2.6.1928.

51 HKB, 28.4.1928 und 15.6.1929.

52 Hardeweg-Antrag an die Stadtverordnetenversammlung vom 27.4.1928, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 27).

53 HKB, 28.4.1928.

54 Wie Anm. 52.

55 HKB, 1.9.1928.

lung dann zur Beschlussfassung vorlag, eine kalkulatorische Deckungslücke von 144.000 RM⁵⁶. Hinsichtlich der schon von Bürgermeister und Rat angeregten Einschnitte hieß es vereinzelt sogar „Kommando zurück“, weil man Proteste der Betroffenen fürchtete. Der Kehr- und Winterdienst etwa sollte (weiterhin) gebührenfrei bleiben, was die Stadt schätzungsweise 27.000 RM p. a. kosten würde,⁵⁷ 27.000 RM auf Pump. Hardeweg sagte trotzdem Ja, obwohl die Anti-Schulden-Wahlkampfparolen der Jungbürger noch jedermann in den Ohren klangen. Und in puncto Steuererhöhung bemaß sich die Verfallszeit seiner ursprünglich strikt ablehnenden Position nur in Wochen: Er war auch dabei, als zu guter Letzt die Zuschläge auf die Grund- und die Gewerbesteuer angehoben wurden,⁵⁸ um das Defizit wenigstens unter die 100.000 RM-Grenze zu drücken.

Für Theodor Hardeweg endete die erste Haushaltsrunde der Wahlperiode in einem Fiasco. Er musste Lehrgeld zahlen, und es scheint, dass die verärgerte Gefolgschaft ihm die Rechnung sehr eindringlich präsentierte. Ab 1929 merkt man jedenfalls sein Anliegen, die Kassenprobleme Helmstedts stärker von ihrer Ursache her zu lösen und eine strukturelle Sanierung des Etats voranzutreiben, soweit der kommunalpolitische Einfluss das überhaupt zuließ. Dazu musste wohl oder übel eine „heilige Kuh“ auf die Schlachtbank. Sie nach Möglichkeit dorthin zu führen – das stand gerade Hardeweg, dem Unerschrockenen, gut zu Gesicht. Diese „heilige Kuh“ war das höhere Schulwesen. Die Stadt gönnte sich in ihrer universitären, bildungsbürgerlichen Tradition das Lyzeum, die Landwirtschaftsschule und die Oberrealschule als jeweils alleinige Kostenträgerin; das Gymnasium finanzierte der Freistaat. Lyzeum und Landwirtschaftsschule gingen bis zur Mittleren Reife, während die Oberrealschule (wie die Landwirtschaftsschule eine Abteilung der Landwirtschaftlichen Lehranstalten an der Wilhelmstraße) eine Oberstufe besaß und die Abiturprüfung abnehmen durfte. Insbesondere die Lehrpersonal aufwendungen mitsamt den Pensionslasten fraßen den kommunalen Haushalt förmlich auf. 155.000 RM musste das Rathaus allein 1928/29 zu den Einnahmen aus ohnehin schon hohen Schulgebühren zuschießen, um den Kostenausgleich zu erreichen.⁵⁹ Die Summe stimmte ungefähr mit den bis dato üblichen Fehlbeträgen des Stadtsäckels überein. Hier lag also der Hase im Pfeffer – keine ganz neue Erkenntnis. Wiederholte Vorstöße der SPD-Fraktion, eben deshalb zumindest die Oberrealschule aufzulösen, hatte die rechte Mehrheit stets abgeblockt. Zuletzt hatte auch Hardeweg der Forderung eine Absage erteilt und stattdessen Verhandlungen mit der Regierung über die Verstaatlichung der Lehranstalten befürwortet.⁶⁰ Aber die Sache kam nicht vom Fleck, weil das Land selbst nur Löcher im Portemonnaie hatte. Ab März 1929 verschaffte Theodor Hardeweg dem Thema neue Dynamik und Brisanz. Unterstützt von zwei Abgeordneten des Wirtschaftsverbands schlug er vor, die drei städtischen Schulen im Gebäude Wilhelmstraße zu einem einzigen, großen System zu vereinen; die dann nicht mehr benötigten Lehrkräfte möge der Freistaat übernehmen. Erstmals hatte ein Bürgerlicher die Axt an das vielgestaltige höhere Bildungswesen gelegt: Ein Tabubruch, der namentlich die „besseren“ Leute emportrieb und in Massen auf die Barrikaden trieb. Die turbulenten Ereignisse sind bereits an

56 Ebd.

57 Ebd.

58 Davon erhofften sich die Stadtverordneten jährliche Mehreinnahmen von rund 64.000 RM: Ebd.

59 Ebd.

60 Ebd. und 17.11.1928.

anderer Stelle beschrieben worden.⁶¹ Hier mag der Hinweis genügen, dass Hardeweg den höchst unpopulären (und angesichts des Niedergangs der Lehranstalten später nicht mehr vollzogenen) Fusionsplan gegen allen Widerstand und gegen alle Anfeindungen, auch und gerade von Seiten des Bürgermeisters, in leicht abgewandelter Form durch die Stadtverordnetenversammlung brachte – ein deutlicher Kontrast zum Opportunismus und zum Wankelmuth, die ihn sonst eher kennzeichneten.

Im Zeichen der Weltwirtschaftskrise verlor das Schulthema sukzessive an Aufmerksamkeit. Die bald explosionsartig steigenden Sozialkosten infolge Massenarbeitslosigkeit und Massenverelendung beutelten die Stadtkasse ab Ende 1929 in ungeahntem Umfang. Die Haushaltsentwürfe für 1929/30, erst recht für 1930/31 liefen völlig aus dem Ruder, so dass der Rat seinen Abgeordneten die Einführung neuer Steuern empfahl, teils aus eigenem Antrieb (Biersteuer 1929), teils fremdbestimmt durch Notverordnungen, die die Deflationspolitik von Reichskanzler Dr. Heinrich Brüning in die Tat umsetzten (Bürgersteuer 1930). Beide Male verweigerte sich das Lokalparlament; beide Male stand Theo Hardeweg nun in vorderster (Ablehnungs-) Front. Er fand, die Stadt sei von der staatlichen Ebene als Ausfallschuldnerin vorgeschoben, *drangsaliert*, restlos überfordert und allein gelassen.⁶² Es half nichts. Die Kreisdirektion setzte im Juni/Juli 1929 und zum Jahreswechsel 1930/31 kurzerhand Beauftragte ein, die die zum (annähernden) Haushaltsausgleich nötigen Beschlüsse anstelle der Stadtverordnetenversammlung fassten und die Steuerschraube anzogen.⁶³

So einig sich die Bürgerliche Arbeitsgemeinschaft in der Kritik an diesen Maßnahmen nach außen war, so unverkennbar brodelte es intern, zwischen den Koalitionspartnern. Lehrer Karl Behrens, Abgeordneter der Beamten-/Angestellten-Liste, hatte die Allianz bereits im Oktober 1928 aufgekündigt.⁶⁴ Das von Anfang an begrenzte Reservoir an Übereinstimmung in Inhalt und Methode, auch an wechselseitiger Sympathie, schien kurz vor dem Ende der Wahlperiode erschöpft. Die Gründe sind heute nicht mehr in jeder Verästelung zu rekonstruieren. Aber zwei Vorgänge gaben den Ausschlag für den finalen Knall:

Zum einen staunten die Stadtverordneten nicht schlecht, als eines Morgens im November oder Dezember 1930 der eigentlich vertrauliche 1929er Jahresbericht des Gas- und Wasserwerks sowie dessen Vollzugsrechnung in der Presse haarklein nachzulesen waren. Sofort vermutete man den Jungbürger hinter der Indiskretion. Hardeweg hatte sich nämlich seit langem in das Thema verbissen und stets einen großen Wirbel veranstaltet, wenn es um das Wirtschaftsergebnis des Werkes, insbesondere der am Mühlengraben neu gebauten und im November 1926 in Betrieb genommenen Gasanstalt, ging.⁶⁵ Er bezwei-

61 Wie Anm. 16.

62 Wie Anm. 45.

63 Zu alledem im Einzelnen Matthias KRÜGER: Staatskommissare im Helmstedter Rathaus 1929 bis 1933. In: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 89 (2008), S. 133 ff., 133-142.

64 Schreiben Behrens' vom 5.2.1929 an den Stadtverordnetenvorsteher, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 41).

65 Bereits im Kommunalwahlkampf hatte er hierauf einen inhaltlichen Schwerpunkt gesetzt. Speziell der Wirtschaftsführung des Gaswerks war sogar eine *Oeffentliche Wählerversammlung mit Freie(r) Aussprache* am 22.2.1928 gewidmet. Eine Einladungsannonce findet sich in HKB, 20.2.1928. Vgl. im Übrigen das Protokoll der außerordentlichen Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 9.2.1928, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 27).

felte die Rentabilität der Investition von über 900.000 RM,⁶⁶ vermutete bilanztechnische Fehler und Trickserien, bemängelte die Tarifgestaltung und kritisierte die seines Erachtens zu hohen Gaspreise für die Straßenbeleuchtung.⁶⁷ Alles und jedes kam ihm suspekt, gefingert und getürkt vor, obwohl unabhängige Prüfer von der Treuhandabteilung der Braunschweigischen Staatsbank regelmäßig das Gegenteil testierten. Den Prüfern traute der argwöhnische Abgeordnete freilich auch nicht, und noch viel weniger traute er Otto Kirchhoff, dem zuständigen Ratsdezernenten und vermeintlichen Hintermann der Gaunereien. Felsenfest davon überzeugt, die Öffentlichkeit über Kirchhoffs halbseidene Machenschaften – in Wahrheit reine Hirngespinnste – aufklären zu müssen, hatte Hardeweg den fraglichen Jahresbericht tatsächlich der Presse zugespielt. Während der Sitzung des Lokalparlaments vom 18. Dezember 1930 räumte er das ohne Umschweife ein. *Lebhafter Unwillen* aller Kollegen⁶⁸ zeigte ihm, dass er sich ins Abseits manövriert hatte. Kirchhoff schäumte. Mit einem derart unverbesserlichen Querulanten wie Hardeweg konnte man doch unmöglich zusammenarbeiten!

Zum anderen der Streit betreffend die Beamtenbesoldung: Ebenfalls am 18. Dezember 1930 beantragte die SPD-Fraktion, die Gehälter der städtischen Beamten in Stufen zu kürzen, und zwar wenigstens um fünf Prozent bei einem Jahressalär ab 4.000 RM und maximal um 30 Prozent zu Lasten derjenigen, die über 12.000 RM p. a. verdienten. Die bürgerlichen Abgeordneten schossen aus sämtlichen Rohren dagegen und verließen protestierend den Sitzungssaal⁶⁹ – alle Abgeordneten bis auf einen: Theodor Hardeweg war Feuer und Flamme für die Sparaktion. Die schlimme Situation der Stadtfinanzen und die hoffnungslose Lage vieler Mitbürger außerhalb des öffentlichen Dienstes verlangten gerade den Beamten *erhöhten Opfersinn* ab.⁷⁰ Deshalb sei der Links-Antrag noch viel zu lasch. 10 Prozent Abschlag im Minimum müssten es schon sein, und die 30 Prozent-Kürzung solle bereits Beamte erfassen, die „nur“ 11.000 RM nach Hause trügen. Am 27. Januar 1931 wurde die Sache erneut beraten. Dr. Velke redete mit Engelszungen auf die Sozialdemokraten und den Jungbürger ein. Jeder Gehaltsabbau, der einseitig die Gemeindebeamten zur Ader, die Staatsdiener auf Landes- und Reichsebene aber ungeschoren lasse, sei weder gesetzeskonform noch gerecht. Seine Argumente verfielen nicht. Hardewegs Vorschlag wurde angenommen – mit den Stimmen der SPD.⁷¹ Die Bürgerlichen steckten dank ihres illoyalen Partners eine empfindliche Schlappe in der Stadtverordnetenversammlung ein, und das direkt vor der Kommunalwahl in einem Monat.

Jetzt reichte es ihnen endgültig. Zumal Hardeweg in seinen Wahlkampfkundgebungen offenbar bevorzugt gegen die Kirchhoff-Truppe polterte, starteten die Abgeordneten des Wirtschaftsverbands, der Hampe- und der Beamten-/Angestelltenliste mit einer Aufsehen erregenden Erklärung in die letzte Parlamentssitzung der laufenden Periode am 25. Februar 1931: Nach dem *abermaligen Vertrauensbruch* des Jungbürgers und nach

66 Die Gemeinde, Beilage der Braunschweigischen Staatszeitung, Jg. 1926, Nr. 13, S. 49; HKB, 21.1.1928.

67 HKB, 15.12.1928.

68 HKB, 19.12.1930.

69 Ebd.

70 So der Wortlaut seines Antrags, der dem Protokoll der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 27.1.1931 beigegeben ist: Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VI/002 Nr. 21.

71 HKB, 28.1.1931.

dessen *Verhalten in der Öffentlichkeit* müsse man es eigentlich ablehnen, an den Verhandlungen in *Gegenwart des Herrn Hardeweg* teilzunehmen. Man sei nur aus Pflichtgefühl erschienen. Der Bürgermeister und die beiden rechten Stadträte schlossen sich dieser Erklärung an. Und wie reagierte Hardeweg? Er fuhr aus der Haut und machte mit einer Schimpfkanonade seinem Ruf als Kampfhahn alle Ehre, woraufhin die Bürgerlichen – Pflichtgefühl hin oder her – ihre Sachen packten und gingen.⁷² Das war's mit der Arbeitsgemeinschaft.

In *herabwürdigender Weise* habe Hardeweg *die Tätigkeit der Stadtverordnetenversammlung* glossiert und den Vergleich zu einem *Kasperletheater* gezogen, berichtete die Lokalpresse tags darauf.⁷³ Die Zeitungsleserschaft ahnte, was diese tiefstapelnde Umschreibung meinte. Die Wellen schlugen hoch in der Stadt; denn einen derart unbeherrschten Auftritt hatte die Helmstedter Politik bis dahin noch nicht erlebt. Aber wer glaubte, der Eklat werde den Jungbürgern um Spitzenkandidat Hardeweg beim Urnengang am 1. März 1931 schaden, der irrte. Das genaue Gegenteil trat ein. 10,9 Prozent der Wählerstimmen, ein Plus von fast vier Prozent, und ein zweites Mandat für Kaufmann Robert Hasenfuß erzielte die Gruppierung. Den rauschenden Erfolg bezahlten die etablierten Rechten: Otto Kirchhoff und die Seinen, diesmal als „Mittelstandsvereinigung“ angetreten, verloren dramatische 13,6 Prozent, drei Sitze im Kommunalparlament und auf einen Streich die Hälfte der Fraktion. Die Liste Hampe hatte sich aufgelöst; die Beamten/Angestellten verteidigten ihre Ein-Mann-Vertretung, das katholische Zentrum (5,3 Prozent) bekam eine solche, und der erstmals kandidierenden NSDAP teilten die Helmstedter/innen zwei Abgeordnete (14,4 Prozent) zu. Auch die SPD musste Federn lassen. Sie blieb zwar deutlich stärkste Partei (37,7 Prozent), büßte allerdings wegen ihres Minus von 7,2 Prozent ein Mandat ein. Das erbte die KPD (8,4 Prozent).⁷⁴

Wer mit wem? Die Situation war unübersichtlich wie noch nie. Für das Jungbürger-Duo gab es natürlich kein Zurück ins Lager des Oberstudienrats. Sozialdemokraten und Kommunisten schieden zum Anbändeln ebenfalls aus. Also näherten sich Hardeweg und Hasenfuß den Nationalsozialisten, die zunächst einmal Unterstützung bei der Neubildung des Rats versprachen. Siegesgewiss präsentierte Hardeweg seinen Personalvorschlag in der konstituierenden Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 10. März 1931. Vier Stimmen schienen sicher; da würde nach Verhältniswahlgrundsätzen eine Dezernentenstelle (für Hasenfuß) herauspringen. Doch die beiden Nazis verdarben alles: Der eine kreuzte *irrtümlich* die Liste Kirchhoff an, der andere steckte gar einen *weißen Zettel* in die Urne. Nationalsozialisten seien schließlich *nicht im Parlament zu Hause*, entschuldigten sich Albert Stein und Johannes Stern hinterher. Die peinliche Panne bescherte dem feixenden Bürgerblock wiederum zwei Ratsmitglieder, Kirchhoff und Henneke. Die SPD-Fraktion, der man zuvor in trauter Gemeinsamkeit und jedem Brauch zuwider die repräsentative Position des Stadtverordnetenvorstehers verwehrt hatte, rückte mit Aquisiteur Franz Baumgart und dem Gewerkschafter Paul Beccard in die Verwaltungsleitung ein.⁷⁵

72 HKB, 26.2.1931.

73 Ebd.

74 HKB, 2.3.1931.

75 HKB, 11.3.1931.

Nun war guter Rat teuer. Stern kündigte an, das Versehen durch eine Wahlanfechtung beim Verwaltungsgerichtshof ausbügeln zu wollen. Die Drohung mit einem völlig stumpfen Schwert erntete nur Hohngelächter. Hardeweg legte trotzdem nach. In grandioser Selbstüberschätzung verlangte er *ultimativ* den Rücktritt Hennekes und den Verzicht sämtlicher Folgekandidaten der Liste Kirchhoff, damit Hasenfuß doch noch inthronisiert werden könne. Schließlich habe niemand die Neulinge Stein und Stern aufgeklärt, wie die Wahl eigentlich genau funktioniere⁷⁶ – ein dreister Versuch zu retten, was sich nicht mehr retten ließ.

Koalitionsfragen und die Auseinandersetzungen innerhalb der NSDAP, ob man an der Seite der Jungbürger gut aufgehoben sei oder ob man vielleicht besser zur „alten“ Rechten wechseln solle,⁷⁷ wurden freilich rasch bedeutungslos. Das kam so:⁷⁸ Beim Entwurf des Hauhaltsplans 1931/32 sahen sich Bürgermeister Dr. Velke und der Rat im Würgegriff deflationspolitischer Vorgaben aus Berlin. Die Kalkulation der Einnahmen musste die (Not-) „Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen“ vom 1. Dezember 1930⁷⁹ beachten. Das extrem verschachtelte, 87 Druckseiten starke und insgesamt 28 verschiedene Gesetze betreffende Paragrafenungetüm Brüning'scher Provenienz verfügte, dass die Realsteuern zu senken seien, und zwar die Gewerbesteuer um 10 Prozent und die Grundsteuer sogar um das Doppelte. Der Etatentwurf des Rathauses befolgte das Gebot und plante gleichzeitig gemeindliche Zuschläge auf beide Steuerarten von 140 Prozent (Gewerbesteuer) bzw. 250 Prozent (Grundsteuer) ein.

Ferner schrieb die Notverordnung die Erhebung eines Zuschlages von jeweils 50 Prozent auf die (ohnehin reichsrechtlich erhöhte) Bier- und Bürgersteuer vor, falls die örtliche Gewerbe- und Grundsteuer deren Landesdurchschnittssätze alles in allem um einen gewissen Wert überstiegen. Hier hatten Dr. Velke und seine Dezernenten die Waffen gestreckt – nicht weil die komplizierte Regelung selbst nach mehrfachem Lesen kaum verständlich war, sondern weil dieser Landesdurchschnitt für den Freistaat erst noch ausgerechnet werden musste. Bis zur Stadtverordnetenversammlung vom 11. Juni 1931 herrschte in dem Punkt Klarheit. Die vom Rat vorgeschlagenen und schon am 28. Mai 1931 von den Abgeordneten beschlossenen Realsteuerzuschläge lagen tatsächlich über dem jeweiligen Landesmittel, und zwar ganz erheblich.

An der Erhöhung auch der Bier- und der Bürgersteuer kam das Kommunalparlament also nicht vorbei, mag man folgerichtig denken – weit gefehlt. Den vorsorglichen Hilferuf etwa des Gastwirtevereins im Ohr und fraktionsübergreifend darin einig, dass der Einwohnerschaft steuerlich schon mehr als genug zugemutet worden sei, zelebrierten die Stadtverordneten mit verteilten Rollen ein Kunststück der besonderen Art: Wie in alten Tagen unter der Führung Hardewegs, des mutmaßlichen Erfinders der bauernschlaun Strategie, beantragten die Bürgerlichen gemeinsam mit den Nazis, die Grundsteuerzuschläge derart herabzusetzen, dass sie die Latte des maßgeblichen Landesdurchschnitts gerade eben nicht rissen – Antrag angenommen. Das reichte, um die Notverordnung zu unterlaufen; Zuschläge auf die Bier- und die Bürgersteuer schienen passé. Und weil dop-

76 HKB, 21.3.1931.

77 Ebd.

78 Zum Folgenden bereits Matthias KRÜGER (wie Anm. 53), S. 143 ff. m. w. N.

79 Reichsgesetzblatt, Teil I (RGBl. I), S. 517 ff.

pelt genährt besser hält, schlug die SPD-Fraktion vor, es mit diesen Zuschlägen bleiben zu lassen; der Rat solle *andere Einnahmequellen* erschließen, zum Beispiel beim Staat Sonderzuweisungen für die *besonders notleidende Stadt* erwirken – Anregung akzeptiert.

Das Problem war nur, dass der Haushalt ohne die Steuererhöhungen ein Defizit in Höhe von letztlich rund 150.000 RM aufwies. Das aber widersprach der „Zweiten Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen“ vom 5. Juni 1931,⁸⁰ die die kommunalen Gebietskörperschaften zum unbedingten Etatausgleich zwang. Und weil die Stadtverordnetenversammlung offenbar ein rechtswidriges Defizit in Kauf nehmen wollte, wurde die Kreisdirektion aktiv. Sie machte erneut vom schärfsten Instrument der Kommunalaufsicht Gebrauch und ernannte Regierungsrat Rudolf Allers am 15. Juli 1931 zum Staatskommissar,⁸¹ der die Rechte und – insbesondere – die Pflichten der Helmstedter Vertretungskörperschaft wahrnehmen sollte (und Letzteres in steuerlicher Hinsicht gemäß den Notverordnungen dann auch sogleich tat).⁸² Die Mandatsträger konnten fortan zu Hause bleiben; sie hatten nichts mehr zu melden. Nur einmal noch, am 27. Juli 1931, traten sie zusammen, um einstimmig zu beschließen, dass Klage zu erheben sei gegen ihre Entmachtung.⁸³ Theodor Hardeweg wäre nicht er selbst gewesen, wenn er diese Gelegenheit zum Rundumschlag ungenutzt hätte verstreichen lassen. Den Staatskommissar habe das Parlament nur deswegen im Nacken, weil der Rat viel zu schlafmützig und zu wenig kreativ in Finanzdingen gewesen sei, ereiferte sich der Jungbürger. Die rechten Abgeordneten hätten sehr wohl immer den Willen zum Haushaltsausgleich gehabt, allerdings nicht um den Preis endloser Steuererhöhungen. Deshalb habe Allers im Rathaus überhaupt nichts zu suchen. Hardeweg tobte und ließ sich auch durch Dr. Velkes wütenden Einwurf, dass die rechtswidrigen Steuerbeschlüsse doch einzig und allein von der *geehrten Versammlung* gefasst worden seien, nicht besänftigen.⁸⁴

Das Geschrei verhallte. Der Regierungsrat saß als Staatsbeauftragter, als personifiziertes Plenum der Stadtverordneten, fest im Sattel. Die Klage gegen seine Berufung wurde später mangels Erfolgsaussicht und wegen des hohen Kostenrisikos auf Empfehlung des Verwaltungsgerichtshofs⁸⁵ zurückgenommen⁸⁶. Bis April 1933 trat das Lokalparlament nicht mehr zusammen.⁸⁷ So lange, nahezu zwei Jahre, sollte das Kommissariat schließlich dauern.

Auf Hardewegs Eskapaden und Wutausbrüche brauchte dennoch niemand zu verzichten. Der Kleinstadt-Rebell konnte seine Einsichten und Erkenntnisse auch ohne Stadtverordnetenversammlung öffentlichkeitswirksam zum Besten geben. Er hatte sich nämlich mittlerweile ein persönliches Zentralorgan zugelegt. Irgendwann im Jahr 1930 war die

80 RGBL I, S. 279 ff.

81 HKB, 16.7.1931.

82 HKB, 29.7.1931.

83 HKB, 28.7.1931.

84 Ebd.

85 Verfügung des Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs vom 29.10.1931, Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 70).

86 Bericht des Stadtverordnetenvorstehers M. Kirchhoff vom 1.12.1931 an den Rat der Stadt, ebd.; HKB, 15.12.1931.

87 KRÜGER (wie Anm. 53), S. 148.

Zeitung das erste Mal erschienen. „Der Jungbürger – Helmstedter Beobachter“ hieß sie. Für monatlich 80 Pfennige – *durch die Post 90 Pfg.* – bekam man jeweils am Samstagvormittag eine geballte Ladung eigentümlich ineinander gemengter Reportagen und Kommentare zu allem, was die Einwohnerschaft interessierte, oder genauer: was Hardeweg des Interesses der Einwohnerschaft für wert erachtete. Er war *Schriftleiter*, also Chef- und wohl auch einziger Redakteur, Verleger und Anzeigenverkäufer in einem, und er lebte offenbar eher kümmerlich von den Erträgen seiner Wochengazette, die leider nirgends gesammelt worden und lediglich in wenigen Ausgaben erhalten ist. Das spärlich Überlieferte zeigt einen für damalige Begriffe reißerischen Boulevard- und Enthüllungsjournalismus, der gerade in Hardewegs Bemühen, durch das Zeitungsunternehmen die eigene wirtschaftliche Existenz zu sichern, seine Erklärung finden dürfte. Der missionarische Eifer, ferner die Hau-drauf-Mentalität und das Hintergrundwissen des Mannes taten ihr Übriges, dem „Jungbürger“ bald den Ruf eines kommunalpolitischen Revolverblatts zu verschaffen. Dieses Image veranlasste die nationalsozialistische „Braunschweiger Tages=Zeitung“ im Juni 1932 zu dem Hinweis, der *irreführend* so genannte „Helmstedter Beobachter“ und die NSDAP stünden in keinerlei Beziehung zueinander; der Schriftleiter sei nicht *Mitglied der Partei*.⁸⁸ Wie auch immer: Eine treue Leserschaft fieberte der jeweils neuesten Nummer entgegen. Hardeweg eroberte die Lufthoheit über den Stammtischen und Kaffeekränzchen, und viele derjenigen, die sein Traktat als unseriös und nicht gesellschaftsfähig ablehnten, studierten die Artikel heimlich dann doch. Nach dem Krieg hat der Selfmade-Journalist (stolz?) verkündet, er habe sich 30 Beleidigungsanzeigen für seine spitze Feder eingehandelt,⁸⁹ eine stattliche Zahl, wenn man bedenkt, dass höchstens drei „Jungbürger“-Jahrgänge auf den Markt gekommen sind.

Das (soweit ersichtlich) früheste aktenkundige Zeugnis über das Blatt stammt vom August 1931.⁹⁰ Seinerzeit berichtete Regierungsrat Allers dem Braunschweigischen Innenminister Dr. Anton Franzen (NSDAP) von den beiden letzten Ausgaben des „Jungbürgers“, in denen Hardeweg sich jeweils zur Suspendierung der Stadtverordnetenversammlung geäußert hatte. *Verswinden Sie, Herr Staatskommissar!*, *Der Staatskommissar als Steuerbolschewist* und *Aufgemerkt, Herr Staatskommissar!* waren die fraglichen Beiträge betitelt, und die Diktion der Texte hielt durchaus, was die Überschriften versprochen. Das Land Braunschweig, das mit der Zwangsverwaltung *blanken Unsinn* und *Staatskommissarsschwindel* veranstalte, sei ein *Operettenstaat*, der Regierungsbeauftragte eben ein *Steuerbolschewist*. *Gesetz und Recht* seien *heute bekanntermaßen für den Staat und seine Organe Schall und Rauch*, während die Bevölkerung, mit der seit Jahren Schindluder getrieben werde, immer *gehorsam* sein solle. Die spaltenlangen Philippiken klingen heute ziemlich harmlos. Im aufgeheizten Umsturzklima der beginnenden 1930er Jahre jedoch reagierte man hochsensibel auf derlei Schmähkritik. Deshalb bat Allers seinen obersten Dienstvorgesetzten um *Erwägung*, ob Hardewegs Postille nicht *für einige Zeit zu verbieten* ist. Solches Verbot konnte die Presseverlage schnell treffen, nachdem Reichspräsident von Hindenburg unter dem 28. März 1931 eine Grundrechts ein-

88 (Sonder-)Ausgabe vom 5.6.1932.

89 *Da muß man hochgehen*. In: DER SPIEGEL, Jg. 1954, Heft 7 vom 10.2.1954, S. 11 ff., 12.

90 Wie Anm. 1.

schränkende (Not-) „Verordnung zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen“⁹¹ erlassen hatte. Ein publizistischer Stubenarrest von bis zu sechs Monaten drohte jeder Zeitung, die Organe, Einrichtungen, Behörden oder leitende Beamte des Staates beschimpfte oder böswillig verächtlich machte. Diese Voraussetzungen bejahte Franzen im Fall des „Jungbürgers“, wobei es ihm sicher nicht auf das Ansehen der Republik, des den Nazis verhassten November-Systems ankam, sondern vielmehr darauf, dass niemand an der sorgsam gepflegten (Schein-) Legalität kratzte, mit der sich die Hakenkreuzler, seit Oktober 1930 in der Landesregierung, der Optik halber einstweilen gerne schmückten.

Am 22. August 1931 gab der Innenminister Order, dass „Der Jungbürger“ sein Erscheinen für einen Monat ab dem 25. August 1931 einzustellen habe.⁹² Hardeweg druckte flugs ein Extrablatt, das vor Ort jede Menge Staub aufwirbelte, die Verbotsverfügung vollen Wortlauts zitierte und so die inkriminierten Passagen (zum Preis von 10 Pf.) gleich noch einmal verbreitete.⁹³ Parallel dazu beauftragte er Rechtsanwalt Weitz mit der Beschwerde gegen die Verfügung. Das Argument aus der umfangreichen Beschwerdeschrift,⁹⁴ Hardeweg habe doch nur eine Form der Kritik gewählt, die ja selbst in den *der politischen Anschauung des Herrn Minister Dr. Franzen nahe stehenden Zeitungen üblich* sei, zeigte Wirkung: Die Verbotsdauer wurde vom (noch bürgerlich geführten) Reichsministerium des Innern als Beschwerdeinstanz bis einschließlich 11. September 1931 verkürzt. Im Übrigen habe man den Rechtsbehelf dem Reichsgericht in Leipzig zur Entscheidung vorgelegt, wurde die Landesverwaltung in Braunschweig einen Tag vor Ablauf der neuen Frist aus Berlin informiert. Die Entscheidung des Reichsgerichts datiert vom 15. September 1931.⁹⁵ Sie kippte das Verbot rückwirkend ganz und gar, weil Dr. Franzen es nicht geschafft hatte, Weitzens Beschwerde rechtzeitig im Sinne der Verordnung, nämlich binnen fünf Tagen, dem Reichsinnenministerium zuzuleiten. Die materielle Prüfung der beanstandeten Artikel konnte sich das Reichsgericht folglich sparen.

Nicht so das Amtsgericht Helmstedt, das seinerseits am 4. März 1932 mit der Provinzzeitung befasst war. Gerichtsassessor Jürgens und zwei Schöffen, Zigarrenmacher Hugo Hartmann und Tischler Rudolf Halex, mussten tief einsteigen in das Geschehen, das die Staatsanwaltschaft zur Anklage gebracht hatte. Sie beschuldigte Theodor Hardeweg der Beleidigung, üblen Nachrede und Verleumdung in drei Fällen. Es ging jeweils um Drucker-schwärze-Attentate auf die Ehre des Bürgermeisters, des Rats und der Stadt in der besonders angriffslustigen „Jungbürger“-Ausgabe vom 7. November 1931: Erstens hatte Hardeweg dort verkündet, der Direktor einer örtlichen Großbankfiliale habe ihm schon vor Jahren erklärt, Helmstedt sei pleite. Eine strafbare, weil Kredit gefährdende Behauptung wider besseres Wissen? Nein, urteilte das Amtsgericht; denn der als Zeuge vernommene Banker erinnerte sich seiner Worte unter vier Augen nicht mehr genau, weshalb dem Schriftleiter das „bessere Wissen“ nicht nachzuweisen sei – Freispruch in dem Punkt.⁹⁶

91 RGBl. I, S. 79 (mit späteren Änderungen).

92 Wie Anm. 1.

93 Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 12 Nr. 31. Mit Verfügung vom 29.8.1931 (ebd.) hatte die Kreis-direktion die Stadtpolizeibehörde angewiesen, das *Extrablatt* ggf. zu beschlagnahmen.

94 Vom 28.8.1931, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

95 Zu Az. XII.V.138/31, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

96 Wie Anm. 3.

Zweitens war Hardeweg dem Reizthema Beamtenbesoldung zu Leibe gerückt. Staatsbeauftragter Allers hatte den auch seines Erachtens rechtswidrigen Kürzungsbeschluss zwischenzeitlich kassiert und dadurch die nach erfolgloser Beanstandung erhobene verwaltungsgerichtliche Klage des Rats gegen die Stadtverordnetenversammlung aus der Welt geschafft.⁹⁷ In einem „Offenen Brief“ hatte Hardeweg daher den Kommissar via „Jungbürger“ zusammengestaucht. Allers habe sich von Dr. Velke und Otto Kirchhoff zur Beschlussaufhebung *verleiten* lassen, von Leuten also, *deren Unfähigkeit, eine Stadt zu verwalten, mehr als übergenuß bewiesen* sei. Strafanträge des Bürgermeisters und des Dezernenten (bzw. Oberstudienrats in städtischen Diensten) waren postwendend gestellt worden. Das „Verleiten“ suggeriere doch – von der anderen Unverschämtheit abgesehen –, dass sie, Velke und Kirchhoff, als hoch bezahlte Kommunalbeamte und Beschlussbetroffene aus eigennützigen Motiven gehandelt hätten! Mit gleicher Argumentation hatte die Staatsanwaltschaft Anklage erhoben. Das Amtsgericht indes mochte dem nicht folgen. Der unbefangene Leser verstehe den „Offenen Brief“ keineswegs im Sinne eines Anschlags auf die Reputation beider Herren, entschieden Jürgens und die Schöffen etwas eigenwillig: Freispruch mithin auch hier.⁹⁸

Aber drittens: In der fraglichen „Jungbürger“-Nummer einmal in Fahrt gekommen, hatte Hardeweg gleich noch seine fixen Idee von Gas- und Wasserwerk-Mauscheleien um eine neue Variante bereichert. Der Rat habe rückständige Forderungen der Stadt gegenüber dem Werk aus einem Staatsbankkredit beglichen, der seitens der Stadtverordnetenversammlung *zu anderen Zwecken gutgeheissen* worden sei,⁹⁹ hatte er geschrieben. Das war an den Haaren herbeigezogen, wie die Beweisaufnahme ergab. Hier musste Strafe sein. Beim Strafmaß berücksichtigte das Amtsgericht einerseits zwei frühere einschlägige Verurteilungen, nämlich die vom 6. Juli 1928 (s. o.) und eine weitere vom 23. Mai 1931 zu 150 RM, ersatzweise 15 Tage Gefängnis, nicht jedoch diejenige wegen übler Nachrede vom 30. Dezember 1931 (wiederum 150 RM bzw. 15 Tage Haft), die das Strafregister verzeichnet.¹⁰⁰ Näheres zu den beiden letztgenannten Gerichtsverfahren ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen; die Akten sind vernichtet. Andererseits hielten Jürgens und die Schöffen dem Angeklagten dessen schlechte Vermögensverhältnisse zugute, so dass diesmal eine Geldstrafe von lediglich 100 RM respektive 10 Tage Gefängnis herauskam.¹⁰¹

Erkannte Hardeweg das Urteil an? Nein, das tat er natürlich nicht. Ausgerechnet in einer Gas- und Wasserwerksangelegenheit als Lügner dazustehen, obwohl doch er allein den richtigen Durchblick hatte – einfach undenkbar. Also ließ er Rechtsanwalt Weitz in die Berufung vors Landgericht ziehen. In Braunschweig fanden Hardeweg und sein Verteidiger gnädige Richter. Die Behauptung über die Zweckentfremdung des Staatsbankkredits habe der Angeklagte im besten Glauben an Informationen seines Fraktionskollegen Robert Hasenfuß, Mitglied des für das Werk zuständigen Fachausschusses, aufgestellt. Daher müsse er auch im dritten Anklagepunkt straffrei bleiben. Seine Berufung war am

97 HKB, 31.10.1931.

98 Wie Anm. 3.

99 Vgl. dazu HKB, 15.6.1929.

100 Wie Anm. 34.

101 Wie Anm. 3.

9. Juni 1932 erfolgreich; diejenige der Staatsanwaltschaft wurde zurückgewiesen, das Rechtsmittel der Nebenkläger Dr. Velke und Kirchhoff ebenfalls.¹⁰²

Dann ging es Schlag auf Schlag. Mitte Januar 1932 hatte „Der Jungbürger“ sich Velpkes Gemeindevorsteher Otto Winter (DVP)¹⁰³ vorgeknöpft. Dessen *Wasserkünsten* war ein Artikel in typischer Hardeweg-Manier gewidmet worden: Winter habe im Zusammenhang mit dem Bau einer Wasserleitung zu Feuerlöschzwecken absichtlich seiner Gemeinde geschadet. Den übersteuerten Bauauftrag habe er einer Firma zugeschanzt, auf deren Einladung er vorher in Damenbegleitung zu einem feucht-fröhlichen Ausflug nach Celle gefahren sei. Blumen habe sich Winter später schenken lassen; private Aufwendungen seien in die Baukosten eingeflossen, und Gratis-Sektgelage hätten den geschmierten Dorfschulzen bei Laune gehalten. *Die Politik der roten Rosen und knallenden Pfropfen* hatte Hardeweg am Biertisch „recherchiert“. Eine flüchtige Kneipenbekanntschaft hatte ihm die vermeintliche Korruptionsaffäre gesteckt, ein Velpker Altenteiler, der vom Amtsgericht Vorsfelde zuvor schon selbst wegen Beleidigung Winters zu einer Geldstrafe verurteilt worden war.¹⁰⁴

Die „Jungbürger“-Ausgabe vom 26. März 1932 malträtierte als Nächsten den Leiter der Distriktsstaatsanwaltschaft Helmstedt. Drei Wochen nach der Hauptverhandlung vor dem Amtsgericht (s. o.) war Hardeweg nicht etwa vorsichtiger geworden, und eingeschüchtert war er schon gar nicht. Sein Zorn auf die Strafverfolger um Staatsanwalt Schäfer machte sich Luft in dem Text *Wer lacht da?!*. Vor einiger Zeit habe Schäfer doch tatsächlich aufgrund einer konstruierten Staatsbank-Anzeige gegen ihn, Hardeweg, wegen Erpressung ermittelt. *Beim lieben Gott in Russland* und bei Schäfer sei eben *kein Ding unmöglich*. Der Staatsanwalt habe jetzt *den Rückzug angetreten*, aber nicht einmal den Schneid besessen, den Einstellungsbescheid selbst zu unterzeichnen. Er geniere sich wohl so sehr, dass ein Assessor vorgeschoben worden sei.¹⁰⁵

Und schließlich „Der Jungbürger“ vom 16. April 1932: *Prominente Denunzianten. Die Männer im Hintergrunde Feiglinge* lautete der Aufmacher dort. Gemeint waren Dr. Velke, ironisch titulierte als der *tüchtigste Bürgermeister, den Helmstedt je gehabt hat*, und Otto Kirchhoff, dieser *angeblich fähige Kopf*, der nichts weiter sei als ein *gerissener Skatspieler*. Beide glaubten, *Anstand und Bildung in Erbpacht* zu haben, seien jedoch wild entschlossen gewesen, am Samstag vor der 1931er Kommunalwahl *Kübel von Schmutz und Gemeinheit* über ihn, Hardeweg, *auszuschütten*, um einen *lästigen und unangenehmen Stadtverordneten auszubooten*. Der Wahlerfolg habe die schmutzigen Pläne *der Lumpen* durchkreuzt. Plötzlich seien die Verleumdungen und Verdächtigungen verstummt, und die feinen Herren hätten sich in *ihre Mauslöcher verkrochen*.¹⁰⁶ Worauf Hardeweg da genau anspielte, bleibt nebulös; mag sein, dass die in der Stadt kursierenden (und zutreffenden) Gerüchte über seine Homosexualität der Hintergrund waren.

102 Urteil des Landgerichts Braunschweig vom 9.6.1932 – 1 G 184/32 –, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

103 Zu ihm vgl. Dirk RIESENER, Christian EGGERS: Velpke. Geschichte einer Gemeinde und ihrer Ortsteile Meinkot, Wahrstedt, Büstedt. Velpke 1996, S. 592, 599, 675, 681.

104 Urteil des Amtsgerichts Helmstedt vom 10.11.1933 – 3 D 53/32 –, NLA-StA WF 40 Neu 9 Nr. 137.

105 Urteil des Amtsgerichts Helmstedt vom 16.9.1932 – 3 D 28/32 –, NLA-StA WF (wie Anm. 6).

106 Strafanzeige des Rechtsanwalts Wasmus vom 3.5.1932, NLA-StA WF 40 Neu 9 Nr. 135. Den Anwalt hatte Staatsbeauftragter Allers den beiden Verwaltungsspitzen mit Genehmigung der Kreisdirektion gestellt: Stadtarchiv Helmstedt (wie Anm. 93).

Die Sache mit Staatsanwalt Schäfer landete am 16. September 1932 als erste vor dem Amtsgericht Helmstedt. Amtsgerichtsrat Eduard Trieps musste sich zunächst eines Befangenheitsantrags erwehren, den Hardeweg erfolglos darauf stützte, dass der Richter früher auch schon sein Fett im „Jungbürger“ abbekommen habe und also nicht mehr neutral sein könne. Die kurze Beweisaufnahme förderte zu Tage, weshalb Schäfer wirklich aus der Bearbeitung des Erpressungsverfahrens ausgestiegen war – weil er den Beschuldigten aus nicht mehr feststellbarem Grund seinerseits angezeigt und sich dann, völlig korrekt, für parteiisch erklärt hatte. Hardeweg steckte in der Falle. Sein Pech: Inzwischen galt die Notverordnung des Reichspräsidenten vom 8. Dezember 1931, die den strafrechtlichen Ehrenschatz drastisch verschärfte, um der steigenden *Vergiftung des politischen Lebens durch Verunglimpfung anderer und der wachsenden Verhetzung im politischen Kampf entgegenzuwirken*,¹⁰⁷ Folge der reichsweiten Fehden insbesondere zwischen den Extremisten von Links und Rechts. Mindestens drei Monate Freiheitsstrafe standen jetzt auf eine üble Nachrede in der Öffentlichkeit und zu Lasten einer Person des öffentlichen Lebens. Von der entsprechenden Bestimmung machte Trieps Gebrauch. Der einschlägig gerichtsbekannte Angeklagte habe *Unruhe in das Volk* gebracht und einen Ordnungshüter, der gerade *in der jetzigen Zeit* doch eigentlich Unterstützung und Vertrauen verdiene, *schamlos* angegriffen und angepöbelt. Ein empfindlicher Denksatz sei geboten: Fünf Monate Haft ohne Bewährung für Theodor Hardeweg.¹⁰⁸

Ins Gefängnis nach Wolfenbüttel? Kam nicht in Frage. Gleich im Anschluss an die Gerichtsverhandlung verschwand Hardeweg aus Helmstedt und von der Bildfläche überhaupt. „Der Jungbürger“ schlief von heute auf morgen ein. Die Leute hatten etwas zu tratschen. Ein steckbrieflich gesuchter Stadtverordneter – das war ja noch nie da gewesen! Und hatte man nicht immer schon vermutet, dass es diesen Menschen eines Tages fürchterlich zerreißen werde? Politisch und gesellschaftlich geriet Hardeweg bei Freund wie Feind in Acht und Bann. Er war erledigt.

Seine Flucht dauerte bis Januar 1933. Dann stellte er sich der Polizei in München. Von dort schaffte man ihn zurück in den Freistaat. Ab Februar 1933 schmorte Hardeweg hinter Gittern.¹⁰⁹ Aus der Zelle verteidigte er sich mit ungebrochener Energie gegen die mittlerweile erhobenen Anklagen wegen der Zeitungsartikel in Sachen Winter und Velke/Kirchhoff. Seinen Antrag, beide Strafverfahren gemäß einem Amnestie-Gesetz vom Dezember 1932¹¹⁰ niederzuschlagen, weil die Zeitungsartikel auf politische Beweggründe zurückgingen und weil das Gesetz derart motivierte Delikte doch privilegieren wolle, lehnte das Amtsgericht Helmstedt Mitte April 1933 ab: Hardeweg habe einzig und allein aus der *Sucht* heraus gehandelt, *seine Mitmenschen in dem von ihm geleiteten Blatt anzugreifen*.¹¹¹ Der sofortigen Beschwerde gab das Landgericht immerhin zum Teil Recht. Mit dem Bürgermeister und dem Stadtrat habe der frühere Abgeordnete – das Mandat war als

107 Vierte Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen und zum Schutze des inneren Friedens vom 8.12.1931, RGBl. S. 699, 743.

108 Wie Anm. 3.

109 Wie Anm. 6.

110 Gesetz über Straffreiheit vom 20.12.1932, RGBl. I, S. 559.

111 Beschluss des Amtsgerichts Helmstedt vom 13.4.1933 – 3 D 49,53,55/32 –, NLA-StA WF (wie Anm. 106).

Folge der nationalsozialistischen Gleichschaltung des Lokalparlaments (März/April 1933) erloschen – in einem *kommunalpolitischen Kampfe* gestanden. Da seien ihm die behaupteten politischen Beweggründe nicht zu widerlegen. Insoweit müsse Hardeweg ungeschoren bleiben, wenngleich die *Kampfesart* womöglich einer *niedrigen Gesinnung* entsprungen sei. Zu Otto Winter jedoch habe der „Jungbürger“-Redakteur *keine Beziehungen* gehabt. Diesbezüglich gelte die Amnestie nicht.¹¹²

Also drückte Theo Hardeweg, inzwischen wieder auf freiem Fuß, am 10. November 1933 erneut die Sünderbank vor Trieps. Die Anwürfe gegen den (von den Nazis längst aus dem Amt gejagten) Velpker Gemeindefürsten erwiesen sich als haltlos. Im Urteil las der Amtsgerichtsrat dem streitlustigen Dauerkunden gehörig die Leviten. Der Angeklagte stehe in *denkbar schlechtestem Rufe*. Ihm sei es allein darum zu tun gewesen, die Öffentlichkeit durch *Aufdeckung irgend eines angeblichen Skandals* in seinem Blättchen, einem Erzeugnis *minderer Art*, kopfscheu und Andersdenkende *herunter zu machen*. Vier Monate Gefängnis seien deshalb gemäß der Notverordnung vom 8. Dezember 1931 angemessen.¹¹³ Und schon Ende Januar 1934 kamen noch drei Monate hinzu; für welche Übeltat ist im Einzelnen nicht überliefert. Der Strafregistrauszug nennt lediglich die Rechtsgrundlage, nämlich abermals die besagte Notverordnung.¹¹⁴

Ab diesem Zeitpunkt wird Hardewegs Spur vorübergehend undeutlicher. Wir wissen nur, dass er nach der Haftentlassung bis Mai 1935 unter verschiedenen Adressen in Helmstedt gemeldet war,¹¹⁵ im selben Jahr vom Schöffengericht Stettin wegen *taetlicher Beleidigung* weitere vier Monate lang eingesperrt wurde¹¹⁶ und offenbar das berüchtigte KZ Lichtenburg (Prettin, heute Sachsen-Anhalt) erleiden musste.¹¹⁷ Aber die ausgedehnten Zwangspausen hinter schwedischen Gardinen und zuletzt die Lagerqualen zermürbten ihn erstaunlicher Weise nicht. Theo Hardeweg rappelte sich wieder auf. Er zog nach Berlin, produzierte und vertrieb ab Ende 1936 chemische Produkte,¹¹⁸ u. a. leicht schräge Artikel wie „Nähfix“, das Garn aus der Tube, einen Textilkleber also, oder die synthetische Bügelfolie „Repafix“, hatte Glück damit und brachte es allmählich zu einem florierenden eigenen Unternehmen, das zum Schluss rund 40 Angestellte an zwei Firmenstandorten zählte.¹¹⁹

In der Reichshauptstadt fand er auch Kontakt zur Stricherszene.¹²⁰ Seine homosexuelle Veranlagung kostete Hardeweg nun Kopf und Kragen. 1941 und dann nochmals im September 1943 verurteilte das Landgericht Berlin den inzwischen wohlhabenden Kauf-

112 Beschluss des Landgerichts Braunschweig vom 22.5.1933 – 8 K 85/33 – (ebd.).

113 Wie Anm. 104.

114 Wie Anm. 34.

115 Wie Anm. 10.

116 Wie Anm. 34.

117 Entschädigungsantrag Hardewegs vom 23.3.1957, Berliner Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten – Entschädigungsbehörde –, Reg.-Nr. 324702.

118 Im Schriftsatz vom 11.1.1949 nannte Hardewegs Rechtsanwalt in dem Zusammenhang *insbesondere ... Konservierungsmittel, Klebstoff, Farben und Fensterkitt*: Landesarchiv Berlin (wie Anm. 11).

119 Ebd. und ferner das dort auch enthaltene Schreiben der Ehefrau Hardewegs vom 17.11.1950.

120 Zum Folgenden: Carola GERLACH: Anträge auf Entschädigung und Rückerstattung. In: Andreas PRETZEL (Hrsg.): NS-Opfer unter Vorbehalt. Homosexuelle Männer in Berlin nach 1945. Münster 2. Auflage 2004, S. 133 ff., 142 ff.; DERS.: Ansprüche auf Rehabilitation. In: Ebd., S. 83 ff., 110 ff.

mann wegen *widernatürlicher Unzucht* zu einem Jahr bzw. zu 15 Monaten Gefängnis.¹²¹ Die erste Strafe verbüßte er; die zweite hatte er nach längerer Untersuchungshaft eben angetreten, als sich seine Wohnung in einem vornehmen Berliner Viertel einen Bombentreffer einfiel. Er erhielt Urlaub aus dem Kittchen, tauchte sofort unter und lebte fortan unentdeckt in der Illegalität. 1948 spürte ihn die Staatsanwaltschaft auf.¹²² Mit Hilfe seiner Frau Eva – die Hochzeit war 1946 gewesen¹²³ – kämpfte Hardeweg bis zum Dezember 1950 verzweifelt gegen die drohende Vollstreckung der noch offenen zehn Monate aus dem 1943er Richterspruch, einem Dokument nationalsozialistischer Grausamkeit, wie er meinte. Diese Reststrafe wurde für vier Jahre zur Bewährung ausgesetzt; mehr war nicht drin. Zur kompletten Aufhebung des Urteils konnte sich die Justiz nie entschließen.

Im Februar 1954 machte Hardeweg bundesweit Schlagzeilen.¹²⁴ Er hatte einen Postbediensteten rüde abgekanzelt. Deutschland sei ein *Miststaat*, und an *Stelle der Juden hätte man lieber die Beamten vergasen sollen*, lautete die verbale Entgleisung, die das Berliner Landgericht mit vier Monaten Gefängnis wegen Beschimpfung der Bundesrepublik ahndete. Der Bundesgerichtshof sah jedoch „nur“ den Verwaltungsapparat, nicht den demokratischen Rechtsstaat als solchen, verächtlich gemacht, und verwies die Sache zur Neuverhandlung zurück.¹²⁵ Wie das Landgericht dann in der zweiten Runde befunden hat, ist offen. Eine andere, für den jetzt 59-Jährigen viel folgenschwerere Landgerichtsentscheidung aus dem gleichen Jahr hingegen kennen wir. Kurz vor Ablauf der Bewährungsfrist war Hardeweg wieder der homosexuellen Betätigung überführt worden. Für zwei Jahre wanderte er ins Zuchthaus, und die „alten“ zehn Monate packte man unter Widerruf der Strafaussetzung noch oben drauf.¹²⁶

Einer schließlich im Juni 1960 vom Amtsgericht Tiergarten verhängten 30-tägigen Beleidigungsstrafe¹²⁷ entzog sich Theodor Hardeweg durch die Flucht ins Ausland. Das letzte aktenkundige Lebenszeichen des Helmstedters, der einst als „junger Wilder“ die heimische Kommunalpolitik aufgemischt hatte und dann so tief gefallen war, stammt vom September 1960. Es ist ein Brief an seinen Berliner Rechtsanwalt, ein Brief aus Zürich, bahnpostlagernd.¹²⁸

121 Wie Anm. 34.

122 Bericht der Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Berlin vom 28.11.1950 an den Magistrat von Groß-Berlin und Anwaltsschriftsatz vom 11.1.1949, jew. Landesarchiv Berlin (wie Anm. 11).

123 Wie Anm. 117.

124 Wie Anm. 89.

125 Urteil des Bundesgerichtshofs vom 22.9.1954 – 6 StR 137/54 –. In: Neue Juristische Wochenschrift, Jg. 1954, S. 1818. Vgl. ferner die Notiz unter der Rubrik *Rückspiegel* in: DER SPIEGEL, Jg. 1954, Heft 52 vom 22.12.1954, S. 48.

126 Strafregistrauszug vom 23.8.1960, Berliner Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten – Entschädigungsbehörde – (wie Anm. 117).

127 Ebd.

128 Ebd.

Die Zerstörung des Tempels – Das Ende der Synagoge in Seesen

von

Joachim Frassl

Die drei Tempel.
I. Dem Obergotte vieler Götter,
Dem Jehova, baut Salomon.
II. Ihm Serubabel, dem Erretter
Des Lieblingsvolks aus Babylon.
III. Nicht ihm, dem Bändiger der fremden Götter;
Nicht ihm, des Lieblingsstamms engherzigen Erretter
IHM, DEM UNENDLICHEN,
DEM EINZIGEN,
DEM ALLERBARMENDEN,
DEN Wahrheit und Vernunft erfreut,
DER Glaubensmeinungen und Schwertern Frieden,
Den Völkern Brudersinn gebeut,
Hat Jacobson in unfolgsamer Zeit
Dies Heiligthum geweiht;
Von dem was ihm sein Gott beschieden,
Veredler seiner Isaiden.

Die Zerstörung des zweiten jüdischen Tempels in Jerusalem im Jahre 70 durch die Römer bedeutete den Beginn der jüdischen Diaspora. Die Grundmauern aus jener Zeit sind heute noch erhalten, die Westmauer ist als Klagemauer bekannt. Das hier im Text genannte Heiligthum, den „dritten Tempel“, hatte Israel Jacobson 1810 in Seesen am Harz geweiht. Der Stifter der jüdischen „Jacobsohns Schule“ (1801) wird hier offensichtlich durch die Weihe seiner Seesener Synagoge als „Jacobstempel“ in eine Kontinuität vom ersten, dem salomonischen Tempel, über den zerstörten zweiten Tempel (Serubabel) bis hin zu seinem aktuellen Bauwerk für die Jacobson-Schule gestellt.¹ Jacobsons Stiftung gilt dem unendlichen, dem universalen Gott. Der Text hing in einer Wandtafel im Seesener Jacobstempel, wahrscheinlich an der Ostwand, links neben Prediger-Baldachin und Aron ha-Kodesch. Wann die Texttafel ihren Platz im Tempel erhalten hat und wer der Urheber des Textes war,

¹ Rolf BALLOF: Inschriften als Schlüssel zur Interpretation der Tempelgründung. In: Der Jacobstempel – Die Synagoge der Jacobson-Schule in Seesen. Hrsg. Von der Stadt Seesen. Seesen 2010, S. 83 f.

bleibt unbekannt. Als Denkmal im Denkmal wird die Tafel nach dem Tode des Stifters, also nach 1828, im Tempel angebracht worden sein.²

Israel Jacobson (geb. 1768 in Halberstadt, gest. 1828 in Berlin) wuchs als einziges Kind des wohlhabenden Gemeindevorstehers Jacob ben Israel auf. Er bekam eine traditionelle jüdisch-konservative Erziehung, begeisterte sich aber früh an den Werken Moses Mendelssohns und Gotthold Ephraim Lessings. Auf die Weise lernte er – autodidaktisch – die Ideen der Aufklärung und der parallelen jüdischen Haskala³ kennen. Jacobson heiratete 1787 die Tochter des Braunschweigischen Hofbankiers Herz Samson. Nach dem Tode des Schwiegervaters übernahm er als Universalerbe dessen Bankgeschäft, aber auch die Funktion des Landrabbiners. Jacobson wurde Kammeragent des Braunschweigischen Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, desgleichen auch in Baden, Hessen-Darmstadt und Mecklenburg-Schwerin. Während der Zeit des Königreichs Westphalen war er Präsident des Konsistoriums der Israeliten in Kassel (1808–1813) und konnte in dieser Funktion seine Reformideen fördern. Nach dem Sturz König Jérôme Bonapartes zog sich Jacobson enttäuscht nach Berlin zurück, versuchte aber dort weiterhin, die jüdischen Gottesdienste nach reformiertem Ritus voranzutreiben.

Als Landrabbiner des Weserdistrikts hatte Jacobson die erbärmliche Ausbildungssituation der jüdischen Landjugend kennen gelernt. In Seesen gründete er aus diesen Erfahrungen heraus 1801 eine Religions- und Industrieschule als Freischule für arme jüdische Knaben. Schon 1802 wurden zwei christliche Knaben aus Seesen in den Schulunterricht aufgenommen. Damit war der Beginn gesetzt für die erste jüdisch-christliche Simultanschule in Deutschland. Auf dem Schulgelände wurde 1805 mit dem Bau eines Synagogen-Gebäudes begonnen, das 1810 geweiht wurde. Um 1870 herum hatte die Schule ca. 300 Schüler, sowohl Stadtschüler als auch Alumnatszöglinge, pari-pari Juden und Christen.⁴ Mit dem Bau des „Tempels“ verbanden sich für Jacobson die Hoffnung auf Duldung, Toleranz, Gleichberechtigung, Integration und Heimat. Der französische Code Civil hatte den Juden im Modellstaat des Königreichs Westphalen die allgemeinen Bürgerrechte gebracht. So konnte Israel Jacobson in seiner Rede anlässlich der Tempelweihe feststellen:

*Wir haben endlich erhalten, wornach wir so lange gerungen, so lange vergebens geseuſt haben, ein Vaterland, das uns nicht mehr wie Fremdlinge behandelt, einen Staat, der uns nicht mehr wie verirrte Schaafte auf Europens weiten Fluren umherirren läßt.*⁵

Die Nationalsozialisten setzten diesem Traum Israel Jacobsons ein Ende. Wie wenig genau man allerdings selbst in Seesen, 75 Jahre nach der Reichspogromnacht, immer noch über die Zerstörung des Jacobs-Tempels schreibt, zeigt sich in einem aktuellen Werbeprospekt der Stadt zum Thema Synagogenbrand am 9. November 1938, in dem man

2 Auf einer Fotografie von Willy von Franquet (1899) ist der Text, zwar unscharf, im Bildhintergrund zu ahnen, allerdings durch die hier identischen Zeilenumbrüche zuzuordnen. Siehe: Joachim FRASSL: Die Jacobsonschule in Seesen mit Tempel und Alumnat. Jüdische Architektur als Ausdruck von Emanzipation und Assimilation im 19. Jahrhundert. Hildesheim-Zürich-New York 2009, S. 61.

3 *Haskala* bedeutet Bildung und Aufklärung, verbunden damit ist ein Prozess der Säkularisation.

4 Rolf BALLOF, Joachim FRASSL (Hrsg.): 200 Jahre Jacobson-Schule Seesen. Seesen 2001, S. 304.

5 Rede bei der Einweihung des Jakobs-Tempels zu Seesen gehalten von Israel Jacobson Präsidenten des israelitischen Konsistoriums im Königreiche Westphalen. Kassel 1810, S. 19. Abdruck der Rede in: Der Jacobstempel (wie Anm. 1).

liest: „Israel Jacobsons Traum ist zerstört. Auch die Orgel, die ‚Königin der Instrumente‘, die eine Brücke zwischen Kirche und Synagoge schaffen sollte, ist mit dem Tempel verbrannt.“ Richtig wäre: Die Orgel war, nach Zerstörungen durch einen Einbruch 1937, längst abgebaut worden. In der Reichspogromnacht brannte in Seesen ein nahezu leeres Gebäude.

Aber auch in der historischen Literatur zur Jacobson-Schule, gibt es immer noch Fehler. Caroll Herselle Krinsky schreibt in „Europas Synagogen“: *„Jacobsons Schule bestand [nach der Verstaatlichung 1922] weiter, aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts war sie [gemeint ist die Synagoge] nur noch ein Museum.“*⁶ Natürlich stand die Schule nach ihrer Verstaatlichung zur „Seesener Oberrealschule“ mit dem Namens-Anhängsel „ehemalige Jacobson-Schule“ trotz staatlicherseits angestrebter „Entjudisierung“ weiterhin zu ihrer Tradition: Der letzte jüdische Direktor, Prof. Dr. Friedland, ging erst 1932 in Pension; das Alumnat hatte, wenn auch in stark verringerter Zahl, weiterhin jüdische Schüler, darunter auch ein paar Freischüler; der letzte jüdische Schüler (eine Schülerin) musste (erst) unter den Nationalsozialisten 1936 die Schule verlassen; der Jacobstempel diente weiterhin der jüdischen Gemeinde Seesens als Gotteshaus, auch noch in der NS-Zeit; die Synagoge fiel 1938 dem Brandanschlag in der Reichspogromnacht endgültig zum Opfer; das Tempelgrundstück der Jacobson-Stiftung wurde schließlich 1944 enteignet.

In der „Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigischen Landes“ von 2008 liest man – offensichtlich nach den Aussagen in Zvi Asarias „Die Juden in Niedersachsen“ von 1979 – „In Seesen ... wurde die Synagoge zerstört und das letzte Gemeindemitglied erschlagen“⁷. Gemeint ist der Synagogenverwalter Siegfried Nussbaum, der in der Reichspogromnacht von einem SS-Mann Schussverletzungen erlitten hatte, an denen er wenige Tage später starb.

Die große Bedeutung des Jacobstempels ist nicht nur in seiner neuartigen und selbstbewussten Architektur – sowohl innen wie außen – als ein Prototyp für den künftigen Synagogenbau im 19. Jahrhundert zu sehen, sondern auch in der in ihm praktizierten veränderten Liturgie. Jacobson plante zunächst für seine Schüler einen Jugendgottesdienst, der neben einer Verkürzung des jüdischen Gottesdienstes die deutsche Sprache, parallelen Chorgesang und Orgelspiel einführte. Der Seesener Tempel wurde, besonders für das amerikanische Reformjudentum, zur „Mother Synagogue“ und zu *einer anerkannte[n], geschichtliche[n], Kultstaette des Judentums, von der die Reformbewegung des juedischen Gottesdienstes ... ausging.*⁸ Symbolische Bedeutung hatte das Bauwerk u. a. in seiner Gestalt, in der man, wie Jacobson 1810 in seiner Einweihungsrede in Seesen formu-

6 Caroll HERSELLE KRINSKY: Europas Synagogen. Architektur, Geschichte und Bedeutung. Stuttgart 1988, S. 312. In der englischen Originalausgabe von 1985 heißt es dort: „In Seesen, Jacobson's school continued to function, but by the early twentieth century its synagogue was only a museum“. Krinsky bezieht sich dabei wahrscheinlich auf A. FÜRST: Die höheren jüdischen Schulen Deutschlands. In: Monatsschrift für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums 1 (1931), S. 49.

7 Jörg LEUSCHNER: Wirtschaft des Braunschweigischen Landes im Dritten Reich. In: Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigischen Landes vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Band III. Hildesheim 2008. – Zvi ASARIA: Die Juden in Niedersachsen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leer 1979, S. 445.

8 August Jacobson, Vorstand der Jacobson-Stiftung in einem Brief an das Hochbauamt Bad Gandersheim vom 6. Januar 1936 (NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134).

lierte, was *dort* [in der Geschichte der jüdischen Vorwelt] *Salomos Tempel für unsere ganze Völkerschaft war, in einem kleinen Nachbilde hier schauen könne*.⁹

Die Jacobson-Schule blieb bis 1922 eine jüdisch geführte Schule mit sowohl jüdischen als auch christlichen Lehrern und Schülern, getragen von der Jacobson-Stiftung. Wirtschaftliche Schwierigkeiten nach dem Ersten Weltkrieg machten eine Verstaatlichung der Schule notwendig. Die Schule wurde, wie es hieß, *entjudiziert* und die Freistellen auf fünf reduziert. Sie hieß in den Folgejahren zunächst „Realschule“ (mit gymnasial-vorbereitendem Zweig) und später „Oberrealschule“, jeweils mit dem Zusatz „ehemalige Jacobson-Schule“. Dieser Titel wurde 1933 von den Nationalsozialisten gestrichen. Die inmitten des Schulgeländes stehende Synagoge blieb mit dem Tempelgrundstück (Plan 205)¹⁰ im Besitz der Jacobson-Stiftung.

In der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 wird der Seesener Tempel, wie viele andere Synagogen auch, durch einen Brandanschlag restlos zerstört. Die Demontage allerdings beginnt, in sich steigernden Schritten, schon viel früher. Die „Argumente“ für eine Beseitigung der jüdischen Architektur kommen einerseits vom Schulleiter der Seesener Oberrealschule, vom Braunschweigischen Ministerium und schließlich vom Bad Gandersheimer Hochbauamt. Dagegen wehren sich auf der anderen Seite die Seesener Jüdische Gemeinde in Person des ehemaligen Schuldirektors Prof. Dr. Friedland, bzw. August Jacobson im Bankhaus Ferdinand Jacobson in Hamburg als Vorstand der Jacobson-Stiftung.

Der Tempel wird von der kleinen jüdischen Gemeinde in Seesen, auch noch in den Folgejahren nach 1933, weiterhin für Gottesdienste an den Festtagen benutzt. Die vom Verfasser 2009 veröffentlichten Fakten zur Zerstörung des Tempels¹¹ können inzwischen erweitert werden, weil sich in den vergangenen zwei Jahren neue Akten bzw. Briefe aus Privatbesitz über den Abbau der Synagogenorgel gefunden haben. Ein selbstgedrehter Schulfilm über das Leben im Schülerheim, wahrscheinlich aus dem Jahre 1937, ist 2010, ebenfalls aus Privatbesitz, dem Städtischen Museum Seesen übergeben worden, in dem der inzwischen schlechte bauliche Zustand der Synagoge filmisch sichtbar wird. Der Briefverkehr des Hochbauamts Bad Gandersheim ist in einer Akte über den *Abbruch des Judentempels auf dem Gelände der Oberschule für Jungen in Seesen*¹² dokumentiert.

9 Rede bei der Einweihung des Jakobs-Tempels zu Seesen (wie Anm. 5). – Zur symbolischen Bedeutung siehe Joachim FRASSL: Suche nach dem Erinnern. Der Jacobstempel, die Synagoge der Jacobson-Schule in Seesen. Ein Abbild des Tempels Salomos. Seesen 2003.

10 Siehe Abb. 4: Tempelgrundstück 205, a-b-c-d.

11 FRASSL (wie Anm. 2), S. 273-286. Siehe dazu auch: Dirk STROSCHEN: Chronik des Jacobstempels. In: Der Jacobstempel (wie Anm. 1), S. 37-45.

12 2012 wurde diese Akte anonym der Städtischen Museum Seesen übergeben. Sie sei heimlich einem Stapel entnommen worden, der anlässlich von Aufräumarbeiten hätte vernichtet werden sollen. Das Museum hat die Akte zuständigkeitshalber an das Niedersächsische Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel – weitergeleitet, wo sie als Nr. 134 dem Bestand 77 Neu 3 (Hochbauamt Gandersheim) als zugeordnet wurde.

Chronologie der Zerstörungen

Erste Klagen über Beschädigungen am Tempel werden am 14. 6. 1934 vom Vorsteher der Jüdischen Gemeinde Seesen Dr. Nathan Friedland erhoben. In seinem Brief weist er Schulleiter Adolf Gerade darauf hin, dass an der Westseite des Tempels der untere Teil des Ziegelbehanges *anscheinend durch Steinwürfe erheblich beschädigt u. die Eisenstangen des Geländers* aus dem Verbund gerissen seien und Schüler *wiederholt den Gottesdienst durch das Schleudern von Steinen gegen die Fenster*¹³ gestört hätten. Schulleiter Gerade weist in seinem Antwortschreiben auf die bereits länger bestehende Brüchigkeit der Ziegelwand hin, ebenso sei das Gelände schon vorher schadhaft gewesen. Er verbürge sich für seine Schüler und stellt in Erwägung, dass die Schäden *noch wahrscheinlicher durch die zahlreichen Formationen erfolgt sein könnten, welche tagtäglich Heimatrecht auf dem Schulhofe besitzen*.¹⁴ Auch die Angehörigen des Turnvereins kämen als Täter in Betracht. *Bei der schlechten Beschaffenheit des Hofes ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, dass etwa beim Gerwerfen Steinsplitterchen an die Fenster des Tempels emporgeschleudert worden sind.* (s. Abb. 5).

Erneut schreibt Friedland, das Bewerfen der Fenster während des Gottesdienstes stände als Tatsache fest. Gerade weist Friedland gegenüber nun auch auf dessen *Rassen- und Glaubensgenossen* hin, die ebenfalls auf dem Gelände herum geturnt seien.

Im Dezember 1935 gibt es für Dr. Friedland erneut einen Anlass zur Klage, die er am 2. 12. in einem Brief dem Bauamt Bad Gandersheim vorträgt: Bei Baumfällarbeiten auf dem Schulhof seien nach Aussagen von Augenzeugen Fensterscheiben von der Südwand des Tempels zerbrochen und der Ziegelbehang dort stark beschädigt worden. Für die Schäden müsse das Bauamt haftbar gemacht werden. Eine baldige Instandsetzung sei nötig, um die im Hofe spielenden Jungen nicht dazu anzureizen, den Schaden ihrerseits zu vergrößern.¹⁵ In einem erneuten Schreiben vom 18.12.1935 weist Dr. Friedland darauf hin, *daß die Beschädigungen am Tempel der Jacobsonstiftung immer größer wurden, weil die Jugendlichen infolge der Zertrümmerungen beim Fällen des Baumes einen Anreiz finden, ihren Übermut zu betätigen. Insbesondere werfen sie durch die zertrümmerten Scheiben in den Innenraum Schneebällen u. richten darin Schaden an*.¹⁶

Die Antwort von Seiten des Hochbauamtes einen Tag später ist offensichtlich der Grund für das Anlegen der Abriss-Akte in Gandersheim: *Auf Grund Ihrer Schreiben ... teile ich mit, daß die Beschädigungen in Ordnung gebracht werden sollen. Ich gebe bei dieser Gelegenheit anheim, zu überlegen, ob es nicht ratsam erscheint, den Tempel auf dem Schulhofe abbrechen und ihn an anderer Stelle, wenn es noch notwendig erscheint [!], wieder aufbauen zu lassen. Der Tempel ist doch mitten auf dem Schulhofe, wie Sie als ehem. Direktor der Schule zugeben müssen störend und bitte, im Sinne der heutigen Zeit meinen Vorschlag in Erwägung ziehen zu wollen*.¹⁷

13 FRASSL (wie Anm. 2), S. 273 ff.

14 Gerade verweist auf die S. A. Reserve, S. S., M. S., H. J. und J. V.

15 NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 1.

16 Ebd., Bl. 2.

17 Ebd., Bl. 3.

Bankier August Jacobson in Hamburg weist als Vorsitzender der Jacobsonstiftung in einem Schreiben vom 6. Januar 1936 an das Bauamt darauf hin, dass der Tempel Stiftungsbesitz sei und diese das Gebäude an die jüdische Gemeinde in Seesen verpachtet habe. Der Tempel sei eine *anerkannte, geschichtliche Kultstätte des Judentums, von der die Reformbewegung des juedischen Gottesdienstes vor 120 Jahren ausging und sich allmaehlich nicht nur ueber Deutschland, sondern ueber Europa und Nordamerika verbreitete*. Er fährt fort: *Wir sind infolgedessen mit Ruecksicht auf das religioese Empfinden weiter Kreise der Judenheit des In- u. Auslandes nicht in der Lage, Ihrem Wunsche den Tempel abzubrechen und ihn an anderer Stelle aufbauen zu lassen, zu entsprechen, wenigstens solange noch Juden aus Seesen oder den Nachbarorten ihn benutzen, was zurzeit an den juedischen Feiertagen geschieht*.¹⁸

Für Frühjahr 1936 findet sich zum ersten Mal das Ziel der *Beseitigung der Synagoge* auch in den Schulakten. Unter *Laufende Angelegenheiten* notiert Direktor Gerade: *Bauanträge Akte 34 an Hochbauamt Gandersheim bis 1. Mai 1936. ... Schulhof – Turnhalle – Toiletten – Beseitigung der Synagoge – Erneuerung der Schutzvorrichtungen vor den Kellerfenstern im Direktorenhause etc.*¹⁹

Zu Beginn des Jahres 1937 werden die Angriffe gegen den Jacobstempel noch konkreter: In einem Brief vom 12. Januar 1937 an den Braunschweigischen Minister für Volksbildung nutzt Schulleiter Gerade anlässlich von Erdarbeiten für den Anschluss der Schule an das städtische Kanalisationsnetz als Vorbedingung für eine grundlegende und notwendige Sanierung des Schulhofes diese Gelegenheit, *um erneut und dringlich die Bitte auszusprechen, dass der Judentempel inmitten des Schulhofes endlich verschwindet. Die Herstellung des Schulhofes würde doch nur Stückwerk bleiben, solange dieses Gebäude uns Platz und Sonne raubt!* Gerade fragt nach der Möglichkeit, der jüdischen Gemeinde aus staatlichem Besitz ein Grundstück zu überlassen, auf dem dann der abgetragene Tempel wieder aufgebaut werden könne.²⁰ Etwas später fährt er fort: *Da mir daran liegt, möglichst alle unlieben Spuren der Vergangenheit im Leben der Staatlichen Oberrealschule zu tilgen und sie zu einer Pflanzstätte für den Geist der nationalsozialistischen Bewegung zu machen, dürfte meine Bitte um Erwägung aller Möglichkeiten, welche zur Beseitigung des Judentempels als eines besonders ärgerlichen Reliktes einer überwundenen Epoche führen können, wohl auf Verständnis stoßen.*

Am 2. Februar 1937 ersucht das Braunschweigische Ministerium den Schulleiter, *zwecks Beseitigung des Judentempels vom Schulhofe und Erwerb des freiwerdenden Grund und Bodens mit der Jacobsonstiftung schriftlich in Verhandlungen zu treten...* Zunächst sei zu klären, ob die Stiftung mit einem Abbruch des Gebäudes gegen eine Entschädigung einverstanden sei. *Es ist besonders darauf hinzuweisen, dass bei den heutigen Grundanschauungen des Deutschen Volkes das fernere Bestehen des Tempels nicht verstanden wird.*²¹ Fünf

18 Ebd., Bl. 5.

19 Handschriftliche Notizen Gerades, ohne Datum (vor Mai 1936), in: Akte 39 Revisionen, Archiv Jacobson-Gymnasium Seesen (im Folgenden: JGS), A 39 048.

20 Damit greift Gerade eine Möglichkeit auf, die bereits im Zuge der frühen Verhandlungen über die Verstaatlichung der Schule angedacht wurde. Vgl. Archiv JGS, Akte 61, Bl. 039, Typoskript zu Verhandlungen mit dem Kuratorium am 5. 7. 1921 in Berlin.

21 Der Braunschweigische Minister für Volksbildung, V II 65/37, 2. Februar 1937, in Akte 34, Archiv JGS (Akte 34, Bl. 011).

Tage später schreibt Schulleiter Adolf Gerade den folgenden Brief an die Jacobsonstiftung in Hamburg: *Als ein Überbleibsel aus den verklungenen Zeiten des vorigen Jahrhunderts steht der jüdische Tempel noch immer inmitten des Gebäudegevierts der nationalsozialistisch geformten Staatlichen Oberrealschule zu Seesen. Daß der Bau als lästiger Fremdkörper empfunden wird und räumlich ebenso wie ideell für den Schulbetrieb störend wirkte, dürfte verständlich sein. Darüber hinaus nimmt die öffentliche Meinung mit Recht Anstoß an der Tatsache, daß ein den heutigen Grundanschauungen des deutschen Volkes schon durch seine äußerlich gezeigten Symbole wesensfremdes Bauwerk in seinem Bestande hartnäckig auf Grund formalrechtlicher Abmachungen erhalten wird. Daher ist auch begreiflich, dass z. B. in der letzten Woche die symbolischen Zeichen der jüdisch-rationalistischen Geisteshaltung (Davidsstern und verschlungene Hände²²) zusammen mit den entsprechenden hebräischen und lateinischen Inschriften von unbekannten Tätern mit blauer Farbe übermalt und dadurch unkenntlich bzw. unleserlich gemacht sind. Aus dem Volksempfinden heraus sind solche Geschehnisse, die an sich abzulehnen sind, wohl begreiflich und auch in Zukunft nicht vermeidbar, denn der Schulhof ist jedermann zugänglich, ... Die Ausübung irgend einer Kontrolle wird damit ebenso illusorisch wie die Frage nach der Verantwortlichkeit. Ich muß für meine Person als Schulleiter jedenfalls jegliche Verantwortung für irgendwelche Schäden, welche am Tempel festgestellt werden sollten, ablehnen, wie ich es auch dem Vorstände der jüdischen Gemeinde gegenüber schon wiederholt zum Ausdruck gebracht habe.*

Es dürfte aus den oben angeführten allgemeinen und besonderen Gründen daher wohl verständlich sein, dass ich mich offiziell an die Jacobsonstiftung wende mit dem Ersuchen, die Stiftung möge ihr Einverständnis erklären, dass der Tempel baldmöglichst abgebrochen und der Grund und Boden, auf welchem er z. Zt. steht [handschriftliche Einfügung: dem br. Staate überlassen werde]. Ich bin übrigens ... ermächtigt zu erklären, dass der braunschw. Staat grundsätzlich zur Zahlung einer Entschädigung als Zuschuß zu den Kosten für den Abbruch des Tempels bereit ist.²³

Am gleichen Tag formuliert Schulleiter Gerade für eine persönliche Rücksprache mit Ministerialrat Dr. Müller, Ministerium für Volksbildung Braunschweig, den folgenden Text: *1) In der Seesener Öffentlichkeit ist das Schülerheim auf Grund reicher Vorkommnisse in der früheren Systemzeit arg verrufen gewesen. Von den zeitweilig 180 Insassen waren die größere Hälfte Juden, deren sittliches Verhalten unter Leitung jüdischer Lehrer sicherlich viel Anlaß zu berechtigten Klagen in der vom anonymen Ankläger gerügten Richtung gegeben hat.*

Dank dem nun einmal im Menschen angelegten Beharrungsvermögen sind in übelwollenden Kreisen der Seesener Bevölkerung auch heute noch durch gedankenloses Daherreden und ungebührliches Aufbauschen von Belanglosigkeiten die Erinnerung an jene Zeiten geflissentlich genährt und mit...[unleserlich]... auch über das Schülerheim von

22 Die „verschlungenen Hände“ sind kein spezifisch jüdisches Symbol, sondern sie meinen nur allgemein die „concordia religionum“, in Bezug auf die Vorstellungen Israel Jacobsons meint das Bild die Verbrüderung von Christen und Juden. Es ist ein Zeichen für Toleranz, wie es auch am Denkmal für Joseph II. auf dem Wiener Josefsplatz auftaucht.

23 Akte 34, Nr. 37/37, Archiv JGS, Akte 34, Bl. 012.

heute mit seinen Insassen wird der Stab gebrochen, da in diesen Kreisen nun einmal die Vorstellung von ‚der Judenschule‘ unausrottbar ist. ...

2) Als ich im Oktober 1933 die Leitung der Schule übernommen hatte, fand ich auf Grund vertraglicher Abmachungen des br. Staates mit der Jacobsonstiftung noch jüdische Freischüler im Schülerheim vor, deren Zahl anfangs noch 5 betrug und später auf 3 gesenkt werden konnte. Von diesen musste ein Schüler wegen sittlicher Verfehlungen auf Grund des Rustschen Ausleseelasses im Oktober 1935 die Anstalt und das Heim verlassen. Dank der verständnisvollen Unterstützung durch die vorgesetzte Schulbehörde ist es dann gelungen, die Schule und das Schülerheim völlig judenfrei zu machen und zu erhalten. ... Trotzdem nun alle diese Vorgänge in der Seesener Öffentlichkeit bekannt sind, will das hämische Geraune von der über... [unleserlich] Judenschule aber nicht verstimmen.

Am 23.10.35 konnte ich meiner vorgesetzten Behörde melden, dass 92 v. H., am 15.2.36, daß 98 v. H. der Schülerschaft in der H. J. organisiert seien; die örtliche Presse hat diese Tatsache veröffentlicht, ...

3) Naturgemäß ist die Wesensart der in einem Internat untergebrachten Schüler recht unterschiedlich. ... So habe ich im Oktober 1936 zwei von jüdischem Blut durchsetzte, wenn auch als arisch geltende Schüler (die Brüder O [...] aus Berlin), deren Verhalten als nicht förderlich für das Gemeinschaftsleben erkannt werden musste, zum Verlassen der Schule gezwungen, vorher schon den OIII T [...] (1.9.35)...²⁴

August Jacobson lehnt im Namen der Jacobsonstiftung in einem Brief vom 22. Februar 1937 einen Tempelabbruch ab.²⁵ Der Stiftungsvorstand habe bereits früher²⁶ auf einen gleichen Vorschlag des Hochbauamts Gandersheim erwidert, dass der Tempel in Seesen eine anerkannte geschichtliche Kultstätte des Judentums sei, aus welchem Grunde juedische Gemeinden, namentlich auch in Amerika im Jahre 1928 namhafte Summen zur gruendlichen Instandsetzung des Gebaeudes hergegeben haetten. (Arbeiten, die uebrigens einer Reihe von Seesener Handwerkern lohnende Beschaeftigung gegeben haben).

Die Satzung verpflichte die Jacobsonstiftung zur Unterhaltung des Tempels für Gottesdienstzwecke: Wenn Sie Ihren Antrag damit begruenden, dass die oeffentliche Meinung Anstoss nimmt an den juedischen Symbolen, so ist darauf hinzuweisen, dass es in Deutschland sehr viele Synagogen giebt, die aehnliche aeußere Zeichen tragen, ohne dass sie entfernt zu werden brauchen.

Schulleiter Gerade reagiert mit einer Antwort vom 7. März 1937. Hierin interpretiert er seine Forderung nach „Abbruch des Gebäudes“ anders: Auf den Kernpunkt meines Schreibens vom 7. Februar 1937 sind Sie leider nicht eingegangen bzw. scheinen Sie ihn missverstanden zu haben. Es handelt sich doch gar nicht um eine dauerhafte Beseitigung des Tempels, sondern nur um seine Entfernung vom Schulhofe und Wiederaufrichtung an anderer Stelle in Seesen, wo die jüdische Gemeinde über Grundbesitz verfügt!²⁷

Jacobson solle die Lebenswirklichkeiten der Gegenwart in Rechnung ... stellen. Gerade betont die nationalsozialistischen Grundsätze der Anstalt: Daß im räumlichen und

24 Akte 39a (Revisionen), 124/37 (7.2.1937), Archiv JGS.

25 Akte 34, Nr. 37/37, Archiv JGS.

26 NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 5.

27 Akte 34, Anlage 5, 37-2/37, 7. 3. 1937.

seelischen Bereiche einer solchen das Vorhandensein einer jüdischen Kultstätte im höchsten Maße als befremdlich und störend empfunden werden muß, ist doch wohl eine Binsenwahrheit.

Noch kann Gerade in Richtung auf eine Wiederaufbaumöglichkeit argumentieren. Zwei Monate später beschreibt das Hochbauamt die Situation anders (s. u.).

Die Antwort August Jacobsons vom 19. März auf den Gerade-Brief ist kurz und teilt mit, *dass sich der Stiftungsvorstand behufs Klärung der Tempelangelegenheit an eine zuständige Stelle gewandt hat.*²⁸ Die Argumente der Stiftung gegenüber dem Braunschweigischen Minister für Volksbildung bringt nun Rechtsanwalt Bruno Mielziner aus Braunschweig vor.²⁹ Die Jacobson-Stiftung sei Rechtsnachfolgerin der Jacobson-Schule und Eigentümerin des Tempelgrundstücks. Im Laufe der wegen der Beschädigungen geführten Korrespondenz habe der Direktor einen Abbruch des Tempels und Wiederaufbau an anderer Stelle vorgeschlagen. Allerdings ist man von der Stiftungsseite her inzwischen offenbar zu einem Verkauf bereit: Mielziner schreibt, er warte *ergebenst* auf Vorschläge über mögliche Verkaufsbeträge für das Grundstück.

Direktor Gerade übersendet dem Minister den bisherigen Schriftwechsel mit der Jacobsonstiftung *wegen Beseitigung des Tempels* am 23. April.³⁰ Dabei führt er noch einen weiteren *sachlichen Grund* an, *der die Beseitigung des Tempels unumgänglich nötig mache*: Durch die zentrale Lage auf dem Schulhof und die räumliche Verteilung der Unterrichtsgruppen sowohl im Schulgebäude als auch im Hofgebäude sei ein Aufsichtführen *faktisch undurchführbar*.

Weitere Aktionen gegen den Jacobstempel finden statt. Am 13. Mai 1937 beklagt Rechtsanwalt Mielziner in einem erneuten Schreiben an das Ministerium für Volksbildung *erhebliche Beschädigungen*³¹: Sämtliche Fensterscheiben seien durch Steine eingeworfen worden, ein Einbruch sei verübt worden, bei dem die Jacobson-Büste zerstört worden sei. Wertvolle Inventarstücke habe der Stiftungsvorstand inzwischen aus der Synagoge entfernt. Mielziner sieht *eine besondere Gefährdung der eingebauten wertvollen Orgel, die erst vor einigen Jahren mit einem Kostenaufwand von ca. 4 200,- RM erneuert worden sei*. Er verweist darauf, dass der Tempel unter Denkmalschutz stehe. Das Schreiben an das Ministerium ist am 19. Mai an die Seesener Schule als Abschrift weitergeleitet worden: Der Schulleiter habe *zur Vermeidung von Schadensersatzansprüchen alles zu veranlassen, um einer weiteren Zerstörung vorzubeugen*.

Offensichtlich ist es nicht die braunschweigische Regierung, die den unbedingten Abbruch des Tempels betreibt, wohl u. a. aus juristischen Gründen, sondern in erster Linie der Seesener Schulleiter.

Der Zustand, in dem der *Judentempel* sich seit Monatsfrist befinde, sei Beweis, wie sehr er *öffentliches Ärgernis* sei. Adolf Gerade wehrt sich in seinem Antwortbrief an das

28 Akte 34, Nr. 37-2/37.

29 Brief vom 15. April 1937, Akte 34, zu 37/37.

30 Akte 34, Nr. 37-3/37, Bezug Schreiben des Ministeriums V II 65-1/37 vom 21. 4. 1937.

31 Als Abschrift mit Ergänzungen an die Staatliche Oberrealschule Seesen weitergeleitet (Nr. V II 65-3/37). – Akte 34, Nr. 37/37, Tgb.-Nr. 471/37 Staatliche Oberrealschule Seesen – (Archiv JGS, Akte 34, Bl. 016).

Volksbildungsministerium vom 26. Mai 1937³² allerdings gegen die Auffassung, die vorhandenen Schäden seien *durch die Schülerschaft der Seesener Oberschule allein oder in auch nur erheblichem Umfange verursacht worden. ... Desgleichen möchte ich auch an dieser Stelle betonen, dass es nicht in meiner Macht liegt, weitere Beschädigungen des Tempels zu verhüten, da sich meine Machtbefugnis nur auf die mir unterstellte Schülerschaft bezieht, nicht aber auf jene Kreise, welche in der Hauptsache an dem augenblicklichen Zustande des Tempels schuld sind.*

Gerade spricht an dieser Stelle keine direkten Beschuldigungen aus, meint jedoch verschiedene Gruppierungen der NSDAP.³³ Erst weiter unten weist er daraufhin, der Schulhof werde *vielmehr von vielen Formationen der Partei zum Antreten benutzt*. Die Hauptschäden seien dem Tempel in der Nacht vom 1. zum 2. Mai 1937 zugefügt worden. Am 3. Mai habe sich eine *Judenkommission* die Schäden angesehen: *Das Erscheinen dieser Judenkommission hatte sich übrigens wie ein Lauffeuer in Seesen verbreitet und in Verbindung mit den inzwischen auch bekannt gewordenen Geschehnissen aus der Nacht vom 1. zum 2. Mai zu einem Erregungszustande gesteigert, von dem auch die Schülerschaft ergriffen wurde. Die Gerüchte von einem sofortigen Abbruch des Tempels, den man durch weitgehende Demolierung fördern könne, nahmen groteske Formen an und verstiegen sich sogar zu der tollen Behauptung, ich hätte meine Schüler zum demolieren des Tempels öffentlich aufgefordert. So ist es kein Wunder, dass die Schüler, als sie im Laufe des Montagmorgens den in ziemlichen Umfange zerstörten Tempel sahen und von dem Eintreffen der Kommission hörten, sich auch zu Steinwürfen gegen das Bauwerk hinreißen ließen, die aber sofort aufhörten, als ich 3 Missetäter, welche von Studienrat Meese auf offener Tat gefasst und mir zugeführt wurden, hart anließ und strengstens zu bestrafen drohte. Seitdem hat sich meine Schülerschaft völlig korrekt verhalten.*

Später, am Pfingstsonntag habe Gerade, als er abermals Scheibenklirren hörte, *den ehemaligen Schüler Z. (Abiturient der U I Ostern 1937 und fanatischer Judenhasser), der als Gast nach hier zurückgekehrt war, und 2 türkische Gast Schüler bei Steinwürfen ertappt*. Abschließend betont er, dass er eine weitere Zerstörung des Tempels durch die Schülerschaft zu verhindern wissen werde. Trotzdem könne er für eine weitere Demolierung keine Gewähr übernehmen, er erwartet, *dass vielmehr die interessierten Kreise aus den bisherigen Vorgängen die Lehre entnehmen möchten, dass ein Judentempel auf dem Schulhofe inmitten des Gebäudegevierts einer nationalsozialistischen deutschen Schule ein Unding ist, den als Schandfleck zu empfinden man keinem deutschen Jungen verwehren kann.*

Am 21. Mai 1937 bezieht das Hochbauamt Bad Gandersheim dem Braunschweigischen Finanzministerium gegenüber Stellung zu den eingeschränkten Wiederaufbaumöglichkeiten: *Der Tempel ist vor etwa 10 Jahren durch die Anbringung von hölzernen Verstärkungspfählen und gründliche Instandsetzung von der Jacobson-Stiftung für etwa 5000.- RMk. überholt worden. Das Fachwerkgebäude war in den unteren Teilen stark angefault. Dieses Gebäude abzureißen und es an einer anderen Stelle wieder aufzubauen würde nur durch Erneuerung vieler Fachwerkhölzer möglich sein. Der Abbruch*

32 Akte 34, Nr. 471/37 – Tempelschäden in Seesen – Bezug: V II 65-3/37 vom 26. Mai 1937 – (Archiv JGS, Akte 34, Bl. 018).

33 Brief Gerades vom 7. 2. 1937. Die von ihm gestrichenen Textstellen nennen die „Formationen der Partei“ – (Archiv JGS, Akte 34, Bl. 012).

des Gebäudes und die Abfuhr der Baustoffe sowie des Schuttes werden rd. 1000.-- RMk. betragen. Es hat sich bereits ein Werkmeister bereit erklärt, das Gebäude für 1000.-- RMk abzubereiten. Die Altmaterialien sind nicht wieder zu verwenden. Für den Grund und Boden als Kaufpreis sind 2,00 RMk. je qm ortsüblich.³⁴

Im Filmbild (Abb. 7) ist an der linken Seite etwa die Hälfte der Nordfassade des Jacobs-Tempels zu erkennen. Deutlich sind hier drei der Fassade vorgesetzte dunkle Pfosten zu erkennen. Diese sind wahrscheinlich bereits anlässlich der Tempelrenovierung gegen Ende der Zwanziger-Jahre angebracht worden.³⁵

Zwei Monate später, für den 29. Juli 1937, findet sich ein Telefon-Vermerk beim Hochbauamt: Das Referat F VI habe mitgeteilt, dass Verhandlungen mit der Jacobson-Stiftung über den Abbruch des sogenannten Judentempels sofort einzustellen seien.³⁶ Dabei geht es auch um einen eventuellen Landtausch.³⁷ Der von Braunschweig geforderte umgehende Bericht wird am 31. Juli 1937 an den Braunschweigischen Finanzminister – Hochbau und Siedlungsabteilung fernmündlich gegeben. In der Gesprächsnotiz heißt es, dass das Gandersheimer Bauamt keine Verhandlungen geführt habe. Und: *Soweit mir bekannt ist, hat der Leiter der staatl. Oberrealschule eine diesbezügliche Eingabe an den Herrn Braunschweigischen Minister für Volksbildung gemacht.*³⁸

Mit Datum 5. August 1937 informiert der Braunschweigische Finanzminister das Gandersheimer Bauamt über einen Brief Schulleiter Gerades vom 9. Juli 1937 an das Ministerium, in dem Gerade den Vorschlag eines Grundstückstauschs für einen Wiederaufbau des Jacobstempels macht. Er bemerkt darin, *daß von dem der Staatlichen Oberrealschule Seesen gehörigen Plane 2228 ein Teilstück in Größe von 6 a 4 qm an den Reserve-Lokomotivführer Bönig verkauft worden ist. Danach ist ein Restplan von rund 24 a verblieben. Wegen Verkauf dieses Restplans schweben nach Auskunft des Hochbauamtes Gandersheim Verhandlungen mit dem Dachdeckermeister Müller. Ein Teilstück dieses Restplanes würde nach meiner Ansicht zwecks Geländetausches ohne weiteres zur Verfügung stehen, zumal die Lage des Tauschgeländes am Zimmergassenkamp für die Wiedererrichtung des Tempels durchaus geeignet sein würde. Der Plan befindet sich an ausgebauten Straßen im Ortsbebauungsplan der Stadt Seesen. Gez. Gerade.*

Der Zimmergassenkamp befand sich im nördlichen Eckbereich von Zimmerstraße und Kampstraße nahe des Ortsrandes von Seesen. Auf dem Plan 2228 stehen heute die katholische Kirche und die Gemeindebauten.

Die Orgel

Die Verhandlungen über einen Abbruch des Tempels ziehen sich inzwischen ein halbes Jahr hin. Es wird offensichtlich kaum noch an einen Wiederaufbau an anderer Stelle gedacht, denn am 9. Oktober 1937 wendet sich Rechtsanwalt Mielziner in einem weiteren

34 NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 20.

35 Beleg dafür ist eine Fotografie, die für die Werbeschrift „Unser Heim“ 1934 gemacht worden ist.

36 NLA-StA WF 77 Nr. 3 Nr. 134, Bl. 7.

37 Ebd., Bl. 9.

38 Ebd., Bl. 8.

Brief an den Braunschweigischen Minister für Volksbildung; eine Abschrift wird vom Ministerium an die Seesener Oberschule gesandt (14. Oktober 1937) und mit einer Notiz von Adolf Gerade versehen (19. Oktober 1937).³⁹ Mielziner schreibt, dass die Verhandlungen bzgl. des Abbruchs bzw. einer anderweitigen Verwendung des Inventars noch nicht zum Abschluss gekommen seien. Es bestünde jedoch Aussicht darauf, dass das Inventar und Teile des Baumaterials anderweitig verwendbar werden könnten. Im gleichen Brief beklagt Mielziner einen erneuten Einbruch in den Tempel, wobei die wertvolle Orgel *erheblich beschädigt* worden sein solle.

Das Ministerium informiert den Schulleiter über den Brief. Er solle *geeignete Maßnahmen ergreifen*, dass sich die angegebenen Fälle nicht mehr ereigneten, um die Verhandlungen bezüglich des Tempelabbruchs nicht zu erschweren. Aufschlussreich ist die Randnotiz Gerades vom 19. Oktober 1937: *Da seit dem 1. Oktober der Abbau der Inneneinrichtung begonnen hat (Orgel), erübrigen sich besondere Maßnahmen.*

Was der Schulleiter unter *besonderen Maßnahmen* versteht, bleibt für uns – nach Kenntnis der verschiedenen Zerstörungsakte – der Interpretation überlassen.

Die Tempelsache in Seesen ist offensichtlich in Bewegung gekommen. Der 1932 pensionierte ehemalige Schulleiter Prof. Dr. Nathan Friedland ist inzwischen nach Frankfurt a. M. umgezogen, nimmt aber von dort aus weiterhin regen Anteil an den Belangen der Jüdischen Gemeinde, des Seesener Tempels und der Jacobson-Stiftung. In einem Brief Friedlands an den Verwalter der Synagoge, Siegfried Nußbaum, vom November 1937 sind einige Informationen zu finden. Erstes Thema ist der Tod Rechtsanwalt Mielziners:⁴⁰ *Sie haben wohl von der erschütternden Nachricht über das Ableben des Hr. Rechtsanwalt Mielziner erfahren. ... Mir ist es unbegreiflich, daß dieser gesunde u. lebensfrohe Mann so aus dem Leben scheiden konnte. Noch einen oder zwei Tage vor seinem Tode schrieb er mir, daß er seine Absicht, nach Amerika mit seiner Frau zu fahren, aufgeben mußte, weil letztere sterbenskrank sei. Dabei bemerkte er, daß er eine Eingabe an das Ministerium betreffs Veräußerung von Gegenständen aus dem Tempel, um die ihn die Stiftung ersuchen ließ, einreichen würde. Kurze Zeit vorher schrieb er mir, daß er auf seiner Amerikafahrt möglicher Weise mit dem Vertreter des Jewish College in Cincinnati in New York eine Unterredung wegen des Verkaufs der Orgel ... halten würde. Es ist das alles leider unterblieben. Was weiter aus unserer Angelegenheit wird, weiß ich zurzeit nicht.*

39 Akte 34, ohne spez. Aktenvermerk. Aktenzeichen Ministerium: V II 1397/37, Eingang Oberschule Seesen 19. 10. 1937, Tgb.-Nr. 825/37. – Archiv JGS, Akte 34, Bl. 019.

40 Brief in Privatbesitz. – Bruno Mielziner, Rechtsanwalt aus Braunschweig, Rechtsvertreter der Jacobson-Stiftung in Bezug auf die Auseinandersetzung mit dem Schulleiter, bzw. der Brschw. Landesregierung wg. der Forderung nach Abriss des Jacobstempels. Freitod einen Tag nach dem Tode seiner Frau. Die Stolperstein-Initiative in Braunschweig schreibt: *Über das Lebensende des Ehepaars Mielziner berichtete später ein Freund der Familie:* „Auf Grund der Verfolgungsmaßnahmen verschlimmerte sich der Krankheitszustand der Frau Flora ... so, dass der behandelnde Hausarzt sie zur stationären Behandlung dem Krankenhaus Marienstift überwies. Am darauf folgenden Tage wurde Herrn Mielziner mitgeteilt, dass seine Ehefrau wegen ihrer jüdischen Abstammung am selben Tage in ihre Wohnung zu bringen sei, er (der Chefarzt) habe diese Anweisung vom Kreisleiter der NSDAP erhalten und habe dafür zu sorgen, dass die Umlegung sofort erfolgt. Ein Krankenwagen, worin die Patientin liegend transportiert werden musste, war ihr verboten, so dass die schwerkranke Frau in einem normalen Auto sitzend nach Hause gebracht wurde, wo sie am 19. 11. 37 verstarb. Ihr Ehemann schied durch Selbstmord am 20.11.1937 aus dem Leben.“

Ich habe inzwischen nach Cincinnati geschrieben u. erwarte Antwort. Sollte ein Übereinkommen mit dem College zustande kommen, so wird ... Herr Beer⁴¹, der Berliner Gemeindebaumeister, die Leitung des Ab(b)ruchs des Tempels übernehmen, um zu überwachen daß wertvolle Teile desselben geschont werden.

Wegen der Verschalung der Fenster hat sich der Stiftungsvorstand noch nicht endgültig geäußert. Schreiben Sie mir doch ..., welche Gegenstände im Innern des Tempels noch dringlich entfernt werden müssen, damit diese vor Zerstörung durch (unleserlich) geschützt werden.

Herr Jacobson-Hamburg schreibt mir, daß er über die Höhe der Rechnung für die Beschädigungen der Orgel (245 RM) sehr überrascht sei. Ich hatte ihm auf Grund der Bemerkung in Ihrem Brief vom 31. Oktober (unleserlich) geschrieben, daß es sich um 4 unbrauchbar gewordene Pfeifen handele, die ersetzt werden müssen. Bitte um Aufklärung dieses Missverständnisses.

Sind die Versicherungspolice[n] für [Speditions-Firma] Fleischmann⁴² schon eingetroffen u. bezahlt? Haben Sie die Vergütung für die monatlichen Dienstleistungen (Nov. u. Dezember) erhalten?⁴³ Wie steht es mit dem Verkauf des Grundstücks an Hr. Züchner⁴⁴, ist das Geld (1500 RM) bezahlt?

Anfang Oktober wird die Firma Emil Hammer Orgelbau in Hannover beauftragt, das Instrument im Jacobstempel abzubauen. Bereits seit Ende August 1937 besteht der Kontakt zur Firma Hammer durch Prof. Dr. Friedland.⁴⁵ Am 15. Oktober 1937 soll mit dem Abbau begonnen werden: *Wie vereinbart, wird unser Gehilfe, Herr Schulz am Freitag, dem 15. d. M. morgens gegen 8 Uhr in Seesen eintreffen, um mit dem Abnehmen der Orgel zu beginnen. Ihr Herr Nussbaum in Seesen steht unserem Gehilfen, wie am Telefon besprochen, zur Hilfeleistung zur Verfügung und ausserdem wird Herr Nussbaum Vorsorge treffen, dass das Packmaterial zum Einpacken der zerlegten Orgel zur Verfügung steht. Für das Pfeifenmaterial schätzen wir zwei oder drei Packlisten in der Größe von 3 m Länge und ca. 50/50 cm. Ausserdem zum Verschalen der übrigen Teile ca. 40 laufende Meter Schalholz. Ferner zum Einwickeln der Pfeifen ca. 20 Pfund Zeitungspapier und ½ Ballen Holzwolle. Damit unser Gehilfe gleich am Freitag mit den Arbeiten beginnen kann, ist es notwendig, dass dieses Packmaterial zur Stelle ist. Unser Herr Schulz wird auch gleich eine neue Aufnahme machen über die Beschädigung, welche an der Orgel stattgefunden hat und uns hierüber Aufgabe geben, damit wir für die Wiederherstellung dieser Teile Ihnen einen Kostenanschlag unterbreiten können.*

41 Alexander Beer, geb. 1873 in Hammerstein/Westpreußen, ab 1910 Gemeindebaumeister in Berlin und Leiter des Bauamts, Beer hatte großen Anteil an zentralen Bauvorhaben der Jüdischen Gemeinde (u. a. Jüd. Waisenhaus in Pankow), bei der Errichtung und Umgestaltung von Synagogen, sozialen Einrichtungen und jüd. Kulturbauten; Deportation, ermordet 8. 5. 1944 in Theresienstadt.

42 Seesener Speditionsfirma.

43 Gemeint sind offensichtlich die Vergütungen für Nußbaum Tätigkeiten als Tempel-Verwalter.

44 Gemeint ist der Verkauf des jüdischen Friedhofsgeländes oberhalb der Seesener Dehnestraße. Der Industrielle Fritz Züchner hat durch diesen Kauf und die Einzäunung des Areals als Privatbesitz größere Zerstörungen am Friedhof verhindert. Heute lässt sich feststellen, dass bei den Grabstelen, die mit Inschriften auf Metall, evtl. mit Emaillebezug gestaltet waren, geraubt worden sind. Nach 1945 ist der Friedhof wieder in jüdischen Besitz gekommen.

45 Typoskript (Durchschlag) eines Briefes an die Jacobson-Stiftung in Hamburg, Auftragsbestätigung durch Fa. Hammer, 9. 10. 1937, Brief in Privatbesitz.

Wir danken Ihnen für den geschätzten Auftrag und hoffen, die Arbeiten wunschgemäß zur Ausführung zu bringen. Mit deutschen Gruss!

Einen Tag später bestätigt Siegfried Nussbaum die Bereitstellung des geforderten Materials und fragt nach, wie viele Tage die Arbeiten in Anspruch nehmen würden.⁴⁶ August Jacobson in Hamburg ist durch Dr. Friedland informiert und sieht dies als *bedauerliche Nachricht*.⁴⁷

Weitere Nachrichten über den Abbau der Orgel sind nicht mehr zu erhalten. Die Orgelteile sollen bei der Seesener Speditionsfirma Fleischmann gelagert worden sein, so sagt man in Seesen. Von dort seien die Teile entweder nach Hamburg oder Berlin gegangen. Neu ist durch die jüngst aufgetanen Privatquellen der Hinweis auf den Wunsch bzw. die Perspektive, die Orgel nach Cincinnati zu verkaufen. In einer Randnotiz eines Schreibens an die Hochbau- und Siedlungsabteilung im Braunschweiger Ministerium vom 23. November 1937 wird ebenfalls auf Cincinnati verwiesen (s. u.). Firmenunterlagen aus der Vorkriegszeit existieren bei der Fa. Fleischmann heute nicht mehr.

Über die Orgel(n) im Jacobstempel gibt es an verschiedenen Stellen unterschiedliche Spekulationen. Die ursprüngliche, also erste Synagogenorgel, ein kleines Orgelwerk, stand nicht im Tempel, sondern im Synagogen-Raum der Jacobson-Schule und wurde 1807 der Kirchengemeinde im nahen Hahausen geschenkt.⁴⁸ Die Vermutung, die erste Orgel im Jacobs-Tempel sei nach 1815 nach Berlin gebracht worden, ist nicht nachweisbar. Diese Vermutung gründet sich auf einen Brief von Leopold Zunz vom 16. Oktober 1815 an Samuel Meyer-Ehrenberg. Wesentliche Argumente sprechen gegen einen Umzug nach Berlin.⁴⁹ Um 1848 soll es einen Orgelneubau durch Conrad Euler aus Gottsbüren gegeben haben.⁵⁰ Belegt ist die Orgel allein durch ein Foto von 1910.⁵¹ Eine gründliche Restaurierung der Orgel und Pfeifen durch die Firma Hammer war bereits für 1918 und 1929 angedacht und ist wohl 1931 realisiert worden.⁵² An dieser Stelle ist nicht der Ort, den Spekulationen folgend auf Spurensuche zu gehen.

Kostenfragen

Am 23.11.1937 schreibt das Hochbauamt Bad Gandersheim an das Ministerium in Braunschweig:⁵³ *Nach dem Schreiben des Rechtsanwalts Br. Mielziner sollen die Kosten für die*

46 Brief in Privatbesitz.

47 Brief vom 11. 10. 1937, Privatbesitz.

48 Wilhelm KALTHAMMER: „...da ein Israelit einer christlichen Kirche eine Orgel schenkt.“ (Seesener Beobachter, 23./24. Mai 1987); FRASSL (wie Anm. 2), S. 82 f.

49 Ebd., S. 96-99.

50 Hinweis in der Orgeldatenbank (Prof. Uwe Pape, Berlin), nach dem es vor 1848 einen Neubau durch Conrad Euler, Gottsbüren gegeben habe [PfA Moringen, 19. 11. 1848].

51 Archiv Jacobson-Gymnasium Seesen.

52 Achim SEIP: Synagogenorgeln aus der Werkstatt Furtwängler & Hammer (Hannover). In: Acta Organologica. Band 31. Kassel 2009. Siehe auch: Brief von Rechtsanwalt Mielziner vom 15. 5. 1937, in dem er auf einen Kostenaufwand von 4200 RM für die Orgel-Restaurierung verweist. – Seip irrt, wenn er schreibt: „In der Pogromnacht 1938 wurde die Orgel zusammen mit der Jacobson-Synagoge zerstört.“

53 Handschriftlicher Entwurf für Brief an Herrn Braunschwg. Finanzminister, Hochbau und Siedlungsabtl., Braunschweig., NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 12.

Räumung der Inneneinrichtung und des Abbruchs des Tempels in voller Höhe erstattet werden, auch soweit sie den Betrag von 1000,-- RM übersteigen. Da diese Forderung nicht genau formuliert ist, können Kosten entstehen, die 2000 MK und noch mehr betragen. Es muß bei der Inneneinrichtung angegeben werden, ob dieselbe in Seesen verbleiben, oder ob sie mit der Bahn oder Kraftwagen nach einem anderen Ort verschickt werden soll. F [Randnotiz: F soweit wie hier bekannt geworden, soll die Orgel nach Amerika geschickt werden.] Es wären dann die Kosten genau zu ermitteln. Zum Abbruch des Tempels ist zu bemerken, daß der Professor Dr. Friedland, der Vertreter der Jacobson-Stiftung, von den Handwerkern in Seesen über den Abbruch des Tempels Kostenaufschläge angefordert hat, danach müßten die Kosten für die Räumung der Inneneinrichtung und des Abbruchs genau festgelegt werden können, um Enttäuschungen vorzubeugen. Genau so verhält es sich mit den Abbruchmaterialien. Müssen diese nach einer anderen Stelle transportiert werden, so entstehen erhebliche Mehrkosten. Würde die Bestimmung (Korrekturen unleserlich) der Jacobson-Stiftung überlassen und müßte der Staat alle tatsächlich entstehenden und aufzuweisenden Kosten übernehmen, so ist nicht zu übersehen, wie hoch die evtl. zu zahlende Summe werden kann. Es wird ratsam sein, darauf hinzuweisen, daß das Hochbauamt die Aufsicht und die Vergabe der Arbeiten übernimmt. Die Verwertung der Inneneinrichtung und der Abbruchmaterialien sowie Beseitigung des Schuttes müßte genau festgelegt werden.

Die geforderte Summe in Höhe von 900 RM für den Grund und Boden entspricht einem Einheitspreis von 3,50 RM pro qm und ist in Bezug auf die große Verbesserung des Schulhofes als angemessen zu bezeichnen.

Im Januar 1938 wendet sich der Braunschweigische Minister für Volksbildung schließlich an den Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.⁵⁴ Nicht nur der Lehrkörper, die Schüler und Eltern nähmen an den *symbolischen Zeichen jüdisch-rationalistischer Geisteshaltung (Davidstern und verschlungenen Händen)*⁵⁵ Anstoß, sondern auch die Bevölkerung der Stadt Seesen betrachtet diesen Zustand als grobe Verletzung ihres Empfindens. Die Empörung habe sich wiederholt durch *Demo-lierungen des Tempels* Luft gemacht. Die Schäden beim Tempel sind entstanden durch Übermalung und Unkenntlichmachung der Symbole und durch die Zerstörung fast aller Fensterscheiben. Das Braunschweiger Ministerium fordert eine Aufhebung der Jacobson-Stiftung im Sinne des § 87 des BGB.⁵⁶ Bei einer Aufhebung der Stiftung könne der Braunschweigische Staat über das Vermögen, einschließlich des Tempelgrundstücks verfügen.⁵⁷

54 Br. Minister für Volksbildung, V II 1594-2/37, 28. Januar 1938 (Entwurf), Archiv JGS, Akte Stiftung.

55 Das Zeichen der Jacobson-Schule von 1810 an, über dem West- auf der West- und Nordportal des Tempels angebracht.

56 Der § 87 Bürgerl. Gesetzbuch befasst sich mit der Zweckänderung oder Aufhebung einer Stiftung wegen Gefährdung des Gemeinwohls – Dabei heißt es jedoch: „Bei der Umwandlung des Zweckes soll der Wille des Stifters berücksichtigt werden, insbesondere soll dafür gesorgt werden, dass die Erträge des Stiftungsvermögens dem Personenkreis, dem sie zustatten kommen sollten, im Sinne des Stifters erhalten bleiben“.

57 Acht Jahre später, 1944 unterzeichnet der Schulleiter Heydecke als „kommissarischer Stiftungsvorstand“ der Jacobson-Stiftung den Enteignungsvertrag („Kaufvertrag“), der br. Staat wird durch das Hochbauamt Gandersheim vertreten. – Verhandlung vor dem Amtsgericht, protokolliert mit Datum 17.6.1944, Archiv JGS, Seesen, Akte Stiftung.

Die Verfügung

Am 12. März 1938 berichtet der Schulleiter an den Minister für Volksbildung in Braunschweig⁵⁸ über den *Judentempel in Seesen*: Die Inneneinrichtung des Gebäudes sei auf Veranlassung jüdischer Kreise herausgeholt und beim Spediteur Fleischmann in Seesen gestapelt worden. Im Herbst 1937 sei die Orgel abgebaut worden, am 9. März die Kanzel⁵⁹, ebenso Gestühl und Bänke.⁶⁰ Das Gebäude ist inzwischen nur noch Hülle für einen leeren Raum. Schulleiter Gerade bedauert, dass man nicht in den Zerfallsprozess eingreifen könne. Er schreibt: *Der Tempel bietet in seiner baulichen Verwahrlosung ein abschreckendes Bild und ist dem langsamen, aber unaufhaltbaren Verfall preisgegeben. Leider lässt sich diese Entwicklung nicht so beschleunigen, dass eine Entfernung aus baupolizeilichen Gründen schon zu fordern wäre.*

Am 22. Juni beschreibt das Hochbauamt Bad Gandersheim den aktuellen Zustand wie folgt:⁶¹ *Der Judentempel auf dem Schulhofe der Oberrealschule für Jungen in Seesen hat kein heiles Fenster mehr, der Ziegelbehang an der Ostseite hängt nur in Stücken an der Wand und fällt Stück für Stück bei jedem Windstoß ab und birgt dauernd eine Gefahr für die Jugend.*

Bei dem letzten Gewittersturm sind ferner viel Biberschwänze vom Dach abgerissen und auf den Schulhof gestürzt. Der Wind kann ungehindert in den Raum dringen und wird beim starken Druck das ganze Dach abdecken können. Das Fachwerkgebäude, das 1928 von allen Seiten durch hölzerne Verstrebungspfeiler gestützt worden ist, bietet heute wieder eine Gefahr für Menschen und fremdes Eigentum.

Ich bitte um Mitteilung, ob der § 21 der Bauordnung⁶² angewandt werden soll und ob die Mittel für das Niederreißen evtl. vom Ministerium zur Verfügung gestellt werden könne. Die Jacobsonstiftung in Hamburg 13, Feldbrunnenstr. 24 müßte dann benachrichtigt werden.

Drei Monate später werden die baupolizeilichen Gründe offen gelegt: Die Abrissverfügung der Kreisdirektion Gandersheim vom 25. Oktober 1938 ist an die Jacobsonstiftung in Hamburg adressiert. Begründungen darin sind nicht nur die Gefahren durch herabstürzende Ziegel bei Sturm und Wind, sondern auch die *Baufälligkeit* des Gebäudes: *Das 1928 von allen Seiten durch hölzerne Verstrebungspfeiler gestützte Fachwerkgebäude kann jeden Augenblick einstürzen und musste daher schon von allen Seiten durch Balken abgestützt werden ...*

58 Akte 34, Archiv-Nr. 185/38, 12. März 1938, „Judentempel in Seesen“, Archiv JGS, Akte 34, Bl. 029.

59 Gemeint ist die Predigerestrade mit dem Baldachin vor dem Aron Ha-kodesch.

60 Teile des Inventars sollten nach Berlin in ein Museum gebracht werden. Die bei dem Spediteur Fleischmann untergestellten Objekte gelangten, nachdem sie von der Gestapo beschlagnahmt worden waren, in eine Altmetallsammlung. – Siehe Gerhard BALLIN: Die Jacobson-Schule in Seesen. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. In: Tausend Jahre SEESEN. Beiträge zur Geschichte der Stadt Seesen am Harz 974-1974. Seesen 1974, S. 385. – Es gibt aber auch Aussagen, nach denen die Materialien nach Hamburg geliefert worden seien.

61 NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 13.

62 Gesetz betreffend Bauordnung für das Herzogtum Braunschweig vom 13. März 1899, Helmstedt 1899, 3. Abschnitt, Polizeiliche Bestimmungen für die einzelnen Bauwerke, § 21 Baufällige Bauwerke, S. 16.

Gegen diese Verfügung ist wahlweise binnen einer 2wöchigen Frist vom Tage der Zustellung an gerechnet das Rechtsmittel der Klage beim Verwaltungsgerichtshof in Braunschweig oder die Beschwerde an das Braunschweigische Staatsministerium in Braunschweig zulässig.

Aber es kommt anders, denn innerhalb der gesetzten Frist wird, wie fast überall in Deutschland, auch der Seesener Jacobstempel Opfer eines der zahlreichen Brandanschläge auf die Synagogen in der Reichspogromnacht.

Die Reichspogromnacht

Die Abrissverfügung ist gestellt worden, aber trotzdem wird auch der Seesener Jacobstempel Teil des Fanals: Zwei Wochen später, in der Nacht vom 9. auf 10. November 1938 wird der Tempel endgültig durch Brandschatzung ein Opfer von *Formationen der Partei*. Gegen 2 Uhr nachts, am 10. November 1938, ist an sechs verschiedenen Stellen im Jacobstempel Feuer gelegt worden. Ein Heimschüler hatte einen Lichtschein im Tempel gesehen und den Heimleiter Langenberg geweckt. Dieser holt den Schulleiter, der im Direktorenhaus auf dem Schulgelände wohnt, aus dem Bett. Laut späteren Augenzeugenberichten einiger Alumnatsschüler soll ein Trupp der SS die Brände gelegt haben. SS-Leute sind es auch, die erste Lösversuche verhindern. Die schließlich eintreffende Feuerwehr beschränkt sich allein auf die Sicherung der umliegenden Gebäude.

Der herbeigeholte Synagogenwächter Siegfried Nußbaum wird, wie zwei weitere männliche Juden in Seesen verhaftet. Nußbaum wird zur Synagoge gebracht und beschuldigt, das Feuer selbst gelegt zu haben. Durch das Eingreifen des Heimleiters der Oberschule, Studienrat Langenberg, wird zunächst verhindert, dass der Synagogenwächter von der aufgestachelten Menge ins Feuer geworfen wird, indem er Schutzhaft für ihn verlangt. Auf dem Weg zum Polizeirevier wird der Polizist schließlich von zwei SS-Männern begleitet. Bei einem angeblichen „Fluchtversuch“ wird Siegfried Nußbaum von einem der SS-Männer in den Rücken geschossen und schwer verletzt. Ein Polizist holt einen Seesener Arzt zu Hilfe; mit einem Privatfahrzeug wird der Verletzte in das Krankenhaus nach Osterode gebracht, wo er vier Tage später an seinen schweren Verletzungen stirbt.⁶³

In der Lokalzeitung, dem „Seesener Beobachter“ vom 10. November 1938, steht zu lesen: *Zwei Brände in einer Nacht. Heute nacht gegen 2 Uhr brach in dem ehemaligen, längst baufälligen Judentempel im Hof der Oberrealschule Feuer aus, das in kurzer Zeit sich über das ganze Gebäude erstreckte. Da die Inneneinrichtung aus Holz bestand, fand das Feuer reiche Nahrung. Die Feuerlöschpolizei musste ihre Arbeit darauf beschränken, ein Übergreifen des Feuers auf das Schulgebäude zu verhindern. Gegen 4 Uhr stürzten unter großem Getöse die Nord- und Südwand ein.*

Während die Feuerwehr noch mit Löscharbeiten beschäftigt war, brach um 4 Uhr morgens im Kaufhaus Bloch & Bremer an der Poststraße Feuer aus. Männer der Partei-

63 Vgl. Flores FELGENTRÄGER: Die „Reichskristallnacht“ – unter besonderer Berücksichtigung der Vorgänge in Seesen, Vorwissenschaftliche Übungsarbeit. Braunschweig 1978. – Seesener Beobachter vom 10. 11. 1978 und 12. 1. 1979 mit einem Bericht des ehemaligen Schulleiters Adolf Gerade. – Gerhard BALLIN: Geschichte der Juden in Seesen. Seesen 1979, S. 138-140.

gliederungen, die sofort an den neuen Brandplatz eilten, verhinderten zusammen mit der später vom ersten Brandplatz eintreffenden Feuerlöschpolizei eine weitere Ausbreitung des Brandes auf anliegende Grundstücke.⁶⁴

In den letzten Wochen vor der Pogromnacht ist der Jacobs-Tempel wegen der vom Hochbauamt Bad Gandersheim attestierten Baugefährlichkeit offensichtlich durch Holzstreben abgestützt worden. Denn Kreiszimmermeister Ernst Paetz möchte darüber eine Rechnung an Jacobson in Hamburg schicken.⁶⁵ Er bittet um eine behördliche Bestätigung. Das Hochbauamt Gandersheim bescheinigt ihm, dass die Abstützung auf Anordnung der Kreisdirektion erfolgt sei. Die Kosten dafür habe die Jacobson-Stiftung zu tragen. Falls Sie dort eine Ablehnung erfahren, wollen Sie die Rechnung der Kreisdirektion einreichen, dann wird diese den Betrag einziehen lassen.⁶⁶

Fast einen Monat nach der Reichspogromnacht, am 7. Dezember, greift auch das Gandersheimer Bauamt noch einmal mit einem Brief an die Jacobson-Stiftung in Hamburg in den Abbruchvorgang ein. Es ist ein Brief, der dem Abrissverfahren Hohn spricht: *Mit meiner oben angezogenen Verfügung hatte ich Ihnen aufgegeben, den Judentempel auf dem Schulhof der Oberrealschule in Seesen bis zum 1.12.1938 auf Ihre Kosten niederzureißen. Inzwischen ist der Tempel am 10.11.1938 durch Schadensfeuer vernichtet. Die Überreste liegen aber noch heute auf dem Schulhof und stören den ordnungsgemäßen Schulbetrieb erheblich.*

Zur Niederreißung eines Gebäudes gehört auch die Wegschaffung des Bauschuttes und der sonstigen Überreste. Meine Verfügung vom 25.10.1938 umfaßt daher auch die Verpflichtung zur Wegräumung der Überreste des niedergebrannten Tempels. Die Verfügung ist rechtskräftig, so daß ich schon jetzt die angedrohte Geldstrafe festsetze und die Fortsetzung der Überreste auf Ihre Kosten vornehmen könnte. Ich will aber vorerst hiervon absehen und setze Ihnen zum Forträumen der gesamten Überreste des Tempels eine letzte Frist bis zum 20. Dezember 1938. Die Bauunternehmer Uhde und Lange in Seesen sind bereit, die Arbeiten sofort auszuführen. Ich gebe daher anheim, diese damit zu beauftragen.

Sollten Sie auch dieser Verfügung nicht nachkommen, werde ich die in meiner Verfügung vom 25.10. angedrohten Maßnahmen ergreifen.“⁶⁷

Für den 16. Dezember 1938 findet sich in der Bauamtsakte eine kurze Notiz darüber, dass der Schutt der abgebrannten Synagoge von Seesen inzwischen vom *Kreismaurermeister Fr. Ude*⁶⁸, Seesen, völlig beseitigt sei.⁶⁹ Am 20. Dezember wird ein Betrag von 16,-- RM von der Landesversicherungsanstalt Braunschweig als *Ersatz des Schadens am Gebäude der Oberschule für Jungen in Seesen, der beim Brand des auf gleichem Grundstück befindlichen Judentempels am 10. November 1938 entstanden ist dem Bauamt angewiesen*.⁷⁰

64 Tageszeitung „Seesener Beobachter“, Ausgabe vom 10. 11. 1938. Vgl. die Nachkriegsprozesse NLA-StA 62 Nds Fb. 2 Nr. 1771-1798; 2 Nds. Zg. 2011/044 Nr. 3.

65 Brief von E. Paetz & Sohn, Holzhandlung, Sägewerk, Zimmerei in Seesen, vom 2. 10. 1938 an das Hochbauamt, NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 21.

66 Ebd., Bl. 20.

67 Ebd., Bl. 19.

68 Evtl. Schreibfehler: Uhde?

69 NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 22. Vgl. NLA-StA WF 12 Neu 13 Nr. 20865.

70 Ebd., Bl. 23.

Mit der Zerstörung des Jacobstempels sind noch nicht alle lästigen Fremdkörper⁷¹ (Gerade) aus dem Schulbereich eliminiert worden. Noch existiert die Ehrentafel mit den Namen der im 1. Weltkrieg gefallenen ehemaligen Lehrer und Schüler der Jacobson-Schule in der Aula.⁷² In einem Geheim-Schreiben des Braunschweigischen Ministers für Volksbildung vom 16. Februar 1939 an die Direktoren sämtlicher öffentlicher höherer Lehranstalten wird auf den Geheim-Erlass des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 14. 2. 1939 hingewiesen und zur Beachtung mitgeteilt: Laut Führer-Entscheidung heißt es: *Auf bereits bestehenden Denkmälern und Ehrentafeln werden die Namen der Juden nicht entfernt. ... Auf Denkmälern und Ehrentafeln, die erst errichtet werden sollen seien die Namen nicht mehr anzubringen.*⁷³

Die letzten „lästigen Fremdkörper“

Einen Monat später kommt es in Seesen zu einer eigenmächtigen Korrektur an der Gedenktafel in der Schulaula durch den Studienrat Winkel. Darüber erstattet Schulleiter Gerade dem Braunschweiger Ministerium Bericht, das am 24. April mit folgender Stellungnahme antwortet: *Die Beanstandung der Gedenktafel wegen ihrer freimaurerisch-jüdischen Symbole⁷⁴ ist durchaus zu Recht erfolgt, und es ist mir nicht verständlich, warum Sie mir nicht sofort im Anschlusse an die Aufforderung durch die Polizei berichtet haben. Es wäre dann nicht zu der Eigenmächtigkeit des Studienrats Winkel, die durchaus zu missbilligen ist, gekommen...*⁷⁵

In Hinblick auf die Verfügung Hitlers in Bezug auf den Umgang mit den Denkmälern hat sich jedoch durch die Tat des Studienrats eine neue Situation ergeben. Das Ministerium ergänzt: *Da die Ehrentafel in ihrer jetzigen Form nicht länger geduldet werden kann, kommt Ziffer 2 des mitgeteilten Erlasses vom 14. Februar in Betracht. Auf der neuen Tafel sind nach dem Erlasse die Namen der gefallenen Juden nicht anzubringen. Ich ersuche, mir umgehend einen Kostenanschlag für die neue Gedenktafel vorzulegen. Weiter ist mir ein Kostenanschlag für die Beseitigung sämtlicher übrigen Symbole, die an die jüdische Vergangenheit Ihrer Schule erinnern, vorzulegen.*⁷⁶

In der Folge dieses Erlasses werden umgehend, spätestens bis zum Juli 1939, auch das Porträt-Relief des Schulstifters Israel Jacobson und die Texttafel über dem Eingangsportal neben dem Alumnatsgebäude unkenntlich gemacht.⁷⁷ (Abb. 14).

71 Brief Gerades, (s. o.), Akte 34, Nr. 37/37, Archiv JGS.

72 Fritz Henning Seesen fecit (unten rechts); Anmerkung auf der Tafel: „Die Namen sind nach dem Abgangsjahr geordnet“. – Reproduktion nach Glasnegativ im Besitz des Städtischen Museums Seesen.

73 Der Braunschweigische Minister für Volksbildung, V II 62/39 g, 16. 2. 1939, Archiv JGS, Archiv-Nr.: AG33, Bl. 033. (Akte Geheimverfügungen).

74 Gemeint ist in erster Linie das Motiv der verschlungenen Hände.

75 Der Braunschweigische Minister für Volksbildung, V II 62-1/39 g, 24. 4. 1939, Archiv JGS Archiv-Nr.: AG 33, Bl. 043.

76 Ebd.

77 „Die Beseitigung der sonstigen Symbole, die an die jüdische Vergangenheit der hiesigen Schule, ist inzwischen aus laufenden Haushaltsmitteln erfolgt.“ – Schulleiter Gerade, Mitteilung an die Schulbehörde vom 6. Juli 1939, Az. 185-1/39, Aktennotiz im Archiv JGS, Akte Geheimverfügungen, Blatt 44/45.

Die Zerstörung des Jacobstempels zieht sich über vier Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft hin. Es sind die Briefe des Schulleiters Adolf Gerade, die am stärksten ideologie-lastig sind: *Befremdlich und störend* sei eine jüdische Kultstätte inmitten des Schulhofes einer nationalsozialistischen Anstalt. Die *unlieben Spuren der Vergangenheit* seien zu *tilgen* aus der *Pflanzstätte für den Geist der nationalsozialistischen Bewegung*. Er wehrt sich, dass das Image seiner Schule als *Judenschule* immer noch *unausrottbar* sei, obwohl seit 1935 das *Schülerheim völlig judenfrei* sei. Der Tempel sei ein *Fremdkörper*, ein *wesensfremdes Bauwerk*, ein *Überbleibsel aus verklungenen Zeiten*, das den *Lebenswirklichkeiten der Gegenwart* und dem gesunden *Volksempfinden*, ... den heutigen *Grundanschauungen des Deutschen Volkes* zuwider sei. Gerade sieht den *Judentempel als Teil eines besonders ärgerlichen Reliktes einer überwundenen Epoche*, das *uns Platz und Sonne raubt*, nicht nur räumlich, sondern auch geistig-seelisch als *Zeichen der jüdisch-rationalistischen Geisteshaltung*. Der Geschichts- und Deutschlehrer weiß die NS-Sprache zielsicher einzusetzen.

Im Gegensatz dazu argumentiert das Bauamt in der Regel eher sachlich. Die Abrissverfügung im Oktober 1938 erscheint nachvollziehbar in Hinblick auf eine tatsächliche Gefahr für die Schüler auf dem Schulhof.

Inwieweit die Einschätzung der Bausubstanz (Träger etc.) auch nach und trotz der Restaurierung des Tempels marode (*in den unteren Teilen stark angefault*) von 1928 richtig gewesen ist, ist nicht nachprüfbar. Wichtig aber erscheint, dass die „Argumente“ für die Abrissverfügung im Oktober 1938 durch die Taten auf dem Seesener Schulhof seit 1934 nur der „logische“ Endpunkt für ein in den Jahren längst Realität gewordenes „Problemlösen“ geworden sind, nämlich für die Beseitigung eines *ärgerlichen Reliktes einer überwundenen Epoche*. Die Fakten der vorangegangenen Zerstörungen und Schändungen haben die letzten Argumente geliefert.

Deutsche Heimschule und die letzte Enteignung

Seit August 1935, im Zuge der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht, fordert der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, an geeigneten Internaten/Alumnaten Freistellen, bzw. ermäßigte Stellen für Söhne von Offizieren und Wehrmachtsbeamten zu schaffen. Das betrifft auch die Seesener Oberschule.⁷⁸ Der Kriegsminister fordert eine Vermehrung der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten.⁷⁹

Schulleiter und SA-Mitglied Adolf Gerade wird, zusammen mit elf von 20 Lehrkräften, zu Kriegsbeginn zum Heeresdienst eingezogen. Neuer Schulleiter wird ab 1942 Hans Heydecke. Am 5. April 1943 wird die Seesener Oberschule der Inspektion der Deutschen Heimschulen unterstellt. Zwei Studienräte sollen im Frühsommer 1943 erlassgemäß zeitweise an die Napola Plön bzw. die Deutsche Heimschule Eichenbrück abgeordnet werden.

⁷⁸ Schreiben des Ministeriums vom 9. 8. 1935, Archiv JGS, Akte 2, A2 Bl. 062, S. 2.

⁷⁹ Ebd. S. 3. – Siehe: FRASSL (wie Anm. 2), Ehemalige jüdische Schule – Internat, Deutsche Heimschule oder Napola?, S. 286-294.

Unmittelbar nach der Pogromnacht, Briefentwurf mit Datum 22. November 1938, hatte sich das Braunschweigische Ministerium für Volksbildung an den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung mit der Bitte um Auflösung der Jacobson-Stiftung gewandt. Dr. Müller schrieb im Auftrag des Ministers: *Nachdem durch den Parisermord die Regelung der Judenfrage in Deutschland in ein neues entscheidendes Stadium getreten ist, erscheint mir die Lage für die von Ihnen angesprochene Änderung der Satzungen der Jacobsonstiftung von Grund auf verändert. Der Judentempel in Seesen ist bei den Unruhen am 9. 10. d. Mts. bis auf den Grund niedergebrannt. ... Meiner Auffassung nach ist die Lage in der Judenfrage jetzt so, daß einer Auflösung der Stiftung endgültig nähergetreten werden können.*⁸⁰

Schulleiter Heydecke ist am 31. März 1942 vom Landrat in Gandersheim als Aufsichtsbehörde zum kommissarischen Vorstand der Jacobson-Stiftung bestellt worden. Er macht der Braunschweiger Behörde gegenüber den Vorschlag, die Stiftung umzubenennen in *Seesen-Stiftung oder Gerade-Stiftung ... da unter dem Oberstudiendirektor Gerade die Reinigung der Schule von jüdischen Elementen und ihre Umwandlung in eine nationalsozialistische Anstalt stattgefunden hat.*⁸¹ Der alte Name jedoch bleibt offensichtlich bestehen.

Im Schreiben des Braunschweigischen Finanzministeriums an das Bauamt Gandersheim, betr. *Überlassung des Planes 205 in Seesen seitens der Jacobsonstiftung an das Land Braunschweig* spricht erneut der Name *Jacobsonstiftung* den Vorgängen Hohn: *In der Anlage lasse ich Ihnen eine Vollmacht des Herrn Braunschweigischen Ministerpräsidenten vom 31. März 1944 nebst einem Vertragsentwurf in 5 Exemplaren zugehen mit dem Ersuchen, das Erforderliche zur Übertragung des Planes Nr. 205 der Jacobsonstiftung in Seesen an das Land Braunschweig zu veranlassen. Die Jacobsonstiftung wird durch ihren kommissarischen Vorstand, Oberstudiendirektor Heydecke vertreten. Ich bitte, sich mit ihm, der unterrichtet ist, in Verbindung zu setzen, damit alsbald beim Amtsgericht Seesen Termin zur Beurkundung des Vertrages und der Auflassung anberaumt werden kann. Diesen Termin bitte ich durch einen Beamten mit entsprechender Untervollmacht wahrnehmen zu lassen. Damit ist dann die Löschung des im Entwurf des Vertrages näher bezeichneten Wegerechts zu beantragen, das ja durch die Übertragung des berechtigten Grundstücks an das Land, das schon Eigentümer des belasteten Grundstücks⁸² ist, praktisch hinfällig geworden ist. Ich erwarte alsbaldigen Bericht.*⁸³

Wegen dieser Grundbuchsache wird zum Abschluss des Kaufvertrages der Sonnabend-Vormittag, 17. Juni 1944, im Amtsgericht Seesen anberaumt.⁸⁴ Im Protokoll der Sitzung ist das Folgende zu lesen: *Die Übereignung erfolgt mit Rücksicht darauf, daß der Plan Nr. 205 ebenso wie der ihn umschließende bereits dem Lande Braunschweig gehö-*

⁸⁰ Briefentwurf in Kopie im Archiv JGS.

⁸¹ Brief Heydeckes vom 31. 8. 1942, Archiv JGS.

⁸² Mit dem „belasteten Grundstück“ ist der Schulhof gemeint; das „Wegerecht“ der jüdischen Gemeinde war durch den „Servitutweg“ im Plan Abb. 4 ausgewiesen. In einer handschriftlichen Notiz vom 19. 6. 1944 (Gandersheim) ist in roter Schrift besonders vermerkt: „Plan 205 ist das Stück, wo der Judentempel gestanden hat. / Plan 205a ist das übrige Schulgrundstück“. NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 31.

⁸³ Ebd., Bl. 26.

⁸⁴ Ebd., Bl. 27.

rende Plan Nr. 205a zu Schulzwecken benutzt werden soll, ohne Entgelt. ... Die Erschienenen [Bauverwalter Ernst K. vom Hochbauamt und Schulleiter Heydecke] bewilligen und beantragen hiermit die Löschung des Wegerechts aus dem Grundbuch. Der Wert des Gegenstandes der Auflassung beträgt 750 RM.⁸⁵

Anfänge des Gedenkens nach dem Krieg

Nach dem Kriegsende bildet sich in Seesen zunächst wieder eine jüdische Gemeinde. Die meisten Mitglieder sind dabei sogenannte DPs (Displaced Persons), die u. a. zeitweise im ehemaligen Alumnatsgebäude der ehemaligen Jacobson-Schule untergebracht sind. Henry Nußbaum, Bruder des in der Reichspogromnacht erschossenen Synagogenverwalters Siegfried Nußbaum, ist verständlicherweise der Initiator und Antragsteller im Namen der Gemeinde und beantragt am 28. Juni 1946 die Errichtung eines Denkmals auf dem ehemaligen Synagogenareal.⁸⁶ Verhandlungen zur Rückübertragung des Geländes werden aufgenommen.

Ein Vermerk eines Bauverwalters des Hochbauamtes Bad Gandersheim vom 27. August 1946 klingt an manchen Stellen noch unsicher: *Gemäss telf. Anruf der jüdischen Gemeinde Seesen soll der im Grdb. von Seesen Bd. II Bl. 70 eingetragene Plan 205a wieder an den ehemaligen Besitzer zurückgegeben werden. Verhandlungen seien eingeleitet.*

Angeblich liege schon die Genehmigung des Brschwg. Staatsministeriums Abt. für Wissenschaft und Volksbildung vor, dass auf o. a. Plan an der Stelle der ehemaligen Synagoge ein Denkmal errichtet werden darf. Herr Nussbaum von der jüdischen Gemeinde bat mich, am Freitag, den 23. August nach Seesen zu kommen, um den genauen Platz festzulegen.

An dem Tage habe ich dann Herrn Nussbaum in Gegenwart des Herrn Kruse von der Fa. Riefing erklärt, dass die Festlegung des Platzes durch das Vermessungsamt Gandersheim erfolgen müsste, um spätere Rechtsstreitigkeiten zu vermeiden. Außerdem müsste die Genehmigung zum Bau des Denkmals von dem Brschwg. Staatsministerium, Abt. für Arbeit und Technik, Bauverwaltung-Hochbauwesen vorliegen. Letzteres sollte vom Hochbauamt Gandersheim veranlasst werden. Herr Nussbaum hat dann das Vermessungsamt Gandersheim beauftragt den o. a. Plan genau zu vermessen.

Mit den Arbeiten zur Errichtung des Denkmals wurde am Montag, den 26. ds. Mts. begonnen, auch auf die Gefahr hin, dass das Brschwg. Staatsministerium noch Einwendungen hätte, erklärte Herr Nussbaum. Am 10. Sept. sei die Einweihung des Denkmals und da kämen aus allen Teilen Deutschlands Gäste, um daran teilzunehmen. Die Feier könnte daher nicht mehr aufgeschoben werden.

*Eine Zeichnung und eine Abschrift des Schrb. des Brschwg. Staatsministerium, Abt. für Wissenschaft u. Volksbildung wurde mir auf der Baustelle von Herrn Nussbaum überreicht.*⁸⁷

⁸⁵ Ebd., Bl. 29, S. 1-3.

⁸⁶ Ebd., Bl. 36.

⁸⁷ Ebd., Bl. 35. Vgl. NLA-StA WF 12 Neu 13 Nr. 20839 (mit Zeichnungen) und zur Rückübertragung des Grundbesitzes 26 Nds Nr. 671, 966, 2628; 58 Nds Fb. 3 Zg. 2009/037 Nr. 1247.

Das geplante Denkmal ist aus Sandstein errichtet. In der Gestalt fast genaues Vorbild ist das Denkmal in Bergen Belsen, dort allerdings wesentlich größer ausgeführt. Die Inschrift soll lauten (in deutscher, englischer und hebräischer Sprache): Hier stand die im Jahre 1810 von Israel Jacobsohn errichtete Synagoge, welche in der Nacht zum 10. 11. 38 durch Nazi-Terror ein Raub der Flammen wurde. Der Verwalter der Synagoge, Siegfried Nussbaum, wurde gleichzeitig ein Opfer der Nazi-Aktion.⁸⁸

Realisiert wurde der Gedenkstein schließlich mit dem erweiterten Text: *Wir gedenken an dieser Stätte der von Israel Jacobson auf dem Schulhof der Jacobson-Schule 1810 erbauten Synagoge, die in der Kristallnacht zum 10. Nov. 1938 ein Raub der Flammen wurde. Wir gedenken gleichzeitig des Verwalters der Synagoge Siegfried Nussbaum, der in derselben Nacht ein Opfer der Nazis wurde wie alle Gemeindemitglieder, die in den Jahren von 1933 – 1945 durch Greuel ihr Leben lassen mussten. Jüdische Gemeinde Seesen.*

Das Denkmal wurde am 10. September 1946 eingeweiht. Über die im Programmzettel aufgeführten Redner hinaus ist noch Martha Fuchs zu nennen, die als Kultusministerin des Landes Braunschweig an der Feier teilnahm.⁸⁹

Bemerkenswert ist sicherlich, dass es sich um ein Mahnmal handelt, das von der jüdischen Gemeinde initiiert, geplant und bezahlt wurde. Die Rechnung vom Steinbildhauer Wilhelm Plagemann beträgt 1335,80 Mark, spezifiziert heißt das: *1 Denkmal mit Einfriedung (Sandstein) 1132,-- Mk / 240 Buchstaben Hebräisch vertieft geh. 84,-- Mk / 386 Buchstaben Deutsch vertieft gehauen 115,80,-- Mk / 4 Sterne vertieft gehauen 4,-- Mk.*⁹⁰

Bis zum Umzug der *Seesener Oberschule* in einen Neubau im Schulzentrum 1972 markierte das Denkmal auf dem Schulhof den Ort, wo der Tempel gestanden hatte. Mitte der 1970er Jahre wurden die alten Schulgebäude, ausgenommen der Alumnatsbau von 1889, abgerissen und das Synagogen-Denkmal quasi in der „Diaspora“ aufgestellt, mitten auf einer grünen Wiese hinter einem Mini-Golf-Platz, unbeachtet von Passanten und eigentlich vergessen. Das Seesener Gymnasium änderte 1975 seinen Namen in *Jacobson-Gymnasium* und stellte sich wieder verstärkt der Erinnerung an die jüdische Tradition. Anlässlich der Umgestaltung des Seesener Schulzentrums an der St. Annen-Straße bekam das Mahnmal einen neuen Platz neben dem Gymnasium.

Rückblick und Zusammenfassung

Ende der 1920er Jahre hatte sich der Seesener Jacobs-Tempel in einem schlechten Zustand befunden, so dass eine Restaurierung dringend notwendig geworden war. Direktor Dr. Friedland warb 1928 um Spendengelder. Für eine Sanierung würden etwa 8.000 RMk gebraucht. Aus New York kamen Spenden von 2.500 Dollar zur Instandsetzung von Orgel und Tempel. Es gab amerikanische Kunstenthusiasten, die den Tempel für 10.000 \$ kau-

⁸⁸ Ebd., Bl. 38.

⁸⁹ Martha Fuchs (1892 – 1966), SPD-Stadtverordnete im Braunschweiger Landtag nach den Wahlen 1925 und 1927, von der Gestapo verfolgt und 1944-1945 im KZ Ravensbrück interniert, nach dem Krieg Ratscherrin in Braunschweig, 1959 – 1964 Oberbürgermeisterin.

⁹⁰ NLA-StA WF 77 Neu 3 Nr. 134, Bl. 39.

fen wollten, um ihn anschließend abzutragen und in Chicago wieder aufzubauen.⁹¹ Letztendlich wird der Tempel innen und außen saniert, Pfeiler werden vor die Längswände gesetzt und die wöchentlichen Gottesdienste finden statt.

Die seit 1934 immer wieder vorkommenden Handlungen gegen den Tempel beginnen im Kleinen und steigern sich im Zuge der Zerstörungen. Die schulterzuckenden Argumente des Schulleiters gegenüber der Jacobson-Stiftung, sowie seine Argumente für einen Abriss den Behörden gegenüber sind in zahlreichen Akten belegt. Die Abbruchgründe werden schließlich durch die zunehmenden „Verletzungen“ des Jacobstempels verstärkt. Am Ende gibt die Jacobson-Stiftung 1937 den Kampf um das historische Kulturdenkmal auf und versucht, aus dem Inneren zu retten, was noch unzerstört und verwertbar ist. Die Abrissverfügung liegt längst auf dem Schreibtisch von August Jacobson in Hamburg, zwei Wochen bevor der Brandanschlag den Tempel restlos zerstört. Aber es brennt in der Reichspogromnacht nur noch die architektonische Hülle, eingefügt in die Reihe der anderen brennenden Synagogen in Deutschland. Spätestens der Brandanschlag markiert das Ende des Traums von Israel Jacobson. Erst gegen Ende der 1990er Jahre wird in Seesen verstärkt wieder die Geschichte der Jacobson-Schule thematisiert, weiter erforscht und Zerstörtes rekonstruiert. Diese Geschichte erleben die Schülerinnen und Schüler des Jacobson-Gymnasiums als sozusagen Beteiligte, emotional Berührte, als einen Teil „ihrer“ Geschichte, wenn sie sich zum Beispiel bewusst machen, wie viele ihrer „Schulkameraden“ der Jahrgänge ab ca. 1860 Opfer der Shoah geworden sind: Rolf Ballof, langjähriger Schulleiter des Gymnasiums hat im Totenbuch etwa 260 Namen zusammen gestellt.

Im Jahr 2010 wurde das Seesener Städtische Museum renoviert und neu konzipiert. Seitdem wird die Geschichte der Jacobson-Schule und des Tempels in drei Räumen thematisiert. Zerstörtes ist rekonstruiert worden, präsentiert in einem Kurzfilm mit virtuell erlebbarem Innenraum und anhand eines exzellenten, bis in Details exakten Holzmodells des Jacobs-Tempels.

91 FRASSL (wie Anm. 2), S. 268 f.



Abb. 1: Jacobsohn-Schule mit Tempel, Postkarte 1898.



Abb. 2: Das Innere des Jacobstempels in Seesen, Blick Richtung Bima, Predigerbaldachin und Aron haKodesch, Fotografie 1899. Willy von Franquet, Fotograf in Braunschweig, ehemaliger Jacobson-Schüler. – Archiv JGS (Jacobson-Gymnasium Seesen).



Abb. 3: Der Jacobstempel in Seesen, Foto um 1930. Archiv Jacobson-Gymnasium Seesen (Fotograf unbekannt, Archiv JGS).

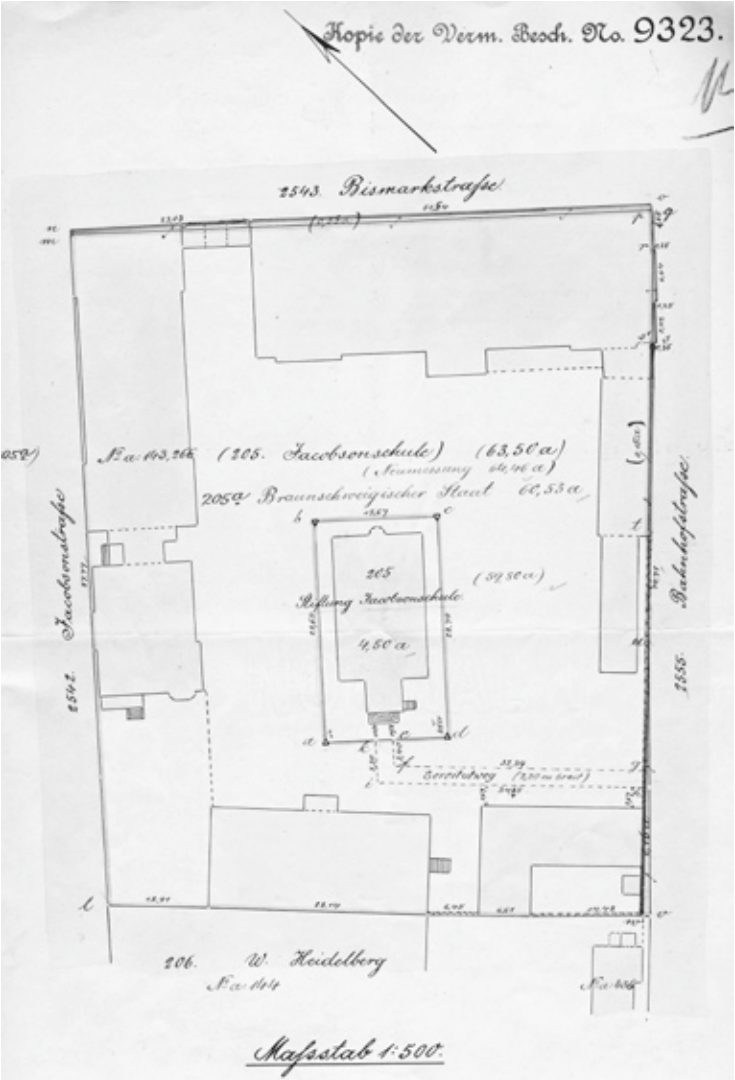


Abb. 4: Grundrissplan der Schulanlage mit Ausweisung des Tempelgrundstücks und Servitutweg, 1922. Archiv Städtisches Museum Seesen.



Abb. 5: Schüler, dem Fotografen posierend, beim Gerwerfen auf dem Schulhof, Foto um 1934. Die Wurfrichtung wäre auf den inmitten des Schulhofes stehenden Tempel gerichtet. Fotograf unbekannt, Archiv Städtisches Museum Seesen und JGS.



Abb. 7: Standbild aus dem Film über das Leben im Schülerheim, ca. 1937.



Abb. 6: Standbilder aus der 2. Sequenz des Films über das Leben im Schülerheim, ca. 1937.

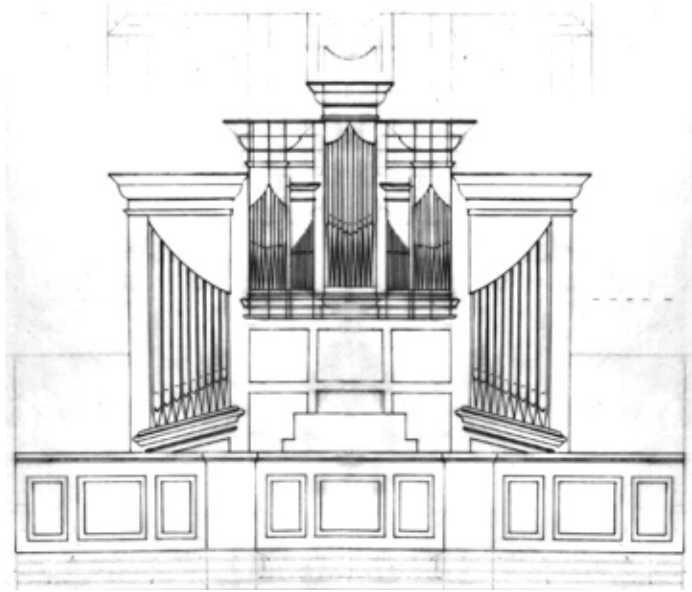


Abb. 8: Die Orgel im Jacobstempel, maßgenaue Rekonstruktion nach einer Fotografie von 1910. Rekonstruktion: Joachim Frassl, 2005.

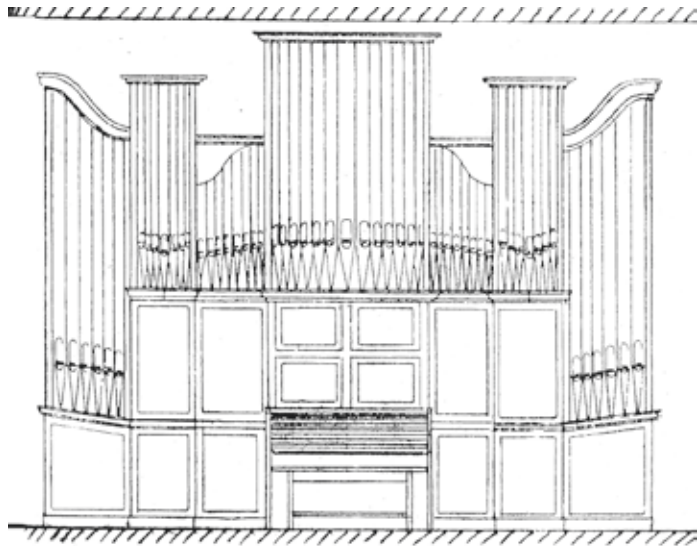


Abb. 9: Gehäuseentwurf für eine neue Orgel im Jacobstempel, Fa. Hammer, Hemmingen, 1931. Archiv der Firma Hammer, publiziert in: *Acta Organologica* Band 31, Kassel 2009 S. 345, Achim Seip, *Synagogenorgeln aus der Werkstatt Furtwängler & Hammer* (Hannover)



Abb. 10: Der brennende Jacobs-Tempel.



Abb. 11: Das Feuer hat den Dachaufbau erfasst. Fotografien eines Heim-Schülers aus dem Obergeschoss des Alumnatsgebäudes. Archiv JGS.



Abb. 12: Der brennende Tempel nach dem Einsturz des Daches.



Abb. 13: Der Schuttberg in den Tagen danach. Fotografien eines Heim-Schülers aus dem Obergeschoss des Alumnatsgebäudes. Archiv JGS.



Abb. 14: Zerstörtes Jacobson-Portrait im Relief über dem Haupteingang der Schule.

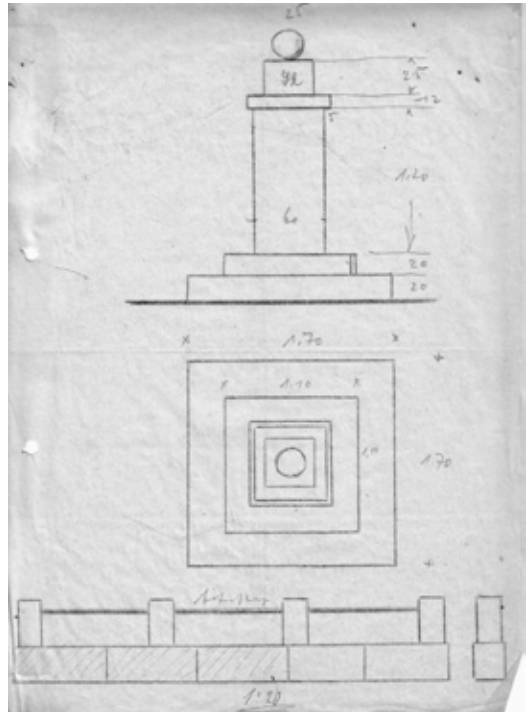


Abb. 15: Denkmalentwurf 1946.



Abb. 16: Gedenkstein auf dem Schulhof der Seesener Oberschule, Blick Richtung Turnhalle und Jacobson-Straße, Foto 1946.

Ein berühmter Historiker aus Braunschweig – Helmut Beumann (1912–1995) zum Gedenken

von

Manfred R. W. Garzmann

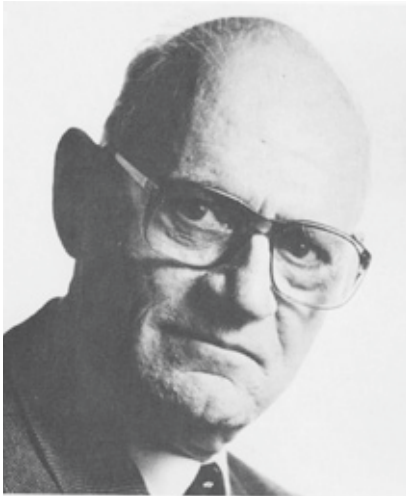
Weithin ist Braunschweig als Stadt der Naturwissenschaften bekannt, als deren Ahnherr Carl Friedrich Gauß, der weltberühmte „princeps mathematicorum“ gilt, der hier am 30. April 1777 geboren wurde. Indessen haben auch die vom Philosophen Wilhelm Dilthey (1833–1911) wissenschaftstheoretisch begründeten Geisteswissenschaften in der Stadt Heinrichs des Löwen ihren angestammten Platz besessen. Als einer der bedeutendsten deutschen Mediävisten des 20. Jahrhunderts erblickte Helmut Beumann in Braunschweig das Licht der Welt.

Einen Historiker des Mittelalters stellen wir uns allzu gerne als eine seltsame Mischung aus einem verträumten und zugleich detektivischen Menschen vor: verträumt deshalb, weil vorzugsweise für das hohe Mittelalter seit dem 19. Jahrhundert zahlreiche suggestive Träume angeboten sind: einstige Kaisergröße, römische Antike und katholische Abendlandseinheit, konkretes Ordnungsdenken, der Staat als engmaschiger Personenverband mit unverbrüchlicher Treue zum König sowie geschlossener Gemeinschaft statt offener Gesellschaft. Detektivisch deshalb, weil das Mittelalter zeitlich ellenlang zurückliegt, und alles Wesentliche aus zumeist dünnen Spuren, zahllosen Fragmenten und den mehr oder weniger zuverlässigen Aussagen interessierter Zeugen rekonstruiert werden muss.

„Demütiger Sinn, Wissensdrang, abgeschiedenes Leben, schweigsames Forschen, arm sein, in der Fremde leben“ – mit diesen höchst einprägsamen Worten beschrieb der während der frühmittelalterlichen Scholastik einflussreiche Philosoph Bernhard von Chartres im 12. Jahrhundert die unerlässlichen Bedingungen einer *vita contemplativa*, unter denen ein Gelehrter etwas Neues entdecken könnte. Diesem hohen Ideal hat in vollem Umfange der Mediävist Helmut Beumann zeitlebens entsprochen, der am 14. August 1995 nach schwerer Krankheit, die ihn schon seit längerem jedwedes öffentliche Auftreten meiden ließ, in Marburg (Lahn) im Alter von 82 Jahren verstarb.¹

Als Sohn des Regierungsbaumeisters Karl Beumann (geb. am 03. November 1881 in Braunschweig) und seiner aus dem anhaltischen Dröbel (Kreis Bernburg/Saale) stammenden Ehefrau Elisabeth, geb. Leithold, wurde Helmut Beumann am 23. Oktober 1912 in Braunschweig geboren. Nachdem der Vater am 01. Oktober 1914 – zwei Monate nach

1 Dieser Beitrag beruht auf den Kurzbiographien Helmut Beumanns im *Catalogus professorum academiae Marburgensis*. Band 2: von 1911 bis 1971. Bearbeitet von Inge AUERBACH. Marburg 1979 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 15,2), S. 466 und in KÜRSCHNERS *Deutschem Gelehrten-Kalender*. 1. Band: A–H. Berlin 1992, S. 241 sowie auf der umfangreichen Publikation „Helmut Beumann (1912–1995)“ von Jürgen PETERSOHN. Sigmaringen 1997 (Vorträge und Forschungen. Sonderband 43) und auf persönlichen Tagebuchaufzeichnungen des Verfassers.



Helmut Beumann (1912–1995)

Ausbruch des Ersten Weltkrieges – als Soldat tödlich verwundet worden war, kehrte die Witwe mit ihrem fast zweijährigen Sohn in ihr heimatliches Bernburg zurück. Dort hat Helmut Beumann – nach erneuter Eheschließung seiner Mutter sowie vorübergehendem Aufenthalt und Schulbesuch (ab 1919) in Köln – zu Ostern 1931 auf dem Karls-Gymnasium das Abitur abgelegt. Zum Sommersemester desselben Jahres begann er sein Studium der Germanistik, Philosophie, Latein und Geschichte an der Universität Leipzig, wo ihn die wissenschaftlichen Ansätze des dort seit 1923 lehrenden jüdischen Mediävisten Siegmund Hellmann (geb. 1872, gest. 1942 im nationalsozialistischen Konzentrationslager Theresienstadt) am nachhaltigsten beeinflussten² und wechselte vier Semester später zur

Friedrich-Wilhelm-Universität nach Berlin. Seine ursprünglich starken technischen und musikalischen Neigungen wurden durch eine zufällige, jedoch intensive Begegnung mit dem Magdeburger Historiker und Archivar Adolf Diestelkamp verstärkt in das archivari-sche Berufsbild gelenkt, und zwar als Bewahrer der geschichtlichen Überlieferung sowie als akribischer Erforscher der reichhaltigen Geschichte seiner engeren Bernburger Heimat und des benachbarten geschichtsträchtigen Harzvorlandes mit seinen vielfältigen mittelalterlichen Zeugnissen und Dokumenten. Seine bereits seit 1932 als junger Student publizierten wissenschaftlichen Aufsätze zu verschiedenen Objekten und Institutionen seiner Bernburger Heimat lassen schon in diesem frühen Stadium das Thema seiner Dissertation deutlich anklingen, nämlich die Urkunden der Halberstädter Bischöfe während des hohen Mittelalters.

Der entscheidende Hinweis zu diesem wissenschaftlichen Projekt stammte von seinem späteren Kollegen am Staatsarchiv Magdeburg, Adolf Diestelkamp (1900–1955).³ Robert Holtzmann (1873–1946), seit 1930 Professor für mittlere und neuere Geschichte an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, hatte den jungen Doktoranden in fast väterlicher Weise und bei dessen größtmöglicher Unabhängigkeit betreut. Bereits 1936 wurden seine „Beiträge zum Urkundenwesen der Bischöfe von Halberstadt 965–1241“ als Dissertation angenommen, erschienen 1939 als Band 16 der renommierten Serie „Archiv für Urkundenforschung“ und erhielten von kompetenter Seite höchstes Lob.⁴

Mit bemerkenswertem Engagement und trotz extrem widriger Zeitumstände beschritt Helmut Beumann den für ihn lebenswichtigen Weg in das Archiv, das ihm stets als zent-

2 Helmut BEUMANN (Hrsg.): Siegmund Hellmann. Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze zur Historiographie und Geistesgeschichte des Mittelalters. Darmstadt 1961.

3 Wolfgang LEESCH: Die deutschen Archivare 1500–1945. Band I: Verzeichnis nach ihren Wirkungsstätten. Münchens 1985, S. 67.

4 Rezension von Hans-Walter KLEWITZ im Deutschen Archiv 4 (1941), S. 249 f.

raler Ort des kollektiven historischen Gedächtnisses der gesamten Menschheit galt. Nach seiner von 1937 bis 1939 absolvierten, verbindlich vorgeschriebenen Fachausbildung für den höheren Archivdienst am 1930 gegründeten Institut für Archivwissenschaft (IfA) in Berlin-Dahlem⁵ begann er am 01. April 1939 seinen Dienst als Assessor im Staatsarchiv Magdeburg, wurde jedoch bereits am 01. März 1940 zur Wehrmacht eingezogen. Wie für zahlreiche Gelehrte seiner noch im Deutschen Kaiserreich geborenen Generation bedeutete der Zweite Weltkrieg auch für Helmut Beumann sowohl eine scharfe Zäsur seiner Lebensplanung als auch einen wissenschaftlichen Neubeginn. Denn als er nach über achtjähriger Vakanz erneut mit wissenschaftlichen Studien öffentlich hervortrat, erfuhren seine Themen einen fundamental anderen Akzent: „Widukind von Corvei als Geschichtsschreiber und seine politische Gedankenwelt.“

Seine langgehegte Absicht einer baldigen Habilitation hatte Helmut Beumann niemals aufgegeben. Unter heutzutage gänzlich unvorstellbaren schwierigen Bedingungen verfasste er als Soldat an der hartumkämpften Ostfront, dort von jedweder Primär- und Sekundärliteratur sowie seinen geliebten historischen Quellen weitestgehend isoliert, seine Habilitationsschrift über „Widukinds literarische Stellung“, die erst 1950 unter dem erweiterten Titel „Widukind von Corvei. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts“ im Druck erscheinen konnte.⁶ Seine umfangreiche Studie löste insofern einen Paradigmenwechsel in der deutschsprachigen Mediävistik aus, als es ihm überzeugend gelang, neben der faktenbezogenen Ausschöpfung der primären Quellen nunmehr ebenbürtig die Perspektiven der Ideenwelt des Geschichtsschreibers zu setzen. Aufgrund dieser glänzenden Abhandlung verlieh ihm die Philipps-Universität zu Marburg (Lahn) am 27. Juli 1944 den akademischen Grad eines Dr. phil. habil. In den letzten Oktobertagen desselben Jahres absolvierte Helmut Beumann die von der Reichshabilitation-Ordnung verbindlich vorgeschriebene „öffentliche Lehrprobe“ über „Das Problem des Zusammenhanges zwischen Altertum und Mittelalter: die Tradition und das Neue.“⁷ Erst am 08. Mai 1946 – exakt ein Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges – war es ihm möglich, seine Antrittsvorlesung über das Thema „Das Herrschaftsbild in der mittelalterlichen Literatur“ an der Marburger Universität zu halten und seine Lehrtätigkeit an der vom Zweiten Weltkrieg unversehrt gebliebenen idyllischen Stadt an der Lahn aufzunehmen. Zunächst (1946/47) als Universitätsdozent eingestellt, erhielt er 1952 seine Ernennung zum außerplanmäßigen Professor für „Mittlere und neuere Geschichte und historische Hilfswissenschaften.“ Im Sommersemester 1956 wurde Helmut Beumann als ordentlicher Professor mit den zuvor erwähnten Fachgebieten an die Rheinische Friedrich-Wilhelm-Universität nach Bonn als Nachfolger von Walther Holtzmann (1891–1963)

5 Walter HEINEMEYER: 40 Jahre Archivschule Marburg 1949–1989. In: Archiv für Diplomatik 35 (1989), S. 631–671, hier S. 633.

6 Hierzu kürzlich zusammenfassend: Matthias SPRINGER: Widukind von Corvey. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 33 (2006), S. 586–592. – Neuere Bewertungen des gesamten Komplexes von Matthias BECHER: Das sächsische Herzgotum nach Widukund von Corvey. In: Geschichtsvorstellungen. Bilder, Texte und Begriffe aus dem Mittelalter. Festschrift für Hans-Werner Goetz. Hrsg. von Steffen PATZOLD u. a. Wien 2012, S. 102–114 sowie von Matthias SPRINGER: Sagenhaftes aus der Geschichtswissenschaft. In: ebd., S. 115–152.

7 PETERSOHN (wie Anm. 1), S. 13 ff., 35 ff.

berufen. Jedoch bereits zum Jahresbeginn 1964 kehrte er nach Marburg zurück, und zwar gemeinsam mit dem renommierten Verfassungshistoriker Walter Schlesinger (1908–1984, 1973 emeritiert) auf den inzwischen geteilten Lehrstuhl seines Habilitationsvaters Edmund Ernst Stengel (1879–1968), der von 1914 bis 1946 mit einer kurzen Unterbrechung das historische Großinstitut zu Marburg/Lahn leitete.

Annähernd zwei Jahrzehnte bis zu seiner am Ende des Sommersemesters 1981 erfolgten Emeritierung hat sich Helmut Beumann, der während seiner Bonner und Marburger Lehrtätigkeit insgesamt 19 Dissertationen und 5 Habilitationen betreute,⁸ ein stetig wachsendes Ansehen in der akademischen Welt verschaffen können, das vorzugsweise auf seinen vielfältigen wissenschaftlichen Publikationen mit fundamental neuen methodischen und ideengeschichtlichen Ansätzen beruht. Zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen – seine Bibliographie umfasst mehr als 250 Einzeltitel – nach 1945 gehören:

Die sakrale Legitimierung des Herrschers im Denken der ottonischen Zeit. In: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt.* 66 (1948), S. 1–45; Wiederabdruck in: *Königswahl und Thronfolge in ottonisch-frühdeutscher Zeit*. Hrsg. von Eduard Hlawitschka. Darmstadt 1971 (*Wege der Forschung* 178), S. 148–198.

Die Lage des Bonifatiusgrabes und seine Bedeutung für die Entwicklung der Fuldaer Klosterkirchen. In: Helmut Beumann und Dieter Großmann: *Das Bonifatiusgrab und die Klosterkirche zu Fulda*. In: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 14 (1949), S. 17–56.

Das imperiale Königtum im 10. Jahrhundert. In: *Die Welt als Geschichte* 10 (1950), S. 117–130; Wiederabdruck in: Helmut Beumann: *Wissenschaft vom Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze*. Köln 1972, S. 241–254.

Widukind von Korvei. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts. Weimar 1950 (*Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung*, Bd. 3; Veröffentlichungen der Historischen Kommission des Provinzialinstitutes für westfälische Landes- und Volkskunde X, 3).

Romkaiser und fränkisches Reichsvolk. In: *Festschrift Edmund Ernst Stengel. Zum 70. Geburtstag dargebracht von Freunden, Fachgenossen und Schülern*. Münster 1952, S. 157–180.

Die Historiographie des Mittelalters als Quelle für die Ideengeschichte des Königtums. In: *Historische Zeitschrift* 180 (1955), S. 449–488; Wiederabdruck in: *Ideologie und Herrschaft im Mittelalter*. Hrsg. von Max Kerner. Darmstadt 1982 (*Wege der Forschung* 530), S. 140–183.

Gemeinsam mit Walter Schlesinger: *Urkundenstudien zur deutschen Ostpolitik unter Otto III.* In: *Archiv für Diplomatik* 1 (1955), S. 132–250; Wiederabdruck in: Walter Schlesinger: *Mitteldeutsche Beiträge zur Verfassungsgeschichte des Mittelalters*. Göttingen 1961, S. 306–412.

Zur Entwicklung transpersonaler Staatsvorstellungen. In: *Das Königtum. Seine geistigen und rechtlichen Grundlagen*. Hrsg. von Theodor Mayer. Konstanz 1956

⁸ Ebd., S. 34 f. mit Anm. 165 und 168 sowie S. 66–69.

- (Vorträge und Forschungen 3), S. 185–224; Wiederabdruck in: Beumann, *Wissenschaft vom Mittelalter* (s. o.), S. 309–383.
- Nomen imperatoris. Studien zur Kaiseridee Karls des Großen. In: *Historische Zeitschrift* 185 (1958), S. 515–549; Wiederabdruck in: *Zum Kaisertum Karls des Großen*. Hrsg. von Gunther Wolf. Darmstadt 1972 (*Wege der Forschung* 38), S. 309–383.
- Das Kaisertum Ottos des Großen. Ein Rückblick nach tausend Jahren. In: *Historische Zeitschrift* 195 (1962), S. 529–573; Wiederabdruck in: Beumann, *Wissenschaft vom Mittelalter* (s. o.), S. 411–458.
- Helmut Beumann (Hrsg.): *Heidenmission und Kreuzzugsgedanke in der deutschen Ostpolitik des Mittelalters*. Darmstadt 1963 (*Wege der Forschung* 7).
- Karolus Magnus et Leo papa. Ein Paderborner Epos vom Jahre 799, mit Beiträgen von Helmut Beumann u. a. In: *Studien und Mitteilungen zur westfälischen Geschichte* 8 (1966), S. 1–54; Wiederabdruck in: Beumann, *Wissenschaft vom Mittelalter* (s. o.), S. 290–346.
- Die Bedeutung Lotharingens für die ottonische Missionspolitik im Osten. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 33 (1969), S. 14–46; Wiederabdruck in: Beumann, *Wissenschaft vom Mittelalter* (s. o.), S. 377–410.
- Die Gründung des Bistums Oldenburg und die Missionspolitik Ottos des Großen. In: *Aus Reichsgeschichte und Nordischer Geschichte. Karl Jordan zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Horst Fuhrmann u. a. Stuttgart 1972 (*Kieler Historische Studien* 16), S. 54–69; Wiederabdruck in: Helmut Beumann, *Ausgewählte Aufsätze aus den Jahren 1966–1986. Festgabe zu seinem 75. Geburtstag*. Hrsg. von Jürgen Petersohn und Roderich Schmidt. Sigmaringen 1987, S. 241–276.
- Tribur, Rom und Canossa, in: *Investiturstreit und Reichsverfassung*. Hrsg. von Josef Fleckenstein. Sigmaringen 1973 (*Vorträge und Forschungen* 17), Sigmaringen 1973, S. 33–60; Wiederabdruck in: Beumann, *Ausgewählte Aufsätze 1966–1986* (s. o.), S. 210–237.
- Laurentius und Mauritius. Zu den missionspolitischen Folgen des Ungarnsieges Ottos des Großen. In: *Festschrift für Walter Schlesinger*. Hrsg. von Helmut Beumann. Köln 1974, S. 238–275; Wiederabdruck in: Beumann, *Ausgewählte Aufsätze 1966–1986* (s. o.), S. 139–176.
- Die Einheit des ostfränkischen Reiches und der Kaisergedanke bei der Königserhebung Ludwigs des Kindes. In: *Archiv für Diplomatik* 23 (1977), S. 142–163; Wiederabdruck in: Beumann, *Ausgewählte Aufsätze 1966–1986* (s. o.), S. 44–65.
- Die Bedeutung des Kaisertums für die Entstehung der deutschen Nation im Spiegel der Bezeichnungen für Reich und Herrscher. In: *Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter. Ergebnisse der Marburger Rundgespräche 1972–1975*. Hrsg. von Helmut Beumann und Werner Schröder. Sigmaringen 1978 (*Nationes. Historische und philologische Untersuchungen zur Entstehung der europäischen Nationen im Mittelalter* 1), S. 317–365; Wiederabdruck in: Beumann, *Ausgewählte Aufsätze 1966–1986* (s. o.), S. 66–114.
- Kaiser Otto III. In: *Das Evangeliar Ottos III. Textband zur Faksimileausgabe*. Frankfurt am Main 1978, S. 137–153; Wiederabdruck in: Otto III. 983–1002. In:

- Kaisergestalten des Mittelalters. Hrsg. von Helmut Beumann. München 1984, S. 73–97.
- Der deutsche König als „Romanorum rex“. Wiesbaden 1981 (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität 18, 2).
- Unitas ecclesiae – unitas imperii – unitas regni. Von der imperialen Reichseinheitsidee zur Einheit der regna. In: *Nascita dell'Europa ed Europa carolingia: Un'equazione da verificare*. Spoleto 1981 (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto medioevo 27), S. 531–571; Wiederabdruck in: Beumann, *Ausgewählte Aufsätze 1966–1986*, S. 3–43.
- Zu den Pontifikalinsignien und zum Amtsverständnis der Bischöfe von Halberstadt im hohen Mittelalter. In: *Sachsen und Anhalt* 18 (1994), S. 9–49.

Befreit von den zeit- und kräfteraubenden Bürden des Hochschullehrers begann für Helmut Beumann seit Herbst 1981 eine weitere schaffensreiche Periode wissenschaftlicher Abhandlungen, die nunmehr überwiegend die brillante Form von konzis geschriebenen Essays bevorzugten. Schon 1962 und 1972 erschienen erste Aufsatzsammlungen in Buchform, und zwar zunächst „Ideengeschichtliche Studien zu Einhard und anderen Geschichtsschreibern des früheren Mittelalters“ (Darmstadt 1962; 2. Auflage ebenda 1969), dann eine Dekade später die ausgewählten Aufsätze mit dem bündigen, indessen gewichtigen Titel „Wissenschaft vom Mittelalter“ (Köln/Wien 1972). Zu Helmut Beumanns 75. Geburtstag haben Jürgen Petersohn, der 1981 dessen Marburger Lehrstuhl übernahm und bis 2000 innehatte, und Roderich Schmidt eine Festgabe „Ausgewählte Aufsätze aus den Jahren 1966–1986“ (Sigmaringen 1987) herausgegeben. Ebenfalls 1987 veröffentlichte er in dem 2. Band von Theodor Schieders „Handbuch der europäischen Geschichte“ seinen zentralen Beitrag „Das Reich der späten Salier und der Staufer“ (Stuttgart 1987, S. 280–302). Schließlich erschien in demselben Jahre (1987) sein facettenreiches Buch „Die Ottonen“, das seine jahrzehntelangen Forschungen zu dem großen territorial-, reichspolitischen und kirchengeschichtlichen Entwicklungen des 10. Jahrhunderts gleichsam brennpunktartig bündelt und binnen kurzem zwei weitere, von ihm selbst mit Ergänzungen und insonderheit kritischen Bewertungen von aktuellen Forschungstendenzen versehene Auflagen (1991 und 1994) verzeichnen konnte.

Zeit seines Lebens hat sich Helmut Beumann, dem im Laufe seiner über sechzigjährigen Lehr- und Forschungstätigkeit hohe Ehrungen und verantwortungsvolle Aufgaben in den interdisziplinären Wissenschaftsorganisationen – von den zahlreichen Mitgliedschaften werden hier lediglich erwähnt: Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Deutsche Kommission für die Bearbeitung der *Regesta Imperii* (RI), *Monumenta Germaniae Historica* (MGH), Akademie der Wissenschaften und Literatur zu Mainz und der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft (BWG) – zuteil wurden, seiner Heimatstadt Braunschweig verbunden gefühlt. Jeden Aufenthalt in der Okerstadt nutzte er deshalb auch zu einem längeren Besuch im Stadtarchiv Braunschweig, um vorzugsweise mittels des hier verwahrten Originals der Weiheurkunde für die St. Magnikirche eine problemorientierte, diplomatisch subtile Quelleninterpretation vorzunehmen und darüber gehaltvolle Essays zu veröffentlichen, zuletzt in der Festschrift für Berent Schwineköper

zu dessen 70. Geburtstag, hg. von Helmut Mauer und Hans Patze, Sigmaringen 1982, S. 197–209 (erneut abgedruckt in: Helmut Beumann, *Ausgewählte Aufsätze aus den Jahren 1966–1986*, Festgabe zu seinem 75. Geburtstag, hg. von Jürgen Petersohn und Roderich Schmidt, Sigmaringen 1987, S. 454–476). Im persönlichen Umgang mit dem Verfasser dieses Beitrages hat Helmut Beumann, der mit großem pädagogischen Geschick für die Marburger Erstsemester das Proseminar „Einführung in die Technik des wissenschaftlichen Arbeitens“ wiederholt persönlich abhielt, seine anfänglich kühle Distanziertheit und äußere Unnahbarkeit bald abgelegt und sich als eloquenter Gesprächspartner mit fundierter Fachkompetenz erwiesen.

Aufgrund seine großen Verdienste um die seit 1967 bestehende enge Kooperation mit der österreichischen Kommission für die Neubearbeitung der *Regesta Imperii* wurde ihm am 15. November 1988 die Ehrendoktorwürde der Karl-Franzens-Universität zu Graz verliehen.⁹

Wenige Wochen nach der Errichtung des neuen Bundeslandes Sachsen–Anhalt wurde am 22. November 1990 die Historische Kommission für Sachsen–Anhalt in der Rechtsform eines eingetragenen Vereins erneut gegründet. Diese heutige wissenschaftliche Vereinigung steht in ungebrochener Tradition zu der 1876 ins Leben gerufenen Historischen Kommission für die Provinz Sachsen (im Jahre 1900 ist ihr das Land Anhalt beigetreten) und ist somit die älteste landesgeschichtliche Kommission im wiedervereinigten Deutschland.¹⁰ Mit unversiegbarer Energie hat sich Helmut Beumann für die Neugründung der Historischen Kommission für Sachsen–Anhalt eingesetzt, deren territoriale Zuständigkeit sowohl die engere Heimat seiner Vorfahren wie die Ursprungslandschaft seines historischen Interesses anbelangt. Zu seiner großen Freude wurde Helmut Beumann auf der konstituierenden Sitzung zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.¹¹

Die deutsche Geschichtswissenschaft hat mit dem Tode Helmut Beumanns am 14. August 1995 einen ihrer profiliertesten Gelehrten von national wie international hohem Rang verloren. Seine bahnbrechenden Forschungen und großen wissenschaftlichen Leistungen werden für die künftigen Generationen von Historikern und Archivaren noch lange nachwirken.

9 H. Beumanns stark autobiographisch geprägte Dankesrede in: *Grazer Universitätsblätter* 36 (1989), S. 18–33.

10 Josef HARTMANN: 125 Jahre Historische Kommission 1876–2001. In: *Jahrbuch für Sachsen und Anhalt* 23 (2001), S. 9–52.

11 J. Petersohn (wie Anm. 1), S. 32 f. mit Anm. 160.

Miszellen

Zum Hergang der Abdankung des letzten Herzogs teilte Frau Magdalena Krökel am 11. April 2013 mit:

August Arens, ein Bruder meines Großvaters, lebte von 1866-1962.¹ In jungen Jahren trat er in den Dienst des herzoglichen Oberstallmeisters Wilhelm von Girsowald in seinem Gestüt in Bündheim. Onkel August erzählte mir, daß er 1906 vom Prinzregenten Johann Albrecht übernommen u. zum herzoglichen Vorreiter u. geheimen Kanzleiboten bestellt wurde. Seine Aufgabe war es u. a. Briefunterlagen von der Geheimen Kanzlei zum Schloß zu bringen.

Diese Vertrauensstellung behielt er auch unter dem letzten Herzog Ernst August bis zu dessen Abdankung 1918.

Onkel August wohnte mit seiner Familie im alten Staatsministerium am Bohlweg.² Es befand sich gegenüber der Strasse Hagenscharrn – es ist im II. Weltkrieg den Bomben zum Opfer gefallen.

Mein Onkel erzählte mir von den ‚roten Horden‘, die am 8. November 1918 ins Ministerium eindringen u. dort begannen, alles, die ganze Inneneinrichtung zu zerstören. Die Randalierer gehörten zur Delegation des Arbeiter- u. Soldatenrates. Es gelang meinem Onkel, sie zu beruhigen mit den Worten: Warum schlagt ihr denn vorher alles kaputt, was ihr später übernehmen wollt. Sie ließen sich beschwichtigen, zwangen aber dann seine Tochter Elsa Arens, den Text für die Abdankung Ernst-August's mit der Schreibmaschine zu schreiben. Wie aufgeregt sie war, ist offensichtlich ...

Bei der Wieden

Der wilde Jäger Hackelberg

I.

Die ältere Mythologie hat Sagen untersucht, um vorchristliche Glaubensvorstellungen zu rekonstruieren. Dabei haben Forscher sich in immer weniger begründete Spekulationen verstriegen. Dieses Forschungsinteresse ist deshalb seit Beginn des 20. Jahrhunderts abgeebbt. Gleiches gilt für den positivistischen Ansatz, Sagen als Quelle für Fakten und Realien zu benutzen. Es hat sich gezeigt, dass die Tradition und die Aktualisierung von Erzählungen eigenen Gesetzen folgen, die von den Mechanismen der individuellen Erinnerung bzw. der gesellschaftlichen Kommunikation bestimmt werden. Sagen können historische Fakten überliefern, müssen das aber nicht. Und es gibt keine immanenten Kriterien, um die objektive Wahrheit des Erzählten festzustellen.

Für den Historiker sollten Sagen daher in erster Linie Quellen für Erinnern und Kommunikation in der Situation sein, in der die Sage aufgezeichnet worden ist. Ob die Sage vom wilden Jäger Aspekte eines heidnischen Windgottes überliefert, kann außerhalb der Betrachtung bleiben. Entscheidender wären die genauen Umstände der schriftlichen Fixierung.

¹ Personalakte: NLA-StA WF 12 Neu 12 Nr. 26324. Geburtsdatum danach: 20.5.1869.

² Bohlweg 52, p.

Die älteste Erzählung vom wilden Jäger Hackelberg³ in Niedersachsen wurde 1601 publiziert. In diesem Jahr veröffentlichte der Burggraf in Spangenberg, Hans Wilhelm Kirchhof, den vierten Band seiner Historiensammlung „Wendunmuth“, dem er als Motto Proverb. I, 7 vorsetzte: „Ein frölich hertz macht das leben lustig, aber ein betrübter muth vertrocknet das gebein.“ Die 283. Historie heißt „Hakelberg jagt am Solling“. Die Brüder Grimm haben sie in ihren „Deutschen Sagen“ wiedergegeben.⁴ Kirchhof erklärt, er sei selbst (seiner Erinnerung nach 1558) auf dem Weg von Einbeck nach Uslar wie ungefähr an Hackelbergs Grab gekommen und teilt folgendes mit:

„Hakelberg genennet sol vorzeiten ein jägermeister im Braunschweiger land sein gewesen, welcher zum waidwerck und jagen solchen großen lust getragen, daß, da er ietzt an seinem todbett gelegen, vom jagen so ungern abgeschieden, er von gott solt begert und gebeten haben ..., daß er für sein theil himmelreich biß zum jüngsten tag am Sölling möcht jagen, auch derwegen in ermelte wildnuß und wald sich zu begraben befohlen, wie geschehen. Und wird ihm sein gottloß, ja teufflicher wunsch verhengt, daß vielmal wird ein gewlich und erschrecklich hornblasen und hundsgebell die nacht gehöret, ietzt hie, ein ander mal anders wo ...“

Der Historie fügt er diese Moral an:

„das jüngst gericht nahet herzu

Und eilt schnell kommend in eim nuh.

Wo bleibt denn deine entprinß⁵?

Was hastu armer für gewinnß?

Wer ist alßdenn ärmer, denn du?

Ietzt geht erst an dein gröst unruh,

Die ewig höllisch flamm darzu.“

Er bezieht sich auf Geschichten, die er 43 Jahre zuvor gehört haben will. Seither hatte er viele andere Geschichten gehört und manches gelesen. Dazu zählte höchstwahrscheinlich Cyriacus Spangenberg: Der Jagteuffel. Bestendiger vnd wol gegründeter bericht/ wie gern die Jagten rechtmessig/ vnd zugelassen. Vnd widerumb worinnen sie jetziger zeyt des mehrertheils Gottlos/ gewaltsam/ vnrecht/ vnd verdammlich sein/ vnd derhalben billich vnterlassen/ oder doch geendet werden sollten (Eisleben 1561). Spangenberg rekurriert zwei Mal auf den erzählerischen Kern dessen, was Kirchhof mitteilt:

„... wie auch vnlenget ein Deutscher Juncker soll gesagt haben/ wenn jm Gott vergünnen wolt/ hier ewig zu jagen/ so wolt er jm gern den Hymmel lassen/ vnd desselben nicht groß begeren.“⁶ (Cap. VII). Und später: „Einer hette ein mal gesagt/ Wenn Vnser Herr

3 Vgl. Dieter Lent: Hans von Hackelberg. In: BBL 2006, S. 284f.; Ulrike Kindl: Wilde Jagd. In: Enzyklopädie des Märchens. Band 14. Berlin 2012, Sp. 796-804.

4 Wendunmuth von Hans Wilhelm Kirchhof. Hrsg. Von Hermann Österley. III. Tübingen 1869 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 97). Nachdruck Hildesheim 1980, S. 257f.; Deutsche Sagen Nr. 171.

5 Frz. Entreprise: Unternehmung, Anschlag.

6 Auf diesen Junker bezieht Spangenberg die Gräueltaten, die Paulus Iovius (Elogia virorum bellica virtute illustrium veris imaginibus posita ...) sub effigie Barnabae anführt (S. 136-139 der Ausgabe Basel 1561).

Gott wolt mit jhm wechsseln lassen/ so wolt ich/ das er mich für mein theil des Himelreichs/ hie ewig möchte jagen lassen/ seind das nicht feyne reden?“ (Cap. X).

In seinem Adels-Spiegel (den Kirchhof ausdrücklich zitiert) handelt Spangenberg II, Bl. 380r-381v „von leichtfertiger-vermessentlicher Rede“. Spangenberg, Schlossprediger in Mansfeld, bekannte sich zum orthodoxen Luthertum. Sein Vater stammte aus Hardeggen, der bekannte südniedersächsische Geschichtsschreiber Johannes Letzner war sein Vetter.

Kirchhofs Historie ist als warnendes Exempel zu verstehen. Dass ein angenehmer Schauer mitschwingt, entspricht der Anlage seiner Sammlung und der von Horaz abgeleiteten Maxime, dass der Dichter Nutzen stiften und unterhalten solle.

II.

Im Harz heftete sich die Sage von Hackelberg an einen Grab- oder Gedenkstein in Wülperode. Dieser wird zuerst 1764 literarisch publik gemacht, durch eine Anfrage im Hannoverischen Magazin. Ein Anonymus weist auf den Bildstein hin und fragt nach den Hintergründen. Ein anderer Anonymus, anscheinend genauestens unterrichtet, erteilt die gewünschten Auskünfte (Henning von Hackelnberg heiße der Dargestellte, sei braunschweigischer Forstmeister gewesen und 1581 in Wülperode bestattet worden) und gibt für den mit dem Stein verbundenen Aberglauben eine rationalistische Erklärung:

„Die ganze Fabel von dem wilden Jäger scheint von den gewinnsüchtigen Wirthen und Krügern des obgenannten Steinadler-Krugs herzurühren, der an der Heerstrasse nach der Braunschweigischen Messe zu lieget. Diese Wirthe machten die Reisenden Angst, daß es in dem Steinfelde spüke, und es bey Abends und Nachts unsicher dadurch zu reisen sey, indem Hackelnberg die Reisenden beunruhige. Dies war ein Bewegungsgrund daß die Reisenden gern in obgenantem Wirthshause einkehrten, und des Nachts da blieben, und Geld verzehreten. Um das Vorgeben wahrscheinlich zu machen, kam diesen eigennützigten Krügern wohl zu statten, theils das Geschrey der Steinadler, zur Nachtzeit, welches sie dem Hackelberg zuschieben, theils ein gekaufter alter Panzer und eiserne Casque in Lebensgrösse, welches die den Reisenden zeigten, und vorgaben, das wären die Ueberbleibsel vom Hackelnberg.“⁷

Dann bleibt es Jahrzehnte lang ruhig um den wilden Jäger und den Wülperoder Bildstein. Um 1800 erwacht ein neues, jetzt volkskundlich-romantisches Interesse an der Sage. Im Jahre 1800 publizierte der Halberstädter Theologe Johann Karl Christoph Nachtigal (1753-1819) seine Version in einem Band „Volcks-Sagen“.⁸ Dr. Johann Friedrich Gottlieb Nagel, Rektor in Hornburg, teilte 1812 mit, was er an Überlieferung ermitteln konnte.⁹ Zu seinem Beitrag gehört der hier abgebildete Kupferstich. (Übrigens hat er als einziger auf die „Hackelberg“ genannte Anhöhe nordöstlich von Wülperode wenigstens hingewiesen).

7 Anfrage. In: Hannoverisches Magazin 2 (1764), Sp. 877-878; Nachricht von Hackelnberg, ebd., Sp. 1015-1020. Vgl. Niedersächsische Sagen IV. Hrsg. von Will-Erich Peuckert. Göttingen 1968, S. 54-56.

8 Otmar: Volcks-Sagen. Bremen 1800, S. 241-250.

9 Nachtrag zu dem Aufsatz über die Märchen von Aschenbrödel ... In: Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters 2 (1816), S. 182-189: http://books.google.de/books/about/W%C3%B6chentliche_Nachrichten_f%C3%BCr_Freunde_d.html?id=JSguAQAAIAAJ&redir_esc=y (8.6.2013).

Nagel, der ein produktiver Schriftsteller und romantischer Dichter war,¹⁰ betrachtete die Sage primär als einen literarischen Stoff, den er selbst für seine Erzählung „Der wilde Jäger“ benutzte. Der Ritter Hackelberg, den er darin so beschreibt, wie auf dem Bildstein dargestellt, überrascht im Wald drei Hexen, die ihn verfluchen, vom Eberzahn getötet, vom Steinadler verschlungen zu werden und ohne Rast durch die Lüfte zu fahren. Eine mächtige Fee, die Herrin der Jagd, tritt dazwischen; sie mildert auch später die Wirkung der Flüche. Hackelberg findet in der wilden Jagd, vermählt mit seiner Schutzgöttin, die Erfüllung seiner Wünsche.¹¹ Die Deutschen Sagen der Brüder Grimm übernahmen 1816 den Text von Nachtigals Erzählung. Nachher verzweigte sich die literarische Überlieferung so rasch und weit, dass noch kein vollständiger Überblick hat gewonnen werden können.¹²

Einen Höhepunkt erreichte die romantisch-erzählende Richtung mit dem Büchlein von „Konstantin Leopold von Grünrock“: Ritter Hans von Hackelberg, der deutsche wilde Jäger, im Verein mit dem wilden Manne des Harzes und mit dem Jägerfürsten Samiel ... Erster Theil. Magdeburg 1844. Das ist ein Reigen historischer Erzählungen, abenteuerlicher Jagderlebnisse und jagdkundlicher Belehrungen, die, nach fiktiver historischer Vorlage, chronologisch der Lebensgeschichte Hans von Hackelbergs folgen. Das Ganze hat parodistische Züge und amüsierte einen jagdlich interessierten und sprachgewandten Freundeskreis, dessen Mitglieder sich hinter Decknamen wie „Friedricus Witzklee“, „Franciscus Avis“ oder „Bernardus de Dortmund“ verbargen.

Zur Situation im 16. Jahrhundert sei noch bemerkt, dass das Haus Wülperode sich seit 1524 im Pfandbesitz der Familie von Rössing befand,¹³ 1559 war die Pfandschaft erneuert worden. 1581 teilten sich Johann und Ludolf von Rössing Haus und Amt Wülperode.¹⁴ In nächster Nachbarschaft besaßen Quitzows das Haus Wiedelah. Für einen unmündigen Quitzow führten Werner von der Schulenburg und der brandenburgische Oberhofmeister Christoph von Sparr die Vormundschaft; beide Vormünder starben zu Beginn des Jahres 1581, jedoch nicht am 3. März.

10 Das Gelehrte Teutschland oder LEXICON der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Angefangen von Georg Christoph Hamburger. Fortgesetzt von Johann-Georg Meusel. Achtzehnter Band. 5. Aufl. Lemgo 1821, S. 804f.; Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur oder biographisch-kiristisches LEXICON der deutschen Dichter und Prosaisten seit den frühesten Zeiten; nebst Proben aus ihren Werken. Hrsg. von O. L. B. Wolff. Fünfter Band. Leipzig 1840, S. 393; <http://www.roederhof.de/index.htm?nagel.html> (13.8.2013); freundliche Hinweise von Frau Dr. Sibylle Heise (Stadtarchiv Hornburg).

11 Fr. G. Nagel: Wundervolle Sagen und abentheuerliche Geschichten aus alter Zeit. Helmstedt 1819, S. 123-156. Digitalisat: <http://gdz.sub.uni-goettingen.de/dms/load/toc/?PPN=PPN605418535> (13.8.2013).

12 Nicht erreichbar waren mir: Der Freimüthige oder Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser 12 (1815), Nr. 143, 144; Weidmanns Feierabende, ein neues Handbuch für Jaeger und Jagdfreunde von L. C. E. H. F. von Wildungen. Zweiter Bändchen. Marburg 1816, S. 4-9. Ins Jahr 1816 gehört außerdem: [Johann Gottlieb] Rhode: Nachträge zu dem Aufsatz über die Märchen von Aschenbrödel ... in: Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters 2 (1816), S. 182-189.

13 NLA-StA WF 1 Alt 5 Nr. 101.

14 August von Rössing: Die Stammtafeln des Geschlechts derer von Rössing, entworfen auf Grund der beigebrachten zahlreichen Urkunden und Nachrichten aus dem Familien-Archiv. Hildesheim 1900, S. 102, 117, 122.

Der Bildstein wird in der Literatur gewöhnlich als Grabmal angesprochen. Die Bildkomposition und der geringe Textanteil lassen eher an einen Gedenkstein als an eine Grabstele denken. Die Tracht des dargestellten Reiters weist keine sozial-distinktiven Merkmale auf, die einen Edelmann charakterisieren würden. Weder der hohe Hut, die Toque, noch der kurze Schulterumhang gehörten ausschließlich der adligen Sphäre an. Pelzbesatz, Goldketten, Zierborten und Säume scheinen zu fehlen. Das Reittier, wegen der langen, zugespitzten Ohren als Maultier bezeichnet, war augenscheinlich kein edles Ross. Dazu kommt der wenig künstlerische, schlecht proportionierte Entwurf des Reliefs, das kein Rössing oder Quitzow für einen Familienangehörigen beauftragt haben wird.

Bei der Wieden



Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2012 – mit Nachträgen

bearbeitet von

Ewa Schmid

Allgemeines, Landeskunde

1. Animali. Tiere und Fabelwesen von der Antike bis zur Neuzeit. [01. März 2013 bis 14. Juli 2013. Eine Ausstellung des Schweizerischen Nationalmuseums im Landesmuseum Zürich]. Hrsg.: Luca TORI, Aline STEINBRECHER, Schweizerisches Nationalmuseum. Geneve; Milano: Skira 2012. 303 S., Abb. [Braunschweig-Bezug]
2. APEL, Jürgen, Heidi RÜPPEL: Der Harz zwischen Goslar und Walkenried. [Auf Goethes Spuren zum Brocken und zu den Weltkulturerbe-Stätten; 4 unvergessliche Erlebnistage]. Witzenhausen: LSRB-Verl. 2012. 77 S., Abb., Kt. (Kurzurlaub – Tagestouren).
3. BARTMANN, Dietrich: „Da sieht man doch nix!“. Eine nicht alltägliche Wanderung am „Harzhorn“. In: Der Harz. 2012. H. 1. S. 20-21, Abb.
4. BECKER, Sarah-Katharina: Amüsante Abendstunden mit Strebern, Nerds und Co. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 62-64, Abb.
5. BEHR, Andreas: Ort des Lebens – der Friedhof in Gifhorn. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 187-189, Abb.
6. BIRTH, Manfred: Gesundheits- und Sozialcampus in der Stadt Gifhorn. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 41-45, Abb.
7. BRAUN, Christoph: Lebenswertes Land schaffen. Der Strich zwischen Elm und Asse zieht. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 59-61.
8. CAPELLE, Thomas: Die Wüstung Nobiskrug bei Wendhausen. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 39-50, Abb.
9. FELLECKNER, Stefan: Warum die Gifhorner erst 1951 ihr Krankenhaus erhielten. Ein Rückblick anhand alter Quellen des Kreisarchivs Gifhorn. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 60-64, Abb.
10. GANSÄUER, Jürgen: Der lange Arm der Geschichte. Die Beziehungen zwischen Braunschweig und Hannover. Hannover: Verf. 2012. 19 S.
11. GEORGE, Klaus: Eine Idee feiert Geburtstag. 20 Jahre Regionalverband Harz e.V. In: Der Harz. 2012. H. 4. S. 6-8, Abb., Kt.
12. GEORGE, Klaus: Zur Entwicklung der Naturparke im Harz. 20 Jahre nach Gründung des Vereins Naturpark Harz e.V. Das Ziel fest im Blick. Teil 1-2. In: Der Harz. 2012. H. 2. S. 6-7; 2012. H. 3. S. 6-9, Abb., Kt.
13. GRAHMANN, Kai-Uwe: Gärten und Parks. Braunschweiger Land. 1. Aufl. Braunschweig: Arnhold & Kotyrba 2012. 60 S., Abb. (Arnhold-&-Kotyrba-Architekturführer).

14. GIERMANN, Joachim: Calvörde. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 65-74, 11 Abb.
15. GRÜNEBERG, Hans: Schloß Herzberg und seine Welfen. Erg. Neuaufl. Herzberg: Stadt Herzberg 2012. 122 S., Abb. (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Herzberg am Harz)
16. Harzklub/Zweigverein/Clausthal-Zellerfeld. 125 Jahre Harzklub Zweigverein Clausthal-Zellerfeld, Jubiläums-Festschrift 1887-2012. Clausthal-Zellerfeld [2012]. 60 S., Abb., Kt.
17. LAMMERS, Uwe: Das Scheinwerfer-Projekt – Eine historische Recherche zu „Kommunalen Amtsträgern im Wirkungsbereich der Braunschweigischen Landschaft“. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 141-150.
18. LANGE, Frank: Am Rammelsberg verwirklicht sich ein Menschheitstraum. Fliegen wie ein Vogel. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 51-57, Abb.
19. LANGE, Iris, Anna SPIEGELBERG, Sylvia BUTENSCHÖN: Der Villengarten am Gipsmühlenweg in Osterode am Harz. Geschichte, Bestand und Entwicklung. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 193-206, 13 Abb.
20. LEIBER, Christian: Die Bedeutung der Weser für die Siedlungsentwicklung in der Vergangenheit – Eine Spurensuche. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 17-24, 6 Abb.
21. LIESSMANN, Wilfried: Erinnerungen an die Sturmkatastrophe vom 14. November 1972. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 155-157, Abb.
22. LINNEMANN, Hilko: 5 Jahre Seminarreihe „Landschaft lesen- historische Kulturlandschaften entdecken“. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 1-10, 5 Abb.
23. LÖHR, Günter: Die Wüstungen bei Lesse nigenstidde, steinum, valum. Lesse: Verein für Dorfgeschichte und Heimatpflege Lesse e. V. 2012. 138 S., Abb.
24. MARTIN, Anne Christine, Stefan FELDHOFF: Mystische Pfade im Harz. 38 Wanderungen auf den Spuren von Mythen und Sagen. München: Bruckmann 2012. 144 S., Abb., Kt.
25. MEIBEYER, Wolfgang: Ettenbüttel und Gilde an der Aller. In memoriam Theo Bosse, Adenbüttel. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 118-125, 3 Abb.
26. MÜNNICH, Udo: Die Grenzziehung und Entwicklung der Grenzen des anhaltischen Harzes vom Ausgang des Mittelalters bis zum 20. Jahrhundert. In: Harz-Zs. Jg. 64. 2012. S. 46-81, 7 Abb.
27. PLASTER, Harry: Vor 100 Jahren: Geschichte der Waldsiedlung Wolfsklippen am Wolfstein. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 102. 2012. S. 13-19, Abb.
28. REINBOTH, Fritz: Der Gipskarst des Rösebergs bei Walkenried – Was ist noch zu retten? In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 105-108, Abb.
29. SCHMIECHEN-ACKERMANN, Detlef: Die innerdeutsche Grenze als Problem und Thema der niedersächsischen Zeitgeschichte. In: Nds. Jb. f. Landesgesch. Bd. 84. 2012. S. 43-56.
30. SCHÜTZE, Wolfgang: Im Harzer Land gibt's allerhand. Lieder und Plaudereien aus dem Harz. 1. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 91 S., Abb. Notenbeisp.

31. SCHUMACHER, Malte: Der Deutsche StiftungsTag 2012 in Erfurt – wichtiger Impulsgeber auch für die regionale Stiftungslandschaft. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 75-78, Abb.
32. SEELIGER, Matthias: Bibliographie zur Geschichte des Landkreises Holzminden, 2012/2011 (mit Nachträgen). In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 173-184.
33. SPIER, Heinfried: Zur Geschichte der amtlichen Westharz-Wanderkarten. Die Jahre 1949 bis 1964. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 141-149, Abb.
34. STERNAL, Bernd, Lisa BERG: Die Harz-Geschichte. Ein Stück Geschichte Mitteleuropas. Gernrode: Sternal Media; Norderstedt: Books on Demand 2012. Bd. 2: Das Früh- und Hochmittelalter. 1. Aufl. 172 S., Abb., Kt.
35. Der südliche Salzgittersche Höhenzug. Acht GeoPark-Erlebnispfade. [Hrsg.: BUND-Kreisgruppe Goslar in Verbindung mit ... Autoren: Friedhart KNOLLE (Red.) ...]. 1. Aufl. Goslar 2012. 77 S., Abb., Kt. (Geopark Harz – Braunschweiger Land – Ostfalen).
36. TROMMER, Gerhard: Der Oberharz, die Schneeeinsel Norddeutschlands. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 7-10, Abb.
37. VLADI, Firouz: 30 Jahre Karstwanderung Südharz (1-2). In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 83-86; 186-189, Abb.
38. WABELLS, Hubert: Die Organisation der Vertriebenen im Kreis Osterode, Teil 2, 1950-1959. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 39-51, Abb.
39. WANGERIN, Gero: Hurra, ruft da ein Jeder! Der Verein der Freunde und Förderer des Erich-Weniger-Hauses Steinhorst e. V. feiert sein 25. Bestehen. In: Gifhorner Kreis-kal. 2013. [2012]. S. 51-53, Abb.
40. WESEMANN, Hermann: Verschwundene Dörfer. Büddenstedt und Wulfersdorf. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 199-206, Abb.
41. ZAUNER, Hans-Joachim: UNO würdigt ein weltweites Erfolgsmodell. Die Vereinten Nationen haben 2012 zum „Jahr der Genossenschaften“ ausgerufen. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 59-60, Abb.
42. ZELLMER, Henning: 10 Jahre Nationaler Geopark im Braunschweiger Land – Landschaft, Menschen und Ressourcen. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 88-89, Abb.

Quellenkunde und Historische Hilfswissenschaften

43. AHLERS, Rolf: Bollmann-Bildkarten weltweit bekannt – aus Braunschweig. In: Braunsch. Heimat. Jg. 98, 1. 2012. S. 10-13, 7 Abb.
44. ALBERS, Ulrich: Freiwillig oder Pflichtaufgabe. Vom Umgang mit dem Archivgesetz in Goslar. In: Archiv-Nachrichten Niedersachsen. Nr. 16. 2012. S. 23-30, Abb.
45. Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen, vierter Band 1535-1539 hrsg. von Heiko JADATZ und Christian WINTER. Köln; Weimar; Wien: Böhlau 2012. 808 S. [Braunschweig-Bezug]
46. BEI DER WIEDEN, Brage: Ermittlungen zur Abdankungsurkunde des letzten Herzogs von Braunschweig. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 93. 2012. S. 197-208, 1 Abb.

47. BEI DER WIEDEN, Brage: Das Staatsarchiv Wolfenbüttel im niedersächsischen Kulturerbe-Portal. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 69-71, Abb.
48. Das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahr 1574. Der Atlas des Gottfried Mascop hrsg. von Uwe OHAINSKI und Arnd REITEMEIER. Bielefeld: Verl. für Regionalgesch. 2012. 230 S., 7 S., Abb., Kt. (Veröff. d. Instituts f. Hist. Landesforschung der Univ. Göttingen 57).
49. Die Geschichte eines zahmen Rehbocks. Aus dem Nachlass des ehemaligen Ortsheimatpflegers Richard Blume. Redaktionell überarbeitet und illustriert von Gerhard RÖHRIG und Karl-Heinz GRANDE. Die originale Fassung liegt im Bornumer Archiv. In: Dat Bormsche Lindenblatt. Nr. 24. 2012. S. 41-45, Abb.
50. GRIEP, Hans-Günther: Die Kaiserbibel. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 77-79, Abb.
51. JANZ, Wolfgang: Wappen. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 134-135, Abb.
52. KRECKMANN, Ingrid: Einiges über Harzer Notgeld von Willi Otto. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 223-227, Abb.
53. KULHAWY, Andreas: „... schien die ganze Welt in Rauch und Pulverdampf...“ Das Kriegstagebuch 1870/71 von J. H. F. Greite aus Essinghausen. Eingeleitet und kommentiert von Andreas Kulhawy. Peine: Stadt Peine 2012. 72 S., Abb. (Quelleneditionen aus dem Stadtarchiv 4).
54. LAMPE, Jörg H.: Die Inschriften des Landkreises Holzminden. Wiesbaden: Reichert 2012. 388, 80 S., Abb. (Die Deutschen Inschriften 83).
55. MÖLLER, Gerhard: Einige Bemerkungen zur Entstehung von Sachsa und zu den frühen Urkunden bis 1238. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 126-135.
56. RABOW, Arnold: Zum Wappen Heinrichs des Löwen. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 93. 2012. S. 167-180, 14 Abb.
57. SEELIGER, Matthias: Aus der Bildsammlung des Holzmindener Stadtarchivs: Hochwasser der Weser im Raum Holzminden. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 159-172, 17 Abb.
58. STEINSIEK, Peter Michael, Johannes LAUFER: Quellen zur Umweltgeschichte in Niedersachsen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Ein thematischer Wegweiser durch die Bestände des Niedersächsischen Landesarchivs. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012. 528 S. (Veröff. d. Nds. Archivverwaltung 64).
59. Urkundenbuch des Klosters Osterode. Bearb. von Manfred von BOETTICHER, Detlef BUSSE, Thomas FRANKE, Sabine GRAF, Isabelle GUERREAU, Christian HOFFMANN, Hildegard KRÖSCHE, Sven MAHMENS. Hannover: Hahn 2012. 346 S., Abb. (Göttingen-Grubenhagener Urkundenbuch; Abt. 6); (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 266).

Allgemeine Geschichte in zeitlicher Reihenfolge

60. HESKE, Immo, Silke GREFFEN-PETERS: Menschliche Skelettreste und mehrstufige Teilbestattungen der Aunjetitzer Kultur im Nordharzvorland (Niedersachsen). In:

- Archäologisches Korrespondenzblatt: Urgeschichte, Römerzeit, Frühmittelalter. Jg. 42. 2012. S. 315-334, Abb., Kt.
61. BUSCH, Ralf: Die Wendekopf-Kachel Narr/Kardinal aus Braunschweig (Grabung Turnierstraße 1) und ihr zeitgeschichtlich-theologischer Hintergrund. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgesch. Bd. 81. 2012. S. 305-313, Abb.
 62. GESCHWINDE, Michael: Wüstgefallene präurbane Siedlungen im Braunschweiger Land. Eine archäologische Erkundung. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 21-34, Abb.
 63. KÜNTZEL, Thomas: Stadt- und Marktwüstungen im Braunschweiger Land. Ein systematischer Ansatz. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 35-60, Abb., Kt.
 64. GABRIEL, Heinz: Gifhorns Stadtbefestigung nachgewiesen. Archäologische Baustellenbeobachtung am Knickwall. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 25-28, Abb.
 65. BERNATZKY, Monika: Archäologische Untersuchungen am Burgberg im Brunnental. Ein Klosterhof des Klosters Marienberg?. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 21-31, 8 Abb.
 66. Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike zum Mittelalter. Ausstellungskatalog. Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 1100. Geburtstages Ottos des Großen [vom 27. August bis 9. Dezember 2012]. Kulturhistorisches Museum Magdeburg. Hrsg. von Matthias PUHLE und Gabriele KÖSTER. 1. Aufl. Regensburg: Schnell & Steiner 2012. 744 S., Abb.
 67. Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike zum Mittelalter, Kurzführer. Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 1100. Geburtstages Otto des Großen hrsg. von Matthias PUHLE und Gabriele KÖSTER. Regensburg: Schnell & Steiner 2012. 127 S., Abb.
 68. Kaisertum im ersten Jahrtausend. Wissenschaftlicher Begleitband zur Landesausstellung „Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike zum Mittelalter“. Hartmut LEPPIN, Bernd SCHNEIDMÜLLER, Stefan WEINFURTER (Hrsg.). 1. Aufl. Regensburg: Schnell & Steiner 2012. 424 S., Abb. Kt.
 69. BECHER, Matthias: Otto der Große. Kaiser und Reich. Eine Biographie. München: Beck 2012. 332 S., Abb., Kt.
 70. STEPHAN, Hans-Georg: Dynastische Städtegründungen, Märkte, abgesunkene mittelalterliche Städte und Stadtwüstungen im braunschweigischen Weserbergland. Die Grafen von Dassel und die Grafen von Everstein im Kampf um die Landesherrschaft mit den Welfen im späteren Herzogtum Braunschweig und in benachbarten Gebieten. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012) S. 61-156, Abb., Kt.
 71. SPRINGER, Matthias: Werla, Osterode und „Hohenborc“ im Tafelgüterverzeichnis des Römischen Königs. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 171-182.
 72. FEICKE, Bernd: Das Vorwerk des Reichsstiftes Gernrode und das Küchengut der Blankenburger Grafen in Westerhausen. Das Erbe der Uta von Ballenstedt. In: Harz-Zs. Jg. 64. 2012. S. 13-21.
 73. „Nicht Ruh‘ im Grabe ließ man euch ...“ Die letzte Heimat Kaiser Lothars III. im Spiegel naturwissenschaftlicher und historischer Forschungen. Hrsg.: Tobias HEN-

- KEL, Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz. Konzeption und Red. Angelika BURKHARDT. Braunschweig: Appelhans 2012. 174 S., Abb., Tab.
74. HUCKER, Bernd Ulrich: Bardowick – durch Heinrich den Löwen „zu einem Dorf gemacht“. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 215-227, Abb.
 75. BLAICH, Markus C.: Bemerkungen zu den ökonomischen und ökologischen Bezügen ottonischer Königspfalzen. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 157-170, Abb., Kt.
 76. BIEGEL, Gerd: „Idealisierung des Alltäglichen. Welfische Städtepolitik“. Momentaufnahme aus dem hochmittelalterlichen Sachsen. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 9 – 20.
 77. IECHLE, Andrea: Heinrich von Braunschweig. Bilder eines welfischen Fürsten in der Umbruchzeit des späten 12. und 13. Jahrhunderts. 1., neue Ausg. Heidelberg: Universitätsverl. Winter 2012. 328 S. (Heidelberger Veröff. z. Landesgesch. u. Landeskunde 16).
 78. RABELER, Sven: *...est lito ecclesie Gandersemensis*. Eigenleute des Stifts Gandersheim zwischen grundherrschaftlicher Abhängigkeit und städtischer Freiheit im 14. Jahrhundert. In: „Es geht um die Menschen“. Beitr. z. Wirtschafts- u. Sozialgesch. d. Mittelalters für Gerhard Fouquet zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Harm von Seggern u. Gabriel Zeilinger. Frankfurt/M. [u.a.]: Peter Lang 2012. S. 111-128.
 79. SOMMER, Andreas: Spätmittelalterliche Fehdeführung im Umland von Goslar. In: Harz-Zs. Jg. 64. 2012. S. 132-177.
 80. HODEMACHER, Jürgen: Alles mit Bedacht – Herzog August der Jüngere (1579-1666). In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 93-98, Abb.
 81. KUNZE, Wolfgang: Welfenross und schwarze Reiter. Herzog Erich II. von Braunschweig-Lüneburg, Militärunternehmer in der Epoche Philipps II. Hannover: Hahn 2012. (Quellen u. Darstellungen z. Gesch. Niedersachsens 133).
 82. BIEGEL, Gerd: Braunschweigs Blütezeit im 18. Jahrhundert. Herzog Carl I. von Braunschweig-Wolfenbüttel wurde vor 300 Jahren geboren. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 30-37, Abb.
 83. HEISE, Sibylle: Die Königin von Portugal reiste durch das Fürstentum Halberstadt. In: Zwischen Harz und Bruch. H. 69. 2012. S. 18-20, Abb.
 84. UNGER, Christoph: Zum 300. Geburtstag von Friedrich II. Könige und Kaiser der Hohenzollern und ihr verwandtschaftlicher Bezug zur Grafschaft/zum Fürstentum Blankenburg. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 227-229, Abb.
 85. MÜNCH, Ingrid: Friedrichs des Großen Westreisen in Verbindung mit seinen Besuchen am Braunschweiger Hof. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 93. 2012. S. 119-134, 3 Abb.
 86. HENKEL, Wilfried: Die Reichsburg Scharzfels. Vor 250 Jahren zerstört – heute ein kultureller Mittelpunkt. In: Der Harz. 2012. H. 1. S. 14-16, Abb.
 87. BIEGEL, Gerd: Eine Fürstenhochzeit als Epochenschwelle. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 18-22, Abb.
 88. WEDEKIND, Hans-Hermann: Fremdarbeiter – Zwangsarbeiter. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 103. 2012. S. 17-21, Abb.

89. OERTEL, Ulrich: Täuschen, tarnen und vernebeln. Spezielle Luftschutzmaßnahmen der Hermann-Göring-Werke im Zweiten Weltkrieg (1939-1945). 1.Aufl. Salzgitter: Verf. 2012. 156 S., Abb.
90. LENT, Dieter: Bemerkungen zu Hitlerinterpretationen von Braunschweigern (Deutung und Wahrnehmung von Hitlers Herrschaft und Person). In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 93. 2012. S. 135-166.
91. Die NS-Vergangenheit späterer niedersächsischer Landtagsabgeordneter. Abschlussbericht zu einem Projekt der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen im Auftr. des Niedersächsischen Landtages bearb. von Stephan A. GLIENKE. Hrsg. vom Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover 2012. 210 S., Abb.
92. HEUBAUM, Regine: Die Auflösung der Mittelbau-Lager und der Todesmarsch über den Harz. In: Freilegungen. Auf den Spuren der Todesmärsche hrsg. von Jean-Luc BLONDEL, Susanne URBAN und Sebastian SCHÖNEMANN. Göttingen: Wallstein-Verl. 2012. S. 234-250. (Jb. d. International Tracing Service 1).
93. ROCKSTEDT, Gerhard: Tragische Ereignisse 5 Minuten vor bzw. nach Kriegsende 1945 im Harz. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 208-211, Abb.
94. OWCZARSKI, Rolf, Jörg GÜNSCHE, Hans-Günter APPUHN: Kriegsende im Landkreis Helmstedt April 1945. Helmstedt: Landkreis Helmstedt 2012. 76 S., Abb. (Beitr. z. Gesch. d. Landkreises u. d. ehem. Universität Helmstedt 23).
95. DITTMER, Jürgen: „Kuschdorf“ – Kindheitserinnerungen an eine (un-?)vergessene Ortsbezeichnung nahe Helmstedts. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 51-60, Abb.
96. MÜLLER, Heide: Drei verschwundene Gebäude am *Ende der Welt*. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 145-148.
97. OWCZARSKI, Rolf: Blick in die Vergangenheit – 1963. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 209-223, Abb.

Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte

98. GERST, Christoph: Hexenverfolgung als juristischer Prozess. Das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im 17. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012. 362 S., Abb.
99. LENKE, Nils (unter Mitarbeit von Nicolas Roudet): „alle Eysen *omnia ferra in plurali numero* in 24 Stunden in stael zu transmutiren“. Der Kepler-Briefpartner Nicolaus von Vicken im Rechtsstreit mit dem Syndikus des Stiftes Halberstadt wegen eines alchemistischen Kontraktes. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 93. 2012. S. 99-118.
100. MEYER, Martin: Die Inquisition wider den Samsoner Untersteiger Schmidt 1724-1726 in St. Andreasberg. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 101-108.
101. OSTWALD, Thomas: Das Ungeheuer vom Elm. Leutnant Friedrich Oberbeck ermittelt, ein Kriminalfall aus dem Braunschweig des 18. Jahrhunderts. Braunschweig: Ed. Corsar 2012. 148 S.

102. REUSCHEL, Andreas: Vom Kreisgericht zur Samtgemeinde: Verwaltungsgeschichte der Samtgemeinde Eschershausen-Stadtoldendorf. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 137-148, 2 Abb.

Kirchengeschichte

103. BECKER, Claudia: Dom und Domschatz zu Halberstadt. Glanz des Mittelalters im Harz. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 193-195, Abb.
104. KAPP, Maria: Kircheninventarisierung im Braunschweiger Land. In: Jb. f. Gesch. u. Kunst im Bistum Hildesheim. Jg. 79/80. 2011/12. S. 331-376, 22 Abb.
105. Niedersächsisches Klosterbuch. Verzeichnis der Klöster, Stifte, Kommenden und Beginenhäuser in Niedersachsen und Bremen von den Anfängen bis 1810 hrsg. von Josef DOLLE unter Mitarb. von Dennis KNOCHENHAUER. Bielefeld: Verl. f. Regionalgesch. 2012. 2211 S., Abb. (Veröff. d. Instituts f. Historische Landesforschung d. Univ. Göttingen 56).
106. SCHLENKER, Gerlinde: Kloster Ballenstedt – das Hauskloster der älteren Grafen von Anhalt. In: Harz-Zs. Jg. 64. 2012. S. 22-45, 7 Abb.
107. SCHMIDT-GLINTZER, Helwig, Britta-Juliane KRUSE: Rosenkränze und Seelengärten – Bildung und Frömmigkeit in niedersächsischen Frauenklöstern. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 50-54, Abb.
108. VELTHEIM, Mechtilde von: Paramente im Wandel. Gelebte Tradition im Kloster St. Marienberg. In: Niedersachsen. 2. 2012. S. 64-66, Abb.
109. VOLLRATH, Markus: Welfische Klosterpolitik im 16. Jahrhundert. Ein Spiegelbild der Fürstenreformationen im Reich? Weltliche evangelische Landesherrschaft und Kloster in der Zeit der Reformation und Konfessionalisierung im Reich unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in den welfischen Territorien. Hannover: Hahn 2012. 423 S., Abb. (Quellen u. Darstellungen z. Gesch. Niedersachsens 135).
110. WEBER, Friedrich: Tetzl, der Ablass und Martin Luther. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 38-41, Abb.
111. Zwei Klöster im Stiftungsvermögen. Die Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz zwischen Tradition und Innovation. In: Niedersachsen. 2. 2012. S. 44-48, Abb.

Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte

Bergbau, Hütten, Wasserwirtschaft

112. „Arsch ab!“: Zum Kolloquium „20 Jahre Stilllegung Erzbergwerk Grund“ am 31. März 2012 in Bad Grund. Hrsg. von Wolfgang LAMPE & Oliver LANGEFELD. 1. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 265 S., Abb., Kt.
113. BARSCH, Christian: Erlebnisführungen im UNESCO-Welterbe Oberharzer Wasserwirtschaft. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 88-91, Abb.
114. BARTELS, Christoph, Lothar KLAPPAUF: Das Mittelalter. Der Aufschwung des Bergbaus unter den karolingischen und ottonischen Herrschern, die mittelalterliche Blüte und der Abschwung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. In: Geschichte des deutschen

- Bergbaus. Bd. 1: Der alteuropäische Bergbau. Von den Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Münster: Aschendorff 2012. S. 111-248, Abb.
115. BARTMANN, Dietrich: Wege zur Harzer Montanarchäologie. Das Kulturwarte-Treffen 2011 am Rammelsberg in Goslar. In: Der Harz. 2012 H. 2. S. 16-17, Abb.
 116. BINGENER, Andreas, Christoph BARTELS, Michael FESSNER: Die große Zeit des Silbers. Der Bergbau im deutschsprachigen Raum von der Mitte des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. In: Geschichte des deutschen Bergbaus. Bd. 1: Der alteuropäische Bergbau. Von den Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Münster: Aschendorff 2012. S. 317-452, Abb.
 117. Braunschweigische Kohlen-Bergwerke. Leben und arbeiten mit der Kohle. Hrsg.: Gundolf ALGERMISSEN. Braunschweig: Deutscher Gewerkschaftsbund Bezirk Niedersachsen-Bremen-Sachsen-Anhalt 2012. 88 S., Abb. (Regionale Gewerkschaftsblätter: Industriegeschichte 4).
 118. DETTMER, Hans-Georg: Der Rammelsberger Bergbau im 19. Jahrhundert. Ein Überblick. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 29-34, Abb.
 119. DRESSSEL, Hans-Jürgen: Trinkwasser aus dem „Oberharzer Wasserregal“. In: Unser arz. Jg. 60. 2012. S. 110-111, Abb.
 120. GEBHARDT, Günter: Der Betrieb der Grube „Großfürstin Alexandra“ und ihrer Vorgänger. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 30-32, Abb.
 121. HANSPEL, Claus: Die Wassermühlen im Brunnental. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 75-82, Abb.
 122. HILLEGEIST, Hans-Heinrich: Handelsübersicht der Königshütte 1860/61. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 136-142, Abb.
 123. HILLEGEIST, Hans-Heinrich: Die Silberhütte und die Bergwerke von Sankt Andreasberg (1817). In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 96-100, Abb.
 124. HOPPE, Ansgar: Die europäische Wasserrahmenrichtlinie und historische Wasserbauten. Wege zur Erhaltung baulicher Anlagen bei Fließgewässerrenaturierungen, Abschlussbericht. Hannover: Niedersächsischer Heimatbund e. V. 2012. 83 S., Abb.
 125. HOPPE, Ansgar: Die europäische Wasserrahmenrichtlinie und ihre Auswirkungen auf historische Wasserbauten. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 11-16, 3 Abb.
 126. JANZ, Wolfgang: Neuer Teich. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 34-35, Abb.
 127. KAMINSKI, Gerhard: Braunkohlenbergbau bei Emmerstedt. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 83-89, Abb.
 128. KNOLLE, Friedhart, Wilfried H. O. ERNST: Montanwesen, Schwermetallkontamination und Vegetation im Harz. Ein Überblick. In: Erzbergbau und Oberharzer Wasserwirtschaft. Bergbaufolgen im UNESCO-Weltkulturerbe. Duderstadt: Mecke 2012. S. 100-108, Abb., Kt. (Exkursionsführer u. Veröff. d. Deutschen Ges. f. Geowiss. 247).
 129. Koerber, Hermann: Das *Buschhaus*. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 97-100, Abb.
 130. KOERBER, Hermann: Die Wolsdorfer Prinz Wilhelm-Schächte. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 113-116, Abb.

131. KORTZFLEISCH, Albrecht von: Welterbestatus für das Oberharzer Wasserregal. Harzklubvorsitzender Hermann Kerl forderte bereits technisches Denkmal. In: *Der Harz*. 2012. H. 11. S. 12, Abb.
132. KRASCHEWSKI, Hans-Joachim: Schmelzhütten und Schmelzarbeit im Harz des 17./18. Jahrhunderts. Der Hüttenbetrieb als technologischer und sozialökonomischer Handlungsraum. Bochum: Dt. Bergbau-Museum 2012. 320 S., Abb. Kt. (Montanregion Harz 9).
133. LIESSMANN, Wilfried: Das Grabenhaus am Rehberger Graben – Ein Traditionsgasthaus und seine Geschichte. In: *Unser Harz*. Jg. 60. 2012. S. 223-30, Abb.
134. LIESSMANN, Wilfried: Das historische Montanwesen im Mittel- und Südwestharz. In: *Erzbergbau und Oberharzer Wasserwirtschaft. Bergbaufolgen im UNESCO-Weltkulturerbe*. Duderstadt: Mecke 2012. S. 82-99, Abb., Kt. (Exkursionsführer und Veröff. d. Deutschen Ges. f. Geowiss. 247).
135. LINKE, Friedrich-Albert, Cornelia KRIETE, Lothar KLAPPAUF: Karolingische Eisengewinnung am Iberg bei Bad Grund, Ldkr. Osterode a. Harz. In: *Nachrichten aus Niedersachsens Urgesch.* Bd. 81. 2012. S. 231-246, Abb., Kt.
136. RADDAY, Helmut: Die „Außenstationen“ des Oberharzer Bergwerksmuseums. Rosenhöfer Radstuben, Ottiliae-Schacht und Schacht Kaiser Wilhelm II. sind Teile des Weltkulturerbes. Montandenkmale auf dem Weg zum Weltkulturerbe UNESCO-Weltkulturerbe Oberharzer Wasserwirtschaft. Eine Veröffentlichung im Rahmen des 120-jährigen Bestehens des Oberharzer Bergwerksmuseums Clausthal-Zellerfeld im Jahre 2012. Clausthal-Zellerfeld: Oberharzer Geschichts- und Museumsverein 2012. 47 S., Abb., Kt. (Der Anschläger 2012, Sonderheft).
137. REIFF, Ulrich: Das Oberharzer Bergwerkmuseum im UNESCO-Welterbe Oberharzer Wasserwirtschaft. In: *Unser Harz*. Jg. 60. 2012. S. 51-55, Abb.
138. SCHMIDT, Martin: Talsperren im Harz. Ost- und Westharz. Aktualisiert von Rainer TONN. 9., überarb. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 114 S., Abb., Kt.
139. SCHNEIDER, Bernd: Historisch tiefer Wasserstand im Herbst 2011 in der Okertalsperre. In: *Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand*. H. 68. 2012. S. 209-212, 6 Abb.
140. SCHWABE, Dietmar: Bilder vom Kaiser Wilhelm-Schacht. In: *Allgem. Harz-Bergkal.* 2013. [2012]. S. 24-25, Abb.
141. STEDINGK, Klaus: Exkursionsführer – Erzbergbau und Oberharzer Wasserwirtschaft. In: *Erzbergbau und Oberharzer Wasserwirtschaft. Bergbaufolgen im UNESCO-Weltkulturerbe*. Duderstadt: Mecke 2012. S. 122-141, Abb., Kt. (Exkursionsführer u. Veröff. d. Deutschen Ges. f. Geowiss. 247).
142. STEDINGK, Klaus: Geologie und Erzlagerstätten im Oberharz. In: *Erzbergbau und Oberharzer Wasserwirtschaft. Bergbaufolgen im UNESCO-Weltkulturerbe*. Duderstadt: Mecke 2012. S. 9-81, Abb., Kt. (Exkursionsführer u. Veröff. d. Deutschen Ges. f. Geowiss. 247).
143. STUFFEL, Joachim: Die Burg Schildberg und der Silber-Bergbau. Auf der Suche nach dem Alten Mann. In: *Goslarer Bergkal.* Jg. 395. 2013. [2012]. S. 37-41, Abb.

144. TEICKE, Justus: Energieversorgung für den Bergbau. Das Oberharzer Wasserregal. In: Erzbergbau und Oberharzer Wasserwirtschaft. Bergbaufolgen im UNESCO-Weltkulturerbe. Duderstadt: Mecke 2012. S. 109-115, Abb. (Exkursionsführer u. Veröff. d. Deutschen Ges. f. Geowiss. 247).
145. TEICKE, Justus: Die Harzwasserwerke GmbH. Niedersachsens größter Wasserversorger. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 43-49, Abb.
146. TEICKE, Justus: Oderteich und Rehberger Graben. Bauwerke des Oberharzer Wasserregals bei Sankt Andreasberg. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 123-127, Abb.
147. TEICKE, Justus: Die Pfauenteiche sind saniert. Beseitigung einer Rüstungsaltlast. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 203-206, Abb.
148. WEBER, Klaus A. E.: Waldglashütten in den Solling-Forsten des Hellentals. Beiträge zur Glashüttengeschichte im Solling vom 12./13. bis 18. Jahrhundert. Teil 1. Glashüttenforschung im Umfeld des Hellentals. In: Sollinger Heimatbl. 1. 2012. S. 14-21, Abb.
149. WEBER, Klaus A. E.: Waldglashütten in den Solling-Forsten des Hellentals. Beiträge zur Glashüttengeschichte im Solling vom 12./13. bis 18. Jahrhundert. Teil 2. Glashütten des Mittelalters im Umfeld des Hellentals – 12.-14. Jahrhundert. In: Sollinger Heimatbl. 2. 2012. S. 8-17, Abb.
150. WEBER, Klaus A. E.: Waldglashütten in den Solling-Forsten des Hellentals. Beiträge zur Glashüttengeschichte im Solling vom 12./13. bis 18. Jahrhundert. Teil 3. Glashütten der Frühen Neuzeit im Umfeld des Hellentals – 1. Hälfte 17. Jahrhundert. In: Sollinger Heimatbl. 3. 2012. S. 13-22, Abb.
151. WEBER, Klaus A. E.: Waldglashütten in den Solling-Forsten des Hellentals. Beiträge zur Glashüttengeschichte im Solling vom 12./13. bis 18. Jahrhundert. Teil 4. Glashütten der Frühen Neuzeit im Hellental 1. Hälfte 18. Jahrhundert. In: Sollinger Heimatbl. 4. 2012. S. 15-24, Abb.
152. WILKE, Günter: Wo begann die industrielle Eisenerzverhüttung und –Verarbeitung in Thale? In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 3-7, Abb.

Land- und Forstwirtschaft, Industrie, Handel, Handwerk

153. BEI DER WIEDEN, Brage: Bemerkungen zur „Entdeckung der Nachhaltigkeit. In: Abhandlungen d. Braunsch. Wiss. Gesellschaft. Bd. 64. 2012. S.125-145, Abb
154. EFFENBERGER, Georg: Kleiner Käfer – große Wirkung. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 71-76, Abb.
155. FIEDLER, Gudrun: Der Landkreis Helmstedt und das Braunschweiger Land nach 1945. Zur wirtschaftlichen Entwicklung einer Grenzregion. In: Nds. Jb. f. Landesgesch. Bd. 84. 2012. S. 1-41.
156. GRÜNEBERG, Helmut: Die ersten Betriebsansiedlungen in Lerbach auf dem Ortsteil Hütte. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 96-109, Abb.
157. GROBIS, Heike: 200 Jahre Bleiweißfabrik Scheerenberg und 190. Todestag des Gründers Johann Friedrich Schachtrupp (1773-1822). In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 65-68, Abb.

158. KIEKENAP, Bernhard: Pfarrer August Engel und die Schapener Konservenfabrik. In: Braunschw. Heimat. Jg. 98, 2. 2012. S. 23-27, 10 Abb.
159. KNOLLE, Friedhart, Peter SCHYGA: Gebr. Borchers/H. C. Starck in der NS-Zeit. Umweltgeschichte, Rüstungsproduktion und -forschung, Zwangsarbeit. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 84 S., Abb. Kt. (Spuren Harzer Zeitgesch. 5)
160. KNOLLE, Friedhart, Hans-Ulrich KISON: Zur Waldgeschichte der Nationalparkregion Harz. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 19-23, Abb.
161. KROKER, Angelika: Untersuchung zentraler Aspekte der Geschichte der Firma Gebr. Borchers. H. C. Starck in den Jahren 1933 bis 1945. Eine Dokumentation. Hannover: Nds. Institut f. Regionalforschung 2012. 276 S.
162. KULHAWY, Andreas: Das Braunschweigische Leihhaus als Instrument der Modernisierung. (1830 – 1918). Braunschweig: Appelhans 2012. 575 S., Abb., Kt. (Quellen u. Forschungen z. braunschw. Landesgesch. 48).
163. KUTSCHER, Rainer: Das Berufsbild der Harzer Waldleute. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 85-87, Abb.
164. KUTSCHER, Rainer: Der nächste Winter steht vor der Tür. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 97-99, Abb.
165. KUTSCHER, Rainer: Polizeimeister Hermann Stein aus Lerbach erlag 1947 einer Wildererkugel. Eine Wilderergeschichte aus dem Harz. Mordschütze wurde nicht gefasst. In: Der Harz. 2012. H. 2. S. 20-21, Abb.
166. Landwirtschaft im Braunschweiger Land... Modern und vielseitig. Braunschweig: Landvolkverband Braunschweig 2012. 120 S., Abb.
167. LIEDT, Jürgen: Handel und Gewerbe... In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 51-52.
168. MITTMANN, Hans: Moderne Landschaftspflege – traditionelle Beweidung. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 121-125, 4 Abb.
169. PEIFFER, Karsten: Ohne Wald kein Bergbau. 500 Jahre Forstwirtschaft im Harz. In: UNESCO-Weltkulturerbe Oberharzer Wasserwirtschaft hrsg. im Auftrag der DwhG von Christoph OHLIG. Norderstedt: Books on Demand 2012. S. 83-89, Abb., Kt. (Schriften d. Deutschen Wasserhistorischen Ges. 19).
170. Rünigen, das Mehl: 700 Jahre. Die Mühle, das Mehl. [Hrsg. Mühle Rünigen, Braunschweig. Text: Frank PLÜSCHKE. Red.: Denis BRAUN]. Braunschweig: Mühle Rünigen 2012. 104 S., Abb., Kt., +1 DVD-Video, 1 Krimi (17 S.).
171. SCHROETER, Bernhard, Winfried SCHULZ: Wie es mal begann... Eine Einführung in die Technik- und Anlagengeschichte des Hüttenwerks in Salzgitter 1937 bis 1945. Salzgitter: Verfasser 2012. 281 S., Abb.
172. SEELIGER, Matthias: Die Witwen-, Kranken- und Begräbniskasse der Negenborner Steinbrecher, 1857-1864. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 149-152, 1 Abb.
173. SINDRAM, Edeltraud: Wir sind aus Tradition modern (LandFrauenarbeit). In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 143-147.

174. Vorgeschichte und Entwicklung des Betriebsverfassungsgesetzes im Jahr 1952. Hrsg.: Gundolf ALGERMISSEN. Braunschweig: Deutscher Gewerkschaftsbund Bezirk Niedersachsen-Bremen-Sachsen-Anhalt 2012. 92 S., Abb. (Regionale Gewerkschaftsblätter: Industriegeschichte 5).
175. WENZLAFF, Undine: Aufbruch ins Fabrikzeitalter. Die Industrialisierung des südlichen Sollings. Holzminden: Mitzkat 2012. 223 S., Abb., Kt. (Beitr. z. Gesch. d. Sollings u. d. Wesertals 1).
176. WESTENBERGER, Günther: Die hohe Kunst des Brauens. Hofbrauhaus Wolters. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 72-74, Abb.
177. WILKE, Günter: Die Diabassteinbrüche bei Neuwerk, Teil 1. Die Zeit der Rekonstruktion in der Mitte des 20. Jahrhunderts (eine Momentaufnahme). Thale: Verf. 2012. 5 S., Anh.
178. WITTE, Dietrich: Von Weiderechten und Weidestreitigkeiten. In: Heimatbl. f. d. südwestl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 88-95, Abb.
179. ZAUNER, Ernst-Johann: Braunschweiger Kurvenstar der 1930er Jahre. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 24-26, Abb.

Post, Verkehr, Tourismus

180. AHLERS, Rolf: Bahnhof Wendezelle an der Eisenbahnstrecke Celle-Braunschweig. In: Braunsch. Heimat. Jg. 98, 1. 2012. S. 26-27, 5 Abb.
181. DÖRNER, Winfried: Die Südharz-Eisenbahn. Eine Region und ihre Bahnlinie. Walkenried – Wieda – Braunlage ; Braunlage – Sorge Tanne. 2., überarb. und erw. Aufl. Bad Salzdetfurth: Dörner 2012. 512 S., Abb., Kt.
182. GRUNERT, Manfred: Eisenbahnstrecken im Peiner Land. Teil 1. Die Nebenstrecken. In: Braunsch. Heimat. Jg. 98, 1. 2012. S. 22-25, 8 Abb.
183. GRUNERT, Manfred: Eisenbahnstrecken im Peiner Land. Teil 2. Die Hauptstrecken. In: Braunsch. Heimat. Jg. 98, 2. 2012. S. 6-8, 7 Abb.
184. Harz. Wandern im Harz. Harzer Hexen-Stieg. [Harzer Tourismusverband ...]. Goslar [u.a.] [2012]. 35 S., Abb., Kt.
185. HOFFMANN, Gert: Unsere Pferdestärken werden elektrisch- Metropolregion ist nationales Schaufenster für Elektromobilität. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 28-29.
186. KEGEL, Ulrich: Was sollte und was ist daraus geworden? 20 Jahre Zweckverband Großraum Braunschweig. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 108-110.
187. MACHE, David: 120 Jahre Braunschweiger Hütte – und ewig bleibt die Faszination der Berge. In: Braunsch. Heimat. Jg. 98, 2. 2012. S. 3-5, 5 Abb.
188. REINBOTH, Michael: „Bus- und Fahrrad-Harz“. Fahrräder werden in Linienbussen kostenlos befördert. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 213-214, Abb.
189. REINBOTH, Michael: Kann man im Harz auch ohne Auto mobil sein? In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 71-73, Abb.
190. ROSENAU, Björn: Handschriftliche Postvermerke. Briefe des Herzogtums Braunschweig und des Königreichs Hannover. In: Das Archiv. Post- u. Telekommunikationsgesch. 2012. H. 2. S. 67-70, Abb.

191. STEINIG, Michael: Die Reichsstrasse 1. Durch den Landkreis Helmstedt. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 179-186, Abb.

Geschichte des geistigen und kulturellen Lebens

Universitäten, Schulen

192. BITTÓ, Melsene: „Das Helmstedter Schulbuch“. Eine über Jahrhunderte verschollene Chronik der Helmstedter Lateinschule. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17, 1. 2012. S. 2-4, 3 Abb.
193. BRUNING, Jens: Innovation in Forschung und Lehre. Die Philosophische Fakultät der Universität Helmstedt in der Frühaufklärung 1680-1740. Wiesbaden: Harrassowitz 2012. 344 S., Abb. (Wolfenbütteler Forschungen 132).
194. ERNST, Christian: Meilenstein in der Entwicklung der TU Clausthal. Ministerin Wanka legt Grundstein zum Clausthaler Zentrum für Materialtechnik. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 17-18, Abb.
195. ESCHENBACH, Carl-Adolf: ... eigentlich sollte ich lernen. Erinnerungen an drei Jahre Landschulheim am Solling in Holzminden. Königstein im Taunus: Eschenbach 2012. 39 Bl.
196. Gymnasium Große Schule. Schulchronik 2011/12. Red.: Klaus HANTELMAHNN. Wolfenbüttel: Gymnasium Große Schule 2012. 143 S., Abb.
197. JAHNS, Werner: „Wir sind ein Teil des Volksganzen“: Das Holzmindener Gymnasium von 1936 bis 1939. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 153-158, 1 Abb.
198. Regionale Jugendproteste am Beispiel der Niedersächsischen Heimschule Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17,1 2012. S. 20-24, 13 Abb.
199. WAGNITZ, Friedrich, Fritz REINBOTH: Die Klosterschule in Walkenried. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 2012. 109 S., Abb. (Schriftenreihe d. Vereins f. Heimatgesch. Walkenried/Bad Sachsa u. Umgebung e. V. 19).
200. WESSELHÖFT, Daniel: Von fleißigen Mitmachern, Aktivisten und Tätern. Die Technische Hochschule Braunschweig im Nationalsozialismus. Mit einem Nachw. von Hans-Ulrich LUDEWIG. Hildesheim [u.a.]: Olms 2012. 414 S., Abb. (Veröff. d. Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 6).

Architektur, Kunstgeschichte und Denkmalpflege

201. Adelssitze im Braunschweiger Land. Braunschweig: Kotyrba 2012. 60 S., Abb., Kt. (Arnhold-&-Kotyrba-Architekturführer)
202. ARNOLDT, Hans-Martin: Herrenhäuser, Schlösser und Burgen im Landkreis Wolfenbüttel im Spiegel von alten Ansichten, Karten und Plänen. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 27-38, Abb.
203. Aus dem Pottland in die Welt. Eine historische Töpferregion zwischen Weser und Leine hrsg. von Christian LEIBER. Red.: Gerrit FUNKE, Christian LEIBER. Holzminden: Mitzkat 2012. 248 S., Abb.
204. BAUER, Christine H.: Die Restaurierung der Kaiserpfalz in Goslar im Zeitalter von Historismus und Nationalismus. In: Berichte z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 32. S. 78-83, 8 Abb.

205. BLAICH, Markus C.: Der Archäologie- und Landschaftspark „Kaiserpfalz Werla“. Zur Visualisierung eines archäologischen Denkmals im Kontext von Natur und Landschaftsschutz. In: *Berichte z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 32*. S. 89-94, 11 Abb.
206. BÖSER, Wolfgang: 20 Jahre Schulmuseum Steinhorst. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2013. [2012]. S. 9-13, Abb.
207. DRESCHKE, Charlotte: 20 Jahre Kreiskunstschule: Ein langer Weg zur Kunst. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2013. [2012]. S. 14-16, Abb.
208. EBEL, Anja, Andreas EBEL: Das Pfarrhaus in Steinhorst. Ein Beispiel zur Erhaltung der ortsbildprägenden Bausubstanz. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2013. [2012]. S. 29-33, Abb.
209. Größenwahn. Jahresausstellung des BBK Braunschweig, 12. Oktober – 19. November 2012 in der BBK Torhaus-Galerie und im Torhaus des Botanischen Gartens der TU Braunschweig. [Bund Bildender Künstlerinnen und Künstler Braunschweig]. Braunschweig 2012. 86 S., Abb.
210. GROTE, Hans-Henning: Die Wohnungen Herzog Anton Ulrichs im Schloss Wolfenbüttel und im Schloss Salzdahlum. In: *Braunschw. Jb. f. Landesgesch.* Bd. 93. 2012. S. 181-195, 3 Abb.
211. HARMS, Harald: Ein Denkmal auf Reisen. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2013. [2012]. S. 71-72, Abb.
212. Herzog Anton Ulrich zu Gast in Dresden. Schatzkammerstücke des Herzog Anton Ulrich-Museums Braunschweig hrsg. von Dirk SYNDAM und Juliane WOLSCHINA. Dresden: Staatliche Kunstsammlungen Dresden 2012. 152 S., Abb.
213. JUNK, Johanna: Ein Schatz aus dem Harz – die Harzansichten des Wilhelm Ripe. In: *Allgem. Harz-Berg-Kal.* 2013. [2012]. S. 132-133, Abb.
214. JUNK, Johanna: Schatzsuche im Museumsverein. Die Harzansichten des Wilhelm Ripe. In: *Goslarer Bergkal. Jg. 395*. 2013. [2012]. S. 59-60, Abb.
215. KOTYRBA, Sándor: Burgen und Schlösser. Nordharz. 1. Aufl. Braunschweig: Kotyrba 2012. 60 S., Abb. (Arnhold-&-Kotyrba-Architekturführer).
216. KRUEGER, Thomas: Der Ausdruck des Wesentlichen. Porzellan und Keramik von Siegfried Möller (1896-1970). Begleitbuch zur gleichnamigen Werkschau im Museum im Schloss, Porzellanmanufaktur Fürstenberg, 23. August bis 18. November 2012. Mit einem Beitrag von Volker ZELINSKY. 2., korrigierte Aufl. Holzwinden: Mitzkat 2012. 63 S., Abb. (Schriften z. Gesch. d. Fürstenberger Porzellans 4).
217. Kunstaussstellung Natur – Mensch. 18. Kunstaussstellung Natur – Mensch 2012. Im Nationalpark Harz in Sankt Andreasberg vom 9. September bis 6. Oktober 2012. Braunlage [u.a.] 2012. 85 S., Abb.
218. NUNOLD, Beatrice: Starke Stücke. Wilhelm Ripes Brockenstiche: Sommer, Winter, Walpurgisnacht. In: *Goslarer Bergkal. Jg. 395*. 2013. [2012]. S. 61-65, Abb.
219. Portraits. Lebensmomente von A bis Z. [Hrsg.: Heike PÖPPELMANN]. [Texte und Red.:] Angela KLEIN. Braunschweig [2012]. 86 S., Abb. (Kleine Reihe d. Braunschw. Landesmuseums 4).
220. RAUB, Eva, Werner KUMPE: Das Relief am Kinderbrunnen in Goslar. In: *Goslarer Bergkal. Jg. 395*. 2013. [2012]. S. 93-94, Abb.

221. Salon Salder. Neue Kunst aus Niedersachsen 2012; [anlässlich der Ausstellung „Salon Salder – Neue Kunst aus Niedersachsen“, 9. September – 4. November 2012]. Stadt Salzgitter. 1. Aufl. Braunschweig: Appelhaus 2012. [28] Bl., Abb.
222. SCHMIDT, Martin, Wolf-Dieter STEINMETZ: Die Landesausstellung 2008 „Die Schöninger Speere“. Mensch und Jagd vor 400.000 Jahren. In: Archäologie in Niedersachsen. Bd. 15. 2012. S. 37-41, Abb.
223. SCHWARZ, Gesine: Historische Gärten im Landkreis Wolfenbüttel. Ein Überblick. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 9-20, Abb.
224. Synagoge und Tempel. 200 Jahre jüdische Reformbewegung und ihre Architektur. Hrsg.: Aliza COHEN-MUSHLIN und Hartem H. THIES. Petersberg: Michael Imhof Verlag 2012. 160 S., Abb. (Kleine Schriften der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa 4). [Braunschweig-Bezug]
225. THIES, Heinrich: Glanz und Gloria. Zu Besuch in Niedersachsens schönsten Schlössern. 1. Aufl. Hannover: Madsack 2012. 192 S., Abb. [Braunschweig-Bezug]
226. Unter Minervas Schutz. Bildung durch Kunst in Joachim von Sandrarts „Teutscher Academie“ hrsg. von Anna SCHREURS unter Mitwirkung von Julia KLEINBECK, Carolin OTT, Christina POSSELT und Saskia SCHÄFER-ARNOLD. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2012. 260 S., Abb. (Ausstellungskataloge d. Herzog August Bibliothek 95).
227. WINNER, Gerd: Schloß Gifhorn. Wandlungen. Gifhorn 2012. 71 S., Abb.
228. ZITTLAU, Reiner: Niedersächsische Denkmalpflege im Jahr 2011. Bau- und Kunstdenkmalpflege. In: Berichte z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 32. S. 161-173, Abb. [Braunschweig-Bezug]

Literatur, Buchwesen

228. Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg: Die römische Octavia, fünfter Band, dritter Teil bearb. v. Dieter MERZBACHER. Stuttgart: Hiersemann 2012. (Anton Ulrich. Werke. historisch-kritische Ausgabe VII,3).
230. Auch Bücher altern. Bestandserhaltung in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel. [Ausstellung der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel ... vom 4. März bis 26. August 2012]. Hrsg. von Almuth CORBACH. Mit einer Einf. von Helwig SCHMIDT-GLINTZER. Wiesbaden: Harrassowitz 2012. 115 S., Abb., Kt. (Wolfenbütteler Hefte 31).
231. BARRENSCHEEN, Tessa: Wilhelm Raabes „Pfisters Mühle“. Ein früher Ökoman? Braunschweig 2012. 17 S.
232. BLUME, Herbert: Das Schwankbuch von Till Eulenspiegel – ein Buch aus Braunschweig. Bewährte und neue Argumente. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 93. 2012. S. 41-69.
233. CIESLAR, Cornelia: Die Literaturwerkstatt Gifhorn. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 48-50, Abb.
234. EHRT, Barbara: Das Herz des Kaisers. Harz – märchenhafte Erzählungen. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 102 S., Abb.
235. EHRT, Barbara: Die Tote im alten Schacht. Und andere Harz-Krimis. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 221 S., Abb.

236. LANG-GROTH, Imke: Auf dem Weg zu einem Belegwörterbuch. Der Beitrag von Joachim Heinrich Campe und Theodor Bernd. Bielefeld: Verl. f. Regionalgesch. 2012. 343 S., Abb. (Braunsch. Beitr. z. deutschen Sprache und Literatur 16).

Theater, Musik

237. 50 Jahre Kammerorchester Wolfenbüttel. Miteinander musizieren. Red.: Gesine SCHWARZ, Horst ENGEL. Wolfenbüttel: Kammerorchester Wolfenbüttel e. V. 2012. 63 S., Abb., CD.
238. HILDEBRANDT, Werner: Bergmann Silbernagel. Ein Laienspiel von Lothar Meyer. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 61-66, Abb.
239. KIEHL, Ernst: „Klingt von den Bergen ein Jodler so schön!“. Eine Laudatio für die Jodler des Harzes. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 56-60, 5 Abb.
240. KLEMENT, Joachim: Theater schafft Identitäten. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 42-46, Abb.
241. WIRTH, Sigrid: Musikinstrumentenkäufe am frühneuzeitlichen Hof der Wolfenbütteler Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 93. 2012. S. 71-97, 5 Abb.
242. Wolfenbütteler Stadttheater – Lessingtheater- Planung, Bau, Sanierung. Red.: Alfred HENNING. Wolfenbüttel: Hilfswerk Lions Club Wolfenbüttel e. V. 2012. 185 S., Abb.

Volkskunde, Sprachgeschichte, Namenkunde

243. GEHMLICH, Klaus: Flurnamen im Landkreis Osterode am Harz. Eine Sammlung von Flur-, Forst-, Gewässer- und Straßennamen. Bd. 4: Erklärungen und Informationen zu Flur-, Forst-, Gewässer- und Straßennamen. M – Sp. 1. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 231 S.
244. HEMSCHMEIER, Hermann: Geschichten über den Wilden Mann. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 164, Abb.
245. JANZ, Wolfgang: Grauhöfer Flurnamen. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 81-82.
246. KOCK, Wiebke: Rübezahl im Harz. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 166-167, Abb.
247. LÜCKE, Monika: „Giebts auch Hexen und Zauberer, die durch Hülffe des Teufels was ausrichten?“ In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 63-68, Abb.
248. Sagen, Mythen und Legenden aus dem Harz. Gesammelt und aufgeschrieben von Bernd STERNAL. Ill. von Lisa BERG. Gernrode: Sternal-Media; Norderstedt: Books on Demand 2012. Bd. 4. 1. Aufl. 144 S., Abb.
249. TRIBIAN, Henning: Die Ortsnamensendung –büttel. Neue Deutungen. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 79-88, Abb.

Natur, Umweltschutz

250. ANDERS, Ole: Der Luchs im Harz – zwölf Jahre nach der Wiederansiedlung (Teil 1-2). In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 158-159; 178-179, Abb.
251. BOCK, Harald: Hotspots der Biologischen Vielfalt. Die Tierwelt in der Südharzer Karstlandschaft. Teil 2: Wirbeltiere. In: Der Harz. 2012. H. 2, S. 14-15, Abb.

252. BRAEMER, Gerhard: Außergewöhnliche Beobachtungen von Eis-, Polar- und Tundramöwen in Südostniedersachsen. In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 47-50, 11 Abb.
253. BRAEMER, Gerhard: Die Avifauna der Braunschweiger Rieselfelder – eine Checkliste, Teil 2. In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 41-45, 10 Abb.
254. BROMBACH, Günter: Naturschutzgebiete in Braunschweig. In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 17-20, 4 Abb.
255. BÜRIG, Ewald: Der Harz und seine acht Eulen. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 89-90, Abb.
256. GAYGER, Joseph: Die Dohle. Ein intelligenter Singvogel unter den Raben. Vogel des Jahres 2012. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 158-163, Abb.
257. HERMENAUE, Bernd: Ringnachweise des Austernfischers (*Haematopus ostralegus*). In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 51-53, 2 Abb.
258. HEUER, Jürgen: Ringelgans (*Branta bernicla*) im nordwestlichen Harzvorland. In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 30-31.
259. HÖRMANN, Dieter: Zum Vorkommen von Eichengallen in der Lühtringer Heide (Landkreis Holzminden). In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 25-30, 12 Abb.
260. JÜRGENS, Rolf: Die Dohle ist der Vogel des Jahres 2012 – Brutvogel in der Stadt Wolfenbüttel und im Schöppenstedter Sankt Stephanus-Kirchturm. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 163-166, Abb.
261. JÜRGENS, Rolf: Das Schwarzkehlchen – neuer Brutvogel im Landschaftsschutzgebiet „Teichwiesen Barnstorf und Große Wiese Warle“. In: Braunsch. Heimat. Jg. 98, 2. 2012. S. 16, 2 Abb.
262. KÖLSCH, Oskar: 25 Jahre OTTER-ZENTRUM. 25 Jahre Naturschutz, Bildung und Tourismus im Landkreis Gifhorn. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 37-40, Abb.
263. KORTZFLEISCH, Albrecht von: Die Rückkehr in den Harz. Die Wölfe kommen nach Deutschland. In: Der Harz. 2012. H. 9. S. 10-11, Abb.
264. KRAFT, Michael: Victoria cruziana. Die tropische Riesenseerose im Botanischen Garten der Technischen Universität. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 79-82, Abb.
265. KRECKMANN, Ingrid: Heimische Bäume: Stieleiche – Sommerliche, *Quercus Robur* Linne 1753. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 91-93, Abb.
266. LEHMHUS, Jörn: Beitrag zur Identifikation von Entenhybriden der Gattung *Aythya*. In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 32-40, 28 Abb.
267. OHLENDORF, Bernd: Der Harz als Lebensraum für die Fledermaus. Karstgebiete im Harz – ein Mekka für Fledermäuse. Teil 1-2. In: Der Harz. 2012. H. 4. S. 14-15; 2012. H. 6. S. 12-13, Abb.
268. PASZKOWSKI, Wilfried: Ornithologische Literatur Ostfalens. In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 54-55, Kt.
269. REINBOTH, Fritz: Naturschutz nach Forstmeisterrat – das Naturschutzgebiet Prior-Teich-Sachsenstein bei Walkenried. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 68-71, Abb.
270. SCHMIDT, Helge: Avifaunistischer Jahresrückblick auf 2011 für die Umgebung Braunschweigs. In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 1-16, 19 Abb.

271. SEELER, Horst: Schleiereulenschutz, eine wichtige Aufgabe der Ornithologischen Arbeitsgemeinschaft Barnbruch. In: Aves Braunschweig. Jg. 3. 2012. S. 21-31, Abb.
272. SEELER, Horst: Schleiereulenschutz im Großraum Braunschweig (Kreise Gifhorn, Helmstedt, Peine sowie Städte Braunschweig und Wolfsburg). In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 148-153, Abb.
273. SEITZ, Joachim: Die Vögel Niedersachsens und des Landes Bremen. Beiträge zur Geschichte der Ornithologie in Niedersachsen und Bremen. Hannover: Niedersächsischer Landesbetrieb für Wasserwirtschaft, Küsten- und Naturschutz 2012. 452 S., Abb. (Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen; Sonderr. B 1.1).
274. WILHELM, Jürgen: Entwicklung und Erhaltung der Artenvielfalt (Biodiversität) im Kaiserwinkel (Drömling). In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 166-169, Abb.
275. Zum Bebauungsplan Wurmberg – die Zerstörung des Berges. [Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland, Landesverband Niedersachsen e.V., Kreisgruppe Goslar]. Goslar 2012. 28 S., Abb., Kt. (BUNDinfo. Kreisgruppe Goslar, Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland e.V 18).

Geschichte einzelner Orte

276. BORMANN, Christian, Eberhard Frey: *ALMKE*. Geschichte eines Dorfes im Hasenwinkel. unter Mitarbeit von Aleksandar Nedelkovski. Wolfsburg: Stadt Wolfsburg 2012. 216 S., Abb. (Texte z. Gesch. Wolfsburgs 36).
277. Nägeler, Wolfgang F.: Ortsfamilienbuch *ARHOLZEN* 1651-1900, mit einem Beitrag von Ute Siegeler. Stadtoldendorf: Verf. 2012. ungez. Bl.
BAD GANDERSHEIM s. Nr. 78.
278. PLASTER, Harry: Ehemaliges Erholungsheim Siemens-Ettershaus [*BAD HARZBURG*]: Vor über 100 Jahren eingeweiht. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 103. 2012. S. 3-8, Abb.
279. PLASTER, Harry: Vor 40 Jahren: Ende vom Hotel Fürstenhof. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 104. 2012. S. 3-8, Abb.
280. PLASTER, Harry: Vor 145 Jahren: Restaurant Brauhaus, ehem. Hotel und Gasthof Germania. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 101. 2012. S. 5-7, Abb.
281. WEDEKIND, Hans-Hermann: Als die Lutherstraße noch Kirchstraße hieß. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 103. 2012. S. 22-33, Abb.
282. WEDEKIND, Hans-Hermann: Die erste Apotheke des Amtes Harzburg. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 102. 2012. S. 29-30.
283. WEDEKIND, Hans-Hermann: Gedanken eines Laien über die Harzburg. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 104. 2012. S. 20-30, Abb.
284. WEDEKIND, Hans-Hermann: Neustadt-Harzburg im Jahre 1759 (2. Teil). In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 101. 2012. S. 8-15, Abb.
285. WEDEKIND, Hans-Hermann: Richtfest der Lutherkirche Bad Harzburg. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 102. 2012. S. 20-28, Abb.
286. Nächtliches Schloss erleben. Textheft deutsch-englisch. Weserrenaissance Schloss *BEVERN* [Hrsg.: Landkreis Holzminden. Text: J. Stephan JELLINEK, Anne TELP]. Stadtoldendorf: Lönneker [2012]. 47 S., Abb.

287. KORN, Harald: Spitznamen in *BORNUM*. In: *Dat Bormsche Lindenblatt*. Nr. 24. 2012. S. 16-19, Abb.
288. RÖHRIG, Gerhard: Landwehr Verein Bornum und das Bornumer Ehrenmal. In: *Dat Bormsche Lindenblatt*. Nr. 24. 2012. S. 5-14, Abb.
289. UHLENHAUT, Hanna, Gerhard RÖHRIG: Zeitungsbericht vom 14.4.1970 aus den Helmstedter Nachrichten. „Bornumer Jäger retteten Hirsch vor sicherem Tod“. In: *Dat Bormsche Lindenblatt*. Nr. 24. 2012. S. 35-36, Abb.
BRAUNSCHWEIG s. auch Nr. 162, 170, 200, 209.
290. 125 Jahre Chronik. Technikerverein Braunschweig von 1887 e. V. Braunschweig: Technikerverein Braunschweig 2012. 116 S., Abb., 1 DVD.
291. 125 Jahre Wohnen in Braunschweig. Die Braunschweiger Baugenossenschaft zwischen Tradition und Innovation. Braunschweig: Braunschw. eG 2012. 183 S., Abb.
292. ARNHOLD, Elmar: Okerbrücken am Braunschweiger Wallring. 1. Aufl. Braunschweig: Arnhold & Kotyrba 2012. 60 S., Abb.
293. BIEGEL, Gerd: Wirtschaftliche Größe und politische Vormacht: Braunschweig in der Hansezeit. In: *Braunschw. Heimat*. Jg. 98, 2. 2012. S. 28-29, 1 Abb.
294. BIEGEL, Gerd: Zum 150. Geburtstag der SPD. In: *Braunschw. Kal.* 2013. [2012]. S. 55-58.
295. Bohlweg-Zeiten. Die 80er in Braunschweig. Hrsg.: Axel KLINGENBERG, Wenke LANGE, Ole SCHULZ-WEBER. 1. Aufl., Orig.-Ausg. Meine: Reiffer 2012. 161 S., Abb.
296. BOHNE, Burkhard: Der Klostergarten Riddagshausen und die Gartenkunst des Mittelalters. In: *Unser Harz*. Jg. 60. 2012. S. 86-88, Abb.
297. Braunschweig. Lutz TANTOW (Text). Karl JOHAENTGES (Fotos). 1. Aufl. Rostock: Hinstorff 2012. 95 S., Abb., Kt. (KaJo bei Hinstorff).
298. Braunschweiger Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Kurzbiografien. Hrsg.: Arbeitskreis Andere Geschichte e.V. Braunschweig: Döring 2012. 304 S., Abb.
299. BUCK, Meike: ... und es ward Licht. Das Kloster St. Aegidien in Braunschweig. Braunschweig: Braunschw. Landesmuseum 2012. 196 S., Abb. (Kleine Reihe d. Braunschw. Landesmuseums 2).
300. BÜNTE, Erich, Hans-Hermann DETER, Helmut DOHR: Verbrannt, Verkauft, Vergessen? Zur Geschichte der Liegenschaft Leonhardplatz 1 in Braunschweig. Hrsg.: Freundeskreis Braunschweiger Polizeigeschichte im Förderkreis der Polizeigeschichtlichen Sammlung Niedersachsen e.V. Braunschweig 2012. 127 S., Abb.,
301. COTT, Georg Oswald: Der Braunschweiger Burglöwe entsteht. In: *Braunschw. Kal.* 2013. [2012]. S. 66-68, Abb.
302. FISCHER, Eckhard: Niedersächsische Motorenwerke GmbH Braunschweig-Querum. Salzgitter: Archiv der Stadt Salzgitter 2012. 216 S., Abb., Kt. (Beitr. z. Stadtgesch. 26).
303. HERWIG, Alexander: „Dar da Rade alle ghilde unde de meynheyt to Brunswig medde vorunrechtet unde beswartet hadde.“ Die Große Schicht in Braunschweig als Verfassungskrise im Zusammenleben der städtischen Gemeinschaft. In: *Braunschw. Jb. f. Landesgesch.* Bd. 93. 2012. S. 13-39.
304. HODEMACHER, Jürgen: Riddagshausen – Ein altes Dorf ist die gute Stube unserer Stadt. In: *Braunschw. Kal.* 2013. [2012]. S. 90-93, Abb.

305. HOFFMANN, Klaus: Maschinen, Fußbälle und Konserven. Das Westliche Ringgebiet – ein ehemaliges Industrieviertel. [Hrsg.: Plankontor Stadt & Ges. GmbH ...]. 1. Aufl. Braunschweig: Bretschneider 2012. 102 S., Abb., Kt.
306. HOPPE-DOMINIK, Bernd: Renaturierung der Schunter in Braunschweig ist abgeschlossen. In: Braunschw. Heimat. Jg. 98, 1. 2012. S. 4-7, 7 Abb.
307. JOGER, Ulrich: Zum 300. Geburtstag Carls I. Das Naturhistorische Museum besinnt sich auf seine Tradition. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 47-49, Abb.
308. Die Jüdische Gemeinde Braunschweig. Die Geschichte einer Minderheit vom Mittelalter bis heute. Braunschweig: Rasch 2012. 82 S., Abb.
309. Jüdisches Leben in Braunschweig. Ein Projekt von Schülern und Schülerinnen der Christophorusschule – Gymnasium im CJD Braunschweig unter der Leitung von Christian Georg WERNER. [Texte von Christian Georg WERNER mit Schülerinnen und Schülern der Christophorusschule. Hrsg.: Heike PÖPELMANN]. [Braunschweig]: Braunschweigisches Landesmuseum [2012]. 82 S., Abb. (Kleine Reihe d. Braunschw. Landesmuseums 3).
310. Jüdisches Leben und akademisches Milieu in Braunschweig. Nellie und Kurt Otto Friedrichs; wissenschaftliche Leistungen und illegale Liebe in bewegter Zeit. (Hrsg.: Gerd BIEGEL Frankfurt/M. [u.a.]: Lang 2012. 130 S., Abb. (Braunschw. Beitr. z. Kulturgesch. 2).
311. KRAFT, Armin: „Wer auf dem Boden schläft, kann nicht aus dem Bett fallen“. Gegen Kinderarmut in Braunschweig. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 98-99.
312. KUESSNER, Dietrich: Ansichten einer versunkenen Stadt. Die Braunschweiger Stadtkirchen 1933-1950. Wendeburg: Krebs 2012. 680 S. (Arbeiten z. Gesch. d. Braunschw. ev.-luth. Landeskirche im 19. und 20. Jahrh. 13).
313. LEHMANN, Wilhelm: Stadtbildgestaltung 1937 am Beispiel der Braunschweiger Südstadtsiedlung Mascheroder Holz. In: Braunschw. Heimat. Jg. 98, 1. 2012. S. 8-9, 7 Abb.
314. PFINGSTEN, Otto: St. Martini besitzt die zwei ältesten Glocken der Stadt. In: Braunschw. Heimat. Jg. 98, 1. 2012. S. 28-30, 4 Abb.
315. PINGEL, Norman-Mathias: Das Bevernsche Schloss in Braunschweig. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 83-86, Abb.
316. PÖPELMANN, Heike: Tatort Geschichte. 120 Jahre Spurensuche im Braunschweigischen Landesmuseum oder die Aura des Originals. In: Archäologie in Niedersachsen. Bd. 15. 2012. S. 32-36, Abb.
317. PÖTZSCH, Hansjörg: „Bitte großzügig bieten“. Die Erwerbungen des Herzog-Anton-Ulrich-Museums Braunschweig im überregionalen Kunsthandel 1942/43 und die schwierigen Recherchen zu deren Provenienz. Braunschweig: Herzog-Anton-Ulrich-Museum 2012. 67 S., Abb.
318. RIEGER, Dirk: brunesguik – Brunswik. Archäologische Untersuchungen zur Frühphase der Stadt Braunschweig. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgesch. Bd. 81. 2012. S. 215-229, Abb., Kt.

319. RÖHLING, Silke: Eine runde Sache – wie man erfolgreich ein Corporate Design entwickelt. Das Beispiel der 3 Landesmuseen in Braunschweig. In: Mitteilungsblatt. Museumsverband f. Nds. u. Bremen. 2012. Nr. 73. S. 90-99, Abb.
320. SB 5 – SB 15, Segelflugzeug Braunschweig. Segelflugzeug-Entwicklungen 1951 – 2012. Akademische Fliegergruppe Braunschweig. Braunschweig: Appelhans 2012. 271 S., Abb.
321. SC Rot-Weiß Volkmarode 1912. 100 Jahre SC Rot-Weiss Volkmarode 1912 e.V. 1912-2012. [Hrsg.: Sport Club Rot-Weiß Volkmarode 1912. Verantw.: Detlef PLATE]. Braunschweig 2012. 98 S., Abb.
322. SIEBERT, Rolf: Die Flieger-Technische Vorschule Braunschweig-Querum. Technische Vorschule der Luftwaffe – von 1938-1944. In: Braunschw. Heimat. Jg. 98, 1. 2012. S. 16-21, 8 Abb.
323. STADLMAYER, Tina: Wo Braunschweigs erste Bücher standen. Die Liberei zu Braunschweig und der Büchersammler Gerwin von Hameln. 1. Aufl. Gifkendorf: Merlin-Verl. 2012. 47 S., Abb. (Nexus: Braunschweig)
324. Städtisches Museum Braunschweig. 1. Aufl. Braunschweig: Kotyrba 2012. 60 S., Abb. (Arnhold-&Kotyrba-Architekturführer)
325. STEINFÜHRER, Henning: „Damit dieselbe wieder einen Schutzherren habe“. Zur Entstehung und zum Verlust der Stadtfreiheit Braunschweigs 1671. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 228-239, Abb.
326. UCKERMANN, Rainer: Braunschweiger Mopeds. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 103-106, Abb.
327. Vom Schilldenkmal zur Gedenkstätte Schillstraße. 1837 – 2012; eine Dokumentation hrsg. und kommentiert von Reinhard BEIN. Braunschweig: Döring 2012. 152 S., Abb.
328. WALZ, Friedrich: Braunschweig im Zeichen des Verkehrs 1912. Eine Zeitreise, Zeitungsmeldungen und Anzeigen aus der Braunschweiger Presse des Jahres 1912 rund um das Thema Mobilität. 1. Aufl. Braunschweig: Verfasser 2012. 96 S., Abb.
329. Wandmalereien im Braunschweiger Dom St. Blasii. 1., neue Ausg. Regensburg: Schnell & Steiner 2012. 288 S., Abb.
330. ZAUNER, Charlotte: Das Braunschweiger Modell – Leidenschaft seit 1978. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 100-102, Abb.
331. EBERT, Michael: Neuanfang vor mehr als 60 Jahren. Die Siedlung *Klein London* in Neu BÜDDENSTEDT. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 61-63, Abb.
332. WESEMANN, Hermann: Wie eine der zwei Kirchenglocken in Alt-Büddenstedt gerettet wurde. Die mutige Tat des Büddenstedters Wilhelm Kuhlmann. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 207-208, Abb. CLAUSTHAL-ZELLERFELD s. auch Nr. 16, 194.
333. HAASS, Wolfgang: Auf Telemanns Spuren durch Zellerfeld im Harz. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 36-40, Abb.
334. LAMPE, Wolfgang: Vergessene Heldenparks um Clausthal-Zellerfeld. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 53-54, 4 Abb.

335. EBRECHT, Brunhilde: Aufzeichnungen vom Dorf *Dielmissen*, Landkreis Holzmin-den. Dielmissen: Verf. 2012. 212 S., Abb.
336. EBRECHT, Brunhilde: Höfe, Brinksitzer und Anbauerstellen in Dielmissen. Dielmis-sen: Verf. 2012. Bd. 1-2.
EMMERSTEDT s. Nr. 127.
GOSLAR s. auch Nr. 44, 204, 220.
337. CÖRBER, Casper: Die Geschichte Goslars im frühen Mittelalter. Jenaer Dissertation des Casper Cörber von 1674. Übers. und kommentiert von Hans Günther GRIEP. 1. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 188 S., Abb.
338. EWIG, Wolfgang W.: Die von Rössing und ihre Spuren in Berßel, Osterwieck, Sude-ode und Goslar. Eine genealogische Betrachtung der Inschriften und Wappen auf Epitaphe, Grabplatten in Kirchen und Kapellen. Barsinghausen: Ewig 2012. 53 S., Abb.
339. GIESECKE, Hannelore: Nebenbei Erlebtes. Goslar 1930-1948. Aus dem Alltagsleben der Tante Marie. 1., neue Ausg. Norderstedt: Books on Demand 2012. 560 S.
340. JÖRN, Erhard: Das sogenannte „Bergdorf“ vor Goslar im Lichte der Quellen. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 197-214, Abb.
341. PASCHE, Eva, Eckart PASCHE: „Harte Arbeit“ auf dem Rammelsberg. In: Der An-schnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau. Jg. 64. 2012. S. 127-130, Abb.
342. STEIN, Uli: Goslar, fotogr. Uli STEIN. [Ins Engl. übers. von Marja RUUSKA.]. Olden-burg: Lappan 2012. 96 S., Abb.
343. BRADT, Walter: *GRASLEBEN* als Standort früher Industrialisierung. Die Allertal-Wer-ke-AG. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 33-38, Abb.
HARZ s. Nr. 2, 3, 12, 24, 26, 30, 33, 34, 36, 37, 115, 119, 128, 131, 132, 134, 137, 138, 141, 142, 144, 145, 160, 181, 184, 189, 234, 246, 248, 250, 255, 263, 267, 275.
HELMSTEDT s. auch Nr. 192, 193, 198.
344. AUMÜLLER, Gerhard, Wiebke KLOTH: Anmerkungen zum Orgelbau von 1584 in der St. Stephani-Kirche in Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17, 2 2012. S. 10-13, 3 Abb.
345. BOTTKE, Karin: Helmstedt, die Professoren und die Ratten. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17,1 2012. S. 4-7, 2 Abb.
346. GIERMANN, Joachim: Auf dem Walle. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17, 2 2012. S. 19-21, 4 Abb.
347. GIERMANN, Joachim: Licht ins Dunkle. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17, 2 2012. S. 15-18, 7 Abb.
348. KLOTH, Wiebke: Die „Lesestube“ feierte ihr 5-jähriges Bestehen. In: Altstadt-Ku-rier. Jg. 17, 2 2012. S. 22-23, 1 Abb.
349. KRAUL-THURAU, Gabriele: Feldschlösschen Saalbau. Unvergessenes Gastronomie-gebäude im Herzen der Stadt. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 123-126, Abb.
350. KRÜGER, Matthias: Helmstedt im Westentaschenformat – die Stadt in „Der getreue Reiß-Gefert“ (Reise-Gefährte) von 1686. In: Braunsch. Heimat. Jg. 98, 2. 2012. S. 30-31, 5 Abb.

351. MATTFELDT-KLOTH, Sybille: Gustav-Steinbrecher-Strasse 11 in Helmstedt. Von der Landtechnik zur Kunst – eine wechselvolle Geschichte. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 137-139, Abb.
352. OWCZARSKI, Rolf: Die Memelstrasse in Helmstedt. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 157-162, Abb.
353. SCHULZE, Sibylle: Ein altes Gebäude erzählt. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 167-172, Abb.
354. SOMMER, Hans-Michael: Adam und Eva. Schreckliche Idylle im Lappwald. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 173-178, Abb.
355. STERLY, Marita: Das Modell der Universitätsstadt Helmstedt um 1750 im Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17,1 2012. S. 8-9, Abb.
356. WEIHMANN, Susanne: „Stolpersteine“ in Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17, 1-2. 2012. S. 17-19, 7 Abb.; 8-10, 4 Abb.
HOLZMINDEN s. auch Nr. 57, 197.
357. GROHS, Wolfram, Manfred MÜLLER de VRIES: Die „Stadtbouräte“ von Holzminden – ein kursorischer Überblick zur Stadtgeschichte Holzmindens. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 119-136, 6 Abb.
358. KIECKBUSCH, Klaus: Dramatische Ereignisse in Holzminden und im „alten Dorf“ um 1405. Mit Einwohnernamen. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 71-103.
359. WEBER, Klaus A. E.: Ein spektakulärer Trichinose-Ausbruch 1980 in Holzminden. Mit rechts- und medizinhistorischen Betrachtungen zur vorbeugenden Trichinenuntersuchung im Herzogtum Braunschweig. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 31-50, 3 Abb.
360. HEISE, Sibylle: Gedanken über das Archiv in *HORNBURG*. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 103-106, Abb.
361. HEISE, Sibylle: Zur Hornburg. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 107-120, Abb.
362. PIEGSA, Günter: Schlosspark Rittergut Hedwigsburg (*KISSENBRÜCK*) – ein gartenarchitektonisches Zeitdokument im Niedergang. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 39-46, Abb.
363. KRAUS, Wilfried: Oberlutter – das fast vergessene Dorf [*KÖNIGSLUTTER*]. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 117-122, Abb.
364. KRUGGEL, Otto: Der Jagdfries am Kaiserdom von Königslutter. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 127-136, Abb.
365. Turn- und Sportgemeinschaft Königslutter. 150 Jahre TSGK 1862 – 2012, wir bewegen Königslutter. Helmstedt: KÜHNE [2012]. 52 S., Abb.
366. MEDEFIND, Heinrich: 800 Jahre *LANGELEBEN*. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 141-144, Abb.
367. THON, Ekkehard: Langeleben – das Elm-Sanssouci. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 129-134, Abb.
368. ROPPEL, Hans-Peter: Die Gogrefen und das Gogrefenhaus in *LEHRE*. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 163-166, Abb.

369. NAUMANN, Klaus-Dieter: Fliegerhorst *MARIENTAL*. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 149-156, Abb.
370. EBERHARD, Gisela: Erst die Arbeit! Arbeits- und Wirtschaftsleben in *NEUBRÜCK* von den Anfängen bis in die Gegenwart. Neubrück: Verf. 2012. 108 S., Abb.
371. MEYER, Bernd-Uwe: Geschichte(n) geschrieben – *ROKLUM* feierte 850-jähriges Bestehen. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 157-162, Abb.
372. PERKAMPUS, Hans-Heinrich: Alte und neue Geschichten aus *RUNSTEDT*. Klein Flöthe: Verfasser 2012. 149 S., Abb.
SALZGITTER s. auch Nr. 171, 221.
373. 70 Jahre Salzgitter. Eine Stadt feiert Geburtstag. Braunschweig: Braunschweiger Zeitungsverlag 2012. ungez. Bl.
374. BÄUMER, Wolfram: Zukunft des LHB-Museums Salzgitter. In: Die Museums-Eisenbahn. Zeitschrift f. Kleinbahn-Gesch. Jg. 48. 2012. H. 3. S. 26-41, Abb., Kt.
375. KELLNER-DEPNER, Christine: Die Freilandstation von Salzgitter-Lebenstedt. Ein Fundplatz in mehreren Museen. In: Archäologie in Niedersachsen. Bd. 15. 2012. S. 42-45, Abb.
376. GEBHARDT, Günter: Das letzte Amtshaus in *S[ANK]T. ANDREASBERG*. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2013. [2012]. S. 93-95, Abb.
377. KNOLLE, Friedhart, Brigitte LIPPMANN: Eike Geertz und der Kunsthof KOFA in Sankt Andreasberg. In: Unser Harz. Jg. 60. 2012. S. 103-104, Abb.
378. SEIB, Gerhard: Die Totenkronen und Kronenepitaphien unverheiratet Verstorbener in der Stadtpfarrkirche St. Martini zu Sankt Andreasberg im Harz. In: Harz-Zs. Jg. 64. 2012. S. 178-192, 13 Abb.
379. RESCH-HOPPSTOCK, Sabine: Kleinod am Elmrund: Parkanlage und Schloss *SCHLIESTEDT*. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 51-58, Abb.
SCHÖNINGEN s. auch Nr. 222.
380. APPUHN, Hans-Günter: Das Elmhaus. Ein Glanzlicht der Vergangenheit, eine steti-ge Aufwärtsentwicklung, ein Überleben in der Zukunft. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 11-20, Abb.
381. Die chronologische Einordnung der paläolithischen Fundstellen von Schöningen. = The chronological setting of the Palaeolithic sites of Schöningen hrsg. von Karl-Ernst BEHRE. 1. Ausg. Mainz: Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 2012. 194 S., 53 farbige Abb. (Forschungen z. Urgesch. aus dem Tagebau von Schöningen 1).
382. Ein Fenster ins Altpaläolithikum. Seit Mitte der 1990er-Jahre stehen die altpaläolithischen Fundstellen in Schöningen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Jetzt lösen sie Diskussionen darüber aus, wie die Hominiden in Mitteleuropa damals lebten. In: Archäologie in Deutschland. Jg. 28. 2012. H. 4. S. 6-12, Abb.
383. STERN, Elke: Die Beguinenstraße und ihre Häuser in Schöningen. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 193-198, Abb.
384. Unsere Heimat. Mitteilungsbl. d. Heimatvereins Schöningen u. Umgebung. (Schriftl.: Georg MUCH). Jg. 61 Nr 14. (Schöningen) 2012. [Kopftl.].

385. ZIPF, Gabriele: laut und leise. Inszenierungen der Archäologie Schöningens. In: Archäologie in Niedersachsen. Bd. 15. 2012. S. 81-84, Abb.
386. GRABENHORST, Carsten: „SEESSEN liefert rostfreie Dosen“. Geschichte der Seesener Konserven- und Blechwarenindustrie von 1926 bis 1945, Seesen – Stadt der Konserve Teil 2. Seesen: Stadt Seesen 2012. 56 S., Abb.
387. BERNATZKY, Monika: Die mittelalterliche Siedlung am Petersteich bei SÜPPLINGENBURG. In: Salzgitter-Jb. Bd. 30. 2012. S. 183-196, Abb., Kt.
388. Schulze, Horst: Geschichtliches über das Dorf VELSTOVE. Wolfsburg: Verf. 2012. 200 S., Abb.
389. Männerturnverein VORSFELDE 1862. 150 Jahre MTV Vorsfelde. Festschrift des Vereins zum Jubiläum 2012. Vorsfelde 2012. 162 S., Abb., Kt.
WALKENRIED s. auch Nr. 199, 269.
390. Aus schweren Zeiten. Ein Buch gegen das Vergessen. Walkenried zwischen 1944 und 1952. [Berichte aus Kriegs- und Nachkriegszeit im Klosterort]. Zsgest. von Michael REINBOTH. 1. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 113 S., Abb., Kt. (Schriftenreihe d. Vereins f. Heimatgeschichte Walkenried/Bad Sachsa u. Umgebung 39).
391. REINBOTH, Fritz: Bestattungen und Grabdenkmäler im Kloster Walkenried. 3. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 65 S., Abb. (Schriftenreihe d. Vereins f. Heimatgesch. Walkenried/Bad Sachsa und Umgebung e.V. 14).
392. REINBOTH, Fritz: Der Walkenrieder Torbogen. Das Torhaus des Zisterzienserklosters und seine bewegte Geschichte. 2., überarb. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger-Verl. 2012. 60 S., Abb.
393. KOERBER, Hermann: Geschichte der Brauerei WARBERG. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 101-106, Abb.
394. KOERBER, Hermann: Das Leinweberdorf Warberg. Vom Leinsamen bis zum Damast-Laken. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 107-110.
395. ROST, Falko: St. Dionysius Areopagita – die Kirche in WENDHAUSEN im ehemaligen Landkreis Braunschweig – ihre Beziehung zur dortigen Burg und Ortschaft und ihre Baugeschichte. In: Braunschw. Heimat. Jg. 98, 2. 2012. S. 9-15, 6 Abb.
396. KRÄMER, Rainer: Die St. Barbara-Kirche WITTMAR. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 125-128, Abb.
WOLFENBÜTTEL s. auch Nr. 47, 196, 210, 237, 242.
397. DONNER, Sandra: Die Geschichte des Dorfes Salzdahlum. Wolfenbüttel: Stadt Wolfenbüttel 2012. 343 S., Abb. (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Wolfenbüttel 14).
398. DONNER, Sandra: Wolfenbüttel – Stadt der Schulen. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 75-78, Abb.
399. DONNER, Sandra, Hans-Henning GROTE: Wolfenbüttel vor 100 Jahren. Die alte Herzogstadt im Kaiserreich. 1. Aufl. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag 2012. 71 S., Abb.
400. GROTE, Hans-Henning: Witterungs- und Wärmeschutz im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert am Wolfenbütteler Schloss. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 71-74, Abb.

401. HUESKE, Karl-Ernst: Junges Leben in alten Häusern – Die Stadt Wolfenbüttel profitierte 35 Jahre lang von Städtebaufördermitteln. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 137-140, Abb.
402. LANGE, Karin: Die Bedeutung der Tiersymbolik an der Hauptkirche Beatae Mariae Virginus in Wolfenbüttel. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 121-124, Abb.
403. LANGE, Karin, Wolfgang LANGE: Die bewegte Geschichte des Sternhauses. In: Braunschw. Kal. 2013. [2012]. S. 94-97, Abb.
404. RUPPELT, Georg: Herzogliche und Landes-, illustre und Forschungsbibliothek. Metamorphosen der Wolfenbütteler Bibliothek im 20. Jahrhundert. In: Pegasea. Walter Georg Olms zum 85. Geburtstag, hrsg. von Bernhard FABIAN. [Hildesheim]: Weidmann 2012. S. 83-97, Abb.
405. SALZMANN, Sighild: Ein Gärtnermuseum für Wolfenbüttel. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 67-68, Abb.
406. SCHELIGA, Thomas: Gedanken zum Landschaftsgarten zu Wolfenbüttel-Halchter. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 47-50, Abb.
407. WÄLDNER, Christian-Alexander: Nationalsozialistische Opfer aufgrund homosexueller Handlungen am Beispiel des braunschweigischen Gefängnisses Wolfenbüttel. In: Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten. Jg. 14. 2012. S. 102-145., Abb.
408. WENZEL, Michael: Die Gemälde der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel. Bestandskatalog. Unter Mitarb. von Bärbel MATTHEY. Wiesbaden: Harrassowitz 2012. 591 S., Abb. (Wolfenbütteler Forschungen 133).
409. Abenteuer *WOLFSBURG*. Kinderstadtführer von Kindern für Kinder. Inhaltliche Konzeption, Texte, Redaktion: Christian SIELAFF. Braunschweig: Appelhaus Verl. 2012. 174 S., Abb.
410. Faszination Wolfsburg. 1938-2012. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS 2012. 188 S., Abb., Kt.
411. GRIEGER, Manfred: Das zentrale Zwangsarbeiterdenkmal der Stadt Wolfsburg auf dem Sara-Frenkel-Platz. In: Wehrmacht und Konzentrationslager. [Hrsg.: KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Red.: Herbert DIERCKS]. Bremen: Ed. Temmen 2012. S. 194-197, Abb. (Beitr. z. Gesch. d. nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland 13).
412. Muslime in Wolfsburg. Braunschweig: Appelhaus 2012. 131 S., Abb.
413. RICHTER, Hedwig, Ralf RICHTER: Die Gastarbeiter-Welt. Leben zwischen Palermo und Wolfsburg. Paderborn [u.a.]: Schöningh 2012. 284 S., Abb.
414. STRAUSS, Werner: Wolfsburg – kleine Stadtgeschichte. 3. Aufl. Wolfsburg: Inst. für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation 2012. 59 S., Abb., Kt. (Texte z. Gesch. Wolfsburgs 28).
415. Wolfsburg. Spannende Kontraste einer Stadt in Bewegung. [Red.: Herbert JOHANNESSEN. Unter Mitarb. von: Britta ARNDT]. 1. Aufl. Clenze: Ed. Limosa 2012. 198 S., Abb.

416. Wolfsburger Sammler. Eine Ausstellung des Kunstvereins Wolfsburg vom 24. Februar bis 29. April 2012. Anita PLACENTI-GRAU, Justin HOFFMANN, Günter RIEDERER (Hrsg.). Wolfsburg: Stadt Wolfsburg 2012. 71 S., Abb. (Texte z. Gesch. Wolfsburgs 35).

Bevölkerungs- und Personengeschichte

417. EBRECHT, Brunhilde: Aufzeichnungen und Lehnbriefe der Familie *AHLWEDE*. Dielmissen: Verf. 2012. 140,27 S., Abb.
418. STERLY, Marita: Das Haus des geheimnisvollen Wundermannes und Helmstedter Professors Gottfried Christoph BEIREIS. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2013. [2012]. S. 187-192, Abb.
419. KRAUSE-HOTOPP, Diethelm: 70. Todestag von Dr. med. Julius *BOCKEMÜLLER* – ein Opfer nationalsozialistischer Willkürherrschaft. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 87-92, Abb.
420. Käthe *BUCHLER*. Fotografien zwischen Idyll und Heimatfront [erscheint anlässlich der Ausstellung „Käthe Buchler. Fotografien zwischen Idyll und Heimatfront“ des Museums für Photographie und des Städtischen Museums Braunschweig in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Braunschweig, 07.09. – 28.10.2012] hrsg. von Florian EBNER und Jasmin MEINOLD, Museum für Photographie Braunschweig. Braunschweig: Appelhaus 2012. 199 S., Abb.
421. JUNGBLUT, Peter: Ein verteufteltes Leben. Simson Alexander *DAVID* (1755 – 1813). Karriere eines deutschen Feindbilds. Berlin: epubli 2012. 439 S., Abb.
ENGEL, August s. Nr. 158.
422. GROTE, Hans-Henning: Franz *FINCK* und das Schlossbrückenensemble in Wolfenbüttel. Eine Studie zur barocken Plastik im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Wolfenbüttel: Förderverein Museum im Schloss Wolfenbüttel 2012. 119 S., Abb.
423. KRECKMANN, Ingrid: Einiges zu Gerhard *GEHRCKE* (1895-1977). Architekt und Regierungsbaumeister a. D. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 68. 2012. S. 69-81, 13 Abb.
424. KUHSE, Björn Bernhard: Wilhelm *HAARMANN* auf den Spuren der Vanille. Forscher, Unternehmer und Pionier der Riechstoffe. Holzminden: Mitzkat 2012. 96 S., Abb., Kt.
425. TEGTMEIER, Christian: „... er suchte Zuflucht in den Mauern der alten Stadt“. Das Leben des Pfarrers Johann Conrad *HARBORD*. In: Goslarer Bergkal. Jg. 395. 2013. [2012]. S. 67-69, Abb.
426. KRÜGER, Matthias: „(K)ein wertvoller Kämpfer des Führers“? Herbert *LEHMANN*s Nazi-Karriere und sein politisches Ende in Helmstedt. Teil 1: Der Aufstieg. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17,1 2012. S. 14-16, 3 Abb.;
427. KRÜGER, Matthias: „(K)ein wertvoller Kämpfer des Führers“? Herbert *LEHMANN*s Nazi-Karriere und sein politisches Ende in Helmstedt. Teil 2: An der Macht. In: Altstadt-Kurier. Jg. 17,2 2012. S. 2-8, 8 Abb.

428. *LEIBNIZ* [Gottfried Wilhelm] als Sammler und Herausgeber historischer Quellen. [Arbeitsgespräch über „Leibniz als Sammler und Herausgeber historischer Quellen“, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, vom 8. bis zum 10. Oktober 2007], hrsg. von Nora GÄDEKE. Wiesbaden: Harrassowitz 2012. 260 S., Abb. (Wolfenbütteler Forschungen 129).
429. „Liebhaber der Theologie“. Gotthold Ephraim *LESSING* – Philosoph – Historiker der Religion. (Hrsg.:) Gerd BIEGEL, Heidi BEUTIN, Wolfgang BEUTIN, Angela KLEIN. Frankfurt am Main: Peter Lang 2012. 272 S. (Braunsch. Beitr. z. Kulturgesch. 3).
430. MIOSGE, Dieter: Ergänzende Mitteilungen über Louis *LEVIN* (1865-1939). In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 93. 2012. S. 207-214.
431. KAUFMANN, Jens Th.: Vorfahren und Verwandte Wilhelm *RAABES* im Landkreis Holzminden (Raabe – Schottelius – Jeep – Seidensticker). In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 51-70, 4 Taf.
432. STRUKEN, Ann-Katrin: Höhen und Tiefen. Das Leben des Tiefbohrpioniers Anton *RAKY*. [Hrsg.: Heimatverein der Erkelener Lande e.V.]. Erkelenz: Heimatverein der Erkelener Lande 2012. 273 S., Abb. Kt.
433. BLAZEK, Matthias: Der preußische Scharfrichter Friedrich *REINDEL* hatte in Braunschweig seine ersten Einsätze. In: Braunsch. Kal. 2013. [2012]. S. 111-115, Abb. *RiPE*, Wilhem s. Nr. 213, 214, 218.
434. BOGOSLAW, Klaus, Bärbel Däumler: Johann *ROYER* – Hofgärtner, Botaniker, Buchautor und Koch? Anmerkungen vom Förderverein „Schloß Hessen“ e. V. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 21-26, Abb.
435. DOLLE, Dietmar: Der Wolfenbütteler Heimatdichter Friedrich *SCHAEFER* (1857-1930). In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 99-102, Abb.
436. KIEKENAP, Bernhard: Der Stellvertreter aus Krähenwinkel. Biografische Notizen über Kurt *SCHMALZ* (1906-1964). Braunschweig: Appelhaus 2012. 144 S., Abb.
437. SCHMELZER, Friedrich August: Liebesbriefe an Sophie. Die Briefe des Helmstedter Rechtsgelehrten Friedrich August *SCHMELZER* an seine Göttinger Braut Sophie Beckmann aus dem Jahre 1791 vorgestellt, historisch eingeordnet und kommentiert von Horst Leweling. Norderstedt: Books on Demand 2012. 171 S., Abb.
438. MEIER, Renate, Karl-Heinz Grande, Gerhard Röhrig: Wilhelm *SCHMIDT* – „dä Bormsche Innehmer“. In: Dat Bormsche Lindenblatt. Nr. 24. 2012. S. 30-32, Abb.
439. AUGUSTIN, Brigitte: Henriette *SCHRADER-BREYMANN*. Biographische Rekonstruktion unter besonderer Berücksichtigung ihres Beitrages zur Professionalisierung der pädagogischen Berufsarbeit für Frauen im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Kiel: buchwerft-verlag 2012. 631 S.
440. GRÖCHTEMEIER, Markus: „Heimatspflege macht süchtig“ – Ekkehard *THON* ist seit 50 Jahren Heimatpfleger in Schöppenstedt. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 153-156, Abb.
441. Liesel *TILLES*, geb. Elisabeth Holzapfel: Stories from my life- memoir pieces and fiction. (Auszüge, aus dem Englischen übersetzt u. hrsg. von Klaus *KIECKBUSCH*). In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 30. 2012. S. 105-118.

- 442. LÜTJEN, Andreas: Die *VIEWEGS*. Das Beispiel einer bürgerlichen Familie in Braunschweig 1825-1921. Münster: MV-Wissenschaft 2012. 599 S., Abb.
- 443. BIEGEL, Gerd: Der Instrumentenbauer und Geodät. Tobias *VOLKMER* (1550-1622) – ein Beitrag zur braunschweigischen Wissenschaftsgeschichte. In: Braunschw. Heimat. Jg. 98, 1. 2012. S. 3.
- 444. TOLSTICHIN, Ira: „Einer acht’s – Anderer betracht’s – Dritter mißacht’s – Was macht’s?“ Zum 100. Geburtstag des Malers und Graphikers Horst L. *WEBER*. In: Gifhorner Kreiskal. 2013. [2012]. S. 190-192, Abb.
- 445. WIEMANN, Günter: Familiensaga. Drei Generationen einer Familie [*WIEMANN*] auf der Suche nach Gerechtigkeit. Braunschweig: VitaMine Verlag 2012. 278 S., Abb.
- 446. AHLERS, Rolf: Otto *WILKE*, ein wenig bekannter Landtechnik-Pionier, Erfinder der Rübensvollerntemaschine. In: Braunschw. Heimat. Jg. 98, 2. 2012. S. 17-22, 13 Abb.
- 447. FRICKE, Rudolf G. A.: Hans *WITTE* (1881-1925) – Physiker, Lehrer, Republikaner. In: Heimatbuch Landkr. Wolfenbüttel. 2013. [2012]. S. 79-86, Abb.

Rezensionen und Anzeigen

Michael W e n z e l, unter Mitarbeit von Bärbel M a t t h e y: Die Gemälde der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Bestandskatalog. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2012, 591 S., 450 Abb., 168,00 €

In der Porträtforschung hat der Name Wolfenbüttel einen ausgezeichneten Klang durch die mustergültige, vollständig bebilderte Publikation der rund 25.000 druckgraphische Bildnisse umfassenden Sammlung der Herzog August Bibliothek. Dieses Instrument, das Peter Mortzfeld verdankt wird, ist einzigartig, und es ist ein Vorbild, dem nun die in ihrer Gründlichkeit kaum zu übertreffende wissenschaftliche Bearbeitung des Gemäldebestandes mit freilich nur 150 Gemälden durch Michael Wenzel folgt. Unterstützt wurde er namentlich durch Bärbel Matthey bei der Abfassung der Biographien der hauptsächlich braunschweigischen Maler. So ist der Band auch ein Beitrag zur Kunstgeschichte dieses Landes, das in jüngster Zeit durch die Auktionen von großen Teilen des Welfenbesitzes und der Porträtgalerie der Deutschordens-Komturei in Lucklum empfindliche Einbußen an Kulturgut erlitten hat.

Die Entstehungsdaten der Gemälde reichen von 1526 (Lucas Cranach d. Ä., Luther und Katharina von Bora) bis 1912, die Formate und Techniken von der in Aquarell ausgeführten Miniatur bis zu den mit Ölfarben gemalten Flügeln eines großen Altares mit Porträtgruppen (Hans Vredeman de Vries, Die Familie des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel), die Qualität vom Meisterwerk bis zum handwerklich ausgeführten, nur ikonographisch bemerkenswerten Produkt. Nur etwa zwanzig Bilder sind durch die dargestellte Person oder den Kunstwert so bedeutend, dass man sie allgemein zugänglich in einem Museum statt in den Arbeitsräumen der Bibliothek sehen möchte. Einige Bilder sind denn auch im Lessing-Haus zu besichtigen.

Man spürt, dass dieses Buch in einer berühmten Bibliothek entstanden ist, die dazu verführt hat, das hier angesammelte Wissen in die Bearbeitung der Bilder einfließen zu lassen. So haben sich manche Kommentare zu Aufsätzen mit bis zu 19 Seiten Länge und reicher Bebilderung ausgewachsen. Aber es wird auch deutlich, wie schwer es Bilder haben, sich im Imperium des Wortes zu behaupten, zumal wenn ihr Kunstwert gering ist. Jede Katalognummer ist in die Abschnitte „Materieller Bestand“, „Beschreibung“, „Provenienz“, eventuell „Vorlagen“ und „Varianten“, „Forschungsgeschichte“, „Würdigung“ und „Literatur“ gegliedert. Hinzu kommen die Anmerkungen. Die Arbeitsleistung ist gewaltig, umso mehr, als es bisher nur summarische Übersichten über den Bestand gab.

Bis auf zwölf Werke handelt es sich bei der Sammlung nur um Porträts, zumeist bedeutender Persönlichkeiten. Nur bei zwei Bildnissen kennt man die Dargestellten nicht. Die Gattung Porträt ist also das Verbindende in dem Bestand, der sonst sehr heterogen, jedenfalls nicht mit einem Konzept konsequenten Sammelns organisch gewachsen ist, war es doch ein Merkmal der Bibliothek Herzog Augusts des Jüngeren, dass sie, abweichend von traditionellen Bibliotheksausstattungen mit denkmalartig aufgefassten Bildnissen hervorragender Schriftsteller, keinen Schmuck dieser Art aufwies. Dass sich dennoch später eine beachtliche Zahl von Bildnissen angefundenes hat, ist nicht etwa einem

nachträglich konzipierten Programm, sondern mehr oder weniger zufälligen Erwerbungen oder Leihgaben geschuldet. Das wird in der sorgfältigen Darstellung der Sammlungsgeschichte sowie in den Provenienzzangaben zu den einzelnen Werken verdeutlicht.

Es war Augusts Sohn Anton Ulrich, der prachtliebende und leidenschaftlich Kunst sammelnde Barockfürst, durch den, unterstützt von dem Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz, Gemälde in die 1705-1713 neu erbaute Bibliotheksrotunde gelangten. Aber er ließ nicht, wie es denkbar gewesen wäre, durch seine Hofmaler Gelehrtenbildnisse auf der Grundlage überlieferter Porträts nach einem auf die Buchbestände bezogenen Programm mit einer auf dekorative Wirkung zielenden Einheitlichkeit malen, sondern er zog es vor, auf bereits Vorhandenes zurückzugreifen. 1705 erwarb er auf der Auktion der Bildersammlung des niederländischen Gelehrten und Dichters Pieter de Frans 77 Gelehrtenporträts, die jedoch bis auf eines in das Schloss Salzdahlum verbracht wurden. 1710 erfolgte u. a. der Ankauf von 13 weiteren Bildnissen. Eine wesentliche Erweiterung des Bestandes wurde dann erst am Ende des 18. Jahrhunderts mit der Erwerbung von elf Porträts vorgenommen. Hinzu kamen 1801 Bildnisse aus dem Nachlass der Herzogin Philippine Charlotte und 1815 aus der aufgehobenen Universität Helmstedt, darunter die Bildnisse Luthers und der Katharina von Bora.

1849 erfuhr die Sammlung einen beträchtlichen Zuwachs durch Erwerbungen aus der Nachlassauktion des bedeutenden Juristen Friedrich Karl von Strombeck, der die Flügel des Altares von Hans Vredeman de Vries, die sich vor 1796 in der damals abgerissenen Kapelle des Wolfenbütteler Schlosses befunden hatten, besaß. 15 Bilder des heutigen Bestandes stammen sicher (oder wie Wenzel vermutet) aus seinem Bestand, fast ausnahmslos Bildnisse Braunschweiger Fürsten. Zusammen mit einigen bereits vorhandenen Porträts wurde die Rotunde der Bibliothek um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Art Ruhmeshalle des Hauses Braunschweig umgestaltet, wohl auch als Reaktion auf die Ereignisse von 1848. Mit dem Neubau der Bibliothek 1883-1887 wurde dieses Konzept aufgegeben.

Ein Bildnis des bedeutendsten Gelehrten im Dienst der Welfen, Gottfried Wilhelm Leibniz, besaß die Bibliothek bereits im 18. Jahrhundert, Lessing jedoch fehlte. Ein als Kunstwerk bedeutendes Bildnis seiner Frau Eva König von Georg Desmarées konnte 1925 erworben werden. Ein im gleichen Jahr gekauftes angebliches Jugendbildnis des Dichters bleibt jedoch problematisch, sowohl hinsichtlich des Dargestellten wie des Malers, in dem Christian Wilhelm Ernst Dietrich, der aber nur sehr wenige Porträts gemalt hat, vermutet wird. Der angewinkelte rechte Arm und die Schultern bilden einen plump wirkenden Rhombus, und auch die Physiognomie vermag im Vergleich zu dem Bildnis Anton Graffs, das Erhart Kästner 1963 kaufen konnte, nicht zu überzeugen. Die letzte Erwerbung war ebenfalls ein vielleicht Friedrich Heinrich Jacobi darstellendes Werk von Graff 1992.

Bei einigen Bildern, deren Künstler vorher unbekannt waren oder die wenig überzeugende Benennungen trugen, sind Wenzel einleuchtende Zuschreibungen gelungen. Hervorzuheben sind die Bestimmung eines Porträts von David Ernst Jablonski als Arbeit von Antoine Pesne und die eines Porträts von Herzog Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg als Werk von Anton Wilhelm Tischbein. Ich möchte das unter „unbekannt“ aufgeführte Bildnis des bereits 1733 als Neunzehnjähriger nach St. Petersburg gekomme-

nen Herzogs Anton Ulrich d. J. zu Braunschweig-Lüneburg dem dort lebenden, aus Braunschweig stammenden Porträtmaler Johann Paul Lüdden zuschreiben.

Trotz vieler neuer Forschungsergebnisse bleiben Rätsel. Eines der schwierigsten ist das mit dem nicht ganz sicher zu entziffernden Monogramm „I.H.K.“ bezeichnete Bild eines Gelehrten in seiner Studierstube in der Art der frühen Darstellungen dieses Motivs bei dem jungen Rembrandt und seinen Schülern. Erstmals wird das Bild um 1824 als „Herz. August in seinem Arbeitszimmer ??“ erwähnt. Später wurde diese Bestimmung als sicher angenommen. Ein Holländer oder in Holland geschulter Maler, zu dem das Monogramm passt, ist jedoch nicht bekannt. Wenn man sich von der letztlich nur auf dem weißen Spitzbart beruhenden Identifizierung des Dargestellten mit Herzog August d. J. freimacht, ergäbe sich für die Suche nach einem Künstler eine neue Perspektive.

Der herausragenden wissenschaftlichen Leistung dieses Kataloges entspricht eine großzügige Ausstattung durch den Harrassowitz Verlag.

Helmut Börsch-Supan, Berlin

Peter-Michael S t e i n s i e k / Johannes L a u f e r: Quellen zur Umweltgeschichte in Niedersachsen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert: Ein thematischer Wegweiser durch die Bestände des Niedersächsischen Landesarchivs. Göttingen [u.a.]: Vandenhoeck & Ruprecht 2012 (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 64), 528 S., Ill., Kt. + 1 CD-ROM-Beil.: enth. Inventar, Gesamtverz. der Literatur, 150,00 €

Die Umweltgeschichte hat sich in der historischen Forschung längst etabliert und Eingang in die Regionalforschung gefunden. Gerade hier ist die Berücksichtigung von Umweltfaktoren bei der historischen Analyse etwa von lokalen Hungerkrisen notwendig. Allerdings wird die Suche nach diesen Faktoren dadurch erschwert, dass dieses moderne Forschungsinteresse sich nicht einfach aus Quellen einschlägiger Sachbehörden befriedigen lässt: Das erste Ministerium in Deutschland, das den Begriff „Umwelt“ im Titel führte, war das 1970 gegründete „Bayerische Staatsministerium für Umweltfragen und Landesentwicklung“, das Bundesumweltministerium wurde erst 1986 infolge der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl gegründet. So ist gerade hier die Phantasie des Forschenden gefragt, in welchen Archivbeständen er die einschlägigen Quellen für seine Fragestellung zu suchen hat.

Doch was dem geschulten und archiverfahrenen Profi leicht fallen mag, erschwert dem regionalhistorisch forschendem Laien und dem an sich fachfremden „Vertreter der Forst-, Umwelt- und Naturschutzverwaltung in Niedersachsen, der Landschafts- und Raumplanung oder auch [dem] Lehrer einen raschen Zugang zu wichtigen Aktenbeständen mit umweltgeschichtlichem Inhalt“ (19). Zwei ausgewiesene Kenner der Thematik – der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Johannes Laufer und der historisch orientierte Forstwissenschaftler Peter Michael Steinsiek – haben sich erfolgreich der großen Aufgabe gestellt und explizit auch für diese Zielgruppen einen „thematischen Wegweiser“ durch die in Frage kommenden archivalischen Quellen des Niedersächsischen Landesarchivs vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart zusammengestellt. Das Ergebnis ihrer Mühen ist ein wahrhaft umfängliches, anregendes und überaus nützliches Handbuch, das das „Auf-

finden und die Benutzung von archivalischen Schrift- und Bildquellen zur Umweltgeschichte“ (17) tatsächlich erleichtert wird.

Einem Nachschlagewerk gerecht wird die feine Untergliederung des Wegweisers. Zunächst erfolgt eine rund 80 Seiten lange quellenkundliche Einführung in das Thema Umweltgeschichte Niedersachsens. Nachdem die Autoren ihre Adressaten und den Aufbau der einzelnen Abschnitte beschrieben haben, definieren sie ihren mit Recht weit gefassten Begriff von Umweltgeschichte als „wechselseitige Beziehungen [...] zwischen der menschlichen Gesellschaft oder gesellschaftlichen Gruppen und ihren naturalen Lebensgrundlagen in der Vergangenheit“ (20). Neben den offensichtlichen Effekten (Stichwort Wetterkatastrophen als Ursache für Erntekrisen und damit Hungerkatastrophen) betonen sie auch die Bedeutung „unbemerakter“ Faktoren, etwa „natural“ verursachte Änderungen eines geographischen Raumes, denn „eine vom Menschen unbeeinflusste, d. h. von menschlichen Handlungen freie, „ursprüngliche“ Natur kann für unseren Untersuchungszeitraum auf niedersächsischem Gebiet nur ausnahmsweise angenommen werden.“ (21). Im Anschluss fragen sie nach dem „Wozu Umweltgeschichte?“ und definieren „Aufgaben und Spektrum“ der umweltgeschichtlichen Forschung, das sowohl international (Klimageschichte) als auch regional (etwa Viehseuchen) sein kann. Ein „Verzeichnis regionaler und überregionaler Einrichtungen und Datenserver zur Umweltgeschichte“ beschließt die Einleitung.

Mit „Umweltgeschichte in Niedersachsen“ beschreiben die Autoren im folgenden Kapitel ihr Untersuchungsgebiet. Nach einem knappen Forschungsüberblick¹ folgt orientierungshalber eine schlüssige, stichwortartige Periodisierung des Untersuchungszeitraumes: vor 1800, nach 1800, nach 1914, gefolgt von Karten Niedersachsens mit geologischer, bodenkundlicher Übersicht sowie den Durchschnittsniederschlägen und -temperaturen. Ohne Frage sinnvoll für die archivalische Nutzung ist die kritisch reflektierte Übersicht der einzelnen Archivsprengel der Staatsarchive mit ihren historisch gewachsenen, umwelthistorischen Überlieferungsschwerpunkten. Adressatengerecht sind ebenfalls die manchem vielleicht allzu detailliert oder redundant erscheinenden Hinweise zur Archivarbeit, von der Beschreibung von Findbüchern über einführende Hinweise zur Archivarbeit (nach Franz) bis hin zur Frage von Leseproblemen – sie sind in diesem Wegweiser vollkommen gerechtfertigt.

Über die niedersächsischen Staatsarchive hinaus verweist das Kapitel über „weitere Quellen der Umweltgeschichte“, nämlich auf Bestände in nichtstaatlichen Archiven, in Museen und Sammlungen sowie auf relevante Archive außerhalb Niedersachsens, auf gedruckte Quellen, auf Quellen in bildender Kunst und Literatur, Oral und Visual History, Sachüberreste und Artefakte. Die Autoren lassen in aller gebotenen Kürze erfreulicherweise keine denkbare Quellengattung aus!

Bevor nach fast einhundert Seiten Hinführung die eigentlichen „Themen und Quellen der Umweltgeschichte in Niedersachsen“ vorgestellt werden, werden noch die Schlagwor-

1 Ein kleines Desiderat ist hier wie im Literaturverzeichnis die forschungsgeschichtlich interessante Publikation von 1989: „Natur und Geschichte“. Naturwissenschaftliche und historische Beiträge zu einer ökologischen Grundbildung; Sommerschule vom 14. bis 27. September 1989 an der Georg-August-Universität Göttingen, Bernd Herrmann, Angela Budde (Bearb.), Hannover, Nieders. Umweltministerium, 1989.

te – hier „Cluster“ genannt – erläutert, unter denen die Themenfelder und ihre Einzelaspekte zur Umweltgeschichte subsumiert worden sind. Ausdrücklich weisen die Verfasser in diesem Kapitel „Aufbau des Wegweisers“ auf die möglichen Querverbindungen hin, denn sicherlich ließe sich über die Verweisung des einen oder anderen Titels trefflich streiten. Doch das ist die Crux einer jeden Verschlagwortung. Schließlich leitet der wiederum hilfreiche „Weg zur Information“ zum Eigentlichen über.

In 13 Unterkapitel werden die fraglichen Themenfelder gegliedert: Einer kurzen Beschreibung des Themenfeldes folgt eine Übersicht von Parallelbeständen, die Relevantes zum Thema enthalten können, gefolgt von einer Auswahlbibliographie. Die 13 Themenfelder beginnen mit Quellen zu wildlebenden Arten (von Pflanzen zu Tieren aller Gattungen), zu einzelnen Lebensräumen (landwirtschaftliche Flächen, Wald, auch Truppenübungsplätze, Küste und aquatische Lebensräume), zu Ressourcen und Rohstoffen (von Früchten über Forst und Jagd zu Mineralien, Meereserzeugnissen bis hin zu Energiegewinnung einschließlich der Kernkraft), Steuerung der Ressourcennutzung, Maßnahmen der Landeskultur, Siedlung, Tourismus, ... bis hin zu „Wahrnehmung und Wertschätzung der naturalen Umwelt“ (z. B. Forstästhetik), „Heimat-, Natur- und Umweltschutz“ und „Quellen mit besonderem Querschnittscharakter“ wie Tagebüchern und Speisezetteln – die Autoren haben sich bei ihrer Clusterbildung alle Mühen gegeben, den heterogenen Quellenbefunden eine sinnvolle Struktur zu geben, die nur auf den ersten Blick recht abstrakt wirkt. Die feine Untergliederung in über 160 einzelne Unterkapitel ermöglicht eine gute Übersicht.

Beigegeben ist eine CD-ROM, auf der als PDF-Dokument das Inventar der exemplarischen Aktentitel zu den einzelnen Unterkapiteln, das sechzigseitige Gesamtverzeichnis der Literatur sowie die Abbildungen und Abbildungsnachweise des Buches gespeichert sind. Der Umfang dieses kaum mehr als Beigabe zu bezeichnenden Hilfsmittels beträgt mit 1 053 Druckseiten nahezu das Doppelte des Druckwerks. Unter dem Begriff „Inventar“ werden die „Quellenbeispiele“ – das sind Aktentitel aus den etwa zu 75 Prozent digital vorliegenden (also nicht allen vorfindlichen!) Findbüchern nach Archivsprengeln und in sich chronologisch aufgeführt. Rezensent war zunächst skeptisch, ob eine Auflistung Hunderter von Aktentiteln wirklich sinnvoll ist, wobei völlig klar ist, dass eine Konsultation aller niedersächsischen Findbücher für zwei Verfasser in vertretbarer Zeit unmöglich ist. Doch der Bearbeitungsstand einzelner Archivbestände ist bekanntlich höchst unterschiedlich und damit die Qualität der Findbücher sowie der Grad ihrer Digitalisierung, so dass die Auswahl schnell willkürlich wird. So erscheinen manche Aktentitel willkürlich und in Kenntnis mancher Bestände mögen andere fehlen. Doch in Ermangelung einer Alternative überzeugt letztlich das Argument der Verfasser, dass damit „eigene Fragen an die Geschichte der Umwelt und des Umwelthandelns initiiert werden und ein Gespür dafür entsteht, wie vielfältig und aussagekräftig bestimmte archivalische Quellen sein können“ (19); sie verdeutlichen ihre Prinzipien im Kapitel „Aufbau des Wegweisers“ (81ff.).

Die CD-ROM bietet auch die farbige Wiedergabe der im Buchtext lediglich schwarz-weiß wiedergegebenen 83 Karten und Abbildungen (natürlich ebenfalls nur eine Auswahl, bei der sicherlich die eine durch andere ersetzt werden könnte), die dadurch dem Betrachter am Bildschirm zudem ihre (naturgemäß technisch begrenzte) Vergrößerung ermöglicht. Mit der Lesezeichenfunktion können die einzelnen, analog zum Buch gegliederten

Kapitel und Abbildungsnummern einzeln angesteuert werden. Die Datei ermöglicht nicht nur eine Freitextsuche in den Quellenbeispielen, sondern sie ist auch kopierfähig gespeichert, so dass sich die Datei für die eigene Arbeit auf ein anderes Medium übertragen lässt und sich die Einzelangaben im Textformat weiterverwenden lassen – natürlich unter Wahrung des Urheberrechts. So können bspw. über Archivsignaturen gesuchte Aktentitel über AIDA-Online direkt im betr. Archiv gesucht und ggf. bestellt werden oder im eigenen Text verarbeitet werden.

Man mag am Ende meinen, dass die Autoren der sorgfältigen Systematik und Gliederung ein wenig zu viel betrieben haben; doch bei dem umfänglichen Thema erscheint das dem Rezensenten nur ratsam, könnte man doch überspitzt sagen: „Umwelt ist alles“. So bleibt als Résumé, dass die Autoren alles in allem eine äußerst sorgfältig zusammengestellte und kritisch reflektierende Quellenkunde zur niedersächsischen Umweltgeschichte vorgelegt haben, die jedem an den Fragestellungen Interessierten vielfältige Hilfen, Antworten und Anregungen auf dem Weg der eigenen Forschung zu weisen vermag.

Mehr als bedauerlich ist jedoch, dass dieser Wegweiser wertvoll im doppelten Sinne ist: Es ist schlichtweg ärgerlich, wenn am Ende einer staatlich subventionierten, qualitätvollen Forschungsleistung ein abschreckend hoher Ladenpreis für das fertige Werk steht – vor allem, wenn der Buchblock des Rezensionsexemplars bereits nach kurzer Benutzung bricht. Nicht nur private Forscher, sondern leider auch öffentliche und Behördenbibliotheken unterliegen knappen Budgets.

Thomas Krueger, Alfeld

Tobias Henkel, Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz (Hrsg.) / Angelika Burkhardt (Konzeption und Red.): „Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch ...“. Die letzte Heimat Kaiser Lothars III. im Spiegel naturwissenschaftlicher und historischer Forschungen. Braunschweig: Appelhans Verlag 2012, 176 S., zahlr., meist farb. Abb., 19,00 €

Der zu besprechende Band beinhaltet historische und naturwissenschaftliche Beiträge zur Grablege Lothars III. in Königsutter. Diese Beiträge gehen zum größten Teil auf ein interdisziplinäres Symposium zurück, das im Jahr 2007, unterstützt von der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz, gemeinsam vom Braunschweigischen Landesmuseum, der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft und der Technischen Universität Braunschweig veranstaltet wurde. Den Hintergrund dieses Symposiums wiederum bildet die im Jahr 1978, also fast 30 Jahre vorher, vorgenommene Öffnung der kaiserlichen Grablege mit den vier Sarkophagen, deren Ergebnisse bis dahin noch nicht gemeinsam diskutiert oder publiziert worden waren.

Nun liegen die Beiträge von Vertreterinnen und Vertretern der Fächer Biologie (Anthropologie, Botanik, Paläopathologie), Physik, Ur- und Frühgeschichte sowie Mittelalterliche Geschichte in einem Band vereint und, wie die Redakteurin beteuert, „vom Fachjargon befreit und verständlicher gestaltet, um sie einem breiteren Leserkreis zugänglich zu machen“, vor. Die elf Aufsätze sind in vier Blöcken gruppiert, die jeweils abwechselnd zwei historische bzw. drei naturwissenschaftliche Beiträge umfassen. Ein Beitrag zu „14C-Datierungen im Kaiserdom zu Königsutter“ bildet als „Sonderbefund“ den Abschluss.

Die beiden ersten Beiträge, die im Band unter der nicht so ganz passenden Überschrift „Nachruhm“ zusammengefasst werden, stammen aus der Feder der Historiker Caspar Ehlers und Wolfgang Petke. Ehlers stellt den Ort der Grablege in den Mittelpunkt, indem er sich mit der „Funktion Königslutters für die Sippingenburger und das Reich im 11. und 12. Jahrhundert“ beschäftigt. Petke diskutiert, ausgehend von der Inschrift der 1620 im Sarkophag Lothars gefundenen bleiernen Grabtafel, die zeitgenössischen Zuschreibungen an den Herrscher als „Friedensfürst“, der allerdings auch militärisch äußerst erfolgreich war.

Mit den biologischen Hinterlassenschaften aus den Herrschergräbern beschäftigen sich die drei folgenden Studien: Angelika Burkhardt stellt eine „Anthropologische Betrachtung der vier Skelette aus der Grablege Kaiser Lothars III.“ an, in der sie auch eine Zuordnung der Überreste zu historischen Persönlichkeiten vornimmt und auf die Frage nach der Behandlung des Leichnams des in Tirol verstorbenen Lothar eingeht. Anja Staskiewicz berichtet über mikroskopische Untersuchungen von mumifizierten Weichteilen im Beckenbereich Heinrichs des Stolzen, und Frank und Maren Hellwig nehmen insgesamt die „Pflanzenreste aus den Sarkophagen Kaiserin Richenzas und Herzog Heinrichs des Stolzen“ in den Blick.

In zwei Aufsätzen untersucht Gudrun Pischke anschließend die Schriftquellen zu Tod und Bestattung Lothars. In einem ersten Beitrag „Von Breitenwang nach Königslutter“ sichtet sie die zeitgenössischen Quellen zu Lothars Sterben und stellt diese in den Kontext mittelalterlicher Überlieferungen zum Tod von Königen und zum Umgang mit den Leichnamen verstorbener Herrscher insgesamt. Im zweiten Beitrag geht sie der „Identität des unbekannten Kindes in der Grablege der Stiftskirche Königslutter“ nach, in dem sie „am ehesten ein(en) aus Sippingenburg umgebettete(n) ältere(n) Bruder Heinrichs des Löwen“ sieht.

Mit den weiteren Bestattungen neben der kaiserlichen Grablege beschäftigen sich die Aufsätze im letzten Block: Katrin Koel und Angelika Burkhardt untersuchen die vier hochmittelalterlichen Holzargbestattungen mit je zwei weiblichen und zwei männlichen Individuen. Alle waren offensichtlich später lebende Blutsverwandte Lothars, die hier in seiner Nähe begraben wurden. An allen Skeletten lassen sich deutliche Krankheitsbilder nachweisen, die auf Infektionskrankheiten, Mangelzustände und Verschleißerscheinungen hinweisen. Gisela Grupe beschreibt anschließend die „Ergebnisse der molekularbiologischen und histologischen Untersuchungen der Skelettfunde aus der Stiftskirche“, die teilweise auf Untersuchungen im Anschluss an das Symposium von 2007 zurückgehen.

In ihrem als „Sonderbefund“ charakterisierten abschließenden Beitrag beschreiben Pieter M. Grootes, Marie-Josée Nadeau und Martin Oppermann die Radiokarbondatierung von Estrich- und Brandschuttproben, die im Bereich der Sarkophage gefunden wurden.

Der Band bietet eine über weite Strecken spannende Lektüre, bei der man sich einer historischen Persönlichkeit und ihrem Sterben aus der Sicht ganz unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen, die sonst nicht oft zueinander finden, nähern kann. Dabei werden viele einzelne interessante Befunde geboten und erörtert. Es ist den Herausgebern hoch anzurechnen, dass sie es noch unternommen haben, die Ergebnisse des Symposiums in einem hervorragend ausgestatteten und reich bebilderten Band zu präsentieren.

Gerade bei einem Buch, das eine solche Vielfalt von Perspektiven dokumentiert, wäre allerdings ein resümierender Beitrag äußerst wünschenswert gewesen, der die unterschiedlichen Ergebnisse zusammenfassend präsentiert und gemeinsam diskutiert hätte. Denn viele Aspekte werden in mehreren Beiträgen angesprochen, wie etwa die Frage nach dem Abkochen der Gebeine Lothars, die Identität des Kindes innerhalb der kaiserlichen Grablege oder die vielfältigen Krankheitsbilder der im „Kaisertum“ bestatteten Personen. Da der Band ja ausdrücklich für einen breiteren Leserkreis bestimmt ist, wäre es interessant gewesen, hier zu demonstrieren, was historische Quellenforschung und etwa anthropologische oder paläopathologische Untersuchungen gemeinsam leisten können. Ein Hinweis auf die Bedeutung von Nachweisen auf Krankheiten für die Erforschung von Alltag und Leben im Mittelalter hätte den hohen Nutzen dieses interdisziplinären Projekts noch deutlicher gemacht.

Thomas Scharff, Wolfenbüttel

Urkundenbuch des Augustinerchorfrauenstifts Dorstadt. Bearb. von Uwe Ohainski. Hannover: Hahnsche Buchhandlung 2011 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 258 = Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 47), 435 S., Abb., 39,00 €

Die in der hiesigen Region als Ritter- oder Klostergüter bekannten Anwesen in Dorstadt und Heiningen, unweit voneinander an der Oker gelegen, haben geschichtlich viel gemeinsam. Sie waren im Mittelalter Heimstatt zweier Augustinerchorfrauenstifte, die dem Bischof von Hildesheim unterstanden. Nach der Hildesheimer Stiftsfehde gerieten diese Frauenkonvente unter die Herrschaft des Wolfenbütteler Fürsten (seit 1568 evangelisch) und kehrten 1643 wieder ins Hochstift Hildesheim zurück, wo sie – rekatholisiert – wirtschaftlich zu neuer Blüte gelangten, wovon noch heute der beachtliche Baubestand des 18. Jahrhunderts zeugt. 1810 wurden sie aufgehoben und die Güter kamen in die Hand bürgerlicher Besitzer, die sich zur hildesheimischen Ritterschaft zählen (vgl. Niedersächsisches Klosterbuch Bd. 1, 2012, S. 330-339, Bd. 2, 2012, S. 614-624; von Reden-Dohna, Die Rittersitze des vormaligen Fürstentums Hildesheim, 1995, S. 390-396, 408-413).

Während für Heiningen ein schmaler Bestand von 150 Originalurkunden im Hauptstaatsarchiv Hannover aufbewahrt wird, liegen für Dorstadt 253 Originale vor, die sich am Ort befinden. Uwe Ohainski geht nun das Wagnis ein, die Urkunden des Stiftsarchivs im Wortlaut komplett zu veröffentlichen. Der Einwand, dass man die älteren Urkunden vor 1400 in der Hauptsache schon innerhalb des Urkundenbuchs des Hochstifts Hildesheim Bd.4-6 in verstreuten Abdrucken und Regesten finden könne, sticht nicht. Die „Fondsedition“, wie sie in der Neuveröffentlichung vorgelegt wird, zeigt demgegenüber den gesamten Urkundenschatz der ehemaligen Institution als gewachsenen Bestand. Das erlaubt einen neuen Blick auf die Quellen. Der Bestand steht jetzt inhaltlich vielfältiger Nutzung offen, die über die Besitzgeschichte des Aufbewahrungsortes weit hinausgeht. Solche Editionen werden in Niedersachsen durch die Historische Kommission nachhaltig gefördert. Für den Bereich der braunschweigischen Landesgeschichte wurden bislang das Augustinerchorfrauenstift Marienberg bei Helmstedt und das Kloster Walkenried (in

zwei Bänden) bearbeitet, dazu in gesonderten Bänden die Siegel (für Walkenried ist die Bearbeitung gerade abgeschlossen und die Publikation steht bevor). Die Aufnahme des hildesheimischen Stifts Dorstadt in die Reihe der braunschweigischen Quellen und Forschungen mag den Kenner wundern, aber man sollte in diesem Fall den Begriff „braunschweigisch“ wegen der kleinräumlichen Verhältnisse auch nicht zu eng sehen.

Der Bestand an Originalurkunden zählt 7 Stücke aus dem 12. Jahrhundert, 113 aus dem 13., 86 aus dem 14., 33 aus dem 15., 8 aus dem 16. und 6 aus dem 17. Jahrhundert, hat also seinen Schwerpunkt im 13. und 14. Jahrhundert. Die Verluste für das 15. und 16. Jahrhundert sind erheblich, wovon das in herzoglichem Auftrag 1572 hergestellte Urkundeninventar eine Anschauung vermittelt (siehe Anhang 1-2, S. 319-328). Häufig waren es kurzfristige Pfandverschreibungen, die nicht für aufhebenswert erachtet wurden. Mehrere erhaltene Kopialbücher (hervorzuheben ist ein sehr frühes von 1329) ermöglichen es, die Edition der Originale um 66 weitere Urkundentexte zu ergänzen. In dem auf diese Weise angereicherten UB findet sich eine Vielzahl von Ausstellern unterschiedlichen Ranges vereint. Ministerialische Geschlechter wie die von Wolfenbüttel-Asseburg, von Salder, von Veltheim; unter den Edelfreien allen voran die Herren von Dorstadt am Ort; aber auch die von Biewende, Meinersen; Grafen wie die Wohldenberg, Schladen, Werder; die welfischen Herzöge und schließlich Kaiser Barbarossa in seiner 1167 in Parma ausgestellten Urkunde für Arnold von Dorstadt (Nr. 2). An städtischen Ausstellern sind vor allem Braunschweiger Bürger und der Rat der Stadt vertreten. Kirchlicherseits sind selbstredend die Propste des Stifts von besonderem Gewicht; auch andere geistliche Institutionen sind beteiligt und vor allem die Bischöfe von Hildesheim; Papsturkunden des späten Mittelalters fehlen nicht. Besonders hingewiesen sei auf zwei Urkunden der Rota Romana, die in Niedersachsen selten ediert sind (von 1463 und 1475, Nr. 258 und 262).

Der Bearbeiter des vorliegenden UB hat in dieser Zeitschrift dem Gründer des Augustinerchorfrauenstifts, dem Edelherren Arnold von Dorstadt, eine eindringliche Studie gewidmet (*Braunschweigisches Jb. für Landesgeschichte* 84, 2003, S. 11-38). Arnold gehörte zur engsten Umgebung Kaiser Barbarossas und nahm an zwei Feldzügen nach Italien teil, wo er kurzfristig als Podestà von Piacenza fungierte. Später findet sich Arnold im Umkreis Heinrichs des Löwen. Kurz vor seinem Tod 1189 fasste er den Entschluss, am Stammsitz seiner Familie das Frauenstift zu gründen, als Sühneleistung seiner Beteiligung an der Zerstörung Halberstadts zehn Jahre zuvor, wie die Legende berichtet (abgedruckt im UB Dorstadt im Anhang 4, S. 332f.). Die Stifterfamilie ist noch im 14. und 15. Jahrhundert als bedeutender Lehnsträger der welfischen Herzöge und der Bischöfe von Hildesheim bezeugt. Die Geschichte dieses Geschlechts, das Ende des 15. Jahrhunderts ausstarb, ist noch nicht untersucht. Für die ältere Zeit liefert das neue UB von Dorstadt wertvolle Hinweise. Das Frauenstift zählte im Mittelalter durchschnittlich 20 Konventualinnen, die zunächst aus dem Adel der Umgebung stammten, seit dem 14. Jahrhundert jedoch, soweit nachweisbar, aus Braunschweiger Bürgerfamilien.

Es ist ein besonderer Glücksfall, dass sich wissenschaftlicher Bearbeiter und Urkundenfonds am Ort zusammengefunden haben. Das Ergebnis darf man als ausgereift und erstklassig rühmen. Die Faszination der Urkunden „in situ“ und die persönliche Bindung an die Landschaft und ihre Geschichte dürften dabei für den Editor von nicht geringem Belang gewesen sein. Aber auch der Gutsbesitzer spielte mit und brachte dem Bearbeiter das nötige

Vertrauen entgegen. Die Veröffentlichung wird das Interesse der Spezialisten am originalen Bestand steigern, man denke nur etwa an die zahlreichen Siegel (Überblick über die Siegelführer S. 431-435). Mittelalterforscher schätzen es, wenn sie in großen Archiven Originalurkunden und ihre Siegel quer durch die Bestände recherchieren und vergleichend benutzen können. Aus der Sicht der Forschung wäre es zu wünschen, dass der Dorstädter Fonds bald im Niedersächsischen Landesarchiv deponiert wird, so wie die Gutsbesitzer des alten braunschweigischen Landes das längst für ihre Bestände getan haben.

Die Urkunden sind nur ein Teil der schriftlichen Hinterlassenschaft des Stifts: seit 1572 werden die erhaltenen Handschriften der Dorstädter Chorfrauen in der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel betreut (bislang sind 18 Bände als solche identifiziert). In einer der Handschriften wurde unlängst das älteste im Original überlieferte Fragment herzoglich-wolfenbüttelscher Rechnungsführung aus dem 14. Jahrhundert aufgespürt und 2003 publiziert.

Ulrich Schwarz, Wolfenbüttel

Jörg H. L a m p e / Meike W i l l i n g (Bearb.): Die Inschriften des Landkreises Holzminden. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 2012 (Die Deutschen Inschriften 83. Göttinger Reihe 15), 389 S., 80 Farb- u. s/w-Tafeln, 62,00 €

Mit der Bearbeitung des Landkreises Holzminden in seinen heutigen Grenzen richtet sich in einem neuen Band des groß angelegten Werkes „Die Deutschen Inschriften“ der Blick auf den ländlichen Raum. Dabei definiert die Berücksichtigung moderner Verwaltungsgrenzen das Untersuchungsgebiet unabhängig davon, wie „interessant“ es aus historischer Perspektive ist. Deshalb ist in vorliegendem Fall die Zahl der bedeutenderen Bauwerke, die zu bearbeiten waren, relativ gering – die Klosterkirchen Amelungsborn und Kemnade sowie Schloss Hehlen ragen in dieser Beziehung aus der Masse der Pfarrkirchen und bürgerlichen Wohngebäude heraus. Grabinschriften sowie Hausinschriften bilden daher annähernd die Hälfte der inventarisierten Texte. Sie dürften nicht zuletzt bei den Genealogen auf Interesse stoßen.

Schon das beeindruckend umfangreiche Literaturverzeichnis zeigt, dass eine solche Publikation nicht als isoliertes Einzelwerk entstehen kann. Die Durchsicht auch entlegener Quellenpublikationen und ebenso der „grauen“ Literatur ist erst vor dem Hintergrund des Gesamtvorhabens vertretbar und systematisch möglich. Grundlage der Erfassung der Inschriften war zunächst die vorhandene Literatur.

Sofern noch im Original überliefert, erfolgte dann die Autopsie, und zwar so ausführlich, dass sie auch höchsten Ansprüchen an eine derartige Dokumentation gerecht wird. Dabei ging es nicht nur um den Inhalt des jeweiligen Textes und seine Kommentierung, sondern ebenso um verschiedenste formale Fragen, vom Versmaß über die Beschreibung des Inschriftenträgers bis zu Schriftart und Buchstabenhöhe. Die Vielfalt der hierbei berücksichtigten Kriterien wird besonders deutlich im Vergleich mit der Wiedergabe lediglich kopiaal überlieferter Inschriften. Ganz besonders gilt das für jene Fälle, in denen frühere Bearbeiter keine buchstabengetreue, sondern eine „sinngemäße“ Abschrift in modernisierter Schreibweise erstellten oder gar eine lateinische Inschrift lediglich als Übersetzung notierten.

Basis der Vorbereitung des Bandes (vgl. Einleitung, S. 19) war das auch mehr als 100 Jahre nach seiner Publikation noch nicht durch eine Neubearbeitung fortgeschriebene Denkmalinventar Karl Steinackers. Steinacker wiederum basiert bei seinen Angaben zu Hausinschriften nur teilweise auf eigenen Erhebungen, sondern nutzt die in den 1880er-Jahren entstandenen Aufzeichnungen des Lehrers Theodor Voges. Leider konnten die Bearbeiter/innen des Inschriftenbandes diese im Staatsarchiv Wolfenbüttel nicht ausfindig machen (vgl. S. 363) – obwohl sie dort aufbewahrt werden! Letzteres allerdings in einem Bestand, in dem man sie angesichts ihrer Entstehungszeit nicht unbedingt vermuten würde: in den Akten des erst 1941 gegründeten Braunschweigischen Landeskulturverbandes (StA Wolfenbüttel: Bestand 142 N).

Bereits ein Blick in dieses Material zeigt, dass die angestrebte Vollständigkeit der Erfassung im Landkreis Holzminden zwar für die noch existierenden Inschriften – zumindest weitestgehend – gelten dürfte, nicht jedoch für die aus kopialer Überlieferung zu ermittelnden. So finden sich bei Voges Hausinschriften (in „normalisierter“ Fassung) aus den Jahren 1576 und 1642 in Bevern, 1602 in Boffzen, 1628 in Lobach und 1609 in Meimbren, die in der neuen Publikation fehlen. Auch die den Bearbeitern unbekannte kopiale Überlieferung von Nr. 209 entpuppt sich so als „Voges“. Bei der Bearbeitung weiterer Teile des ehemaligen Herzogtums Braunschweig ist dieses Material daher unbedingt auszuwerten.

Auch sonstige schriftliche Aufzeichnungen, in behördlichem Schriftgut ebenso wie in solchem privater Provenienz, bieten Chancen zu weiteren Entdeckungen. Wobei zuzugeben ist, dass diese oft dem Zufall zu verdanken und kaum durch eine systematische Suche aufzuspüren sind! Ein Beitrag von „Dr. Teiwes, Hannover“, betitelt „Alte, sinnige Hausinschriften in Bodenwerder und Kemnade“ (Tgl. Anz. Holzminden v. 1.2.1954), liefert allerdings keine Ergänzungen für den Zeitraum bis 1650. Ein kurzer Aufsatz über die Kapelle in Grave (Weserland 6 (1914/15), S. 82) bietet hingegen einen ansonsten unbekannten Beleg für das auch in Bodenwerder (vgl. Inschrift Nr. 248) dokumentierte Hochwasser der Weser im Jahre 1643.

Historische Fotografien können zuweilen ebenfalls Ergänzungen oder Korrekturen liefern. Jüngster „Fund“ in dieser Hinsicht ist im Stadtarchiv Holzminden das um 1891 zu datierende Negativ der Aufnahme des Münchhausen-Sarges (Nr. 238), auf dem man deutlich erkennen kann, dass die Wiedergabe der Inschriften bei Uhden/Sander weder buchstabengetreu noch hinsichtlich des Zeilenendes korrekt ist.

Der Hinweis auf solche möglichen Ergänzungen des Bandes soll allerdings nicht Kritik an letzterem bilden – im Gegenteil. Durch die nun vorliegende Edition von 276 Inschriften ist eine hervorragende Ausgangslage geschaffen für die Arbeit mit diesem Material, wozu auch die aufmerksame Suche nach Ergänzungen zu zählen ist. Ein derartiges Inventar soll ja nicht als Denkmal sorgfältiger editorischer Arbeitsleistung im Bücherschrank verstauben, sondern es will genutzt sein bei der Erforschung unterschiedlichster Fragestellungen nicht nur der Genealogie, der Regionalgeschichte, der Kunstgeschichte etc. Zu hoffen ist, dass dies für den bearbeiteten Raum auch künftig geschieht. Was Holzminden bereits hat, ist den anderen braunschweigischen Regionen zu wünschen: ein Band in der Reihe „Die Deutschen Inschriften“.

Matthias Seeliger, Holzminden

Das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahr 1574. Der Atlas des Gottfried Mascop. Hrsg. von Uwe Ohainski und Arnd Reitemeier. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2012 (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen), 240 S., 35 ganzseitige Farbtafeln und zahlr. Abb., geb., 59,00 €

Uwe Ohainski war es vor einiger Zeit gelungen, einem versteckten Hinweis folgend, den ersten niedersächsischen Ämteratlas zu entdecken. Dieser Atlas bildet das Fürstentum Wolfenbüttel im Jahr 1574 ab und ist damit eine Generation älter als ein ähnlicher Atlas des Fürstentums Lüneburg von Johann Mellinger, den das Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 2001 als Faksimile-Edition veröffentlicht hatte. Ohainskis Fund verlangte nach Publikation und wissenschaftlicher Bearbeitung. Aus Anlass des 65. Geburtstages von Gerhard Streich legt das Göttinger Institut jetzt auch eine Faksimile-Edition dieses Werkes vor, im Quartformat, 30 x 42 cm, mit umfangreichen Einleitungen und Analysen.

Bei dem Fund handelt es sich um 27 von ursprünglich 28 Kartenblättern, die, in eine topografische Sammelhandschrift der Zeit um 1800 eingebunden, heute im Stadtarchiv Hildesheim verwahrt werden. Jedes Blatt zeigt als Inselkarte ein fürstliches Amt in ornamentaler Rahmung. Sämtliche Blätter werden farbig und in nahezu originaler Größe mit Kommentar und grafischen Veranschaulichungen wiedergegeben. Besonders hilfreich sind Beikarten, welche die Lage des jeweiligen Amtes im Fürstentum und die Gemeindegrenzen nach Thudichum-Karten bieten.

Der einleitende Textteil stellt in seinem umfassenden Ansatz und der gründlichen Ausführung eine Leistung dar, die schon für sich genommen nur als großartig bezeichnet werden kann. Uwe Ohainski, Arne Butt, Arnd Reitemeier, Josef Dolle, Dieter Neitzert, Sascha Standke, Jenny van den Heuvel, Maike Gauger, Dennis Knochenhauser, Carsten Roll, Lukas Weichert, Niels Petersen, Kirstin Casemir, Karl-Otto Körber, Hans-Martin Arnoldt und Peter Aufgebauer erläutern das Kartenwerk, analysieren es und ordnen es ein. Der Textteil bietet auf 162 Seiten, dreispaltig gesetzt, Raum für eine Zeichenzahl, die Romanlänge (ungefähr eines Harry-Potter-Bandes) erreichen würde, wenn nicht zahlreiche Abbildungen in ausgezeichneter Qualität den reinen Text unterbrechen. Angesichts des Umfangs und der Vielschichtigkeit der Beiträge können hier nur summarisch die wesentlichen Ergebnisse mitgeteilt werden.

Johann Mascop stammte vom Niederrhein, hatte in Köln die Artes studiert und war mit zwei gedruckten Karten der Hochstifte Münster und Osnabrück hervorgetreten, bevor er sich 1571 an Herzog Julius wandte. Im Folgejahr beauftragte der Herzog Mascop damit, die Bergwerke und Ämter des Fürstentums Wolfenbüttel mit allen Holzungen, Flüssen, Morästen, Steinbrüchen, Salinen, Städten, Flecken, Dörfern und Vorwerken zu erfassen und kartografisch darzustellen. Mascop erhielt eine Anstellung am Pädagogium in Gandersheim und bereiste vom 6. Juli bis zum 12. August und vom 2. bis zum 25. September 1573 die fürstlichen Ämter. Seine Erkenntnisse arbeitete er in dem hier präsentierten Atlas auf. Der Herzog zeigte sich mit den Karten unzufrieden, verlangte Nachbesserungen, Mascop hingegen unterbreitete Ideen zu weiteren Projekten. Schließlich wurde die Verbindung 1575 gelöst. Mascop wechselte in die Dienste des Kurfürsten von Mainz.

Die Kritik des Herzogs war nicht unberechtigt. Allerdings bestanden grundsätzliche Meinungsunterschiede in der Frage, wie die Aufgabe aufzufassen gewesen sei. Während der Herzog die Karten primär als Planungsgrundlagen für den Landesausbau betrachtete und deshalb auf möglichstste Vollständigkeit und Genauigkeit der Kartierungen drängte, sah Mascop sich keineswegs als Landvermesser, sondern als Kosmographen, d. h. als jemanden, der eine Weltbeschreibung liefern konnte. Die geometrischen Kenntnisse für die Visierung von Messpunkten und Flächenberechnungen besaß er zwar, wollte aber die Methoden der Grundstücksvermessung nicht in eine Landesbeschreibung einfließen lassen. Das hätte freilich auch einen ganz anderen Ressourceneinsatz verlangt.

Die Analysen der genannten Autorinnen und Autoren beschäftigen sich mit der Darstellung von Wüstungen, Lagerstätten, Wirtschaftsanlagen, den Forsten (am Beispiel des Amtes Winzenburg) ferner den Toponymen, die zudem in einem Verzeichnis der Ortsnamen aufgelistet werden. Dabei zeigt sich die vom Herzog monierte Unvollständigkeit. Der Atlas bietet jedoch auch Detailinformationen und Namensformen, die anderweitig nicht überliefert worden sind. Der Vergleich mit den Kartierungen einer überschaubaren Grenzlandschaft, des Wolfsburger Werders, und ein Überblick über die gedruckten Landkarten bis 1650, auf denen das Fürstentum Wolfenbüttel erscheint, bieten Folien, um Mascops Werk zu kontrastieren.

Die Kartenfaksimiles lassen dem Leser alle Möglichkeiten, eigene Einschätzungen zu gewinnen. Dabei ist zu bedenken, dass es sich bei den Vorlagen wahrscheinlich um zeitgenössische Abzeichnungen von Abzeichnungen handelt. Das Exemplar für den Herzog dürfte sorgfältiger ausgeführt gewesen sein. Andererseits müssten die Abzeichnungen alle wesentlichen Informationen enthalten. Sonst wäre der Aufwand nicht zu rechtfertigen gewesen. Der Leser wird die Karten immer wieder mit Freude durchblättern und sich von Details gefangen nehmen lassen. Er sollte jedoch keine Karten erwarten, die mit heutigen topografischen Karten oder auch der Generallandesvermessung des 18. Jahrhunderts zu vergleichen wären.

Das Fürstentum Wolfenbüttel ordnete sich mit dem hier präsentierten Kartenwerk in die Entwicklung der Zeit ein. Die Landtafeln von Kursachsen und Philipp Apians bayerische Landtafeln sind, der Bedeutung dieser Territorien entsprechend, älter. Georg Gaders *Chorographia Ducatus Wirtembergici*, der Mellinger-Atlas des Fürstentums Lüneburg und Wilhelm Dilichs Landtafeln hessischer Ämter folgen nach. Gaders Tafeln waren ursprünglich für das große Lusthaus in Stuttgart erstellt worden und dienten demnach, ähnlich die Galerie der Landkarten im Vatikan von 1572 oder die Ausmalung des Antiquariums in München, der Herrschaftsrepräsentation. Eine solche Verwendung scheint Herzog Julius mit seinem Auftrag an Mascop nicht beabsichtigt zu haben.

Zwei Bemerkungen zum Schluss: Das Projekt lässt deutlich werden, dass eine Zerreißung archivalischer Überlieferung, wie sie im 17. Jahrhundert in Wolfenbüttel erfolgte und hier besonders an Mascops Bestallungsakte (zum größeren Teil im Hauptstaatsarchiv Hannover, Einzelvorgänge im Staatsarchiv Wolfenbüttel) festzumachen ist, die Forschung behindert. Das anzuzeigende Werk bietet freilich den Beweis dafür, dass diese Widrigkeiten in konzertierter Aktion überwunden werden können. Die textlichen Erläuterungen mit ihren Listen, Statistiken und Übersichten bilden außerdem unabhängig von den Kartenwiedergaben eine Beschreibung des Fürstentums Wolfenbüttel. Sie wird in wünschens-

werter Weise durch eine Biografie des Herzogs und historische Informationen zu sämtlichen Ämtern komplettiert.

Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel

Christoph Gerst: Hexenverfolgung als juristischer Prozess. Das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im 17. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012, 362 S., 48,90 €

Die vorliegende Veröffentlichung ist die Druckfassung einer 2010 vom Verfasser eingereichten Göttinger philosophischen Dissertation. Von Haus aus Jurist, nähert sich Christoph Gerst dem komplexen Thema Hexenverfolgung von der prozessualen Seite. Er nimmt das juristische Verfahren als solches in den Blick und konzentriert sich darauf, anhand von überlieferten Prozessakten Ablauf und Durchführung von sog. Hexenprozessen zu rekonstruieren und schematisch zu erfassen. Die Verbindung juristischer und historischer Methoden kommt der Untersuchung zu Gute und wirkt sich konstruktiv auf die Auseinandersetzung mit den Quellen aus. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Rechtspraxis, d. h. die Umsetzung rechtlicher Normen im lokalen Prozessgeschehen. Gerst konzipiert auf der Grundlage zeitgenössischer juristischer Vorschriften, kriminalrechtlicher Texte und Abhandlungen ein juristisches Ablaufschema des Hexenprozesses, das er im Sinne einer Rekonstruktion zeitgenössischer Praxis zur Analyse des von ihm untersuchten Prozessgeschehens verwendet.

Die Arbeit ist klar und ihrer Fragestellung gemäß gegliedert. Von einer allgemeinen Chronologie der Hexenverfolgung ausgehend wird das gerichtliche Hexenverfahren von Beginn an erfasst; vom Aufkommen eines Verdachts bis zum eigentlichen Prozessbeginn, einschließlich peinlicher Befragung, Folteranordnung und Durchführung. Einzelschritte werden ebenso wie die normativen Grundlagen aus den Quellen und der zeitgenössischen Literatur erarbeitet. Interessant und bedeutsam ist das Unterkapitel 4.2. zur Gerichtsorganisation.

Rechtsgeschichtlich überzeugen Methode und Ergebnisse. Dem Landeshistoriker werden allerdings Ungereimtheiten auffallen. Das fängt bei der Bezeichnung des Untersuchungsgebiets als „Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel“ an. Gemeint ist natürlich das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg Wolfenbüttelschen Teils.² Es sollte klar sein, dass die einzelnen, durch Erbteilung wiederholt neu verteilten welfischen Territorien als Fürstentümer firmierten und „Braunschweig-Wolfenbüttel“ 1616, also im Untersuchungszeitraum der vorliegenden Arbeit, mit den Fürstentümern Wolfenbüttel, Calenberg, Grubenhagen sowie den Grafschaften Hoya, Honstein und Regenstein seine größte Ausdehnung erreicht hatte – auch wenn sich dies in der Prozesspraxis nicht direkt widerspiegeln mag. Irritierend mangelhaft ist die Angabe der als Quellen eingesehenen Archivalien, insgesamt, so Gerst, 30 Fallakten, die zwar formal und inhaltlich beschrieben und aus-

2 Schwarz, Ulrich: Die Entstehung des Landes Braunschweig im späten Mittelalter (1252-1495), in: Horst-Rüdiger Jarck, Gerhard Schildt (Hgg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausend Rückblick einer Region, 231-266, bes. 231f.

föhrlich kommentiert werden, bei denen Angaben zu Standort und Kontext der Überlieferung jedoch überwiegend fehlen. So spricht Gerst allgemein von „Hexenakten“ im Staatsarchiv Wolfenbüttel, ohne auszuführen, dass es sich hierbei v. a. um die Überlieferung der herzoglichen Kanzlei, Bestand 2 Alt, handelt (S. 43f.). Es fehlt der Hinweis auf die durch den Autor genutzte Überlieferung der Ämter (8 Alt ff.) und der Verordnungssammlung (40 Slg). Der Verweis auf das „Archiv“ der Universität Helmstedt (37 Alt), vor allem die Gutachtensammlung der Juristenfakultät, kommt ebenso ohne Bestandsangabe aus, wie die kommunalen Archivbestände, deren Herkunft sich aus gelegentlichen Bezugnahmen im Folgetext kaum befriedigend erschließen lässt. Der wissenschaftliche Gebrauch der Studie wird auf diese Weise unnötig erschwert. Ein weiteres besonders gravierendes Beispiel ist das von Gerst selbst als grundlegend bezeichnete „Repertorium über alle und jede Criminalsachen, so nach dem Alphabet als die Zunamen angefangen, ausgetheilt de anno 1569“. Zuerst im einleitenden Teil (S. 69f.) ohne Nachweis erwähnt, wird zunächst auf den Anhang verwiesen, wo sich aber lediglich ein Hinweis auf die Sekundärliteratur findet (S. 280). Dem Leser bleibt damit verborgen, dass jenes grundlegende Repertorium nicht am Ort der Hauptüberlieferung der Quellen, nämlich dem Staatsarchiv Wolfenbüttel, sondern im Hauptstaatsarchiv Hannover liegt, und zwar unter neuer Signatur: Cal Br. 21 Nr. 2517. Der zitierte Aufsatz von Gerhard Schormann aus dem Jahr 1974 weist noch die alte Nummer auf.³ Hinweise im Quellenverzeichnis fehlen. Ob Gerst dieses Register im Original eingesehen hat, könnte bezweifelt werden. Ein entsprechender Hinweis wäre nicht nur wünschenswert, sondern handwerklich notwendig gewesen.

Die auf S. 303f. abgebildeten Karten sind drucktechnisch mangelhaft.

Schließlich scheint es auf eine gewisse Unsicherheit im Umgang mit frühneuzeitlichen Archivquellen hinzudeuten, die Schreibweise „amtmann“ als *Terminus technicus* einzuführen, weil beim Amtmann sonst eine Verwechslungsgefahr mit „der ‚Amtsperson‘“ der Moderne zu befürchten wäre, wie der Autor doch tatsächlich anmerkt (S. 134).

Gerst sieht das Hexenverfahren entgegen bisheriger Forschungsmeinungen nicht als Sonderverfahren bzw. als „willkürlichen Rechtsakt“, sondern macht deutlich, dass es sich um einen regulären, nach zeitgenössischen rechtlichen Vorgaben und Grundlagen geföhrten Kriminalprozess handelte. Für das Untersuchungsgebiet konstatiert er weder Sammelverfahren („summarische Prozesse“) noch die Einsetzung von Hexenkommissaren oder Hexenausschüssen wie in anderen Territorien des Reichs. Er erklärt plausibel, dass trotz der Zunahme der Hexenprozesse im 17. Jahrhundert das Verfahren gegen eine vermeintliche Hexe für die Zeitgenossen immer eine Ausnahmesituation darstellte. Der Vergleich mit der heutigen Terrorismusbekämpfung schießt dagegen über das Ziel hinaus. Dem Schlusskapitel folgt ein umfangreicher Anhang. Hier werden statistisch und chronologisch die von Gerst identifizierten Verfahren im damaligen Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel erfasst. Informativ und nützlich ist darüber hinaus die aus den Quellen gewonnene Beschreibung einzelner Fälle, die einen Einblick in die Art des Verfahrens, die Begleitumstände und den Stand der Überlieferung geben. Ebenso instruktiv ist das unter B. (S. 302) entwickelte juristische Prüfschema zum Verfahrensablauf. Da insgesamt der

3 Schormann, Gerhard: Strafrechtspflege in Braunschweig-Wolfenbüttel 1569-1633. In: *BsJb* 55 (1974), S. 92.

Einzelfall im Zentrum der Untersuchung steht, auch Namen von Betroffenen etc. und regionale Besonderheiten eine Rolle spielen, wäre ein Personen- und Ortsregister wünschenswert gewesen, das es erlaubt hätte, rasch und zielgerichtet bestimmte Fälle zu identifizieren. Denn dies ist die ausgesprochene Stärke dieser Arbeit, dass hier erstmals für Braunschweig-Wolfenbüttel regionale Hexenprozesse aus den Quellen umfassend gesammelt und ausgewertet worden sind. Die Untersuchung hätte damit gerade in ihrem Anhangsteil einen gewissen Handbuchcharakter – wenn die Quellen sauber angegeben würden. Insgesamt ist diese Arbeit trotz deutlicher formaler Mängel für die landesgeschichtliche wie allgemeine Frühe-Neuzeit Forschung ein anregender Beitrag. Es gelingt Gerst, traditionelle Forschungsthemen und Deutungsmuster der „Hexenforschung“, eines nach wie vor intensiv bearbeiteten Felds in der Geschichte der Frühen Neuzeit, zu differenzieren und zu hinterfragen.

Roxane Berwinkel, Braunschweig

Hans-Henning G r o t e: Franz Finck und das Schlossbrückenensemble in Wolfenbüttel. Eine Studie zur barocken Plastik im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Hrsg. v. Förderverein Museum im Schloss Wolfenbüttel. Wolfenbüttel: Förderverein Museum im Schloss Wolfenbüttel 2012, 120 S., 109 farb. Abb., 17,95 €

Das Wolfenbütteler Schlossbrückenensemble aus Statuen und Prunkvasen ist einmalig in Niedersachsen. Es stellt den Höhepunkt im Oeuvre des Bildhauers Franz Finck dar, qualitativ vergleichbar mit „den etwa zeitgleich entstandenen Bildwerken des Dresdner Zwingers“ (S. 108). Als ikonographische Aussage erkannte Wolfgang Kelsch⁴ darin einen „Tugendspiegel“ (S. 9, 13-17). Weil die Zusammenstellung der Allegorien „tendenziell bereits frühauflärerische Vorstellungen transportiert“ (S. 27), vermutet Grote, dass sie durch Herzog August Wilhelm erfolgte, der sich wohl auch auf diese Weise von seinem Vater, Herzog Anton Ulrich, abgrenzen wollte: Jener habe für die figürliche Gestaltung des Schlosses Salzdahlum eine „Verherrlichung des absolutistischen Dichterfürsten“ (S. 27; s.u.) gewünscht.

Auf den ersten Blick wirkt das Ensemble einheitlich, doch bei näherer Betrachtung zeigt es kleinere Unstimmigkeiten, die auf längere Planungen (S. 11-20) hinweisen, aber auch noch durch Umsetzungen um 1900 entstanden. Grotes genaue, lebendige Beschreibungen der einzelnen Statuen (S. 31-67) werden durch großformatige, teilweise doppel-seitige Farbfotos veranschaulicht. Die allen Figuren gemeinsamen Gestaltungselemente (S. 67-68) sind nicht nur kennzeichnend für Franz Finck – für den Autor legen sie darüber hinaus durch ihre große Ähnlichkeit mit Werken des u.a. in Wien tätigen Bildhauers Giovanni Giuliani (1664-1744: S. 70-71) die Vermutung nahe, dass Finck sein Schüler gewesen war. Wahrscheinlich wurde er aus der 1705 aufgelösten Werkstatt Giuliani nach Wolfenbüttel vermittelt, wo Herzog Anton Ulrich einen tüchtigen Bildhauer für die

4 Der Figureschmuck an der Schlossfassade in Wolfenbüttel. In: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel, 1994, S. 13-30.

Ausgestaltung seines Lustschlosses Salzdahlum suchte (s.o.) und wo Finck bis zu seinem Tode 1722 nachweisbar ist. Er etablierte den Wiener Spätbarock in der hiesigen Region (S. 108).

Die beiden folgenden Kapitel gehen deutlich über den Buchtitel hinaus: Umfangreich stellt Grote Franz Fincks „Arbeiten in Braunschweig und Salzdahlum“ vor, erkennt Vorbilder und Wechselwirkungen mit anderen Kunstwerken und ihren Schöpfern. Fincks Plastiken entstanden vor dem Schlossbrückenensemble und werden heute, sofern sie überhaupt erhalten geblieben sind, weit verstreut verwahrt – hier sind sie auf dem Papier wieder vereint. Der Abschnitt „Zeitgenossen, Schüler, Nachfolger“ macht mit zahlreichen Künstlern und Werken an vielen Standorten bekannt. Es ist zu bedauern, dass insbesondere diese beiden sehr dichten Ausführungen mit ihrer beeindruckenden Fülle an Informationen nicht durch einen Index der Personen- und Ortsnamen erschlossen werden. Abgerundet wird der Band durch eine Dokumentation der „Schäden und Verluste“ an den Figuren des Schlossbrückenensembles sowie durch Anmerkungen, ein Auswahl-Literaturverzeichnis und den Bildnachweis.

Mit dieser anschaulichen, reich illustrierten Veröffentlichung gibt Hans-Henning Grote eine äußerst kenntnisreiche, detaillierte Beschreibung des großen Schaffens von Franz Finck – über das Beispiel des Schlossbrückenensembles hinaus – und seine Einordnung in die bildhauerische Kunst am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts.

Ulrike Strauß, Braunschweig

Der Jacobstempel. Die Synagoge der Jacobson-Schule in Seesen. Reform – Hoffnung – Zerstörung – Rekonstruktion. Hrsg. v. d. Stadt Seesen. Mit Beitr. v. Rolf Ballof, Claus Blume, Joachim Frassl, Thomas Gleicher, Arno Herzig, Dirk Stroschein, Sabine Stübiger. Seesen 2010, 255 S., zahlr. Abb., 16,80 €

Die Seesener Jacobsonschule wurde 1801 von dem jüdischen Reformpädagogen, herzoglich-braunschweigischen Kammeragenten- und Landesrabbiner Israel Jacobson als gemeinsame Schule für jüdische und christliche Kinder eingerichtet. Aus ihr ging später das Jacobson-Gymnasium Seesen hervor, das im Jahre 2001 sein 200jähriges Schuljubiläum begehen konnte.

Ein weiteres 200jähriges Jubiläum gab den Anstoß für den vorliegenden, von der Stadt Seesen herausgegebenen Band: Am 17. Juli 1810 weihte Jacobson in Seesen den sogenannten „Jacobstempel“, die Synagoge der noch jungen Schule, ein. Es war ein Bauwerk, das für die Herausbildung eines modernen jüdischen Gottesdienstes wegweisende Zeichen gesetzt hat und weit über die Region hinaus für Aufsehen sorgte, bis es in der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 durch Brandstiftung völlig zerstört wurde. So steht der nun entstandene Jubiläumsband ganz im Zeichen der Erinnerung und der Rekonstruktion des Verlorenen. Die Autoren der zehn Essays beleuchten das Thema aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven, sowohl historisch, theologisch, musikgeschichtlich als auch architekturgeschichtlich und kunsthistorisch.

In zwei Essays befasst sich Rolf Ballof mit der Gründungsgeschichte der Schule. Während er in dem Beitrag „Seesen – Ort der Erinnerung“ nach den Gründen fragt, warum

gerade Seesen als Schulstandort gewählt wurde, steht im zweiten Beitrag die Persönlichkeit des Stifters Jacobson im Mittelpunkt, dessen Pläne bei der Schulgründung in den größeren gesellschaftlichen Zusammenhang, insbesondere die Emanzipationsbewegung der Juden, eingeordnet werden („Jacobson – Glaube und Vernunft und die bürgerliche Gesellschaft – Eine Suche nach den Wurzeln“).

Dirk Stroschein liefert eine umfangreiche „Chronik des Jacobstempels“, in der die wichtigsten Ereignisse abschnittsweise vorgestellt und durch zeitgenössische Quellenzitate ergänzt werden.

Auf diese drei breiter angelegten Überblicksdarstellungen, die den mit der Thematik nicht vertrauten Lesern das notwendige Hintergrundwissen vermitteln, folgen Untersuchungen zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten. Joachim Frassl zeigt anhand einer ikonografischen und architektonischen Untersuchung („Baldachine und Tempelbilder“) die „Vor-Bilder“ für das gedankliche Verständnis des Jacobstempels. Dieser wiederum sei zum Ausgangspunkt für die Weiterentwicklung des Synagogenbaus im 19. Jahrhundert geworden. Neu war auch die von Jacobson eingeführte Bezeichnung des Gotteshauses als „Tempel“ (statt „Synagoge“), wodurch er eine Verbindung zum Tempel Salomos in Jerusalem herstellte. Hierin sieht der Autor einen Beleg dafür, dass für Jacobson mit der bürgerlichen Gleichberechtigung im napoleonisch geprägten Musterstaat Westphalen das Ende der Diaspora gekommen war und nun auch ein Ort wie Seesen als Heimat empfunden werden konnte.

In einem reich bebilderten Beitrag stellt der Seesener Propst, Thomas Gleicher, die Überlieferungsgeschichte der Schulbibliothek und die noch erhaltenen Bibeln und sonstigen religiösen Schriften der Jacobsonschule“ aus dem Archiv des Jacobson-Gymnasiums vor. Rolf Ballof liefert in einem weiteren Aufsatz über „Inschriften als Schlüssel zur Interpretation der Tempelgründung“.

„Die Musik im Jacobstempel – Ursprünge der Reform in Seesen“ behandelt Joachim Frassl. Der Autor versucht, die Einweihungsfeier von 1810 zu rekonstruieren, bei der zum ersten Mal Orgelmusik in einer Synagoge erklang, und stellt die Baugeschichte des Seesener Instruments vor. Er weist nach, dass darüber hinaus auch der Chorgesang eine besondere Stellung eingenommen hat, ebenfalls ein Novum, da Gesangsunterricht an jüdischen Schulen sonst nicht üblich war.

Um den zweiten Direktor der Jacobsonschule geht es bei Arno Herzig: „Immanuel Wohlwill – Protagonist der jüdischen Reform und Akkulturation.“ Deutlich wird, welche bedeutende Rolle Wohlwill in seiner Dienstzeit von 1838-47 in der Schulgeschichte, nicht zuletzt für die neue „Ordnung“ (mit Gesang und Predigt), im Jacobstempel gespielt hat.

In einem kunsthistorischen Beitrag befasst sich Joachim Frassl mit „Synagogen-/Tempel-Interieurs in der Kunst“ anhand von Bildern aus der Zeit des 17.-19. Jahrhunderts. Neben Darstellungen von gottesdienstlichen Handlungen aus der Nahperspektive in überwiegend kleinen und engen Räumen stehen Bilder der großen Synagogen in Köln, Wien oder Osnabrück als objektive Gegenstandsdarstellungen. Interessant ist dabei der Vergleich zwischen Synagogendarstellungen aus christlicher Sicht (Menzel, Spitzweg) und solchen aus der Perspektive jüdischer Künstler (Oppenheim, Liebermann und Nussbaum).

Dies ist überhaupt ein Kennzeichen des Bandes, so unterschiedlich die einzelnen Beiträge auch sein mögen: Immer wieder werden Tempel und Schule in Bezug zu ihrer christ-

lichen Umgebung gesetzt. Bemerkenswert ist etwa der Umstand, dass Jacobson mit Dr. Heinroth einen christlichen Musiklehrer einstellte, dessen Einfluss auf die Entwicklung des Gesangsunterrichts in der Schule herausgearbeitet wird. Querverbindungen finden sich auch in baulicher Hinsicht: So könnten etwa die Kanzelaltäre der Seesener St. Andreas-Kirche und der Kirche St. Georg in Seesen-Herrhausen als Vorbilder für den Baldachin des Jacobsontempels gedient haben. Auch die Wahl der Tempelinschriften in hebräisch und lateinisch zeigt eine Hinwendung zur nichtjüdischen Öffentlichkeit, wenngleich sich Ballof in seinem Aufsatz dagegen verwahrt, „das Integrative der Inschriften überzubetonen [...], um die Annäherung Jacobsons an seine christliche Umgebung zu dokumentieren“ (S. 84).

Die weiteren Beiträge des Buches befassen sich auf unterschiedliche Weise mit der „Rekonstruktion“ des Verlorenen. So stellt der Künstler Claus Blume in einem Interview zwei von ihm anlässlich des Jubiläumsjahres für den Jacobson-Platz entworfene Laser-Projekte vor, die Standort und Konturen des Tempels nachempfinden. Interessant ist auch das von ihm entworfene „Zeichen-Environment“ für die Seesener Innenstadt, bei dem irritierende Wegweiser, Verkehrs- und Informationsschilder mit veränderten Symbolen und Jahreszahlen auf das Verschwundene verweisen, so etwa, wenn sich neben den am Ortseingang üblichen Tafeln zu den christlichen Gottesdiensten auch eine solche zum jüdischen Gottesdienst findet. Zur „Rekonstruktion“ trägt auch ein umfangreicher Anhangteil bei. Er führt schwer zugängliche Quellen, vorwiegend aus den Anfangsjahren des Jacobsontempels, zusammen, darunter Reden anlässlich der Einweihungsfeier (von Jacobson selbst, aber auch von christlichen Gastrednern), ferner Kontrakte mit dem Musiklehrer, dem Kleiderlieferanten und dem Orgelbauer sowie Berichte aus zeitgenössischen Zeitungen.

Einen beeindruckenden Abschluss findet das Buch mit den Rekonstruktionen der Seesener Designerin und Architektin Sabine Stübiger: Sie präsentiert Bilder des jüngst fertig gestellten Tempelmodells für das Seesener Museum und virtuelle Bilder zum Jacobstempel. „Dass es sich hier ‚nur‘ um Visualisierungen oder Modellbilder handelt, muss man sich dabei immer wieder vor Augen führen, denn bedingt durch die technischen Möglichkeiten werden annähernd realistische Darstellungen möglich, die einen manchmal vergessen lassen, dass es sich lediglich um eine Rekonstruktion handelt“ (S. 249).

Überhaupt stellen die zahlreichen Abbildungen einen großen Vorzug des Bandes dar. Akribisch haben die Herausgeber die noch greifbaren Abbildungen zusammengetragen und zum Teil erstmals publiziert: Neben zeitgenössischen Drucken und Fotos findet sich sogar Bildmaterial aus einem Film des Jahres 1937, das die zu diesem Zeitpunkt bereits bestehenden Gebäudeschäden erkennen lässt, und auch die Brandnacht im November 1938 ist fotografisch dokumentiert. Mehr darüber ist im vorliegenden Band des Jahrbuchs im Aufsatz von Joachim Frassl zu erfahren.

Die Autoren leisten mit dem vorliegenden Band einen wichtigen Beitrag zur „Erinnerungskultur“, zu der die Taten der Zerstörung ebenso gehören wie die Zeiten des erfolgreichen jüdisch-christlichen Miteinanders, für das die Jacobsonschule und ihr Tempel ein besonderes Beispiel darstellen.

Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

Andreas K u l h a w y: Das Braunschweigische Leihhaus als Instrument der Modernisierung (1830-1918). Braunschweig: Appelhans Verlag 2012 (Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Landesgeschichte 48), 575 S., zahlr. Grafiken, 48,00 €

Große politische Reformwerke und öffentlich angeschobene Infrastrukturprojekte scheitern gegenwärtig zuweilen schon im Vorfeld an den Kosten. Andreas Kulhawy fragt in seiner Dissertation nach der Bedeutung des staatlichen Leihhauses als Finanzierungsinstrument für die liberalen Agrarreformen, den Eisenbahnbau und den Aufbau der kommunalen Leistungsverwaltung bzw. für urbane Infrastrukturmaßnahmen im Herzogtum Braunschweig. Diese drei Komplexe gelten allgemein für die deutschen Staaten und speziell für das relativ kleine, ländlich geprägte Herzogtum als Maßstab für wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt auf dem Weg der Industrialisierung und Modernisierung im ‚langen‘ 19. Jahrhundert. Wie der Titel des Buches ankündigt, weist Kulhawy dem Leihhaus eine maßgebliche Rolle in diesem säkularen Prozess zu, der durch Interventionen ‚von oben‘ entscheidend beeinflusst wurde. Bisher mangelte es sowohl für das Land Braunschweig als auch generell an breit angelegten Untersuchungen zur Finanzierung der kostspieligen Reformen und Modernisierungsinvestitionen, zum Kapital- und Kreditmarkt und zum finanziellen Beitrag der öffentlichen Haushalte. Für diese Fragen erweist es sich als Vorzug, dass die Studie nicht in der Art einer Unternehmensgeschichte konzipiert wurde. In drei Abschnitten werden vielmehr die modernisierungsrelevanten Geschäftsfelder des Leihhauses systematisch behandelt.

Ausführlich befasst sich Kulhawy zunächst mit den Agrarreformen, vor allem der Grundlastenablösung von 1834, die mit dem Verfahren der Kapitalentschädigung eine außerordentlich hohe Nachfrage nach Krediten erzeugte. Kulhawy bestätigt, dass der braunschweigische Weg zum bäuerlichen Besitzindividualismus und zur modernen Landwirtschaft für die deutschen Staaten als besonders erfolgreicher und ‚bauernfreundlicher‘ Fall gelten kann. Die rasche, den bäuerlichen Besitzstand weitestgehend wahrende Durchführung der Ablösungen wurde bisher mit den recht günstigen Verhältnissen der vorindustriellen Agrarverfassung und Besitzstruktur, frühen Tendenzen zur Kommerzialisierung und Verbesserung der Anbaumethoden, den moderaten Modalitäten und nicht zuletzt mit den positiven agrarkonjunkturellen Rahmenbedingungen der 1830er Jahre erklärt. Kulhawy beschreibt mit den Ablösungskrediten des Leihhauses einen weiteren Erfolgsfaktor der Reformen. Bereits im Vorfeld der Gesetzgebung fiel dem Leihhaus die Aufgabe zu, negative ökonomische und soziale Folgen durch die finanziellen Belastungen der Entschädigungspflichtigen mit Hilfe langfristiger Hypothekendarlehen abzufedern. Im Unterschied etwa zu Preußen, wo die Bauern weit mehr den Risiken von Markt und Wettbewerb ausgesetzt wurden, stand in Braunschweig von Anfang an ein leistungsstarkes Kreditinstitut mit Repräsentanten vor Ort zur Verfügung, das sich auf die Bedürfnisse der Ablösungen und darüber hinaus auf betriebliche Investitionen der Landwirtschaft ausrichtete.

Mit Hilfe aufwändiger Recherchen in den Hypothekenbüchern einiger ausgewählter Ortschaften führt Kulhawy den Nachweis, dass die Leihhauskredite nicht nur in den ertragsstarken Lößregionen, sondern auch in schwach strukturierten Gebieten wie Vorharz und Weserbergland von Bauern unterschiedlicher sozialer Stellung in Anspruch genom-

men wurden. Das Leihhaus stieg zum größten Gläubiger der braunschweigischen Landwirtschaft und mangels anderer Großbanken zur vorübergehend wichtigsten Bank des Herzogtums auf. Zum Ende des 19. Jahrhunderts verlor es freilich seine dominierende Position im Wettbewerb mit aufstrebenden in- und ausländischen Geld- und Kreditinstituten. Kulhawy sieht in der Lösung der Finanzierungsfrage eine wesentliche Ursache für die zügige Abwicklung der Ablösungen und der anschließenden Separationen und Verkopplungen sowie die verbreitete Durchführung von Meliorationen. Diese Konstellation führte zu überdurchschnittlichen Produktivitätszuwächsen der braunschweigischen Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ihre im deutschen Vergleich führende Stellung in der Pflanzenproduktion verdankte sie vor allem dem Zuckerrübenanbau (und den Zuckerfabriken). Das hier beschriebene Modernisierungspotenzial war allerdings kein braunschweigesches Spezifikum, sondern fand Parallelen in den benachbarten Gebieten.

Im zweiten Hauptkapitel analysiert Kulhawy den Beitrag des Leihhauses zum Aufbau der modernen Verkehrsinfrastruktur am Fall der braunschweigischen Staatsbahn. Zu Recht wird die Eisenbahn als industrieller Leitsektor und Motor wirtschaftlichen Wachstums auch auf dem Lande herausgestellt. Die frühe staatliche Initiative zum Eisenbahnbau war vor allem von der Sorge einer handels-, zoll- und verkehrspolitischen Isolierung des Herzogtums durch die großen Nachbarn Preußen und Hannover geleitet. Wirtschafts- und strukturpolitische Motive gewannen wohl erst im weiteren Verlauf des Bahnbaus zur Jahrhundertmitte die Oberhand, als die Marktintegration regionaler Wirtschaftszweige wie des Helmstedter Braunkohlereviere besondere Beachtung fand. In Braunschweig, das 1838 die erste deutsche Staatsbahn in Betrieb nahm, gewährleistete staatliches Engagement zumindest in der Frühphase des Eisenbahnbaus den raschen Aufbau eines Inlandnetzes mit staatenübergreifender Anbindung an die Hauptverkehrs- und Handelsströme. Das Leihhaus versorgte die Herzogliche Eisenbahndirektion von Beginn an mit dem benötigten Kapital. Damit konnten die einzelnen Bahnlinien, wie Kulhawy betont, unabhängig von privaten Renditeinteressen realisiert werden. Doch zeigten sich beim kapitalintensiven Ausbau des Netzes in die Fläche des kleinen, aber zerrissenen Territoriums die finanziellen Grenzen. Das Leihhaus hatte zunehmend Probleme seine Kredite zu refinanzieren. So kamen mit der Darmstädter Bank und diversen Berliner Banken seit 1867 die großen ‚ausländischen‘ Aktien- oder Privatbanken ins Spiel. Um die Liquidität des Leihhauses zu sichern und die Staatsverschuldung zu drosseln, folgte 1870 fast zwangsläufig der Verkauf der braunschweigischen Staatsbahn – gerade noch rechtzeitig vor der Gründerkrise. Das Leihhaus war anschließend zwar in der Lage, die Bauvorhaben privater Sekundär- oder Nebenbahnen durch Kredite an beteiligte Kommunen zu unterstützen, sein Modernisierungsbeitrag ist jedoch deutlich zu relativieren. Damit wird die finanzielle Anschubleistung des Leihhauses in der Startphase des Bahnbaus nicht geschmälert. Ob übrigens 1870 (oder die preußische Verstaatlichung der braunschweigischen Eisenbahngesellschaft 1884) als Zäsur für einen relativen Rückfall der braunschweigischen Wirtschaftsentwicklung herhalten kann, ist fraglich.

Mit der ‚Urbanisierung‘ als drittem Schwerpunkt widmet sich Kulhawy einem (abgesehen von der Stadt Braunschweig) stark vernachlässigten Thema, das allein schon ausreichte, um zwei Buchdeckel zu füllen. Da um 1850 außer der Landeshauptstadt nur zwei

mittlere Städte (Wolfenbüttel, Helmstedt) und lediglich 11 kleine Landstädte im Herzogtum existierten, kann es kaum überraschen, dass noch 1910 mehr als die Hälfte der Bevölkerung auf dem Lande lebte. Auch dass die Stadt Braunschweig langsamer wuchs als andere deutsche Großstädte, darf m.E. nicht als Rückstand der gewerblich-industriellen Entwicklung gewertet werden (S. 276). Ohne die enge Wechselbeziehung zwischen Industrialisierung und Urbanisierung zu unterschätzen, sollte nicht nur die urbane Sogwirkung Braunschweigs, sondern auch die Landflucht beachtet werden, deren Ausmaß (von Regionen wie dem Weserdistrikt abgesehen) im Herzogtum vielleicht geringer war als mancherorts. Das könnte Kulhawys Argumentation für eine erfolgreiche Modernisierung noch stärken. Damit fällt zudem der Blick auf die ‚Urbanisierung‘ oder besser, den Aufbau einer modernen kommunalen Leistungsverwaltung (also insbesondere Verkehrswege, Energie- und Wasserversorgung, Gesundheitswesen und Einrichtungen für Bildung, Daseinsvorsorge oder auch Kultur).

Höchst umfassend, differenzierend und systematisch wird der finanzielle Aufwand der Städte und Landgemeinden für den Straßen- und Wegebau, Schulen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung sowie Kanalisation konkretisiert. Das Leihhaus trat in allen Bereichen als staatlicher Kreditgeber in unterschiedlichem Maße, zeitlich variierend, teilweise auch nur marginal auf. Wie schon beim Eisenbahnbau konnte es dem enorm wachsenden Finanzbedarf der Städte und Gemeinden seit dem späten 19. Jahrhundert nicht in vollem Umfang Rechnung tragen. Braunschweig und wenige andere Städte erschlossen sich indes andere Finanzierungsquellen, z. B. auch Eigenmittel aus kommunalen Regiebetrieben. Die Bedeutung des Leihhauses erschließt sich indes vor allem beim Blick auf die kleinen Städte und Landgemeinden. Aus einem Sample von 70 Gemeinden arbeitet Kulhawy deren spezifische Finanzstruktur bis ins Detail und im Unterschied zur Sonderstellung Braunschweigs heraus. Für die Landstädte und Gemeinden war das Leihhaus durchgängig bis 1918 der wichtigste Geldgeber und es sorgte neben anderen öffentlichen Geldgebern wie den Kreisfonds dafür, das Niveau der Leistungsverwaltung und den Modernisierungsprozess auch im ländlichen Raum voranzutreiben.

Kulhawy ist es gelungen, im großen Bogen von den Agrarreformen bis zur kommunalen Leistungsverwaltung aufzuzeigen, welche finanziellen Impulse vom Leihhaus und darüber hinaus von politischen Entscheidungsträgern sowie anderen öffentlichen und privaten Institutionen und Akteuren am Kapitalmarkt für die Realisierung der großen Modernisierungsprojekte ausgingen. Dabei orientiert er sich stets an größeren Zusammenhängen und einer vergleichenden Perspektive zu den Nachbarstaaten, vor allem Preußen. Methodisch unzulässig ist hier allerdings der wiederholt gewählte statistische Vergleich von Zuwachsraten, der ohne Kennzeichnung des Ausgangsniveaus zu Fehleinschätzungen führt (etwa bei der Agrarproduktion oder den Investitionen im Schulwesen). Aufs Ganze gesehen schmälert das nicht den vielseitigen wissenschaftlichen Wert der Studie.

Fast nebenbei wird gezeigt, dass das 1765 von Herzog Carl I. gegründete Leihhaus dank seiner neuen Funktion als staatliches Kreditinstitut die politische Krise von 1830 überlebte. Unter veränderten Vorzeichen wirkte es weiterhin gemäß seiner ursprünglichen Bestimmung auf dem Feld der Struktur- und Wirtschaftsförderung. Als staatliches Kreditinstitut unterlag es jedoch dem Einfluss der herzoglichen Regierung und hatte an strategischen Entscheidungen oder ‚Modernisierungsimpulsen‘ keinen direkten Anteil.

Spürbar an Einfluss gewannen dagegen zum Ende des 19. Jahrhunderts private Geldgeber oder Banken, die auf dem wachsenden, grenzüberschreitenden Kapitalmarkt Fuß fassten, wie vor allem am Beispiel der Eisenbahn und des Kommalkredits deutlich wird. Der Verf. dokumentiert erschöpfend den Anteil anderer Geldgeber wie der Spar- und Darlehenskassen, der Landesversicherungsanstalt usw. Doch bleibt deren Gewicht im Kontext der Fragestellung bisweilen unscharf. Das gilt im Zusammenhang der Ablösungen vor allem für die traditionelle Praxis privaten und öffentlichen Kredits unterschiedlicher Provenienz. Insoweit bedarf es wohl näherer Prüfung, ob primär vom Leihhauskredit der von Kulhawy vermutete subtile ‚pädagogische‘ Nebeneffekt eines bäuerlichen Wirtschaftlichkeitsdenkens abzuleiten ist. Hier wie im übrigen Zusammenhang könnte das Bild aus der Perspektive der anderen Kreditgeber oder Geldinstitute andere Konturen zeigen, wofür das Buch durchaus Indizien liefert: Sowohl bei den Bauern als auch den Kommunen gab es zeitweise starke Tendenzen, anstelle des Leihhauses auf andere Kreditgeber oder Finanzierungsquellen Zugriff zu nehmen. Kulhawy lässt freilich keinen Zweifel daran, dass das Leihhaus nur einer, aber eben ein maßgeblicher Faktor der Modernisierung war.

Schlussendlich bleibt diskutabel, ob ‚Modernisierung‘ immer vorrangiges Leitmotiv war. Wie der Verf. zeigt, diente der Leihhauskredit gegenüber den Kommunen auch als Vehikel für die staatliche Finanzaufsicht und ihr Motiv, Städte und Gemeinden zu Haushaltsdisziplin und Schuldenabbau anzuhalten. Im Rahmen der Ablösungen betonte die Regierung wiederholt die sozial- und ordnungspolitische Rolle des Leihhauses. Kulhawy selbst formuliert mit Bezug auf die bis 1918 erfolgte Umwandlung in eine Universalbank kurz und treffend (S. 51): „Damit legte das Leihhaus endgültig den Charakter einer ‚Wohlfahrtsbank‘ ab.“ Das muss an dieser Stelle genügen, um anzudeuten, welche vielfältigen Erträge und inspirierenden Erkenntnisse das Werk zutage bringt, das durch einen umfangreichen Anhang mit ausgewählten Aktenextrakten und einer tabellarischen Dokumentation zur kommunalen Finanzstruktur abgerundet wird.

Johannes Laufer, Hildesheim und Osnabrück

Thomas Krueger: Wilhelm Raabe im Weserbergland. Eine literarische und fotografische Spurensuche. Holzminden: Verlag Jörg Mitzkat 2011, 112 S., zahlr. farb. Abb., Audio-CD, 19,80 €

Noch ein Buch über die Bedeutung des Weserberglands im Werk Wilhelm Raabes? Bereits 1979 erschien „Wilhelm Raabe und das Weserbergland. Ein Führer zu den Orten und Werken seiner Weserheimat“ von Herbert und Matthias Göhmann, und auch das Faltblatt von Thomas Sporn zum Raabe-Wanderweg, der 2006 anlässlich Raabes 175. Geburtstags eingerichtet wurde, befasst sich mit den Beschreibungen des Weserberglands in Raabes Werken.

Die Publikation von Thomas Krueger ist anders: Er verweist zwar auf die Orte, die Raabe in seinen Texten beschreibt, informiert aber darüber hinaus auch über die reale Lebenswelt Raabes und über die Art und Weise, in der Raabe die Landschaft als Inspiration für seine Erzählungen nutzt. Schon das Inhaltsverzeichnis weist den Leser darauf hin, keinen Reiseführer in klassischen Sinn zu erwarten. Beschrieben werden nicht einzelne

„Raabe-Gedächtnisorte“, sondern vielmehr die Stimmungen, denen man bis heute im Weserbergland nachspüren kann. Eine Fahrt über das neblige Odfeld an einem grauen und kalten Novembertag lässt beispielsweise leicht Raabes Beschreibung der Schlacht der Krähen nachvollziehbar machen, und der in der „Chronik der Sperlingssasse“ erwähnte Wandertag des Karikaturenmalers Strobel an der Weser beschreibt die sommerliche Stimmung in kleinen Ortschaften entlang der Weser liebevoll und genau. Die Auswahl der Textbeispiele und Fotografien zeigen, dass der Autor und der Fotograf selbst in der „Jugendlandschaft“ Raabes aufgewachsen sind und dort leben. Überhaupt, die Fotografien: So informativ der Text und die Auszüge aus Raabes Werken an sich schon sind, sie werden großartig ergänzt durch die aussagekräftigen Fotografien Jörg Mizkats. Jede Seite des Buchs ist illustriert mit wunderschönen, die Raabe'schen Texte bildlich untermalenden Fotos.

Interessant ist der von Thomas Krueger gewählte Einstieg ins Buch. Er berichtet über Raabes Arbeit als Schriftsteller. Dabei wird schnell ersichtlich, dass Raabe keineswegs ein Heimatdichter, sondern vielmehr ein seine Zeit gut beobachtender Schriftsteller war. Das Weserbergland diente dabei in vielen seiner Beschreibungen als eine Art Kulisse, vor der er die Schicksale seiner Protagonisten beschrieb. Raabe nutzte seine Ortskenntnisse wie seine immer exakt recherchierten Quellenstudien zur literarischen Entwicklung von Handlungssträngen und Personen, seine Ortsbeschreibungen sind eher Charakterisierungen von Stätten menschlichen Lebens als touristisch nachvollziehbare Orte.

Dennoch gelingt es Krueger, das Weserbergland auf Raabes Spuren zu erkunden und zu beschreiben. Allerdings stellt er nicht einen Raabe-Ort nach dem anderen vor, sondern lässt die Landschaft wirken. So erläutert das Hauptkapitel zum literarischen Weserbergland nicht Dörfer und Städte, sondern, weit umfassender, die Landschaft, den Fluss, den Wald und die Geschichte der Region. Die Beschreibung der Weserlandschaft geschieht mittels der Erzählausschnitte aus Raabes Werk und macht dem Leser den Zugang zu Raabes manchmal stark mäandernden Texten leichter, und die Erläuterungen Kruegers lassen sie für den heutigen Leser verständlicher werden.

Diesem Zweck dient auch die dem Buch beiliegende CD. Anhand von literarischen Textauszügen und privaten Briefausschnitten Raabes, exzellent gelesen von Hans Jürgen Heinze und abgerundet durch kleine Liedbeiträge, wird Kruegers Buch zum Allrounderlebnis für jeden literarisch interessierten Freund des Weserberglands, der nach dem Lesen, Betrachten und Hören dieses Buches sicher auch zum Raabefreund wird.

Britta Edelmann, Königsutter

Andreas L ü t j e n: Die Viewegs. Das Beispiel einer bürgerlichen Familie in Braunschweig 1825-1921. Münster: Verlagshaus Monsenstein und Vannerdt OHG 2012, 599 S., 42 Abb., 53,00 €

Der Vieweg-Verlag hat in der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Braunschweig einen festen, herausragenden Platz. Friedrich Vieweg (1761-1835) verlegte 1799 seine 1786 in Berlin gegründete Verlagsbuchhandlung nach Braunschweig, wo er mit anfänglicher herzoglicher Förderung und ungeachtet aller späteren ungünstigen Umstände sein

Unternehmen durch Einrichtung einer Druckerei und Gründung einer Spielkartenfabrik festigen und erweitern konnte. Sein Sohn Eduard Vieweg (1796-1869) trat 1825 als Teilhaber in das väterliche Geschäft ein. Zu Beginn des Jahres 1922 erfolgte die Umwandlung des Familienunternehmens in eine Familienaktiengesellschaft, 1966 der Verkauf des Verlages an Pergamon Press in Oxford. Nach Übernahme durch Bertelsmann und Verlegung nach Wiesbaden hat Vieweg im Jahr 1975 Braunschweig verlassen.

Das vorliegende Buch von Andreas Lütjen „Die Viewegs. Das Beispiel einer bürgerlichen Familie in Braunschweig 1825-1921“ ist eine revidierte Fassung seiner im Sommersemester 2011 von der Philosophischen Fakultät I „Sozialwissenschaften und historische Kulturwissenschaften“ der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg angenommenen Dissertation. Lütjen richtet seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den Teil der Firmen- und Familiengeschichte, der zeitlich begrenzt ist durch den erwähnten Geschäftseintritt der zweiten Unternehmergeneration (Eduard Vieweg) und die Bildung einer Familienaktiengesellschaft durch die vierte Unternehmergeneration (Helene Tepelmann geb. Vieweg).

Im Rahmen der Darstellung von Aufstieg und Niedergang der Verlegerfamilie fragt der Autor nach den die führenden Unternehmenspersönlichkeiten kennzeichnenden Merkmalen und Aktivitäten und benennt zugleich Übereinstimmungen und Abweichungen vom bürgerlichen Familienideal. Er kann überzeugend nachweisen, dass die Geschichte der Unternehmerfamilie Vieweg „über weite Strecken parallel zur allgemeinen historischen Entwicklung des deutschen Bürgertums“ (S. 319) verläuft. Lütjen nennt hier das unterschiedliche politische Engagement vor und nach 1848 und die im Untersuchungszeitraum abnehmende Kinderzahl und Trennung von Wohn- und Arbeitssphäre. Die Mitglieder der Familie orientierten sich im Rollenverhalten an bürgerlichen Normen und fühlten sich der generationenübergreifenden „Idee der bürgerlichen Verlegerfamilie“ (S. 321) verpflichtet. „Verfehlungen“ erfuhren eine diskrete Regelung. Zweimal zeitlich begrenzt fungierten Frauen der Familie Vieweg als Familienoberhaupt.

Das weibliche Engagement an der Spitze des Unternehmens rührte daher, dass die designierten Verlagsinhaber wie Eduard Vieweg der Jüngere früh starben oder wie Hans Tepelmann zur Unternehmensleitung nicht befähigt waren. Eduard Vieweg, der den Namen seines Großvaters trug, starb vor seinem Vater Heinrich Vieweg im Jahr 1887 an Kehlkopfschwindsucht im Alter von nur 29 Jahren. Der Schriftsteller Rudolf Huch, der den jungen Vieweg noch persönlich gekannt hat, spricht in seinen 1935 erschienenen Aufzeichnungen „Mein Leben“ von einem „beklagenswerten“ Schicksal und erinnert sich an „ein feines, kluges Gesicht mit einem Zug von Ironie, und so waren auch oft seine Bemerkungen.“ (S. 33) Für das von der Person des Eigentümers abhängige Familienunternehmen begannen nach Lütjens Einschätzung 1887 die dynastischen Probleme, die 1922 zu der bereits erwähnten Umwandlung in eine Familienaktiengesellschaft führten.

Von den fünf Persönlichkeiten in der Leitung des Verlags im Zeitraum von 1825 bis 1921 erfährt Eduard Vieweg (der Ältere) nach Bedeutung und Überlieferung die umfangreichste Darstellung. Lütjen zeigt anschaulich, dass Viewegs unternehmerische, politische und gesellschaftliche Aktivitäten auf das „geschäftliche Hauptinteresse“ (S. 325) ausgerichtet waren. Zu Viewegs Unternehmungen mit überregionaler Wirkung zählte seit 1848 die Herausgabe der Deutschen Reichszeitung. Vor dem Hintergrund des deutschen

Kriegs von 1866 stellte er am 2. August 1866 das Erscheinen der Deutschen Reichszeitung ein. Im Abschiedswort an die Leser formulierte er sein hellsichtiges politisches Credo: „Wir halten ein geeinigtes Deutschland auf ehrlicher föderativer und freiheitlicher Grundlage für besser und wünschenswerter als ein verkleinertes durch Blut und Eisen zusammengeschweißtes, das sich im Drange der Begebenheiten leicht als brüchig erweisen kann.“ (S. 174) Am Vortag schrieb er in einem Brief an seinen Freund, den Chemiker Justus von Liebig: „Aber krank, wirklich krank haben mich die Gräuel des Bruderkriegs, haben mich die schandbaren preußischen Rechtsbrüche und Rechtsverdrehungen gemacht.“ (S. 179) Wie viele Vertreter des deutschen Bürgertums sah Vieweg seine politischen Ideale durch Bismarcks Vorgehen im Sommer 1866 in Frage gestellt. Viewegs persönliche Tragik bestand darin, dass er sich gesundheitlich nicht wieder erholte und die Leitung des Unternehmens seinem Sohn Heinrich übergeben musste.

Lütjens sorgfältig aus Quellen und Literatur erarbeitete kenntnisreiche Untersuchung mit vielfach umfangreichen Anmerkungen enthält eine Fülle regionalgeschichtlicher Themen. Erwähnt sei hier nur die Geschichte des Guts Wendhausen seit 1836, die Chemische Fabrik in Schöningen seit 1858 und die Ausstattung der heute nicht mehr vorhandenen Villa Vieweg in Braunschweig durch den Kunstsammler Heinrich Vieweg. In dem umfangreichen Anlagenteil werden unter anderem die „geschickt und werbewirksam“ (S. 331) veranstalteten Verlagsjubiläen der Jahre 1899 und 1911 und die Stiftungsinitiativen des Unternehmens wieder lebendig.

Die vorliegende Untersuchung stellt für den Zeitraum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung des Braunschweiger Bürgertums und seiner regionalen und überregionalen Vernetzung dar.

Norman-Mathias Pingel, Braunschweig

Bernd W e d e m e y e r: QUADRIGA: Das Viergespann des Residenzschlosses zu Braunschweig. Braunschweig: Appelhans Verlag 2011, 208 172 S., zahlr. Abb., 19,80 €

Der in Fachkreisen geführte Diskurs zur Nachschöpfung verlorener Werke der Bildenden Kunst wird seit geraumer Zeit von der heftigen Debatte zur Rekonstruktion zerstörter Bau- denkmäler dominiert. So ist es nicht verwunderlich, dass sich bislang zahlreiche Journalisten und Fachwissenschaftler mit der architektonischen Teilnachstellung des Braunschweiger Residenzschlosses kritisch auseinandersetzten, aber nur wenige von ihnen das 2008 fertiggestellte Imitat der Quadriga einer näheren Betrachtung unterzogen. Während der Zeit der mit außerordentlich großem Engagement vorgenommenen Planung und Ausführung des Viergespanns (zwischen 2003 und 2008) flossen die Informationen leider nur äußerst spärlich.

Die 2011 erschienene Publikation des wesentlich am Planungs- und Realisierungsprozess beteiligten Autors Bernd Wedemeyer erzählt auf rund 160 Seiten die Geschichte der Braunschweiger Quadriga von ihren Anfängen bis zur Übergabe der dritten Anferti- gung durch die Richard Borek Stiftung an die Stadt Braunschweig. Sie bietet eine große Menge Insiderinformationen, die mehr Licht in das Dunkel des bis dato kommentierten Geschehens zur Herstellung der dritten Quadriga bringt. Aufgrund der durchgehenden chronologischen Schilderung der Ereignisse, des flüssigen und verständlichen Schreib-

stils sowie der zahlreichen Abbildungen zeichnet sich Wedemeyers Darstellung als eine nicht nur für Experten, sondern auch für interessierte Laien leicht lesbare, spannende und durchaus unterhaltsame Lektüre aus. Der Kunsthistoriker jedoch vermisst einen kritischen Vergleich der dritten Quadriga mit den beiden Schöpfungen des 19. Jahrhunderts.

Etwa ein Drittel des Buchs ist der Geschichte des Entstehens der ersten und zweiten Quadriga gewidmet. Nach einer Einführung zur allgemeinen Historie und Bedeutung der Quadrigadarstellungen liefert der erste Teil hauptsächlich Informationen zu Ottmers Quadrigaentwürfen, zur Wiederaufnahme des Quadrigaprojekts im Jahre 1855, zum schöpferischen Prozess des Bildhauers Ernst Rietschel, zur Anfertigung des 1:3-Modells sowie zur Herstellung der ersten und zweiten Quadriga durch den Braunschweiger Bildhauer und Erzgießer Georg Howaldt (Fertigstellung 1863 bzw. 1868).

Im zweiten Teil schildert der Autor Problemstellungen sowie Entscheidungsprozesse und Arbeitsabläufe zur Entstehung und Aufstellung der dritten Quadriga. Hervorzuheben sind aus der Fülle der Fakten und Ereignisse die im Jahre 1999 eingetroffene Nachricht von der Existenz des Rietschelschen Modells in der Dresdner Skulpturensammlung, dessen Abformung im Jahre 2004, der Beginn des Quadrigaprojekts im Jahre 2003, die Suche nach der am besten geeigneten Herstellungsmethode, der Abbruch und die Wiederaufnahme des Projekts im Jahre 2005, die Neubesetzung des Projektteams, die Entwicklung eines Rekonstruktionskonzepts, dessen Umsetzung durch die polnische Bronzekunstgießerei Emil Kosicki DBA, die dabei auftretenden Probleme, die Aufstellung der unvollendeten Quadriga im Mai 2007, der nachträgliche Einbau von statischen Gerüsten in das Innere der Figuren, der weitere Hergang der Fertigstellung und die dabei auftretenden Probleme, die Vollendung und Aufstellung der Quadriga sowie deren Einweihung und Übergabe an die Stadt Braunschweig im Herbst 2008.

Mit dem Entschluss, die dritte Quadriga als imitatorische Rekonstruktion der beiden verlorenen Quadrigen herzustellen, hatte sich das Projektteam auf das kühne Wagnis des Sich-Messen-Wollens an der künstlerisch wie technisch perfektionistischen Bildnerei des 19. Jahrhunderts eingelassen. Unter dieser Voraussetzung war eine gewissenhafte und kritische Auseinandersetzung mit den Primärquellen oberstes Gebot. Sie führte beim Rezensenten in einigen Punkten zu anderen Ergebnissen als beim Autor.

Wedemeyer setzt sich bereits im ersten Teil mit der in der älteren Literatur nachzulesenden Aussage auseinander, der zufolge die zweite Quadriga – explizit auch deren Pferde – im Verhältnis zur ersten um etwa 10% verkleinert wurde, und kommt schließlich zu der Behauptung, dass dies für die Pferde nicht zutreffend sei. Der Autor beruft sich dabei hauptsächlich auf eine um 1906 entstandene Querschnittszeichnung des Residenzschlosses, die die Quadriga in Seitenansicht zeigt (S. 54, Abb. 50). Unberücksichtigt in seiner Abhandlung aber lässt er eine zweite gleichartige, ebenfalls um 1906 angefertigte Querschnittszeichnung des Schlosses mit einer weiteren Seitenansicht der Quadriga (NLD Hannover, Fotoarchiv, Nr. 14960 9-12). Die beiden Darstellungen weichen nicht nur in zahlreichen Details, sondern auch in ihren Grundmaßen voneinander ab. So ergibt sich beispielsweise bei der Gesamthöhe ein Unterschied von etwa 5 bis 6 %, bei der Länge der Sockelplatten von rund 8 bis 9 %. Die darüber hinaus festzustellenden gravierenden formalen Unterschiede zwischen den beiden Seitenansichten und Rietschels Gipsmodell sowie den danach hergestellten Ausformungen des 19. Jahrhunderts lassen keinen Zweifel

daran bestehen, dass es sich bei keiner der beiden Zeichnungen um eine authentische, maßstabsgetreue Wiedergabe der zweiten oder der ersten Quadriga handelt. Jedoch diente die von Wedemeyer zitierte Ansichtszeichnung als wesentliche Grundlage für die Disposition der Einzelteile des Bildwerks.

Bei der Bestimmung der Dimensionierung orientierten sich die Rekonstrukteure hauptsächlich an der ersten Quadriga. Dabei legten sie großen Wert darauf, dass alle Teile des Gipsmodells im exakten (vorgeblich „korrekten“) Maßstab von 3:1 nachgebildet wurden. Wedemeyer begründet die Vorbildhaftigkeit der Maße der ersten Quadriga u. a. mit der rhetorischen Frage: „Sollten etwa jene vier Fachleute Unrecht gehabt haben, die bereits 1857 die Wirkung der ersten Quadriga mittels einer Holzsilhouette im Maßstab 1:1 auf dem Schlossportikus überprüft und sie für gut befunden hatten?“ (S. 68) Diese Fachleute waren Carl Schiller, Georg Howaldt, Friedrich Maria Krahe und Heinrich Brandes. Zeitgenössische Schriftquellen belegen jedoch, dass sich diese ganz offensichtlich bei der Beurteilung der Silhouette getäuscht hatten. So sprachen sich laut einem Bericht der Deutschen Reichszeitung vom 29.10.1865 u. a. Brandes und Howaldt dafür aus, die zweite Quadriga mitsamt den Pferden in einer geringeren Höhe als die erste auszuführen. Und 1871 schreibt Carl Schiller zur zweiten Quadriga: „Aber abgesehen von der künstlerischen Ausführung, hat das Werk an Stabilität und harmonischem Verhältnisse zum Schlosse gewonnen. [...] Nebenbei ist der Maßstab der Brunonia und der vier Rosse um einen vollen Fuß verringert, die schiefe Ebene unter dem Wagen beseitigt, und die Gestalt der Brunonia niedriger in den Wagen gestellt worden, [...]. Allerdings waren diese, für die Wirkung so wohltuenden Verbesserungen nur durch schwere Erfahrungen gewonnen, [...]“ (Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst 1871, 2,2, S. 901).

Die dritte Quadriga ist jedoch nicht nur mit den von Brandes, Howaldt und Schiller monierten Mängeln der ersten Quadriga behaftet. Sie fällt in einem wesentlichen Ausführungsdetail sogar hinter diese zurück. Jeweils vier Speichen der beiden Räder bilden wie beim Gipsmodell ein stehendes Kreuz. Diese Anordnung wurde bereits bei der Ausführung der ersten Quadriga korrigiert. Um beim Betrachter den Eindruck des Rollens hervorzurufen, wurden die Räder quasi um 22,5 Grad weitergedreht. Die beiden aufrecht stehenden Speichenkreuze der dritten Quadriga dagegen erwecken den Eindruck von stillstehenden Rädern.

Schwerer als die genannten Mängel wiegt jedoch der von den beiden ersten Quadrigen abweichende Einbau auffällender äußerer Stützkonstruktionen, drei im Beinbereich zwischen die Pferde eingefügte Spannkreuze sowie drei die Flanken der Pferde miteinander verbindende Querstangen, die im Buch beschönigend als „Nebenjoche“ bezeichnet werden. Die die illusionistische Wirkung des Kunstwerks stark beeinträchtigenden Haltekonstruktionen verdeutlichen mehr als die zahlreichen anderen, mehr oder weniger stark ins Gewicht fallenden Defizite, dass das Imitat trotz der immensen Anstrengungen der Rekonstrukteure nicht an die Qualität der beiden Originale des 19. Jahrhunderts heranreicht. Misst man die dritte Quadriga jedoch an den äußerst schwierigen Rahmenbedingungen, die das Projekt fast zum Scheitern gebracht haben, so verdient große Anerkennung, dass unter den gegebenen Umständen ein im großen Ganzen optimales Ergebnis erzielt werden konnte.

Alfred Walz, Braunschweig

Brigitte A u g u s t i n: Henriette Schrader-Breymann, Biografische Rekonstruktion unter besonderer Berücksichtigung ihres Beitrages zur Professionalisierung der pädagogischen Berufsarbeit für Frauen im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Kiel: Buchwerft-Verlag 2012, 631 S., s/w-Abb., 26,00 €

Das Leben und die erzieherische Arbeit Henriette Schrader-Breymanns ist schon in vielen Veröffentlichungen dargestellt worden. Besonders in den letzten Jahren wurde das Augenmerk zunehmend auf diesen Bereich der Mädchenbildung und Reformpädagogik gerichtet, so ist das Wirken Henriette Schrader-Breymanns nie ganz in Vergessenheit geraten. Eine fachliche Würdigung und Analyse ihrer Lebensleistung stand jedoch bei den bisherigen Arbeiten meist im Schatten der biographischen Darstellung.

Brigitte Augustin stellt in ihrer Arbeit, die 2011 als Dissertation an der Universität Oldenburg von der Fakultät Erziehungs- und Bildungswissenschaften angenommen wurde, eine biografische Rekonstruktion vor. Die Autorin untergliedert ihre sehr umfangreiche Schrift neben Einleitung und Schlussbetrachtung inhaltlich in fünf Teile, die sowohl das Leben und Wirken Henriette Schrader-Breymanns beschreiben und analysieren als auch Umstände und Umfeld ihrer erzieherischen Tätigkeit und ihres pädagogischen Programms darstellen. Augustin möchte in ihrer Arbeit eine neue Gewichtung vorstellen, sie will nicht nur das Bild der Fröbelschülerin Schrader-Breymann zeichnen, sondern legt den Schwerpunkt auf ihre selbstständig geschaffene Kindergarten- und Frauenbildungspädagogik.

Henriette Schrader-Breymann (1827-1899) zählte im ausgehenden 19. Jahrhundert zu den renommiertesten deutschen Pädagoginnen auf dem Gebiet der Erziehung, vorschulischen Bildung sowie der Mädchen- und Frauenbildung. Sie baute Ausbildungsstätten für Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen auf, u.a. in Wolfenbüttel und Berlin, und veröffentlichte eine Reihe von Schriften zur Erziehungstheorie. Mit ihrem Wirken leistete Schrader-Breymann einen nicht zu unterschätzenden Beitrag in der Entwicklung der Professionalisierung pädagogischer Berufsarbeit für Frauen. Zugleich ist ihr Lebensweg typisch für viele bürgerliche Frauen im ausgehenden 19. Jahrhundert, wie sie selbst bemerkte: „Ich habe die ganze Emanzipationsgeschichte in mir durchgemacht. Erzogen als Weib der alten Zeit, angelegt für die Frau der Zukunft, habe ich mich aufgebaut gegen Herkommen und Natur, bis ich endlich in mir selbst die Lösung der Frage gefunden.“ (S. 555)

Die für diese Arbeit ausgewerteten Quellen sind u. a. private und geschäftliche Korrespondenz Schrader-Breymanns, Berichte aus den Erziehungsinstituten, Veröffentlichungen der Pädagogin zur Erziehungs- und Frauenpolitik, Artikel aus Vereinszeitungen und Auszüge aus der ersten Biographie über Henriette Schrader-Breymann, die wenige Jahre nach ihrem Tod von einer ihrer ersten Schülerinnen, Mary Lyschinska, verfasst wurde. Mary Lyschinska hatte durch ihre Nähe zur Breymannschen Familie besondere Einblicke in Tagebücher und private Notizen, die auch für diese Arbeit ausgewertet wurden.

Augustins ausdrückliches Ziel ist es, „die zukunftsweisende, pädagogisch bedeutsame Lebensleistung Schrader-Breymanns in das kollektive Gedächtnis aufzunehmen, sie wissenschaftlich zu würdigen und Schrader-Breymann als große Reformpädagogin anzuerkennen.“

Der erste Teil widmet sich – quasi als Orientierungsbasis – ganz den gesellschaftlichen und pädagogischen Entwicklungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Das vorherrschenden

de bürgerliche Frauenbild und die Möglichkeiten der Frauenbildung stehen hier im Mittelpunkt der Betrachtung. Waren die Bildungsinhalte für „höhere Töchter“ zunächst noch ausschließlich auf das Wirken in der Familie ausgerichtet, so entstand im Laufe des 19. Jahrhunderts, auch durch die Arbeit der bürgerlichen Frauenbewegung, ein höheres Mädchenschulwesen, das schließlich den Zugang zum Studium für Frauen ermöglichte (1908).

Als nächsten Aspekt für eine Einschätzung des Wirkens Schrader-Breymanns zeichnet Brigitte Augustin die Entwicklung und Institutionalisierung der Kleinkindbetreuung bis zum 19. Jahrhundert nach. Nicht mehr die bloße Versorgung und Betreuung der Kinder war nun entscheidend in der vorschulischen Betreuung, sondern in der Folge der Ideen Johann Heinrich Pestalozzis und Friedrich Fröbels ging es um ganzheitliche Förderung, Bildung und Erziehung der Kleinkinder.

Nach dieser Hinführung betrachtet Brigitte Augustin im folgenden Teil ihrer Arbeit die Person und Persönlichkeit Henriette Schrader-Breymanns und zeichnet das Bild einer Frau, die eingebunden in Tradition, trotzdem zukunftsgerichtet und modern dachte. Geboren als Pastorentochter, aufgewachsen in ländlicher Umgebung, bekam Schrader-Breymann ihre entscheidende „Prägung“ durch die Ausbildung zur Erzieherin bei ihrem Großonkel Friedrich Fröbel und fand damit ihr Lebensziel. Der Rückkehr ins Elternhaus folgten erste pädagogische Tätigkeiten, der Aufbau der ersten Erziehungsinstitute in Watzum und Wolfenbüttel, der Umzug nach Berlin und schließlich die Heirat und Gründung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses als Erziehungs- und Ausbildungsort für Kinder und junge Frauen.

Nach diesem biographischen Überblick stellt Augustin im dritten und vierten Teil die von Breymann aufgebauten Institute vor, betrachtet ihre Struktur, die inhaltliche Ausrichtung und schließt im folgenden Teil die Untersuchung der Breymannschen Pädagogik an. Dabei macht Augustin sechs Grundelemente im pädagogischen Denken und Handeln aus: Naturphilosophie und Gottesnähe, der Gedanke der Einheit, Gesellschaftsbezug in Form eines Ideals von Sittlichkeit, Erziehung zur Mutter der Gesellschaft als geistige bzw. natürliche Mütterlichkeit, ethisch-pädagogische Begründung des Familienansatzes und hauswirtschaftliche Bildung. Nach Feststellung und Untersuchung dieser Prinzipien betont Augustin den ganzheitlichen Ansatz der Breymannschen Pädagogik vor dem Hintergrund eines Erziehungsverständnisses in der Einheit von „Gott-Natur-Familie-Gesellschaft“ (S. 435). Die Breymannsche Gemeinschaftserziehung war Menschenbildung mit dem Ziel eines sittlich-gesellschaftsfähigen Menschen, damit die „Erneuerung der Gesellschaft“ (S. 435)

Die Erziehungstheorie und Bildungspraxis Henriette Schrader-Breymanns wollte Kleinkinder, Schülerinnen und junge Frauen in einem einheitlichen ideellen und methodischen System erziehen und bilden. Brigitte Augustin stellt bei ihrer Einschätzung sehr deutlich den „eigenen Weg“ Henriette Schrader-Breymanns heraus: Sie war nicht nur die folgsame Fröbelschülerin, orientiert am Gedankengut Pestalozzis, sie entwickelte auf Grundlage dieser Ideen ihr eigenes pädagogisches Verständnis und individuelle Didaktik. In den bisherigen Veröffentlichungen geradezu vernachlässigt, legt Brigitte Augustin in ihrer Arbeit einen besonderen Schwerpunkt auf die Betrachtung des Umfelds und macht damit den großen Anteil der Familie, Gleichgesinnter, Schüler und Mitarbeiter beim Aufbau der Erziehungseinrichtungen deutlich. Zugleich gibt sie mit dieser Würdigung des Umfeldes neue Einblicke in das Leben Henriette Schrader-Breymanns.

Sandra Donner, Börßum

Christoph Helm (Hrsg.): Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Die Geschichte der Mädchen-Erziehungsanstalt der Geschwister Breymann Neu-Watzum in Wolfenbüttel 1872-1960. Wolfenbüttel 2012, 344 S., s/w-Abb., 24,80 €

Mit der vorliegenden Edition legt Christoph Helm im Auftrag des Kulturstadt Wolfenbüttel e.V. den zweiten Band zur Entwicklungsgeschichte der Mädchen-Erziehungsanstalt der Geschwister Breymann „Neu-Watzum“ in Wolfenbüttel vor. Dieser knüpft an die Gründungsgeschichte der Breymannschen Einrichtung an und beleuchtet die Jahre 1872 bis 1960.

Es handelt sich um eine Studie mit lokalem Bezug: Die Entwicklung eines Instituts zur Mädchen- und Frauenbildung und ihrer Protagonisten in Wolfenbüttel mit dem Ziel, zentrale Entwicklungsstationen sowie den Einsatz der Familienmitglieder nachzuzeichnen. Der Band versammelt Beiträge verschiedener Autoren. Neben dem Einführungstext gliedert er sich in fünf deskriptive und zahlreiche dokumentarische Teile, ergänzt durch Bildmaterial.

Christoph Helm schlägt in seiner Einführung zu den Aspekten europäischer Bildungstradition einen Bogen von der griechischen Antike zu den Reformen Luthers, um das Rollenverständnis zwischen Mann und Frau zu charakterisieren. Er beschreibt die städtebürgerlichen Freiheiten beginnend mit dem 10. Jahrhundert, um dann auf die europäische Bildungsgeschichte einzugehen. Der Einführungsteil wird ergänzt durch Ausführungen von Sandra Donner zu Frauenbild und Frauenbildung im 19. Jahrhundert. Sie beschreibt vor dem Hintergrund ideengeschichtlicher und sozial-ökonomischer Entwicklungen die Bildungsmöglichkeiten für Mädchen und junge Frauen der bürgerlichen Mittelschicht mit einem direkten Bezug zum „ehemaligen Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“ (Vorwort).

Den ersten deskriptiven Teil stellt Christel Kiel unter das Motto „Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden“. Damit weist sie darauf hin, dass die Gründung der Breymannschen Anstalt neben pädagogischen Interessen auch von wirtschaftlichen Erwägungen geleitet wurde. Ihr Blick geht von einer Innenperspektive aus: Christel Kiel steht in einem engen Verwandtschaftsverhältnis zu der Familie Breymann. Der Institutsalltag wird skizziert durch Erinnerungen ehemaliger Schülerinnen aus den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts. Sie thematisieren den inneren Zusammenhalt, den familialen Charakter, die Räumlichkeiten und die empfundene lebensgeschichtliche Bereicherung, die sie durch die Zeit ihres Aufenthalts in „Neu-Watzum“ erhielten.

Der zweite Teil steht unter dem Titel „Das Institut“ und beschreibt Entwicklungsverläufe aus der Sicht ehemaliger Verantwortlicher. Ein hinzugezogener Prospekt ergänzt die Darstellung um die inhaltliche Ausrichtung. Zur Zielsetzung heißt es dort: „Die Erziehung der Frau zu immer größerer Entwicklung, innerhalb der ihr von der Natur gezogenen Grenzen und für den ihr von Gott verliehenen Beruf, die erziehende Seite des Lebens zu ergreifen, haben wir uns als Aufgabe gestellt.“ (59) Dass diese Aussage im Weiteren nicht thematisiert wird, mag daran liegen, dass es in diesem Kapitel um die genealogische Entwicklung des Instituts geht, und zwar um den Erwerb eines Grundstücks bei Wolfenbüttel zur Erweiterung der Einrichtung.

Kurze Biographien der einzelnen im Institut mitarbeitenden Familienmitglieder und ihren Einfluss auf die pädagogische Arbeit nimmt der dritte Teil auf. Sehr detailliert und auf die Familie bezogen schildert Christel Kiel die Lebensläufe der im Institut aktiven

Mitglieder der Familie Breymann mit ihren persönlichen Bedingtheiten sowie ihren Schwerpunkten in der pädagogischen bzw. organisatorischen Arbeit. Die familiäre Sicht wird erweitert durch die Hinzunahme einiger „Gehilfinnen“ (Christel Kiel). Ergänzung finden die genealogischen Schilderungen durch reichlich hinzugezogenes Schriftmaterial. Hier verdichten sich lebendig geschilderte Erinnerungen mit vielen interessanten Details zu einer erfahrbar werdenden Institutionsgeschichte.

Teil vier thematisiert wirtschaftliche Aspekte. Es wird herausgearbeitet, dass die Einnahmesituation es möglich machte, Ausbildung und Studium der Kinder zu bezahlen, den Lebensunterhalt und einen gesicherten Lebensabend der Familienmitglieder zu gewährleisten, Zinsen auszuzahlen und eine Gartenbauschule zu errichten.

Im fünften Teil wird ein Bericht von Arnold Kiel aufgenommen, in dem es um die Beziehungen der Familie Breymann zu ihrer Umgebung geht. Kiel kommt zu dem Ergebnis, dass die Kontakte des Breymannschen Instituts zum näheren Umfeld eher spärlich waren. Dies, so Arnold Kiel, steht im Gegensatz zu den „internationalen und interkonfessionellen Kontakten“ als „Kennzeichen des Breymannschen Familienunternehmens“. (133)

Unter der Überschrift „Bewältigung von Krisen und ihre Dokumentation“ beginnt eine Zusammenstellung von Archivmaterial, die von Seite 139 bis Seite 330 reicht und damit fast ein Drittel des Buches ausmacht. Sie gibt einen Einblick in Verträge, über organisatorische und inhaltlich zu treffenden Abstimmungen, über Zuständigkeiten und strukturelle Aufteilungen, über Eigentümerfragen, die Gewinnverteilung, Gehälter und Aufwandsentschädigungen, Abstimmung der Stundenpläne, Außenvertretung, schulinterne Abstimmungen, vertraglich festgelegte Zusammenarbeit der Familienmitglieder untereinander, Tagesabläufe, Anschaffungen und Inventarlisten.

Auf den Seiten 198 bis 237 wird das Tagebuch von Luise Breymann, geb. Mirow, aufgenommen. Die Eintragungen beziehen sich eher selten auf das Breymannsche Institut. Den Abschluss bildet das Tagebuch von Arnold Breymann über seine Studienreise nach Rom. Die Dokumentation erstreckt sich auf knapp 100 Seiten und trägt letztlich substantiell nichts zur Entwicklungsgeschichte des Instituts bei.

Das vorgelegte Buch lebt von Daten und Fakten und vielen persönlichen Kommentaren „Ehemaliger“, die allerdings teilweise eine idealisierte Sichtweise aus der Innenperspektive anklingen lassen. Der Edition gelingt insgesamt eine lebendige Darstellung durch die Hereinnahme authentischer Berichte. Sie stellt damit nicht nur eine gelungene Entwicklungsgeschichte, sondern auch eine lesenswerte Lektüre dar.

Brigitte Augustin, Delmenhorst

Sandra D o n n e r / Hans- Henning G r o t e: Wolfenbüttel vor 100 Jahren. Gudensberg-Gleichen: Wartberg-Verlag 2012, 71 S., s/w-Abb., 16,90 €

In diesem Band präsentiert das Wolfenbütteler Museum im Schloss erstmals eine Auswahl seines Fotobestands in gedruckter Form. Die Bilder stammen aus der Zeit von 1897 bis 1918. Sie sind teils thematisch, teils nach Straßen geordnet. Themen sind der Besuch des Braunschweiger Herzogpaares 1914 und der Erste Weltkrieg. Dominant sind aber

Wolfenbütteler Straßenszenen und Gebäudeansichten. „Spannende Reise in eine längst vergangene Zeit“ steht auf dem Buchrücken. Schön, dass es abgesehen davon, dass die Mode gewechselt hat und Pferde in den Straßen selten sind, viele Wiedererkennungseffekte gibt, weil der Großteil der abgebildeten Gebäude nach wie vor existiert. Die Altstadt Wolfenbüttels hat die Weltkriege fast unbeschadet überstanden und sie ist fast frei von Bausünden, weil sich Stadtverwaltung und Bürger für ihren Erhalt einsetzen. Insofern ist es gar nicht schwer, sich in diese „längst vergangene Zeit“ hineinzudenken. Insgesamt macht die Stadt auch vor hundert Jahren schon einen sehr guten Eindruck. Sie ist sauber und adrett, oft wirkt sie auf den Bildern aber fast menschenleer. Nur als das Herzogspaar Wolfenbüttel besucht, bei Militärparaden und wenig später, als der Krieg beginnt, sind Menschenmassen auf den Straßen. Not und soziale Spannungen, die es vor und während des Ersten Weltkriegs gab, erscheinen nicht auf den Bildern, sondern müssen eigens im Vorwort erwähnt werden, um den Eindruck von Harmonie und Wohlhabenheit etwas zu revidieren. Die Abbildungen sind datiert und kenntnisreich kommentiert. Die Autoren sind dabei aber offensichtlich durch das enge Vorgabenkorsett des Verlags etwas eingeschränkt worden. So erfährt man beispielsweise nur aus der Presse etwas über den Entstehungszusammenhang der Fotos. Sie sind Teil einer Fotosammlung des Fotografen und Drogisten Wilhelm Bornemann (1869-1919), die teils dem Museum im Schloss, teils dem Niedersächsischen Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel geschenkt wurde. Durch den Verzicht auf Quellennachweise erfährt man auch nicht, woraus die Autoren ihre anschaulich vermittelten Hintergrundinformationen zu den einzelnen Fotos schöpfen. Fotos erzählen die schönsten Geschichten, hört man häufig. Das stimmt so leider nicht. Fotos als Geschichtsquellen werfen viele Fragen auf und bleiben viele Antworten schuldig. Denn: Fotos sind Momentaufnahmen. Man muss ihnen Zeitzeugen an die Seite stellen oder authentische schriftliche Quellen, die – wie auch im Fall Wolfenbüttels – in großer Dichte in den Archiven vorliegen. Man möchte sich wünschen, dass das Museum im Schloss bald weitere Aufnahmen aus seinen sehenswerten Beständen publizieren kann und dabei noch mehr Freiräume für die Bild- und Quelleninterpretation bekommt.

Martin Fimpel, Wolfenbüttel

Reinhard Bein: *Unruhige Jahre für den Löwen, Reiseführer Land Braunschweig 1912-1932*. Mit zwei Beiträgen von Regina Blume. Braunschweig: döringDRUCK 2011, 338 S. mit zahlr. farb. Abb., 19,95 €

Nach dem 2010 erschienen historisch-politischen Reiseführer zur Geschichte des Landes Braunschweig zwischen 1930 und 1945 hat Reinhard Bein nun einen ergänzenden Reiseführer für die Jahre 1912 bis 1932 vorgelegt. Unruhig waren diese Jahre, weil das Leben der Menschen durch den Wechsel der Staatsformen (Monarchie, Räterepublik, Freistaat), durch die Not des Ersten Weltkriegs, Inflation und Weltwirtschaftskrise geprägt war. Das Titelbild zeigt anschaulich, wie schwierig sich die politische Lage in Umbruchszeiten teilweise gestaltete. August Merges, der Präsident der „Sozialistischen

Republik Braunschweig“ (1918/19), versucht sich als Zirkusdirektor und präsentiert den Braunschweiger Burglöwen (Symbol für die Stadt Braunschweig) auf einem galoppierenden Pferd (Symbol für das Niedersachsenross). Dabei läuft einiges aus dem Ruder, so bringt u. a. ein schießender Matrose (der „Volkskommissar für die revolutionäre Verteidigung“ Gustav Rosenthal) Unruhe in die Manege, und August Merges ist überfordert.⁵ Bein präsentiert die in diesen Jahren entstandene Architektur und berichtet anhand von Bildern und Postkarten über Entstehungs- und Nutzungszusammenhänge. Regina Blume hat die „Denkmäler für Wilhelm Raabe“ und das „Sanatorium Dr. Barner“ aufbereitet. Die Bauten machen, so die Verfasser, „die Probleme der Zeit sichtbar und verstehbar“ (hintere Umschlagseite). Die meisten der dargestellten Gebäude befinden sich in Braunschweig selbst, die übrigen in Holzminden, Schöppenstedt, Eschershausen, Helmstedt, Hasselfelde, Bad Harzburg, Rübeland oder Jerxheim. Zahlreiche Bauten ließen sich nicht mehr dokumentieren, weil sie mittlerweile abgerissen oder so überbaut wurden, dass der ursprüngliche Gestaltungswille nicht mehr erkennbar ist. Bei einem Spaziergang durch die ehemalige Landeshauptstadt oder auf einer Fahrt durch das Land hilft die Veröffentlichung, interessante Einblicke vor allem in historisch-politische Zusammenhänge zu gewinnen.

Viele Gebäude sind durch braunschweigische Architekten entworfen worden. Hermann Flesche, Professor für Architektur an der TU Braunschweig, plante 1929 die Holzmindener Niederlassung der Braunschweigischen Staatsbank im „Heimatstil“ und passte sich an die historische Bebauung an. Der Geheime Stadtbaurat Winter baute 1901-1906 die Paulikirche an der Jasperallee in Braunschweig im „germanischen Stil“ der Gotik“, wie es in einem Erlass der Braunschweigischen Landeskirche von 1863 gefordert wurde (S. 48). Nicht alle haben dabei, wie Winter, noch so spät am historisierenden Stil des 19. Jahrhunderts festgehalten. Auch zahlreiche Vorreiter einer neuen Ästhetik ohne historische oder regionaltypische Anklänge haben im Land Braunschweig Gebäude gestaltet. So entstand der Erweiterungsbau des seit 1900 in Betrieb befindlichen Sanatoriums Dr. Barner in Braunlage 1910 als Jugendstilbau „mit vorwiegend geometrischen Formen“ (Architekt Albin Müller, Leiter der Künstlerkolonie Mathildenhöhe in Darmstadt). Die Möbel in der Eingangshalle stammten auch von Peter Behrens (S. 192ff., Zitat S. 194). In den wirtschaftlich schwierigen Zeiten nach dem Ersten Weltkrieg war nicht mehr der verschwenderische Jugendstil angesagt. Walter Gropius entwarf 1926 ein Industriegebäude in Kirchbrak (AMCO, Holzhalbfertigprodukte, Landkreis Holzminden) und zeigte die pure Baukonstruktion, indem er u.a. darauf verzichtete, das Eisenbetonskelett zu verstecken. Auch andere Braunschweiger Unternehmen wie Büssing (S. 304ff.) und Brunsviga (Munte, S. 298ff.) oder Franke&Heidecke (Rollei, S. 312ff.) bauten in den Zwanziger Jahren neue, an die moderne Fertigungstechnik angepasste, Fabrikhallen. Der Lehrstuhlleiter für allgemeine Baukunst an der TU Braunschweig, Carl Mühlenpfordt, bekannte sich mit dem Institut für Hochspannungstechnik 1926-1929 zu einer gemäßigten neuen, funktionsbestimmten Sachlichkeit mit „Ziegelornamentik“ und „gotischen Fensterbögen“ (S. 146ff., S. 151).

5 Karikatur von Hermann Wilke, in: Eulenspiegel. Braunschweig I/1919.

Erstmals wurden in der Weimarer Demokratie staatliche Wohnungsbauprogramme aufgelegt. Ebenso wie in Hannover⁶ entstanden in den 1920er Jahren auch in Braunschweig neue Stadtviertel, die die herrschende Wohnungsnot bei wenig begüterten Familien lindern und ein neues Lebens- und Wohngefühl vermitteln sollten. Dem eher vom bürgerlichen Lebensgefühl getragenen und zunächst als Gartenstadt nach englischem Vorbild mit gelockerter Bauweise und viel Grün angelegten Siegfriedviertel (ab 1920, ab 1926 aus Kostengründen mit verdichteter Bebauung) stand der August-Bebel-Hof gegenüber, den der Architekt Friedrich Ostermeyer aus Hamburg im Auftrag einer gewerkschaftlichen Wohnungsbaugesellschaft mit langen Blöcken und radikal funktionaler Ästhetik, („Verzicht auf Loggien und Balkone“, S. 275) ab 1929 realisierte. Zentralheizung, warmes Wasser und neuartige Gemeinschaftseinrichtungen (zentrale Wäscherei, Kinderhort, Konsum, Bücherei) zielten auf preiswerte, begrenzte Wohnungen für viele Menschen und einen durch zentrale Einrichtungen erschwinglichen Komfort. Die in den 1920er Jahren u.a. von Karl Munte errichteten Villen am Zuckerberg und an der Wolfenbütteler Straße, die auch Platz für Personal hatten, wurden ohne Rücksicht auf Raum und Kosten sparende Gesichtspunkte gebaut. Es ist nicht verwunderlich, dass hier leitende Beamte und Direktoren wohnten, die sicherlich durch die Großzügigkeit ihrer Wohnverhältnisse auch eine andere Wohnkultur pflegen konnten als es den Menschen im kleinbürgerlichen Siegfriedviertel oder in dem sozialdemokratischen Vorzeigeprojekt Bebelhof möglich war.⁷

Die Veröffentlichung bietet noch viele weitere Einblicke. Reinhard Bein und Regina Blume haben eine interessante Reise durch das ehemalige Land Braunschweig angetreten, die historische Hintergründe aus den Jahren 1912 bis 1933 anhand der Gebäude anschaulich vermittelt.

Gudrun Fiedler, Stade

Dietrich K u e s s n e r: Ansichten einer versunkenen Stadt. Die Braunschweiger Stadtkirchen 1933-1950. Wendeburg: Verlag Uwe Krebs 2012 (Arbeiten zur Geschichte der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche im 19. und 20. Jahrhundert 13), 680 S., 24,90 €

Die Erforschung des städtischen Protestantismus im „Dritten Reich“ ist in den letzten Jahrzehnten deutlich vorangekommen. Bestimmten zunächst noch von Beteiligten verfasste Darstellungen der Auseinandersetzungen zwischen Deutschen Christen und Be-

6 Vgl. für Hannover die Veröffentlichungen von Adelheid von Saldern (Historikerin) und Sid Auffahrt (Bauhistoriker), die besonders auf den Zusammenhang von Architektur und ihre Auswirkungen auf soziale Zusammenhänge in einer sich modernisierenden Stadtgesellschaft eingehen (vgl. von Saldern: Neues Wohnen. Wohnungspolitik und Wohnkultur im Hannover der Zwanziger Jahre. Hannover 1993; Dies. /Sid Auffahrt/Richard Birkefeld: Altes und neues Wohnen. Linden und Hannover im frühen 20. Jahrhundert Seelze-Velber 1992).

7 Auch ein Vergleich zwischen Braunschweig und Hannover ist sicherlich reizvoll, für Hannover gibt es einen Führer durch die neu gebauten Siedlungen: Michael Braum/Hartmut Millarg: Städtebau in Hannover. Ein Führer durch 50 Siedlungen. Berlin 2000.

kennender Kirche das Bild, so sind an deren Stelle mittlerweile fundierte, auf der Basis von Archivquellen verfasste und an den methodischen Standards der Geschichtswissenschaft orientierte Arbeiten getreten. Als herausragende Beispiele seien die Habilitationsschrift von Manfred Gailus über den Berliner Protestantismus und die Dissertation Victoria Overlacks über die Hamburger Kirchengemeinden genannt.

Der Pfarrer Dietrich Kuessner (Jahrgang 1934) hat nun für die Braunschweiger Stadtkirchen deren Geschichte in den Jahren 1933 bis 1950 in einem voluminösen Buch dargestellt. Neben gedruckten Quellen, u. a. Zeitschriften, Zeitungen und Gemeindeblätter, basiert seine Studie auf der Auswertung von Kirchenchroniken sowie Kirchenvorstandsprotokollen von St. Georg ab 1936 und dem Begräbnisbuch von St. Johannis ab 1939 (S. 672f). Durch die Vernichtung der Aktenbestände des Stadtkirchenamtes und der Innestadtkirchen mit ihren Pfarrarchiven im Oktober 1944 ist die archivische Quellenlage sehr dünn. Personalakten und Entnazifizierungsakten der handelnden Personen werden im Literaturverzeichnis, das auch ein Quellenverzeichnis ist, nicht erwähnt.

Gegliedert ist die Arbeit in 34 Kapitel, wobei in die chronologische Grundstruktur systematische Abschnitte integriert sind. Einleitend werden die Braunschweiger Stadtkirchen um die Jahreswende 1932/33 behandelt, wobei die römisch-katholischen Kirchengemeinden separat dargestellt werden. Themen der einzelnen Kapitel sind u.a. der Regierungswechsel in Berlin, die Deutschen Christen in der Stadt Braunschweig, die Kirchenwahlen im Juli 1933, die Kircheneintrittswelle 1933 bis 1935 und die Kirche im öffentlichen Raum im Herbst 1934, der Prozess gegen den deutsch-christlichen Landesbischof Wilhelm Beye (1903-1975) vor dem Braunschweiger Landgericht, der Putsch gegen die SA im Juni 1934 und dessen Bewertung durch die Stadtpfarrerschaft, der Kompromisskurs der lutherischen Mitte unter Bischof Helmut Johnsen (1891-1947), Frauen-, Jugend- und Männerarbeit als Elemente der Volkskirche, der Kirchenbau, das Stadtkirchenamt, die Gemeindebriefe, die Umgestaltung des Braunschweiger Doms zu einem Staatsdom, die Bindung der Pfarrerschaft an die Person und die Politik Adolf Hitlers, der Beginn der Kirchenaustritte und die Entkonfessionalisierung des öffentlichen Lebens 1937 bis 1939, Kirchenmusik, der in der Reichspogromnacht deutlich werdenden Zivilisationsbruch 1938, die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges, Ärger, Protest und Opposition, Traueranzeigen, Zerstörungen von Kirchen, die Interpretation des Kriegsendes und die Nachkriegszeit. Als abschließende Zäsur wird das Jahr 1950 mit dem Ende der Entnazifizierung, dem Mariendogma und dem Bach-Jahr verstanden.

Der Verfasser stellt die inhaltliche Übereinstimmung vieler Kirchenvertreter mit dem „Dritten Reich“ dar, erwähnt aber ebenfalls die aufrechten Kritiker, wie z. B. die Gemeindegliederin Ingeborg Klünder (Jahrgang 1919), die vor dem Volksgerichtshof wegen Wehrkraftzersetzung angeklagt war. Erfreulich sind die engen Bezüge zur allgemeinen Geschichte, umfangreiche Einbeziehung der katholischen Gemeinden in eigenen Kapiteln und die terminologisch differenzierte Betrachtung des Vorganges der „Machtergreifung“ 1933, die der Verfasser neutral als „Regierungswechsel“ bezeichnet (S. 59).

So wichtig es ist, dass der Verfasser über das Jahr 1945 hinausblickt, so ertragreich wäre es gewesen, deutlich vor 1932/33 anzusetzen und die Entwicklung seit dem Kaiserreich darzustellen – dadurch hätten personelle und strukturelle sowie inhaltliche Kontinuitäten und Diskontinuitäten klarer herausgearbeitet werden können. Leider werden kei-

ne wirklichen Leitfragen formuliert, wird die Struktur der Abhandlung nicht begründet – auch fehlt jegliche methodische Reflexion oder ein zusammenfassendes Schlusskapitel, in dem Ergebnisse formuliert werden. Zudem vermisst man Belege, z. B. für die Aussage, dass „[w]er jung und wissensdurstig war“, zur Hitler-Biographie Konrad Heidens (1901-1966) griff (S. 608). Das „Dritte Reich“ als „Hitlerzeit“ zu bezeichnen (S. 594) entspricht nicht dem Stand der (kirchen-)historischen Forschung.

Der Verfasser vertritt die These, dass es „einseitig“ sei, „Stadt und Land Braunschweig als besonders nazistisch“ zu titulieren. Absurd ist seine Begründung: „Bei entsprechender Auswertung des hier vorgelegten Quellenmaterials wie Gemeindebriefe, Kirchenbücher und Regionalpresse halte ich ähnliche Ergebnisse in Großstädten wie Stuttgart, Nürnberg, Leipzig und damals Königsberg für denkbar. Dann wäre diese Arbeit ein Pilotprojekt“ (S. 7). Zur Einordnung seiner Ergebnisse für Braunschweig wäre vielmehr die Auswertung der einschlägigen (kirchen-) historischen Fachliteratur zu anderen Orten (s. o.) erforderlich.

Dass die Anmerkungen als Endnoten kapitelweise angeordnet sind, erschwert deren Nutzung – die klassische Fußnote wäre lesefreundlicher gewesen. Sehr störend ist, dass in den Literaturangaben auf die üblichen Satzzeichen verzichtet wird.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Kuessner viele Informationen zusammengetragen und eine wichtige Darstellung vorgelegt hat, der jedoch ein gründliches fachkundiges Lektorat gut getan hätte.

Rainer Hering, Schleswig

Michael W e t t e r n, Heinrich Grönewald: Student und Doktorand der Technischen Hochschule Braunschweig. Ein Leben für die Pädagogik in Braunschweig, Paris und Buenos Aires. Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 2011 (Braunschweiger Werkstücke 114. Reihe A, Bd. 55), 202 S., zahlr. s/w Abb., 13,00 €

Die NS-Herrschaft und die Verfolgung von Gegnern des Nationalsozialismus in Braunschweig ist recht gut erforscht, aber immer wieder zeigen uns Neuerscheinungen, wo es Lücken gab. Dazu gehört Michael Wetterns biographische Studie über Heinrich Grönewald, der noch vor Hitlers Machtantritt aus Deutschland fliehen musste – ein ungewöhnlicher und lange Zeit weitgehend unbekannter Fall.

Grönewald, Jahrgang 1909, stammte aus Einbeck, aber 1915 zog seine Familie nach Schöningen. Dort arbeitete der Vater als Schacht- und als Ziegelmeister. Die Mutter verdiente als Weißnäherin im Nebenerwerb hinzu. Heinrich Grönewalds Elternhaus kann man also der unteren Mittelschicht zurechnen; proletarisch war es jedenfalls nicht, auch nicht parteipolitisch festgelegt. Im Sommersemester 1928 begann Grönewald das Studium der Erziehungswissenschaften an der TH Braunschweig. Sein Ziel war es, Lehrer zu werden. Im Gegenzug zur Finanzierung des Studiums musste er, der zwei jüngere Brüder hatte, auf sein Erbteil verzichten. Die Hochschule in der Landeshauptstadt war nicht nur wegen ihrer Nähe zu Schöningen eine gute Wahl für Grönewald. Hans Sievers, Volksbildungsminister der letzten sozialdemokratischen Landesregierung (bis 1930), berief gezielt Reformpädagogen. Sie waren meist Sympathisanten oder Mitglieder der SPD, aber

wichtiger war ihre fachliche Qualifikation. Die TH bot eine moderne pädagogische Ausbildung. Dazu gehörte auch, dass in Braunschweig angehende Volksschullehrer an einer Hochschule studierten; in Deutschland üblich war damals die nichtakademische Ausbildung an einem Lehrerseminar.

Im Mai 1929 trat Grönewald der Schöninger SPD bei, bald danach auch der Sozialistischen Studentengruppe an der TH. Beides war unter Studenten damals eher selten, aber in Braunschweigs SPD vollzog sich zu dieser Zeit eine konfliktreiche Öffnung zu akademisch gebildeten Mitgliedern. Nach bestandenen Staatsexamen wurde Grönewald wegen seines politischen Engagements vom Volksbildungsminister, der der NSDAP angehörte, die Einstellung verweigert. Kurzzeitig überlegte er zu promovieren. Nebenbei arbeitete er als Hilfslehrer und als Journalist. Anfang Januar 1932 versuchten Nazis einen Überfall auf seine Schöninger Wohnung und am 1. Februar des Jahres gaben sie Schüsse auf ihn ab. Grönewald, der unverletzt blieb, verließ angesichts dieser Bedrohungen am 7. März 1932 Deutschland Richtung Paris. Er gehört damit zu den ersten Nazigegegnern, die emigrieren mussten, noch vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler. Im März 1934 wurde Grönewald die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen.

In der französischen Hauptstadt lebte er bis 1935. Immer wieder befand er sich in materieller Not. Anfang April 1933 überlegte er, nach Deutschland zurückzukehren, ließ diesen Gedanken aber wieder fallen. Sein Einkommen erzielte Grönewald wie schon in Schöningen als Privatlehrer und durch Zeitungsartikel. Auch seine Eltern unterstützten ihn. Durch seine Arbeit in antifaschistischen Kreisen kam er in Kontakt mit Franzosen. Für aus Deutschland emigrierte sozialistische Lehrer wurde er zu einem Vertrauensmann.

Ab 1934 bemühte sich Grönewald um eine Lehrerstelle an einer deutschen Schule in Argentinien. Mitte September 1935 traf er in Buenos Aires ein und nahm seine Arbeit an der privaten Pestalozzi-Schule auf. Sie war 1934 von Gegnern Hitlers gegründet worden und orientierte sich an der Reformpädagogik. Daneben engagierte sich Grönewald in verschiedenen Organisationen deutscher Emigranten. Materiell blieben seine Lebensumstände bescheiden. Das Gehalt war niedrig, krankenversichert waren die Lehrer der Schule nicht. Erneut besserte er sein Einkommen durch journalistische Arbeiten auf, die er mit seiner politischen Betätigung verbinden konnte. Während des Zweiten Weltkriegs gab er einen Informationsdienst heraus und arbeitete für die Nachrichtenagentur UPI. Die publizistische Arbeit drängte die pädagogische in den Hintergrund. Der Autor bezeichnet Grönewald als den „wohl prominentesten deutschsprachigen Journalisten“ Argentiniens während der 1930er- und 1940er-Jahre (91). 1943 organisierte er in Montevideo einen großen Kongress deutscher Antifaschisten.

Nach Kriegsende initiierte Grönewald in Buenos Aires die Unterstützung deutscher Antifaschisten durch Lebensmittelpakete. Auch Braunschweiger gehörten zu den Empfängern, z. B. Martha Fuchs und Otto Bennemann. Grönewald selbst begann 1946 mit den Bemühungen, nach Braunschweig zurückzukehren. Auf seinen Antrag um Beschäftigung im Schuldienst vom Oktober 1946 erhielt er erst 1950 eine Reaktion. Daraufhin reiste er im Winter 1950/51 nach Braunschweig, wo er im Januar zum Beamten auf Widerruf ernannt wurde, zugleich aber zur Regelung seiner persönlichen Umstände beurlaubt wurde. Eine konkrete Übernahme in den niedersächsischen Schuldienst fehlte aber noch. Die Verhandlungen darüber zogen sich in die Länge. Im Dezember 1956 reiste Grönewald er-

neut nach Deutschland. In Hannover verlangte man von ihm, das 2. Lehrerstaatsexamen nachzuholen. Als Alternative bot man ihm die Pensionierung an. Dabei war er erst 47 Jahre alt. Bevor dieses Verfahren ein Ende gefunden hatte, starb Grönewald im Mai 1957, noch in Deutschland, an einem Herzinfarkt.

Michael Wettern hat Grönewalds Werdegang auf der Grundlage einer akribischen Spurensuche detailliert nachgezeichnet. Sein Schicksal steht für das vieler Hitler-Gegner, die ins Exil gezwungen wurden: Prekäre Lebensverhältnisse, Schwierigkeiten der Integration in das Aufnahmeland, eine äußerst zögerliche Bereitschaft der deutschen Nachkriegsbehörden zur Wiederaufnahme. An vielen Stellen benennt der Autor diesen Kontext. Besonders gelungen sind die Einblicke in das Alltagsleben eines Emigranten, die das Buch den Leserinnen und Lesern gewährt. Aber am wichtigsten an Wettterns Arbeit ist, Heinrich Grönewald dem Vergessen entrissen zu haben. Seine Publikation reiht sich in die Bemühungen der TU Braunschweig ein, durch das Erinnern ein wenig von der Schuld zu tilgen, die auch diese Hochschule unter nationalsozialistischer Herrschaft auf sich geladen hat.

Bernd Rother, Berlin

Bernhard K i e k e n a p: Hitlers und Himmlers Henker. Der SS-General aus Braunschweig. Biografische Notizen über Friedrich Jeckeln (1895-1946). Braunschweig: Appelhans Verlag 2013, 188 S., 14,80 €

Er war einer der bekanntesten regionalen Exponenten der SS. Seine verbrecherische Laufbahn begann in Braunschweig. Die Rede ist von Friedrich Jeckeln, Sohn eines Fabrikbesitzers aus dem Schwarzwald, im Ersten Weltkrieg Frontoffizier und Flugzeugführer, danach im Zivilleben Gutspächter bei Danzig. Zunächst Mitglied im Jungdeutschen Orden und der DNVP, fand er seine eigentliche politische Heimat 1929 in der NSDAP, für die er als Parteiredner und Organisator wirkte. Mit dem Eintritt in die SS 1930 begann sein steiler Aufstieg: Im Frühjahr 1931 führte er bereits eine SS-Standarte, im Herbst 1931 übertrug ihm Himmler, den er persönlich kannte, den Oberbefehl über den SS-Abschnitt IV und die SS-Oberabschnitte Nordwest (1933 im Range eines SS-Gruppenführers) bzw. seit 1936 Mitte (als SS-Obergruppenführer, was einem Wehrmachtsgeneral entspricht), die alle ihren dienstlichen Standort in Braunschweig hatten. Gleichzeitig war er seit 1933 als Regierungsrat und Polizeioberstleutnant Chef des Landespolizeiamtes und Kommandeur der Schutzpolizei in Braunschweig. Sprengstoffanschläge auf politische Gegner, Befehle zum Fememord und zur Erschießung von Kommunisten in Rieseberg, brutale „Überholaktionen“ gegen ganze Ortschaften sowie die Organisation der Reichspogromnächte in Hannover und Braunschweig kennzeichnen einen brutalen Machtmenschen ohne Skrupel, der jahrelang den Freistaat (gemeinsam mit Klagges und Alpers) mit beispiellosem Terror überzog. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 als Höherer SS- und Polizeiführer (HSSPF) zunächst in der besetzten Ukraine, seit 1942 im Baltikum eingesetzt, war er mit seinen ihm unterstellten Polizei- und SS-Einheiten für Massenmorde von unfassbarem Ausmaß verantwortlich. Städtenamen wie Kamenez-Podolsk, Kiew,

Rowno, Dnjeppropetrowsk und Riga stehen für zehntausendfachen (möglicherweise hunderttausendfachen) Tod unschuldiger Menschen, meist Juden. Diese Vernichtungsaktionen ließen Jeckeln zu einem der eifrigsten Vollstrecker des Holocaust werden. In der letzten Kriegsphase Befehlshaber an der Oderfront bei Breslau, geriet er im Kessel von Halbe bei Berlin in Gefangenschaft und musste sich vor einem sowjetischen Militärgericht für seine Taten verantworten. Am 3. Februar 1946 wurde Jeckeln zum Tode verurteilt und noch am selben Tage in Riga öffentlich gehängt. In die Literatur über das Dritte Reich ging er als „Schlächter“ (George H. Stein) und „Massenliquidator“ (Dieter Lent) ein. Kiekenap nun ist dem Leben dieses Mannes nachgegangen und hat darüber das vorliegende Buch verfasst. Er sichtet Archivquellen, wertet die Vernehmungsprotokolle des Prozesses in Riga aus, zog einen BBC-Film („A child for Hitler“, 1990) über Jeckelns außereheliche „Lebensborn-Tochter“ Renate Röder heran und sprach mit Mitgliedern der Familie Jeckeln. Dem Autor ging es bei seinen Recherchen vorrangig darum, „Wirken und Wesen von Friedrich Jeckeln (...) zu ergründen und zu beschreiben“ und „Erklärungen über dessen Verhalten und Wertvorstellungen zu finden“ (S. 17, 18). Der Inhalt des Bandes ist in 8 Kapitel unterteilt. In einer dreizehnseitigen Einführung geht Kiekenap den Lebensstationen des SS-Generals nach, berichtet über dessen familiäre Verhältnisse, den BBC-Film und befasst sich mit Literatur zum Thema. Einem kurzen Kapitel über Jeckelns Jugend folgt ein längeres über dessen Braunschweiger Zeit von 1931 bis 1940. Dem Kapitel vorgeschaltet ist eine siebenseitige Zeittabelle der Ereignisse von 1931 bis 1933, „auszugsweise“ dem Rieseberg-Buch von A. Oehl (1981) entnommen, tatsächlich aber eine komplette Wiedergabe, lediglich um wenige Sätze ergänzt. Die Vermittlung des Geschehens in einem knappen darstellenden Text wäre der Lesbarkeit des Buches sicher weitaus förderlicher gewesen. Gemäß der Ankündigung im Vorwort, „über die Seriosität von Rückschlüssen auf seine [Jeckelns] angeblichen Verbrechen in Braunschweig zu urteilen“ (S. 17), beginnt Kiekenap nun über 27 Seiten mit einer detaillierten Darstellung der Nazizeit (unter Verwendung längerer Zitate aus der Spezialliteratur von Gehrke, Wysocki, Kuesner, Dowidat, Sohn) im Braunschweiger Land (Fememord, Rieseberg, „Kristallnacht“, Klagges-Prozess) und verliert sich schließlich in seitenlangen Beschreibungen der Werdegänge vorkommender Akteure wie dem Kommandeur der Schutzpolizei Selle, Justizminister Alpers, Landgerichtspräsident Lachmund und Klagges (Exkurs „Die politische Verantwortung“ S. 60ff.), ohne über hinlänglich Bekanntes hinauszukommen oder gar zu neuen Erkenntnissen über Jeckeln zu gelangen. Gerade mal drei Seiten befassen sich mit dem eigentlichen Thema des Buches: ein Auszug des sowjetischen Vernehmungsprotokolls beinhaltet einige Angaben zu dessen SS-Karriere. Mit insgesamt fast 40 Seiten ist dieser Abschnitt bei weitem zu lang geraten. Kapitel 4 und 5 behandeln Jeckelns Einsatz als HSSPF Russland-Süd und HSSPF Ostland und Russland-Nord (so der genaue Titel; der in der Kapitelüberschrift S. 65 verwendete „HSSPF Russland Nord“ wurde nur vor Errichtung des Reichskommissariats geführt!), letzteres überwiegend auf den Rigaer Protokollen basierend. Zwei Unterkapitel berichten über Jeckelns „Braunschweiger Kumpanten“, die dem HSSPF nach Riga gefolgt waren (Polizeiverwaltungsjurist Dr. Otto Diedrichs, SS-Hauptsturmführer und Klagges-Sekretär Peter Behrens) sowie über die Konzentrationslager in Jeckelns Herrschaftsbereich, Salaspils, Kaiserwald, Lenta und deren Kommandanten Scherwitz und Roschmann (letzteres viel zu ausführlich, zumal

sich Jeckeln im Prozess zu den Kommandanten gar nicht geäußert hat!). In den Kapiteln 6 und 7 wird der Endkampf im Kessel von Halbe und Jeckelns Prozess und Ende in Riga thematisiert. Viel zu lang sind auch hier wieder die Ausführungen zum SS-Standartenführer Rauff geraten (S. 108ff.), dessen eingesetzte Gaswagen zur Ermordung von Juden im Prozess nur am Rande erwähnt wurden. Im letzten Kapitel mit der Überschrift „Das war's“ beklagt Kiekenap das Fehlen von Biografien über Braunschweiger Persönlichkeiten, stellt Vergleiche zwischen den Riesebergmorden und der Hinrichtung des Bürgerhauptmanns Brabandt (1604) und seiner Mitstreiter an, lässt dann völlig zusammenhanglos einen zweiseitigen Bericht über die Erschießung der Berliner Juden im Walde von Rumbula bei Riga folgen (das hätte in das 5. Kapitel gehört, wo Seite 66 auch Rumbula erwähnt wird!), stellt Überlegungen an, wie Jeckeln seinem Ende hätte entgehen können und berichtet vom weiteren Ergehen von dessen Familie in Braunschweig. Weder Resümee noch Ausblick – wie schon bei der Einführung ist auch hier ein thematischer „roter Faden“ nicht erkennbar. Ein mehr als vierzigseitiger Anhang bringt Vernehmungsprotokolle, Zeugenaussagen, Dokumente usw. sowie die berühmte Posener Rede Himmlers und ein längeres Interview des israelischen Autors Dan Bar-On mit Jeckelns Tochter Renate Röder. Der folgende Anmerkungsapparat ist umfangreich, jede im Text genannte Person ist hier mit biografischen Angaben vertreten, Herkunftshinweise fehlen aber fast völlig (so wird bei den regionalen brsg. Akteuren lediglich bei Alpers, Jeckeln und Zörner auf das Brsg. Biogr. Lexikon verwiesen, bei Klagges, Dincklage, Schmidt-Bodenstedt und Hesse hingegen nicht!), vereinzelt steht als Quelle auch nur „Internet“. Die Angaben zu Rundstedt, Koch, Kube, Heydrich, Streckenbach, Bach-Zelewski, Wlassow u. a. sind unverhältnismäßig ausführlich. Ein Namen- und Bildregister und ein Abkürzungsverzeichnis beschließen das mit 44 Abbildungen (Fotos, Drucktexte usw.) ausgestattete Buch (wobei jedoch etliche der Fotos bereits publiziert wurden und Bildtexte Fehler enthalten: so zeigt Abb. 8 SS-Männer und Abb. 28 Reichskommissar Lohse vorne links!).

Ein großes Manko der biografischen Darstellung ist die fehlende Berücksichtigung der wichtigsten Spezialliteratur (obgleich der Autor behauptet, diese „durchgearbeitet“ zu haben, S. 18) zu Jeckeln. Als unverzichtbar wäre hier die grundlegende Studie von Ruth Bettina Birn zu nennen (Die HSSPF, 1986, befasst sich eingehend mit Jeckeln), der biografische Aufsatz von Richard Breitman (F. J. – Spezialist für die »Endlösung« im Osten, in Smelser/Syring, Die SS, 2000) sowie der detailreiche Artikel (mit 37 Literaturhinweisen!) in dem biografischen Nachschlagewerk 'Deutschlands Generale und Admirale' (hrsg. von Dermot Bradley u. a., T. 5 Bd. 2, 2005). Bei entsprechender Literatúrauswertung hätte die Lebensgeschichte des SS-Generals sachlich richtiger und weitaus vollständiger ausfallen können. Nachzutragen wäre beispielsweise der geradezu schicksalhafte Einfluss des antisemitischen Buches „Die Sünde wider das Blut“ (des späteren Thüringer Gauleiters Dinter, 1917) auf Jeckeln, dessen Lektüre ihm „innere Zerrissenheit“ und die Schmach brachte, seinen Schwiegervater (von dem er finanziell abhängig war) als Juden und Frau und Kinder (auch sich selbst?) als „jüdisch verseucht“ betrachten zu müssen. Erst der bedingungslose Kampf für die „nationalsozialistische Bewegung“ und das völlige Aufgehen in der Gemeinschaft, die die SS bot, ließ Jeckeln nach eigenem Bekunden sein „seelisches Gleichgewicht wieder finden“ – der Schlüssel für seinen fanatischen Antisemitismus und die tiefe Verbundenheit mit dem Nationalsozialismus. Zu Jeckelns

Hinwendung zur "Bewegung" weiß Kiekenap lediglich zu berichten, dass dieser nach vergeblichen Versuchen, in der Privatwirtschaft eine Stellung zu finden, „schließlich (...) bei den Nazis gelandet“ sei (S. 18). Keinerlei Erläuterungen liefert der Autor zu dem Ende 1937 von Himmler geschaffenen Amt des HSSPF, der neuen Mittelinstanz in seinem Befehlsbereich, die die Verschmelzung von Polizei- und SS-Apparat symbolisierte. Nicht erwähnt wird das auf Initiative Jeckelns als HSSPF West (Düsseldorf) im Sommer 1940 erstmals errichtete Arbeitserziehungslager (AEL Hunswinkel), das dann als Muster für weitere berüchtigte AEL reichsweit diente (Jeckeln: „sehr segensreich“). Ergänzungs- und korrekturbedürftig sind auch die Abschnitte des Buches, die dessen Russlandeinsatz thematisieren. So hätte er „nicht im vollen Umfange“ geahnt, „was nun auf ihn zukommen würde. Himmler informierte ihn anfänglich unvollständig...“, stellt Kiekenap fest (S. 113). Das erscheint kaum glaubhaft, zumal Jeckeln seit April 1941 vom "Unternehmen Barbarossa" wusste und Wochen vor dem Angriff im Stab Himmlers und bei Heydrich auf seine neue Rolle vorbereitet wurde. Zeugenaussagen und die ihm Ende Juli 1941 kurzfristig zugeführte Verstärkung seiner Polizeieinheiten durch eine SS-Brigade deuten darauf hin, dass er bereits zu diesem Zeitpunkt den Befehl zur Vernichtung aller Juden im Osten erhalten hatte. Irreführend auch Kiekenaps Beschreibung der Aufgaben der HSSPF, nach der sie der kämpfenden Truppe folgen sollten, „um diese von unumgänglichen Nebenarbeiten zu entlasten, wie bürokratische Verwaltung der eroberten Gebiete, Ankurbelung von Industrie, Handwerk und Landwirtschaft zum Zwecke der Ausbeutung...“ und sollten „neben der Unterstützung“ mit ihren Einsatzgruppen Himmlers „rassenpolitische Aufgaben wahrnehmen“ (S. 8, 9), wobei „kein Führererlass oder Führerverordnung (...) die Tötung der Juden...“ geregelt hätte (S. 7). Das alles bedarf einer Richtigstellung. Grundlage für die Tätigkeit von SS und Polizei in den besetzten Gebieten der Sowjetunion war ein "Führererlass" vom Juli 1941. Die Himmler direkt unterstellten HSSPF hatten vorrangig die Aufgabe, die in den rückwärtigen Heeresgebieten befindlichen Einsatzgruppen zusammenfassend und selbständig zu führen, deren gemeinsamer "Sonderauftrag des Führers" die Vernichtung des „rassischen Gegners“, der Juden (später auch der Partisanen) war. "Würde Jeckeln nun seine rüden und verbrecherischen Braunschweiger Methoden rücksichtslos im Osten zur Anwendung bringen?", fragt der Autor in seiner Einführung (S. 7). Eine Frage, die sich eigentlich erübrigt, waren es doch gerade die „Braunschweiger Methoden“, mit denen sich Jeckeln bei Himmler für die wichtigste zu vergebende Position empfohlen hatte. Und er enttäuschte seinen Reichsführer-SS nicht, seine Einheiten schlugen „eine tödliche Schneise im Herbst 1941 durch die Sowjetunion“ (Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer*, 1999, berichtet auch detailliert über Jeckelns Polizeiregiment Süd). Entsetzlichster Höhepunkt der Vernichtungsorgie war das Massaker in der Schlucht von Babij Jar bei Kiew, die „akkordhafte“ Massentötung von 33.000 Menschen innerhalb zweier Tage, „größte einzelne Mordaktion an jüdischen Männern, Frauen und Kindern während des Zweiten Weltkrieges“ (Hartmut Rüss in *Orte des Grauens*, hrsg v. G. R. Ueberschär, 2003). Der Name der Schlucht wurde „ein Symbol für die Untaten der Einsatzgruppen“ (Krausnick/Wilhelm, *Die Truppe des Weltanschauungskrieges*, 1981). Jeckeln hielt bei einer Unterhaltungsveranstaltung im Anschluss an die Aktion eine Rede, in der er die Massenmorde rechtfertigte und den Männern der Kommandos für ihre Mitwirkung dankte. Dieses wohl schändlichste Verbrechen eines HSSPF

findet bei Kiekenap lediglich in einem Zitat kurze Erwähnung (S. 63). Selbst Himmler zeigte sich von der Mordrate seines HSSPF beeindruckt („ausgezeichnete Tätigkeit“) und versetzte ihn nach Belobigung im November 1941 ins Baltikum, um das Rigaer Ghetto zu liquidieren. Kiekenap zum dortigen Wüten der Einsatzgruppen: „Die Verhaltensweise der Täter in Rieseberg und im ‚Reichskommissariat Ostland‘ waren vergleichbar: ‚Besoffene Soldateska‘ erschossen unschuldige Menschen“ (S. 12). Der Leser erfährt auch nichts vom „Führerauftrag“ im Sommer 1944, der Jeckeln mit diktatorischen Vollmachten zur „totalen Menschenmobilisierung“ im Baltikum ausstattete, um so die drohende Niederlage noch aufzuhalten (die Zeitungen machten ihn zum „Mann des Vertrauens des Führers“). Das ließe sich noch fortsetzen. So fehlen wichtige Abschnitte in der Lebensgeschichte, die zum besseren Verständnis dieses Mannes jedoch notwendig gewesen wären. Nur folgerichtig, dass die zentrale Frage, was Jeckeln, „den Sohn aus gutbürgerlicher Familie, angetrieben“ hat, „ein Massenmörder zu werden“ (S. 18), vom Autor nicht überzeugend beantwortet werden kann. Erklärungsversuche wie übersteigertes Karrierestreben infolge privater und beruflicher Misere („So lange diese beiden Verbrecher [Hitler und Himmler] ‚oben‘ waren, konnte niemand seinen Wohlstand und seinen Seelenfrieden gefährden, spekulierte Jeckeln. Nie wieder arm und abhängig werden, war seine Devise!“, S. 19), seine Mentalität („sein Rassismus, sein Antisemitismus und seine Mordlust waren grenzenlos“, S. 7) oder Charaktereigenschaften („Unbarmherzigkeit, Brutalität und fehlende Toleranz zeichneten Jeckeln ‚hier wie dort‘ aus“, S. 12), zeigen eine nur auf die persönlichen Eigenschaften des SS-Generals beschränkte Sichtweise des Autors, die den historischen Kontext weitgehend außer Acht lässt. So waren das Denken und die Persönlichkeit der meisten Deutschen durch jahrelange nationalsozialistische Indoktrination nachhaltig geformt worden. Die NS-Ideologie suggerierte den deutschen Herrenmenschen und stachelte zum Hass gegenüber dem jüdischen „Feind“ auf. Im Denken der Nazis verband sich der Internationalismus der Bolschewisten mit der jüdischen Weltverschwörung zu einer tödlichen Bedrohung für das deutsche Volk und sein Recht zur Beherrschung Europas – „Barbarossa“ war von Anfang an ein Vernichtungskrieg gegen die Juden als angebliche Träger des bolschewistischen Systems. Härte der deutschen Soldaten, auch gegenüber Zivilisten, wurde gutgeheißen und als überlegene Eigenschaft gewertet – die SS kannte ohnehin keine allgemeingültigen Verhaltensnormen an. So hatte die wechselseitige Verstärkung von Krieg und Rassismus in Verbindung mit der Wirkung von Propaganda und Indoktrinierung den Boden für die Gefühllosigkeit der Täter des Holocausts bereitet. Vor diesem Hintergrund sind Motive und Taten der HSSPF, der „kleinen Himmler“ (Otto Ohlendorf), zu sehen und zu beurteilen. Jeckeln als „zutiefst überzeugter Nationalsozialist und SS-Mann“, wie Himmler ihm noch 1944 attestierte, identifizierte sich völlig mit der ihm zugewiesenen Rolle des harten, leistungsfähigen Vollstreckers (selbst eigene Schicksalsschläge wie der Tod zweier Söhne dienten nur dazu, erneut seine Härte vor dem Reichsführer-SS zu beweisen, S. 13). Seine unbedingte Gefolgschaftstreue und sein Glaube an die Führung ermöglichten es ihm, die Mordpolitik des Regimes nicht moralisch in Zweifel zu ziehen. Die bittere Erkenntnis, „dass er zwei großen Verbrechern in die Hände gefallen war und selbst zum Schwerverbrecher wurde“, (was er bis zu seinem Lebensende nicht habe wahrhaben wollen, wie der Autor meint, S. 117), dürfte dem als jähzornig und brutal geschilderten Machtmenschen, der ohne Skrupel die „Endlösung“ im Osten durch-

führte und sich damit brüstete, eigenhändig 100 Russen getötet zu haben (S. 106), kaum gekommen sein. Bei etwas genauerer Untersuchung der persönlichen Entwicklung und weltanschaulichen Prägung Jeckelns und der Zeitumstände hätte die Lebensbeschreibung zu einem Lehrstück werden können, wie ein normaler Mann „aus gutem Hause“ zum Werkzeug einer barbarischen Politik und ergebenen Anhänger einer mörderischen Ideologie werden kann. Kiekenap ist das nur sehr bedingt gelungen.

Joachim Schmid, Groß Biewende

Daniel We ß e l h ö f t: Von fleißigen Mitmachern, Aktivisten und Tätern. Die Technische Hochschule Braunschweig im Nationalsozialismus. Mit einem Nachwort von Hans-Ulrich Ludewig. Hildesheim / Zürich New York: Georg Olms Verlag 2012 (Veröffentlichungen der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 6), 416 S. mit zahlr. Abb., 252 S., 29,80 €

Wieder einmal leistet die TU Braunschweig mit einem Werk über die eigene NS-Geschichte wissenschaftliche Pionierarbeit. Im Vorfeld hatte sich bereits ein AutorInnen-team anlässlich des 250-jährigen Jubiläums 1995 erfolgreich um eine detaillierte Aufarbeitung der NS-Zeit bemüht. 2010 folgte als ein weiterer Meilenstein der von Michael Wettern und Daniel Weßelhöft unter Leitung von Hans-Ulrich Ludewig verfasste Band „Opfer nationalsozialistischer Verfolgung an der Technischen Hochschule Braunschweig 1930 bis 1945“. Hier wurde am Schluss die Aussicht auf einen Band über die Täter eröffnet. Der leider viel zu früh verstorbene Historiker Daniel Weßelhöft hat sich dieser wichtigen Aufgabe mit wissenschaftlicher Sorgfalt, Esprit und großem Einsatz gewidmet. Im Ergebnis liegt nun ein Buch vor, das sich in sehr gut lesbarer Form als Erstes mit dem aus Sicht mancher Zeitgenossen nach wie vor heiklen Thema der Täterschaft an einer Hochschule im „Dritten Reich“ auseinandersetzt. Wie im Vorgängerband wird vor dem Hintergrund der Ereignis- und Strukturgeschichte der biografische Ansatz verwendet.

Schauen wir uns Aufbau und Inhalt des Buches genauer an: Es beginnt mit einem Geleitwort des Präsidenten Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. Jürgen Hesselbach (S. 9 f.), in dem nicht nur dem Autor ausdrücklich gedankt wird, sondern überdies dem engagierten Archivbeirat. Der Präsident plädiert ferner für eine Klärung noch offener Fragen, die die System- und Kriegsrelevanz der Forschung betreffen. Dafür müsse verstärkt disziplinhistorische Arbeit geleistet werden.

Sodann folgen zwei Großkapitel. Das erste beleuchtet „Die TH Braunschweig im Nationalsozialismus (1930-1945)“ und beginnt mit einer Einführung des Autors (S. 11-19). Die zentralen Fragen lauten „Wie fand der Nationalsozialismus seinen Weg an die Hochschule, wie fand die Hochschule im Gegenzug ihren Weg zum Nationalsozialismus, und wie fügte sie sich schließlich in das NS-System ein?“ (zit. n. S. 18). Im nächsten Abschnitt erläutert Daniel Weßelhöft, wie er Täter, Aktivisten und Opportunisten voneinander abgrenzt (damit hatte bereits die Britische Militärregierung 1945 größte Schwierigkeiten). Mord und Misshandlungen verübten die im Buch aufgeführten „Täter“ jedenfalls nicht. Allerdings unterstützte diese Gruppe den Nationalsozialismus aktiv. Die Ausführungen enden mit dem bedenkenswerten Fazit (S. 33), dass die „Befürworter und Unterstützer des

Systems [...] nur eine zahlenmäßige Minderheit darstellten“. Nach den Erinnerungen eines Zeitgenossen waren es drei Personen: Rektor, Dozenten- und Studentenführer. Aufgrund ihrer Präsenz und Dominanz unterdrückten sie dennoch erfolgreich Kritik.

Die folgenden Seiten (33 bis 40) gelten dem Thema „Hochschulen im Nationalsozialismus“. Zwei von zahlreichen Aspekten seien hier herausgegriffen: Obwohl Hitler Intellektuelle und Wissenschaftler im Grunde verachtete, spielte die Hochschulpolitik dennoch eine wichtige Rolle im „Dritten Reich“, insbesondere das technische Hochschulwesen wurde als Instrument zur Errichtung eines wehrhaften und autarken Staates gesehen. Dieser Antiintellektualismus führender NS-Politiker diene etlichen Professoren nach 1945 als Rechtfertigung für ihre „Legende“, unpolitisch und der reinen Wissenschaft dienend gearbeitet zu haben.

Das dritte Unterkapitel behandelt „Die politische Situation in Braunschweig 1930-1945“ (S. 40-51).

Im vierten Abschnitt wird das Verhältnis zwischen „Hochschule und Volksbildungsministerium“ beleuchtet (S. 51-57).

Der Autor unterscheidet beim fünften Unterkapitel „Die Technische Hochschule Braunschweig“ (S. 57-158) insgesamt sechs Phasen, die sich von 1930 bis zur unmittelbaren Nachkriegszeit erstrecken. Dazwischen wird exkurshaft auf die Entwicklung der 1937 gegründeten Bernhard-Rust-Hochschule eingegangen.

Das zweite größere Kapitel „Lebenswege“ (S. 159-377) enthält insgesamt 72 ausführliche Biogramme von „fleißigen Mitmachern, Aktivisten und Tätern“. Keines davon gilt einer Frau. Dieser Befund resultiert hauptsächlich aus der schlechten Quellsituation und der niedrigen Beschäftigungsquote (Professorinnen gab es z. B. gar nicht). Im Gegensatz zu anderen Studien, die sich auf die Professorenschaft konzentrieren, sind sämtliche Hochschulangehörige und die zuständigen Ministerialbeamten in das kollektive Porträt einbezogen.

Auf Seite 159 begründet der Autor, warum er hier konträr zum Band über die Opfer „kein vollständiges Verzeichnis nationalsozialistischer Aktivisten“ vorlegen kann. Das liegt zum einen an der ungenügenden Quellenlage. Sie erlaubt beispielsweise keine genauen Aussagen über das Ausmaß des nationalsozialistischen Engagements. Zum anderen könne die „Definition für einen NS-Akteur nur sehr schwammig sein“ (S. 159). Die Grenzen zwischen Mitläufern und Aktivisten sei schwer zu ziehen. Erfasst wurden nach längeren Diskussionen diejenigen Personen, die in den ersten alliierten Verordnungen nach 1945 als „more than a nominal Nazi“ galten (zit. n. S. 380).

Sämtliche Biogramme sind sehr anschaulich und gut gegliedert aufgebaut sowie alphabetisch geordnet. Im Einzelnen enthalten sie je nach Recherchelage neben den zu erwartenden Quellennachweisen biografische Daten wie Geburts- und Todestag, Angaben zum Elternhaus, zur Ausbildung und ggf. wichtige Veröffentlichungen. Besonders viel Raum nehmen die dokumentierten Aktivitäten im Dienste des Nationalsozialismus ein. Dadurch kommt die Bandbreite möglicher Unterstützungsformen zum Vorschein. Eine genaue Auflistung der jeweiligen Mitgliedschaften – sie reicht von der NSDAP bis zum NS-Lehrerbund oder NS-Altherrenbund und NSV – zeigt die unterschiedlichen Organisationsgrade. Falls kein Porträtfoto zu finden war, stellen gelegentlich Autografen eine Verbindung zum jeweils geschilderten NS-Aktivisten her.

Im „Nachwort“ (S. 378-389) befasst sich Hans-Ulrich Ludewig als ausgewiesener Kenner der NS-Zeit mit dem aktuellen Forschungsstand, in den er Ergebnisse des Braunschweiger Biografieprojekts einordnet. Es schälen sich einige Abweichungen von der reichsweiten Entwicklung heraus: Abgesehen von der frühen Regierungsbeteiligung der NSDAP und der daraus folgenden Radikalisierung, ist zu betonen, dass nationalkonservativ orientierte Professoren am heftigsten mit dem nationalsozialistisch besetzten Ministerium in Konflikt gerieten. Sie zahlten für ihren Mut nach der „Machtergreifung“ einen hohen Preis. Dass der NS-Studentenbund bis 1933 eine treibende Kraft darstellte, war nichts Außergewöhnliches, dass der Volksbildungsminister Klagges ihn dabei kräftig protegierte, allerdings schon. Dietrich Klagges behielt seinen großen Einfluss auf die Hochschulangelegenheiten sogar nach der Schaffung des Reichserziehungsministeriums.

Ein weiteres Ergebnis von Daniel Weißelhöfts Forschungen dürfte dagegen auf andere Hochschulen übertragbar sein: Fast alle zunächst Entlassenen oder Suspendierten kamen nach dem Erlahmen des Entnazifizierungsprozesses wieder in Amt und Würden. Endgültig trennte man sich lediglich von einer kleinen Zahl aktivistischer NS-Täter. Die Integration der Opfer verlief hingegen problematisch!

Hans-Ulrich Ludewig stellt am Ende eine Reihe von Fragen und umreißt Forschungslücken. Beispielsweise müsste die Auseinandersetzung der Hochschule mit der eigenen NS-Geschichte vertieft untersucht werden. Welche Formen des Gedenkens gibt es für die Opfer? Bislang zu wenige. Welche kriegsrelevanten Projekte wurden in den einzelnen Instituten der TH durchgeführt? Dazu existieren derzeit kaum wissenschaftlich basierte Antworten. Ludewig plädiert daher für die Durchführung regelmäßiger Kolloquien von Lehrenden und Lernenden im Haus der Wissenschaft – allein wegen seiner Erstnutzung ab 1937 für die Bernhard-Rust-Hochschule ein dafür prädestinierter Ort.

Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 391 ff.), Abbildungsverzeichnis (S. 392 f.) sowie das Namensregister (S. 407-414) runden das Werk ab, zu dem man die TU Braunschweig wirklich beglückwünschen kann! Es eröffnet wie der erste Band über die Opfer einen deutlichen Blick in mögliche Abgründe des menschlichen Wesens.

Claudia Bei der Wieden, Wolfenbüttel

Chronik des Braunschweigischen Geschichtsvereins

November 2012 bis Oktober 2013

von

Werner Arnold

1. Allgemeines

Die Mitgliederversammlung fand am 25.04. 2013 im Lichthof des Städtischen Museums in Braunschweig statt (18.30 – 19.30 Uhr).

Der Vorsitzende Dr. Brage Bei der Wieden berichtete über Publikationen, Studienfahrten, Führungen und Projekte. Die Vorträge und deren Planung erörterte Dr. Henning Steinführer.

Schatzmeister Sascha Köckeritz stellte den Finanzbericht mit Abschluss 31.12.2012 vor. Die Finanzsituation des Geschichtsvereins ist stabil, lässt aber keine besonderen Ausgaben zu.

Es wurden 39.889,85 € eingenommen und 32.901,41 € ausgegeben. Aus Mitgliedsbeiträgen wurden 10.055,72 € eingenommen, die Rückstände sind hier gering. Der Bestand umfasste zum Berichtszeitpunkt 85.250, 27 €. Darin enthalten sind 74.705,47 € aus dem Nachlass von G. Kunisch, die für ein Forschungsprojekt zur Geschichte des Waldes vorgesehen sind.

Der Zwischenbericht zum 30.06.2013 vermerkt einen Bestand von 89.454,41 €, der Nachlassbetrag Kunisch wurde auf 74.704,89 € korrigiert. Die Mitgliederzahl ist aufgrund der demographischen Entwicklung rückläufig.

Die Kassenprüfung durch Herrn Albrecht und Herrn Angel wurde am 04.03. 2013 durchgeführt. Die Kassenprüfer haben bei Kassenführung und Rechnungsverwaltung keine Beanstandungen festgestellt, so dass der Vorstand auf Antrag einstimmig (bei Enthaltung der Vorstandsmitglieder) entlastet wurde. Herr Albrecht und Herr Angel wurden erneut zu Kassenprüfern gewählt.

Vorstandssitzungen fanden am 18.03 und am 02.09.2013 im Staatsarchiv Wolfenbüttel statt. Dabei wurde neben den Veranstaltungen und Projekten intensiv der Punkt der Teilnehmerzahlen an Vorträgen und Fahrten diskutiert. Die Zahl der Besucherinnen und Besucher der Vorträge 2012/2013 betrug zwischen 15 und 50 Personen. Diese Quantität ist nach mehrheitlicher Meinung des Vorstands für den Lichthof des Städtischen Museums Braunschweig zu gering, um die Infrastruktur des Hauses und das Personal in Anspruch nehmen zu können.

Nach gründlicher Erörterung wurde daher entschieden, die Vorträge 2013/2014 wieder im Schloss durchzuführen, aber nicht im Roten, sondern im Blauen Saal (Eingang Stadtbibliothek). Auf der Einladung zum Vortragszyklus wird darauf hingewiesen.

1.1 Kooperation mit der Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz und der Stiftung NORD/LB-Öffentliche

Der für die Veröffentlichungen des Braunschweiger Jahrbuchs und der ‚Quellen und Forschungen zur braunschweiger Landesgeschichte‘ sowie der Publikationen des Instituts für Braunschweiger Regionalgeschichte gebildete Fachbeirat hat 2013 zweimal getagt, die eingereichten Manuskripte den verfügbaren Medien zugeordnet und im Hinblick auf eine Veröffentlichung begutachten lassen. Eine weitere Aufgabe für die nächste Zukunft ist die Unterstützung der Stiftungen bei der Konzipierung eines Verlagsvertrags.

1.2 Projekte

Vom 06. bis 09. Oktober 2013 führte der Geschichtsverein zusammen mit der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel anlässlich des 400. Todestages Herzog Heinrich Julius‘ ein internationales Symposium durch, dessen Titel: ‚Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg (1564 – 1613): Politiker und Gelehrter mit europäischem Profil‘ auf die in den Referaten berücksichtigten Aspekte des politischen Handelns auf Reichsebene und die Bemühungen um eine Stärkung der frühneuzeitlichen Wissenskultur hinwies. Es wurden 18 Vorträge von Referentinnen und Referenten aus fünf Ländern gehalten, Mitglieder des Geschichtsvereins haben sich intensiv beteiligt. Die Sektionen waren den Bereichen: ‚Landesherr und Reichspolitik‘; ‚Stadtrepublikanismus und Fürstensouveränität‘; ‚Repräsentatives Bauen und Kunst‘; ‚Gelehrter und Dramatiker‘ sowie: ‚Höfische Kultur und Wissenschaften‘ gewidmet.

Im Festvortrag zum Thema: ‚Die Repräsentation von Herzog, Hof und Herrschaft im Trauerzug von 1613‘ analysierte Brage Bei der Wieden die Struktur von Hof, Hofgesellschaft und Ständen, soweit sie sich in einer Bildquelle widerspiegeln. Zur Ergänzung des Vortrags war die Holzschnittfolge des Trauerzugs im Malerbuchkabinett der Bibliothek ausgestellt. In Verbindung mit der Eröffnungsveranstaltung hat die Capella de la Torre in einem Konzert auf historischen Instrumenten Werke gespielt, die Herzog Heinrich Julius gewidmet sind. Das Symposium fand am 06. und 07. Oktober in der Halle der Bibliothek und vom 08. bis 09. Oktober im Ratssaal des Wolfenbütteler Rathauses statt. Symposium und Konzert wurden von der Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz und der Stiftung NORD/LB-Öffentliche großzügig gefördert. Die Referate sollen in der Reihe des Geschichtsvereins publiziert werden.

Aus dem Nachlass von G. Kunisch stehen dem Geschichtsverein Mittel zur Verfügung, die zweckgebunden für ein Forschungsprojekt zur Waldgeschichte im Land Braunschweig verwendet werden müssen. Nach eingehender Diskussion mit Fachvertretern hat der Vorstand mit Herrn Dr. Peter-M. Steinsiek (Göttingen) ein entsprechendes Vorhaben mit der Überschrift: ‚Grundlagen und Eckpunkte einer Forstgeschichte zwischen Harz und Aller in der Frühen Neuzeit (1550-1800)‘ vereinbart. Herr Steinsiek ist fachlich umfassend ausgewiesen und wird das auf 18 Monate veranschlagte Projekt am 01.01. 2014 auf der Grundlage eines Werkvertrags beginnen. Die Ergebnisse sollen in der Reihe des Vereins veröffentlicht werden.

2. Veröffentlichungen

Das Braunschweigische Jahrbuch 93 (2012) enthält sechs Aufsätze, vier kleinere Beiträge, die Bibliographie zur Landesgeschichte sowie Rezensionen und Anzeigen. Die Aufsätze und Beiträge lassen erneut den Reichtum des Quellenbestands des Wolfenbütteler Staatsarchivs deutlich werden, der differenzierte Forschungen vom Mittelalter bis zur Geschichte des 20. Jahrhunderts ermöglicht und durch exemplarische Untersuchungen generelle Erkenntnisse erlaubt. – Als kommende Veröffentlichungen in den ‚Quellen und Forschungen‘ sind die Arbeit von Barbara Klössel-Luckhardt: Mittelalterliche Siegel des Urkundenfonds Walkenried sowie die Edition von Sibylle Heise: Just Heinrich Brinckmann/ Johann Christoph Bornemann: Hornburger Chronik 1701-1776 vorgesehen.

3. Vorträge

(Planung: Dr. Henning Steinführer; die Vorträge fanden im Städtischen Museum Braunschweig statt)

Peter Jungblut (München): Ein verteufeltes Leben. Simson Alexander David – Karriere eines Feindbilds (Biographie des in Braunschweig geborenen Publizisten, Geschäftsmanns, Kunsthändlers und Schriftstellers S. A. David; 18.10.2012).

Jörg Leuschner (Salzgitter): Zum 200. Geburtstag von Peter Wilhelm Friedrich von Voigtländer (Biographie des Pioniers der ehemaligen Braunschweiger Fotoindustrie; 15.11.2012).

Das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahr 1574. Der Atlas des Gottfried Mascop (Eröffnung der Ausstellung zum Atlas und Präsentation des Neudrucks mit Kommentar; 22.11.2012)

Stephan Huck (Wilhelmshaven): Soldat für Nordamerika – Lebenswelten Braunschweiger Subsidientruppen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (Untersuchungen zum Schicksal der ca. 4.000 Soldaten, die Herzog Karl I. 1776 England gegen Bezahlung zum Einsatz im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg überließ; 24.01.2013).

Peter Albrecht (Braunschweig): Karl I. und seine Zeit (Biographie des 1713 geborenen Herzogs und seine politischen Vorstellungen zur Entwicklung des Landes; 14.02.2013).

Matthias Meinhardt (Wolfenbüttel): Glaubenseinheit ohne Harmonie (Kirchen- und konfessionspolitische Beziehungen zwischen den Herzögen und der Stadt Braunschweig 1568 bis 1634; 21.03.2013).

Der für den 25.04.2013 vorgesehene Vortrag von Roxane Berwinkel (Wolfenbüttel): Freiherr Burghard von Kramm und die Braunschweigische Gesandtschaft in Berlin im 19. Jahrhundert musste verschoben werden und soll im Anschluss an die Mitgliederversammlung am 24.04.2014 gehalten werden.

4. Studienfahrten/Führungen

(Planung: Dr. Christian Lippelt)

16.03.2013 Heike Pöppelmann: Führung durch das ehemalige Benediktinerkloster St. Aegidien in Braunschweig: Erläuterungen zur Geschichte und den unterschiedlichen Funktionen des Gebäudes, u.a. Gefängnis (1832); seit 1906 nutzt das Braunschweigische Landesmuseum das Haus (18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer).

04.05.2013 Manfred Garzmann: Spaziergang durch die Geschichte Schapens: Lebens- und Arbeitsformen in einem alten Dorf; Erläuterungen der Fachwerkhäuserstrukturen (Bernhard Kiekenap) (16 Teilnehmerinnen und Teilnehmer).

25.05.2013 Christian Lippelt: Kassel – Auf den Spuren der Gebrüder Grimm: Besuch der Landesausstellung ‚Expedition Grimm‘ und Spaziergang durch Kassel auf den Spuren der Familie Grimm (17 Teilnehmerinnen und Teilnehmer).

29.06.2013 Thomas Krüger: Exkursion auf den Spuren des fürstlichen Landesausbaus unter Herzog Karl I.: Besuch der Ausstellung: ‚Arbeit, Holz und Porzellan. Carl I. und die Wirtschaftspolitik im 18. Jahrhundert in der Porzellanmanufaktur Fürstenberg‘; Wanderung durch den Solling mit Informationen über die durch Georg von Langen im Zeitalter der Aufklärung geprägte Forstwirtschaft des Fürstentums; Besichtigung von Schloss Bevern mit Fotoausstellung (21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer).

03.08.2013 Manfred Bertram: Führung durch das Heeseberg-Museum in Watenstedt: Vorstellung der Sammlungen des Heeseberg-Museums (Gevensleben) zur Agrar- und Handwerksgeschichte (21 Teilnehmerinnen und Teilnehmer).

31.08.2013 Christian Lippelt: Paderborn und Wewelsburg: Ausstellung: ‚Credo – Christianisierung Europas im Mittelalter‘ im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und Besuch der Wewelsburg: in der Renaissance Residenz der Paderborner Fürstbischöfe; im 20. Jh. zunächst Zentrum der katholischen Jugendbewegung, dann ab 1934 Planungen für eine SS-Schulungsstätte; heute bietet die Burg dem Museum des Hochstifts Paderborn Räumlichkeiten und zeigt eine Dauerausstellung zum Thema: Wewelsburg 1933-1945 (39 Teilnehmerinnen und Teilnehmer).

24.10.2013 Markus Mittmann: Führung durch die ehem. Bernhard-Rust-Hochschule in Braunschweig: Film über die Eröffnung der Hochschule 1937, die der Lehrerbildung während der NS-Zeit dienen sollte und Gang durch die Gebäude (22 Teilnehmerinnen und Teilnehmer).

16.11.2013 Heike Pöppelmann: Führung durch die Landesausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum: ‚Roms vergessener Feldzug. Die Schlacht am Harzhorn‘: Die Entdeckung des römisch-germanischen Schlachtfelds am Harzhorn (60 km sw. von Braunschweig) im Jahr 2008 mit einer großen Zahl gut erhaltener Relikte hat die Geschichte ergänzt, indem der Nachweis erbracht wurde, dass noch im 3. Jh. n.Chr. römische Truppen durch Germanien zogen. In der Ausstellung werden die Fundstücke in den Kontext der spätantiken Geschichte gestellt (33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer).

Verstorbene Mitglieder

deren Namen der Redaktion seit November 2012
bekannt wurden:

Joachim Schulze, Braunschweig († Februar 2013)

Hans-Günter Gatzke, Braunschweig († 19.02.2013)

Hermann Kuhr, Braunschweig († 06.03.2013)

Daniel Weßelhöft, Braunschweig († 12.03.2013)

Dietrich Frömsdorf, Goslar († 31.03.2013)

Dietrich P. Becher, Braunschweig († 28.05.2013)

Dr. Gudrun Busch, Bonn († 06.09.2013)

